

4 493



Otto Burger

Ni v/18

43.763

Acht Lehr= und Wanderjahre in Chile

Von

Professor Dr. Otto Bürger

Mit 36 Vollbildern und 2 Abbildungen im Text



Zweite,
wesentlich umgearbeitete
und ergänzte Auflage



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Leipzig 1923

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165945

Alle Rechte vorbehalten.



N-4490525

NH-64503/TMK

Vorwort zur ersten Auflage.

Im Februar 1900 erhielt ich von der Chilenischen Gesandtschaft in Berlin die Anfrage, ob ich geneigt wäre, einen Verwaltungsposten am Museum und eine Professur an der Universität von Santiago anzunehmen. Ich erklärte mich bereit und verblieb beinahe acht Jahre in Chile. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die langgestreckte Republik vom äußersten Norden bis zur Magelhaensstraße kennenzulernen, meistens im Auftrage der Regierung zu Studien ausgesandt. Ich vermochte mir also wohl ein Bild von Charakter und Bewohnern jener merkwürdigen Küsten zu formen, zumal ich von Anfang an darauf bedacht war, alles Kennzeichnende zu sammeln: Tiere, Pflanzen und Gesteine; — aber auch Beobachtungen an den vielfarbigem Menschen aller Schichten, dem seltsamen Gesellschafts- und Staatsorganismus und besonders über das so ungleiche Milieu, in dem sich das Leben des eigenartigen Mischvolkes, der reinrassigen Kolonisten und der Indianer abspielt. Das vorliegende Buch enthält sie. Es ist keine Landeskunde, aber es möchte immerhin ein Führer sein, dem Deutschen in der Heimat eine Vorstellung geben von jenen Tälern und Ebenen, welche die gewaltigen Kordilleren begleiten und durchbrechen, Stätten, die so blumenreich und gesegnet sind: im Süden mit Korn und zahllosen Früchten, im Norden mit kostbaren Erzen und Salzen, — und nicht minder von den Herren all dieser Reichtümer: dem Heer der Geknechteten, das sie hebt für eine in Saus und Braus lebende winzige Minderheit Privilegiierter, die sich stolz „la Jente“ nennt, und der breiten Masse, die zwischen Hoch und Niedrig genußhungrig anschwillt — ihrer Moral, ihren Leidenschaften und Zielen. Aber auch dem Deutschen in Chile

möchte dies Buch sich empfehlen, sei es zum Nachschlagen, sei es, um das Adoptivvaterland einmal in einem anderen Spiegel zu mustern.

Bekanntlich ist in Südamerika, nächst Brasilien, Chile früher am meisten durch die deutsche Einwanderung bevorzugt worden. Die großen Provinzen Llanquihue und Valdivia sind in hervorragendem Maße von Deutschen durchsetzt, desgleichen ziemlich stark die Frontera, so daß sich die „deutsche“ Zone etwa vom 37. bis 42. Gr. s. Br. ausdehnt. Daraus erhellt, daß unser Reich ein wesentliches Interesse an jenem südlichsten pazifischen Staatswesen besitzt und Orientierungen über dasselbe nicht zwecklos sein können.

Das Bild Chiles schwankt in deutscher Beurteilung zwischen sehr dunkel und sehr hell. Es gibt ausländische Kreise in Chile, welche es sich seit Jahrzehnten zur Aufgabe machten, das Land als Eldorado zu preisen, und gebildete Rückwanderer, die es einen Raubstaat ohnegleichen nennen. Sollte mein Buch in dem schroffen Gegensatz der Meinungen vermitteln und klären können, so wäre ein weiterer Zweck desselben erfüllt.

Lugano, 14. Juli 1909.

D. Veri.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Redaktion der neuen Ausgabe der ‚Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile‘ wurde wesentlich beeinflusst durch eine unter dem Titel ‚Chile als Land der Verheißung und Erfüllung‘ vom Verfasser im gleichen Verlage erschienene Wirtschaftskunde. In Anbetracht dieses Werkes glaubte sich der Autor berechtigt, die Erörterung von Fragen ökonomischer und politischer Natur einzuschränken oder ganz zu unterdrücken. Dafür gewährte er aber der Schilderung von Land und Leuten und insbesondere dem geistigen Leben der Bewohner des südlichsten Andenstaates einen größeren Spielraum. Ferner ergriff der Unterfertigte gern die Gelegenheit, manche Härte zu mildern und manches Urteil zu revidieren. Die Erinnerung bewahrt ja gottlob lieber die Licht- als Schattenseiten. Ihr sich überlassend, mußten viele, nunmehr als unliebsame Störenfriede empfundene Zeilen fallen.

Hoffentlich wird sich dieses Buch auch in seiner abgeklärten Fassung Freunde erwerben. Dieselben werden in ihm eine Ergänzung der obengenannten Wirtschaftskunde finden.

München, im September 1923.

Otto Bürger.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

	Seite		Seite
Paris — Santiago			1
	Seite	Ihre Besitzergreifung durch	
Spanische und portugiesische		die Chilenen	11
Häfen	2	Punta Arenas	12
Kap Verden	5	Indianer	13
Auf hoher See	6	Klima von Punta Arenas . .	14
Pernambuco	7	Landschaftliche Schönheit	
Bahia	8	der westlichen Straße . .	15
Rio de Janeiro	8	Concepción	17
Vor Montevideo	10	Rein ist, Chile, deines Him-	
Einfahrt in die winterliche		mels Bläue	18
Magelhaensstraße	11	Am Ziel	18

Zweites Kapitel.

Von Santiago nach der Insel Chiloë	19	Vor Chiloë; San Carlos de	
Santiago — Valparaiso: ein-		Ancud	39
geschleppte und einheimi-		Der Chilote	43
sche Pflanzen	20	Huilliches	44
Ranchos; Gebirgsszenerie;		Indianische Erinnerungen .	45
Henry Meiggs	24	Ein Curanto	45
Chiles Kanaan; die Land-		Auf dem Estuario Pudeto .	46
stadt	25	Die Waldränder	47
Kulturlandschaft; Dampfer-		Ein chilotisches Landschafts-	
fahrt an der Küste: was		bild	48
den Passagieren alles ge-		Tierleben	49
boten wird	26	Huillinco, eine junge Kolonie	50
Schneedome; Steinkohle; Na-		Urwald	53
huelvutagebirge; Contulmo	31	Tepuáles	57
Die Weinstadt Tomé; von		Zypressen und Alerzes . .	58
Braunkohlenlagern und		Mariscos (Meeresfrüchte) .	59
einer schönen Nonne . .	28	Tierleben des Ebbestrandes .	61
Caupolicán, ein heldenhafter		Genießbare Algen	63
Indianer	30	Verunglückte Fischeransied-	
Lebu; Corral, der Hafen Val-		lungen	63
divias	32	Abschiedsstimmung	64
Urwald und blumenreiche			
Gefilde	33		

Drittes Kapitel.

Seite

Die Frontera	65		
		Seite	
Von Santiago nach Villarica:			Bedeutung der Missionen für
das Längstal	65		die Indianer
Die Bäder von Cauquénes	67		Ausraubung und Vernich-
Talca; Rio Maule; Chillán .	69		tung der Indianer mit
Wald der Kordillere; die			Feuer und Schwert . . .
Thermen von Chillán . . .	69		Chilenische Justiz
Concepción, die Metropole			Leben und Ende eines Aben-
des Südens; Städte der			teurers: der Contratista de
Frontera	72		Gobierno; „Don Luis er-
Temúco	76		trunken!"; die Totenmesse;
Die Wälder der Araukania	80		ein seltsames Begräbnis;
Villarica	82		das rote Herz
Der Villaricasee	84		Ein Blumenpaß; der andine
Der Vulkan Villarica	84		Wald; alpine Vegetation;
Villaricas Geschichte	85		Araukarien und Ñir-
Die Bayrische Kapuziner-			res
Mission	87		Vom Tierleben der Wälder
			Candelaria
			101
			102

Viertes Kapitel.

Die Araukaner oder Mapúches	104		
Einleitung	104		Begräbnis
Rassenmerkmale	105		Vom Jenseits
Kleidung	106		Ngillatún
Silberschmuck der Frau . . .	107		Chuécaturmier
Die Ruca	108		Kunstfertigkeiten
Hausgerät	109		Musik und Tanz
Vom Essen	110		Die poetische Ader: Fabeln,
Heirat und Kindtaufe	111		Märchen u. Gedichte 132—138
Reichhaltigkeit der Sprache			Dialekte und Stämme . . .
in Bezeichnung der Ver-			Purutún
wandtschaftsgrade	114		Waffen und Kampf
Charakter	115		Der Sieg Lautáros und Un-
Vom vielen Trinken	116		tergang Pedro de Val-
Götter und Halbgötter . . .	117		divias
Sintflut	119		Der endliche Friede von
Die Machi (Priesterin) . . .	119		1872
Machitún (Gesundbeten) . .	120		Der prähistorische Indianer
Heilpflanzen	122		Invasión incasica
			145

Fünftes Kapitel.

	Seite
Die deutschen Kolonien	146
	Seite
Valdivia	147
Die ersten deutschen Einwanderer	150
Karl Anwandter	151
Der Valdivianer von heute	153
Rückblick auf die geleistete Kulturarbeit	154
La Unión und Rio Bueno	155
Osórno: Frühe Blüte; Untergang; Wiedererstehung	157
Kultusfreiheit, nicht Parität	159
Großartiges Panorama des Seno von Reloncaví	160
Puerto Montt	160
Konfessioneller Hader	162
Ein fanatischer Jesuit	164
Der Ausbruch des Vulkans Calbúco	166
Am Llanquihuesee	168
Die chilenische Schweiz	170
Vegetationsbilder	170
Was den Deutschen not tut	173
Moderne ‚Kolonisation‘	174
Das Deutschtum in Chile	176
Angelsachsen und Deutsche	177

Sechstes Kapitel.

In die Cordillera de los Andes	178
Curicó, eine mittelchilenische Provinzialhauptstadt	179
Der Huáso	180
Palladores	181
Der Chilene ist Antivereinier	182
Ausrüstung und Proviant	183
Auf der Landstraße	185
Vorkordillere: Blumen und Vögel; die Diúca; die Lazcáños; Topeadura; der Wald; Pagageien, Cortacorriente, Tauben Tapacúlo und andere gefiederte Gesellen	186—195
Die Landschaft	196
Auffallende Insekten	198
Retamales (Ginstergebüsch)	196—200
Hochkordillere: Landesgrenze und Wasserscheide	203
Der Planchongletscher	205
Die Schwefelbäder	206
Der Vulkan Peteróa	207
Alpines Pflanzen- und Tierleben	210
Ein Schneesturm	217
Im Tale des Rio Claro: Bremsen; Robles und Zypressen	217—220
Landwirtschaft: Inquilinos; Ackerbau und Viehzucht; Trilla und Rodéo	221—227

Siebentes Kapitel.

Santiago	228
Gründung und Gründer	229
Das alte Haus	232
Der Salon	234
Vom Parque zur Plaza	234
Brand der Compañía	236
Calle Bandera	236
Wie sich das Weichbild der Stadt entwickelte	237
Conventillo und Casita	239
Die Acéquia	241
Santiagos Silhouette	242
Stadtrat und Budget	243

Seite	Seite		
Die Quinta Normal	244	Zaubererschulen; vom Hei-	
Chilenische Kunst	245	raten und Waschen	255
Die Kasten: la jefte; Her-		Fremdenhaß	257
kunft der weißen Chilenen;		Wohnungsanzeigen: „Man	
el mediopelo, Mittelstand;		zieht Ausländer vor!“	258
el róto	247—252	Der Gringo	259
Die ‚Palomilla‘	252	Toiletten und Luxus	260
Volkscharakter	252	Pijes und Futres	260
Der Mischling	255	Von Titeln und Anreden	262

Achstes Kapitel.

Der Hauptstadt Fest- und Trauertage	263	Volksbelustigungen	286
Die Santos; Cuécas und To-		Remates	287
nadas	263—268	Der Mob als Herr	288
Volkstümliche Lieder und		Ein protegiertes Saquéo	289
Romanzen	268—272	Die Feste: Pascua; Semana	
Die Remolienda im Himmel	272	Santa; El mes de la cruz; *	
Eine Tertulia bei Espumillas	273	Dieziocho	291—296
Die Frau aus dem niederen		Prozessionen	296
Volke	277	Von Engeln und Gevätern	297
Ein Tag in der Hauptstadt:		Auf dem allgemeinen Fried-	
Straßenleben. Die Señora		hof	298
in der Elektrischen. Korso.		Der Tag der Toten	303
Chilenische Schönheiten	280	Die Tragödie von Lo Cañas	305
To go shopping	283	El velorio del anjelito	307
Tanda und Stadttheater	285		

Neuntes Kapitel.

Santiagos Umgebung im Wechsel der Jahreszeiten	309	Frühling!	320
Nuñoa	310	Sommer und Herbst	323
Der San Cristóbal	311	Was im Garten blüht	322, 324
Apoquindo	312	Chile das Land der Früchte	324
Puente Alto	313	Die Fahrten der Erdbeere	326
San José de Maipo	313	Von Kirschen und Pflir-	
Peñaflores	314	sichen	326
San Bernardo	314	‚El que nisperas come‘	327
Santa Inés	315	Im ‚Portal‘ und auf der	
Der Busch Mittelchiles	316	‚Plaza‘	327
Das St. - Johannis - Sommer-			
chen	319		

Zehntes Kapitel.

Seite

Klima, Krankheiten und Verbrechen. Das Erdbeben vom	
16. August 1906	330
	Seite
Klima: Eigenart; von Nord nach Süd; Sonnenschein und Regen, Fröste und Nebel, Stürme und Gewitter im Jahresdurchschnitt	330—332
Mittlere Monatstemperaturen	332
Enorme Temperaturdifferenzen innerhalb 24 Stunden die Regel	334
Vom Barometer	335
Krankheiten; solche der Atmungsorgane an erster Stelle	336
Erschreckliche Kindersterblichkeit	337
Prophylaxis	338
Blatternepidemien	339
Langlebigkeit	340
Volksbewegung	341
Verbrechen: Der betrunkene Róto; Asálto und Saltéo; 95,66 Morde auf 100 000 Einwohner; 2,3 Prozent der Bevölkerung passiert die Gefängnisse und Zuchthäuser; eine traurige Statistik; das Volk verteidigt die Übeltäter; der ‚Infeliz‘; Vollzug der Todesstrafe	342—349
Das Erdbeben vom 16. Aug. 1906: Verlauf und Wirkung in Santiago und Valparaiso	349—358
Seine Ursachen nach Santiaguiner Zeitungen	359

Elftes Kapitel.

Bildungsstätten, Literatur und Wissenschaft, Presse und Sprache . 360	
Die ersten Lehrer Jesuiten	360
Spottverse auf die Jesuiten	362
Geburt der Staatsschulen	362
Die Universität	363
Drohnen und Arbeiter	364
Der ordentliche Professor	365
Fakultätssitzung	366
Clases	367
Studien und Studenten	368—371
Besuch der Hochschulen	369
Mittelschulen	372
Instituto Nacional	373
Lehrplan der Liceos	374
Volksschulwesen	375
Der Kontraktprofessor	376
Staatsaufwand für jeden Schüler und Studenten	377
Staatspensionäre	378
Die geistlichen Konkurrenzinstitute	378
Analphabeten	380
Schreibfreudigkeit des Chilenen	380
Die Annalen der Universität	381
Über etliche ‚Größen‘	381
Ein wissenschaftlicher Kongreß	384
Literatur: Historiker, Philosophen, Lyriker und Epiker, der Satyriker Joaquin Vallejos, Novellisten, Dramatiker, Natur- und Sprachforscher	384—391
Die Zeitungen	391
Sprache	393
Der chilenische Jargon	393

Zwölftes Kapitel.

Seite

Von Valparaiso nach Zapallar	397		
	Seite	Klima	407
Quillota	397	Viña del Mar	408
Limache	400	Die chilenische Palme, Palmenhacienden und Palmenhonig	409
Quilpué	400	Weinbau	411
Valparaiso: Eindruck von der See aus	400	Zapallar, eine junge Villenkolonie	413
Ein Gang durch die untere Stadt	402	Chahuál und Tordo	415
Die Cerros	404	Vegetation der Küste	416
Vom Hochhandel	405	Die chilenische Pflanzen- und Tierprovinz	417—432
Zweimal feindliche Kriegsschiffe	406		

Dreizehntes Kapitel.

Die Minen-Provinz Coquimbo	433		
Coquimbo	433	Nach Elqui	450
Die Chinchilla	435	Gold, Silber, Kupfer und Eisen	450
Frühlingsflora im Kakteenbusch	438	Vom Lulo	452
Der Bischof von Serena	440	Das Wasserrecht	454
La Serena	441	Dieziocho in Coquimbo	454
Nachi Ovalle	443	Edelfische des Meeres	455
Der Wald von Fray Jorje	444	Strandfauna	456
Von Minen und Bergleuten	445	Ein Fall von Symbiose	456
Das Fest der Jungfrau von Andacollo	447	Ein ernster Naturforscher	457

Vierzehntes Kapitel.

In die Salpeterwüsten	458		
Caldera	458	Iquíque, die ‚Königin der Wüste‘	467
Frühling	460	Der chilenische Nationalheld	469
Copiapó	461	Jahreswende in Caváncha	471
Juan Godoy	461	Die Salpeter-Oficina San José	472
Die Küste des nördlichen Chile	461	In der Wüste	473
Taltal	463	Gewinnung und Aufbereitung des Salpeters	476
Antofagasta	464	Arbeiter und Streiks	479
Auftakt zum Salpeterkriege	464	Herkunft des Salpeters	480
Guano	467		

	Seite		Seite
Das Leben in der Oficina	482	Wirtschaftliche Bedeutung	
Klima, Pflanzen- und Tier-		der Salpeterprovinzen . . .	488
leben im Bereich der		Die Atacameños, ein win-	
Wüste und Puna	484	ziger Indianerrest	489
Salares	488		

Fünzehntes Kapitel.

Die Oasen von Arica und TÁCNA	491		
Piságua	491	TÁCNA	496
Caleta Buena	492	Chinesen und Aimaráes . . .	498
Arica	492	Eine paradiesische Schlucht	499
Die „Question“ von TÁCNA		Die Quena und ihre Ge-	
und Arica	492	schichte	501
Der Strand	495	Vom pazifischen Krieg . . .	503
Jentiles	496		

Sechzehntes Kapitel.

Heimwärts	505		
Was den Abschied leicht		Natur und Kultur westlich	
machte	505	und östlich der Anden . . .	511
San Felipe	506	Die Pampa	511
Los Andes	507	Buenos Aires	512
Der Uspallata-Paß	508	Ein letzter Rückblick . . .	512
Historische Erinnerungen . . .	509		

Verzeichnis der Vollbilder.

1. Die Bai von Ancud. Vorne Tiques (*Aextoxicum punctatum*), im Hintergrunde Ancud.
2. Chilotische Landschaft. Im Vordergrund roter Fingerhut und Ratonera (*Hierochloa utriculata*).
3. Der Mañiu (*Saxegothea conspicua*). Aus dem Urwald Chiloës.
4. Cói hues (*Nothofagus dombeyi*). Waldrand am Pudeto.
5. Webende Chilotin.
6. Pehuénés (*Araucaria imbricata*). Am Vulkan Laima.
7. See und Vulkan Villarica.
8. Anwesen junger Kolonisten im Walde bei Villarica.
9. Caupolicán mit der krummen Keule. Standbild im Park von Lota.
10. Eine Mapuche-Familie. (Die Frau mit reichem Silberschmuck.)
11. Auf dem Friedhof der Mapuches.
12. Valdivia. Am Rio Calle-Calle. Die Anwandtersche Brauerei. (Blick auf die Insel Teja.)
13. La Union. An der Plaza (Kirche und Polizei).
14. Puerto Montt. Blick in die Calle Varas. (Links der Gipfel des Vulkans Calbúco.)
15. Deutsches Kolonistenidyll auf der Insel Tenglo bei Puerto Montt.
16. Der Maitén (*Maytenus boaria*). Aus der Kordillere von Curicó.
17. Im Tal des Teno. Im Hintergrunde der Cerro Colorado. Aus der Kordillere von Curicó.
18. Der Planchon-Gletscher. Aus der Kordillere von Curicó.
19. Stirnmoräne des Planchon-Gletschers. Aus der Kordillere von Curicó.
20. Der Vulkan Peteroa. (In der Mitte ein Gletschertor.) Aus der Kordillere von Curicó.

21. Im Tal des Rio Claro. Blick durch Zypressen auf den Planchon. Aus der Kordillere von Curicó.
 22. Karrenfelder im Cajon Punilla. Aus der Kordillere von Curicó.
 23. Die Zypresse der Kordillere (*Libocedrus chilensis*). Aus der Kordillere von Curicó.
 24. Versammlung von Huásos zum Rodéo. Aus einer Hazienda Mittelchiles.
 25. Comida im Freien am Mapocho. Aus Santiago.
 26. La Cuéca. Die Fonda am 18. September.
 27. Dorfschule von Zapallar. Kinder der Inquilinos.
 28. Zapallar, eine Villenkolonie am Meere.
 29. Chahuál (*Puya coarctata*) und Quisco (*Cereus chilensis*). Strandvegetation bei Zapallar.
 30. Quiscos (*Cereus coquimbanus*). Am Boden *Bahía ambrosioides* und *Heliotropium stenophyllum*. Frühlingslandschaft bei Coquimbo.
 31. Ovalle, eine Landstadt Mittelchiles.
 32. Ein malerischer Winkel in Ovalle. Vorfeststimmung zum Dieziocho.
 33. In der Salpeterwüste Tarapacá. Die nach Salpeter umgebrogene Umgebung der Oficina San José.
 - 34/35. Pisagua, der nördlichste Salpeterhafen.
 36. Ein Blick auf die Oasenstadt Tacna.
-



Erstes Kapitel.

Paris — Santiago.

Spanische und portugiesische Häfen. — Kap Verden. — Auf hoher See. — Pernambuco. — Bahia. — Rio de Janeiro. — Vor Montevideo. — Einfahrt in die winterliche Magelhaensstraße. — Ihre Besitzergreifung durch die Chilenen. — Punta Arenas. — Indianer. — Klima von Punta Arenas. — Landschaftliche Schönheit der westlichen Straße. — Concepción. — Am Ziel.

Die Pariser Weltausstellung, in welcher die Kulturvölker die Fortschritte des vollendeten Jahrhunderts zu einer letzten Heerschau vereinigt hatten, lag hinter mir. Ich befand mich an Bord der ‚Oravia‘, eines stattlichen Doppelschraubendampfers der Pacific Steam Navigation Company, welcher mich in 35 Tagen nach Chile bringen sollte, das Albert Malsch sieben Jahre später den ‚letzten Winkel der Welt‘ genannt hat. Freilich damals, am Pfingstsonntage, dem 3. Juni 1900, glaubte ich dem England oder Preußen Südamerikas zuzusteuern, denn ich stand im Banne der verheißungsvollen Worte, welche ich über das fremde Land in Berlin und Paris auf den chilenischen Gesandtschaften gehört hatte.

Meine Einschiffung erfolgte in La Pallice um 8 Uhr früh. Mittags fuhren wir bereits unserem nächsten Ziel, dem spanischen Hafen Coruña, entgegen. Ich freute mich trotz der Abschiedsstimmung über den Ernst und den nasalen Akzent, mit welchem der etwas korpulente Schiffsarzt, Vollblutengländer, unter Anleitung einer jungen Dame, offenbar Südamerikanerin, übte: tengo un libro; leider hat dieser frühe Eifer, in das Idiom Kastiliens einzudringen, nicht angedauert. Konsequent und hartnäckig blieb er nur in einem: er verschrieb die ganze Reise hin-

durch jedem Zwischendecker, der ihn konsultierte, Meerwasser, was ihm alsbald den Namen ‚Doctor Salado‘, Doktor Salzig, eintrug.

Das Schiff war mäßig besetzt, denn die südliche Hemisphäre hatte Winter. Diejenigen, welche der Küste des Stillen Ozeans zustrebten, waren fast ausschließlich Europäer.

Am 4., in der Morgenstunde, tauchte das Kap Ortegal auf: ein schmaler, hoher, weit ins Meer vorgeschobener Gebirgsgrat, der in mächtige Felspfeiler ausläuft, die ihn wie Wellenbrecher beschützen. Bald darauf La Coruña, das sich auf kahler Gneisküste, die sich wellig ins Meer senkt, aufbaut, eine Fischer-, eine Minen- und Handelsstadt. In der Nähe befinden sich bedeutende Eisenlager, und die Sardine tritt gelegentlich in solch kolossalen Mengen auf, daß man Öl aus ihr bereitet. Übrigens weckt dieser Hafen auch außerordentliche historische Erinnerungen, denn von hier segelte 1588 Philipps II. ‚unüberwindliche‘ Armada gegen Britanniens Küste.

Inzwischen erschienen mit Zollwächtern, die in Sporen einherschritten, fruchtebeladene Boote. Mit Kirschen, Aprikosen, Äpfeln, eingemachten Oliven und Sardinienbüchsen, wohl verpackt in Basttaschen, eröffneten lärmende Gesellen einen lebhaften Handel nach der III. Klasse.

Denselben Abend lagen wir vor Carril, in der prächtigen Bucht von Arosa, umrahmt von wundervollen, hohen Gebirgsstöcken mit scharfen, abwechslungsreichen Konturen. Davor hügelig Gelände mit Kiefernwäldchen und reichlichen Feldern. Der Ort wird durch ein Kastell gekrönt. Mächtige, isolierte Granitschollen ragen aus dem Meere auf, indes die Berge jene merkwürdigen, an Hünengräber oder vorzeitliche Steindenkmäler erinnernden Haufen von Felsblöcken tragen. Unzählige Möwen, fliegend und schwimmend, gackernd und schreiend.

Mit Vigo, dessen wir am 5. morgens ansichtig wurden, besuchten wir den letzten spanischen Hafen. Wir liefen in einen tiefen Golf ein, den die Stadt zu umfassen

trachtet, welche zurzeit in Festfreude schwamm; die Musik tönte von ihrer Plaza zu uns herüber. Wiederum Zollwächter, aber diesmal mit Gewehren, und eine Flut von Händlern mit Ansichtskarten, Kastagnetten, Tamburinen und Fächern, die grell gemalte und vergoldete Szenen aus den Stierkämpfen zeigten. Alles wahrscheinlich ‚made in Germany‘. Zwei englische Kreuzer benutzten die Bucht zu Übungen. — Nunmehr hielt sich unser Schiff hart an der Küste, auf deren schmalem Saume sich Dorf an Dorf reiht, vom Hinterlande durch massive, wenig zerklüftete, steil und jäh ansteigende Gebirge getrennt. Schon am Abend folgten wir den portugiesischen Gestaden, die im Gegensatz ein niedriges, welliges, dicht mit Kiefern bestandenes Hügelland darboten.

Leixoes, der künstliche Hafen von Oporto, den mächtige, weit ins Meer sich streckende Dämme erzeugen. Ein gelb- und weißgetünchter Häuserkranz mit niedrigen, hellroten Dächern und eingestreuten Kiefern. Ganz neue Fabrikgebäude am Strande: die erwachende Industrie.

Am 6. morgens Lissabon. Wir fuhren in die breite Mündung des Tejo. Jederseits Hügel, im Süden von gezackten Gebirgen überragt, die in blauer Ferne verschwimmen. Dicht vor uns die stolzen Baudenkmäler aus Portugals großer Zeit. Gleich am Strande die vier-eckige, wuchtige Torre de Belem mit ihrem Zinnenkranze und Balkonen und das reich gegliederte, in seltsam phantastischer Gotik aufgeführte Kloster des Heiligen Hieronymus, in dem Vasco da Gama die Nacht zum 8. Juli 1497 vor Antritt seiner Entdeckungsfahrt verbrachte, und wo er zwei Jahre später bei seiner Rückkehr aus Ostindien von Emanuel I. empfangen wurde; auf der nahen, breiten Anhöhe das prunkvoll begonnene, aber unvollendete Schloß Ajuda, Residenz der Königin Maria Pia. Hoch oben auf den Hügelketten ragen wie Wächter Windmühlen empor. Die meisten strecken heute träge ihre Arme in die Luft. Die Stadt selbst steigt amphitheatralisch an zwei Bergen hinauf, durch einen Grat miteinander verbunden, und senkt sich zum Meere und Flusse hinab.

Die Häuser leuchten rot und weiß. Im Stil der öffentlichen Bauten überall maurische Motive. Glanzpunkte: die Avenida der Freiheit und die Plaza o Rocio mit dem Theater und dem Standbilde Dom Pedros IV., des ersten Kaisers von Brasilien, welcher während seines kurzen Königtums in Portugal diesem die Konstitution gab. Überall die üppigsten, stammlosen Palmen. In den Straßen viel dunkle und selbst schwarze Gesichter und die grellroten Uniformen der Soldaten.

Dann folgten zwei Tage Meerfahrt. Das grüne Wasser verwandelte sich in tiefblaues. Die ersten fliegenden Fische erschienen. Am 8. sighteten wir die Kanarischen Inseln. Wir fuhren mehrere Stunden an Teneriffa entlang, zwischen diesem und Las Palmas. Es war dunstig, und wir sahen den Pico Tenerife über die Wolkenstreifen hinausragen. In kurzer Zeit begegneten wir sieben Dampfern; wir befanden uns in der afrikanischen Fahrstraße. Dann wieder Himmel und Meer. Man richtete Spiele ein — das beliebte Shuffle-Board gewann sich feste Verehrerkreise — und die Zwischendecker, die wir bequem beobachten konnten, schnell miteinander bekannt geworden, begannen zu musizieren und zu tanzen. Nach der Handharmonika, bald eine ernste, langsame Polka, bald einen wirbelnden Zehentanz, in dem zwei Spanier Erstaunliches leisteten. Auch mit ‚Müller von hinten‘ vergnügten sie sich, oder ‚alle Bäume wechseln sich‘, und dabei war es besonders darauf abgesehen, auf Kosten von zwei jungen Türken zu lachen, die schon die Reise von Syrien nach Lissabon hinter sich hatten und nach Bolivien wollten. Sie mochten sich inmitten der vielen Spanier, deren Sprache sie nicht beherrschten, ein wenig einfältig anstellen. — Und wie unten, so oben, nur daß bei uns Klavier und Geige den Takt hielten. Indes tanzten die jungen Engländer wilder als irgend sonst wer.

Der 10. war Sonntag. Die Spiele verschwanden. Ein sonnenheller Tag. Das Meer festlich ultramarin. Die Kämme der Wellen mit krausem Schaum, oder, wenn sie

brachen, kristallklar, durchsichtig, smaragd- oder amethystfarben. Abends die Kap Verde-Inseln. Ringsprachtvolle Gebirge mit bizarren und ungemein scharfen Umrissen. Alles plutonisch. Vielleicht Reste eines gewaltigen Vulkans. Die Bergabhänge nackt. Aber dennoch in prachtvollen Farben spielend: blaugrün oder gelbrot, je nach der Sonne und der Beschaffenheit des Gesteins. Als riesige, einheitliche Gebirgsmauer präsentiert sich die Insel San Antonio. Wir ankerten bei der Insel San Vincent und dem gleichnamigen Städtchen, das an einer geräumigen Bucht gelegen ist. Auch hier fast im gesamten Umkreis hohe Bergketten, alle orangefarben, und deren eine das Profil des ruhenden Napoleonhauptes erkennen läßt. Die Stadt ist neu und eben am Meere gelegen. In den sandigen Tälern Wäldchen niedriger, buschiger Tamarisken, Tarafos genannt, die in der Windrichtung gebeugt sind. Ich fand nur drei Kräuter: eines wie Lavendel duftend, ein anderes mit kleinen, blauen Lippenblüten und ein drittes sehr stark stachelig behaartes. Das wuchs zerstreut im Sande. Trotzdem begegneten wir Ziegenherden und scheuchten Heuschrecken auf. Die vielen Krähen und die großen, graugelben, kahlköpfigen Aasgeier, welchen der uns begleitende Negerjunge den Namen Passarol gab, mögen am Strande ihre Nahrung finden. Wie unendlich öde erschien die Landschaft nach dem Gebirge zu, dessen höchste Erhebung sich im Gewölk verlor! Hier und dort ein Kreuz oder Heiligenbildchen in einen Steinhaufen gesteckt. Kein Garten, kein Feld. Gemüse und Früchte liefert das fruchtbarere San Antonio. Das Geld, sie zu kaufen, der Verdienst, den die Schiffe bringen. In den Straßen hohe, gelbblühende Malvensträucher. Auf der Plaza Kokospalmen. Im Garten des französischen Konsuls aber blühten Oleander und Geranien und erhoben sich auch Dattelpalmen. Die Häuschen sind weiß getüncht, meist einstöckig und sehr gut im Stande. Bei vielen sind die Mauern mit einem Kranze von Zinnen besetzt, was den Häusern etwas Apartes, ich möchte sagen Orientalisches,

verleiht, trotzdem die Dächer sämtlich in ziemlich steiler Schrägung abfallen.

Jedes Schiff versetzt die Jugend des Städtchens in Aufregung. Haufen von Neger- und Mulattenknaben zeigen ihre bekannte Tauchergeschicklichkeit an den ins Meer geworfenen Münzen. Aber auch alles andere, was abfiel, wurde gierig gesammelt, selbst Streu, deren man sich entledigte. Früher fischte man hier Korallen, heute verkauft man nur noch solche und versichert, es seien echte kapverdische.

Es folgten schwüle Tage. Der Horizont starrte oft in schweren, schwarzen Wolken. Aber die Nächte mit prachtvollem Mondschein. Am 12. Konzert am Oberdeck. Das Programm zählte 14 Nummern. Klavier, Violine und Flöte wirkten zusammen und einzeln. Die jungen Engländer sangen mit viel Bravour, aber ohne Gehör und Stimme. Es war in der Zeit des Burenkrieges, und so zeigte sich der Patriotismus der Söhne Albions offener und lebhafter und ließ das ‚God save the Queen!‘ wie ein Trutzlied ausklingen. Der 13. verlief stürmisch in der III. Klasse. Einem Zwischendecker war sein Gurt mit Uhr und 20 Franken gestohlen. Jedoch machte man den Dieb, einen Spanier, schnell ausfindig. Er wurde in Ketten gelegt und sollte in Pernambuco ausgesetzt werden, obwohl er ein Billett bis Buenos Aires gelöst hatte. Den nächsten Tag passierten wir den Äquator, ohne den bei dieser Gelegenheit auf manchen Schiffen beliebten Taufumult, und St. Pauls Rock, eine einsame Felseninsel, die Millionen Vögel bewohnen und der Sammelplatz zahlloser Haie ist. Sie leuchtet weiß von Vogelmist. Am 15. erblickten wir wiederum eine Insel, Fernando Noronha, ein langgestrecktes, niedriges Eiland mit verschiedenen charakteristisch geformten, spitzen Erhebungen. Es gilt als ziemlich fruchtbar. Die Palmenhaine sind gut zu erkennen. Die Stadt verbirgt sich hinter einer Landwelle. Der Strand bricht jäh ab. Die vorspringenden Felsen bedeckt eine graugelbliche Masse,

Guano; denn auch hier nisten Tausende von Möwen. Ich habe nie so viele fliegende Fische gesehen wie in dieser Gegend. Sie schossen in dichten Schwärmen über die Flut. Fernando Noronha diente Brasilien in der Kaiserzeit als Verbrecherkolonie.

Der Tag war sonnig und heiter gewesen, eine frische Brise kräuselte das Meer. Gegen Abend aber scholl sie zum Sturme an und jagte Sturzwellen am Schiffe empor, die noch das Zwischendeck erreichten. Viele seiner Gäste wurden seekrank, aber andere bewahrten guten Humor und benutzten eine Weinkanne als Tamburin, Tanzakte schlagend. Gegen 10 Uhr brach der Mond hervor und zauberte im Westen eine wundervolle Erscheinung, einen Mondregenbogen. Er wölbte sich ungemein hoch und anfangs doppelt, aber ohne Farben, fast weiß. Dennoch war er der Vorbote besseren Wetters; der Morgen wurde schön. Das Meer erschien grün; in den zerstiebenden Wellen, welche das Schiff erzeugte, das bunte Sonnenspektrum. Um 9 Uhr Pernambuco flachhügelige, bewaldete Küste. Anscheinend sehr dichter und sehr gemischter Palmenwald, nur am südlichen Strande reiner Kokosbestand. Nördlich erblickten wir Olinda, den Sitz des Erzbischofs. Pernambuco ist ein verkehrsreicher Hafen, der durch eine natürliche Felsmauer — Récife — wie durch einen Molo geschützt wird. Danach wird der Ort auch Récife genannt und steht so im Schiffsjournal. Den Eingang in den kanalartigen, vom Récife abgetrennten Meeresarm kennzeichnet ein stattlicher Leuchtturm. Die Stadt liegt recht freundlich. Uns zunächst die Schornsteine der Zuckerfabrik, in der Caña, Zuckerrohr, verarbeitet wird. Das Meer ist grün bis moosgrün à la Jugend gefärbt, und die Wolken werfen tiefdunkelgrüne oder ultramarine Schatten. Auf der offenen See schaukeln kleine Flöße, Jangagas, die zwei Bänke tragen und, mit einem Liliputanermast und Segel ausgerüstet, einen überaus verlorenen Eindruck in der Wasserwüste machen. Trotzdem wagen sich diese Fahrzeuge weit hinaus. Es werden Modelle

von ihnen angeboten und auch Papageie (5 Schilling), und Melonen.

Nachmittags befanden wir uns auf hoher und bewegter See mit der Nachricht, daß die Pest in Rio zunimmt und die Buren geschlagen wurden. Den 17. Juni zwischen 5 und 6 Uhr abends Einfahrt in die wundervolle Bucht von Bahia. Wir umfuhren eine schmale, lange Landzunge, hinter der die Stadt Bahia (weite Bai) terrassenförmig aufsteigt. Die Gipfel der Hügel krönt Victoria, die Villenkolonie der Reichen. Bahias Häuser leuchten rosa, weiß und gelb, alle haben graurote Dächer, und zwischen alle drängt sich das saftige Grün, namentlich vieler Palmen. 14 Kirchen zählen wir, fast ausnahmslos die Fassade, welche sie uns zukehren, von zwei Türmen flankiert. Ein altersgraues, kreisrundes, aber nur wenige Meter hohes Fort schiebt sich weit in das grüne Meer vor. Strand und Hügelstadt sind durch einen Elevator und zwei Drahtseilbahnen verbunden. Aber noch näher als Bahia kam uns der Badeort Itaparika, ein Nest lieblicher Villen im dichtesten Grün; im Vordergrunde die Wälder der Kokospalme mit den grauen, oft geneigten, hohen Stämmen und der helmzierartigen Krone. Am Strand von Bahia gewinnt man den weißen Monazitsand, welcher das Thorium der Auerglühlichtstrümpfe enthält. Abends sahen wir den halben Mond wie eine Wiege am Himmel aufgehängt. Die nächsten Tage spannte sich ein merkwürdig blaßblauer Himmel über uns aus, und tropische Regengüsse gingen nieder. Häufig erblickten wir die Fontänen der Walfische. Große Möwenscharen verrieten die Nähe des Landes. Wir befanden uns (19.) in der Höhe des Kaps St. Thomé. Die Spiele belebten sich: Shuffle-Board und Deck-Billard, der Hahnenkampf mit dem Kikeriki, das Damenrennen mit Nadeleinfädeln u. a.

Am 20. sehr früh Rio de Janeiro. Ich hatte vor langen Jahren einmal ein Gemälde von Rio gesehen und war wie benommen davon gewesen. Die Wirklichkeit übertraf es. Ich kann mir nicht denken, daß es einen Hafen gibt, der den wunderbaren Zauber und so ganz

märchenhaften Reiz besitzt wie dieser der Ostküste Südamerikas. Das ist wirklich wie ein Bild aus ‚Tausendundeiner Nacht‘! Eine gewaltige Stadt, deren mit Kuppeln und Türmen gekrönte weiße Paläste und Kathedralen sich so wundervoll präsentieren, umrahmt von einer tropischen, noch herrlich wuchernden Natur. Und Golf und Küste gegliedert; jener mit phantastischen Felsen und Inseln, diese mit mächtigen Gebirgen, und das alles umschlungen und bedeckt von jenem Chaos von Bäumen, Sträuchern, Schlinggewächsen, Palmen und Farnen, wie sie diese Breiten erzeugen. Von den Höhen, die das Gewölk streift, bis zum Strande üppiger Pflanzenwuchs, der auch das Häusermeer der Stadt durchwebt und sich netzt und spiegelt im tiefblauen Meer.

Wir wurden mit Kanonendonner empfangen, aber er bedeutete keine Ovation, sondern eine Warnung, weiter vorzudringen. So mußten wir stoppen und blieben längere Zeit, bis wer weiß welche Formalitäten erfüllt waren, mitten in dem wunderbaren Golfe liegen. Für uns Fremdlinge ein Genuß. Man möchte glauben, man befinde sich auf einem großen See, so lückenlos schließen rings die Gebirge zusammen. In der Bahia selbst ist die fremdartigste Erscheinung der Zuckerhutfelsen, Pan de Azucar, welcher blaugrau, kahl und steil aus dem Wasser aufragt, die einzige Erhebung, an der die Vegetation sich nicht festklammern konnte. Am Lande der Corcovado, der Rigi Rios, von dem aus sich das Hafenpanorama in all seiner erhabenen Größe entrollt. Heute war er mit Wolken behängt, wie denn der Tag schwer und schwül war — Fregattvögel schossen durch die Luft —, indessen die Eindrücke eher vertiefend als abschwächend.

Über 14 Hügel breitet sich die Stadt. Wir strebten ihr nunmehr im Boote zu, durch einen sinnverwirrenden Trubel von schreienden Bootsleuten und lärmender Musik, durch welche einige Geistliche empfangen wurden, und betraten bald die Rua do Ouvidor, die Hauptgeschäftsstraße: lang, hoch und schmal; verblüffend schmal. Die schrägen Fahnenstangen, am ersten Stock jedes Hauses angebracht,

treffen von rechts nach links beinahe zusammen. Manche Häuser zählen 4 Geschosse. Hotels und Bars, Druckereien und offene Läden drängen sich aneinander. Wir bestaunen die schillernde Pracht der tropischen Natur der Neuen Welt in den Schaufenstern der Madame Natté, wo metallisch glänzende Käfer aller Farben große Schalen füllen, wo die wunderbarsten Gebilde einer graziös-kapriziösen Schöpfungslaune, die Kolibris, ihre zierliche Pracht entfalten, die herrlichen Mineralien des edelsteinreichen Landes, die bezaubernden Federarbeiten (namentlich Fächer), die Schnitzereien in Kokosnüssen und die vielseitigen Indianerartikel uns im Staunen erhalten.

Wer in Rio einige Stunden zur Verfügung hatte, wird den Botanischen Garten aufgesucht haben mit seinen klassischen Palmenalleen der säulenartigen *Oreodoxa oleracea* — eine Riesin trug ihr Pflanzjahr, 1809 — seinen Brotfruchtbäumen, Saca (*Artocarpus integrifolia*) aus Indien, aber hier vorzüglich heimisch geworden und zurzeit mit kolossalen, kürbisartigen, warzigen Früchten beladen, und den indischen und amerikanischen Bambuswildnissen.

Rio verleugnet nicht, daß es lange Zeit die Residenz eines Kaiserhofes war, der sich bestrebte, die Stadt mit köstlichen Bauwerken zu schmücken, würdig seiner unvergleichlichen Natur und Lage. Im heutigen Zollhause, einem pompösen Backsteinbau in englischer Gotik, gab Dom Pedro II. sein letztes Fest, einen glänzenden Ball, zu Ehren der Offiziere chilenischer Kriegsschiffe. Fünf Tage später war er Gefangener.

Stürmische Tage. Alles Leben an Deck erstarben. Am 24. lagen wir vor Montevideo. Aber wir durften nicht hinein, weil wir in Rio Ladung genommen hatten, das durch Pest und Gelbes Fieber verseucht galt. Diejenigen, welche am Ziele waren, mußten sich einer vierzehntägigen Quarantäne auf der Insel Flores unterwerfen. Dieses Inselchen, mit einladend zur Schau gestelltem Hospital und Friedhof, lag uns im Osten gegenüber, während wir im Westen gut Montevideo erkennen konnten mit seinen schnurgeraden, von der Küste aufsteigenden

Straßen. Das Wasser gelbgrün. Der La Plata vermischt seine lehmfarbigen Fluten mit dem Meere. Der Sonnenuntergang vollzog sich unter dem wunderbarsten Farbenspiel: der Himmel war in Gold, Purpur, Grün, Moosgrün, das in Blau verschwamm, Tiefmeergrün, das in Grau und Rot überging, getaucht oder vielmehr in solch verschiedenartige, gewaltige Streifen zerlegt. Alle Farben erschienen metallisch, hart, wie wir es winters beobachten können. Aber wir waren auch inzwischen aus dem Sommer in den Winter gelangt. Die Sonne stand am tiefsten; auf die kurze Dämmerung folgte schon um 5 Uhr die Nacht.

Das Meer wiederum grün. Seehunde mit auffallend großen Köpfen, Möwen mit merkwürdig geflecktem Gefieder erschienen als Boten der Antarktis. Es wurde kalt. Am 28. überschritten wir den 50. Grad s. Br. — Am 29. Kap der Jungfrau; Eintritt in die Magelhaensstraße. Es war ein zauberhafter Wintermorgen. Das Meer nur ganz leicht gekräuselt. Rechts Patagonien, links das Feuerland. Mit steiler Küste stieg es aus den Wassern empor, ganz bedeckt von niedrigen, oft nur hügelartigen Gebirgen, die sich bis zum Strande in Schnee hüllten. Aber die Fülle der unzähligen, weißen Gipfel leuchtete rot, die Morgensonne ließ sie erglühen, und so erschien die ganze weite Landschaft wie im Widerschein von Flammen als ein Feuerland. Sehr selten dehnte sich vor dem Fels der Küste sandiger, niedriger Strand, heute mit Schnee bedeckt. Viele Wracks, beredte Zeugen von der Gefährlichkeit der Fahrstraße. Gegen Mittag Punta Arenas und damit die erste chilenische Stadt, der einzige Freihafen der südlichsten pazifischen Republik.

Die Besitzergreifung der Magelhaensstraße war ein guter Treffer chilenischer Staatskunst, welche von jeher ein feines Ohr und offenes Auge gehabt hat. Die chilenische Regierung hatte bereits um 1840 erfahren, daß sich sowohl Frankreich wie England um jenen Meeresdurchgang bemühten und seine Erwerbung französischerseits auch der Reiseplan Dumont d'Urville's

ins Auge faßte. Sie rüstete darum die kleine Bark ‚Ancud‘, welche die chilenische Flagge führte, mit einem Artilleriekommando aus und gab ihrem Kapitän, Juan Williams, weitgehende Vollmachten. Derselbe gründete am 21. September 1843 eine chilenische Niederlassung an dem als Hungerhafen, Puerto de Hambre, bekannten Punkte im westlichen Teile der Straße und nahm, Chiles Flagge hissend, feierlichst unter dem Donner von 21 Kanonenschüssen Besitz von Land und Wasser. Auch pflanzten die kühnen Konquistadore eine Tafel auf, die schön gemalt auf der einen Seite ‚Republica de Chile‘ und auf der anderen Seite ‚Viva Chile!‘ trug. Es war freilich die höchste Zeit gewesen, denn am 22. erschien das französische Schiff ‚Phaëton‘ und maßte sich die gleichen Rechte durch eine Zeremonie an, welcher diesmal eine Messe mitgeführter Missionare die höhere Weihe verlieh. Natürlich protestierte Señor Juan Williams gegen solchen, die Integrität des chilenischen Territoriums bedrohenden Akt, und Monsieur Maisin, der Führer des ‚Phaëton‘, blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Später ist die Angelegenheit weiter verhandelt worden. Man hat Chile die Straße gelassen, wohl weil England gleichfalls interessiert war und dort lieber einen südamerikanischen als europäischen Staat sah. Denn am gleichen Orte hatte früher schon ein englischer Kommandant Dokumente und Münzen in einer Steinpyramide niedergelegt, welche Großbritannien mitzureden erlaubten.

Die Kolonie Puerto de Hambre, deren trostloser Name von verschiedenen buchstäblich am Nahrungsmangel gescheiterten Siedlungsversuchen herrührt, und die sich denn auch in jenen Zeiten aus Zwangskolonisten, nämlich verbannten, rebellischen Soldaten, zusammensetzte, wanderte später, 1849, nach Punta Arenas (angelockt durch sein Privilegium), welches bisher ebenfalls als Verbrecherkolonie gedient hatte. Punta Arenas zählte um die Jahrhundertwende über 8000 Einwohner — heute 22 000 — und verdankt seine Blüte vornehmlich drei Faktoren: dem Schiffsverkehr, der Vieh-, insbesondere der Schafzucht,

und seiner isolierten Lage, welche ihm erlaubte, mittels eigener Hilfsquellen, außerhalb des Intrigenspiels der chilenischen Politik, seine Interessen zu fördern. Man exportiert hauptsächlich Wolle, ferner Gefrierfleisch, Felle von Huanácos, Schwänen, Straußen, Pumas, Fischottern und Seehunden. Außerdem wird Waschgold versandt, und als Erzeugnisse der Industrie gehen Lederwaren hinaus. Schließlich hat der Platz auch als Umschlaghafen Bedeutung. 1917 kamen für 12,2 und gingen für 33,5 Millionen Goldpesos Waren. Die Stadt besteht hauptsächlich aus einstöckigen, durch Wellblech gedeckten Holzhäusern, mit welchen einige luxuriöse Bauten seltsam kontrastieren, wie das Theater (die verkleinerte Pariser Oper), die Paläste der Familien Brown, Blanchard und Menéndez und das Regierungsgebäude. 1900 entbehrten die Straßen noch des Pflasters, aber das ist inzwischen anders geworden. — Am letzten Sonntage hatte man Schlittschuh gelaufen.

Man kann hier allerlei Indianersachen, Ketten aus Schneckenhäusern und primitive Bootsmodelle, erwerben, die von den Onas und Alakalufes stammen. Die Onas schätzte man damals auf 2000 bis 4000 Seelen. Heute sollen es nur noch etliche 100 sein. Sie bewohnen das Feuerland. Katholische und protestantische Missionen, besonders letztere, opferten Unsummen, sie noch vor dem Aussterben zu bekehren, trugen aber ungewollt zu ihrem raschen Untergange bei, indem sie dieselben in den Missionen internierten und zu europäischer Lebensweise zwangen, was bei den Indianern die Entwicklung der Lungentuberkulose begünstigte, die sie in 6 Wochen hinrafft. Außerdem scheuen die Schafzüchter kein Mittel, sie unschädlich zu machen, da die Onas den aufsichtslos weidenden Schafen gleich einem Wilde nachstellen. Ein Engländer ging darin so weit, einen gestrandeten Walfisch, dessen sich diese Indianer des Fettes wegen, an dem sie großen Mangel leiden, bemächtigten, heimtückisch mit Strychnin zu vergiften. Leider mit grausigem Erfolge, wie der Arzt H. Deneke berichtet. Die Onas sind Leute

von häßlichen, aber intelligenten Gesichtszügen, welche das Kopfhaar halb verhüllt und kräftigem hohen Körperbau, die sich stets in Begleitung von den Windspielen ähnelnden Hunden zeigen und von der Jagd des Huanáco, in dessen Felle sie sich kleiden, und eines Nagers nähren, des kaninchengroßen, graubraunen Tuco-Tuco (*Ctenomys magellanicus*). Etliche derselben haben sich derartig der Zivilisation angepaßt, daß sie der chilenischen Marine als Matrosen zur Zierde gereichen. Die Alakalufes oder Kanalindianer verteilen sich auf die westlichen nahen Inseln und nomadisieren, dem Fischfang obliegend. Ihre eigentliche Heimat ist das Boot. Sie sind den Reisenden jener Kosmosdampfer, welche den Smythkanal passierten, wohlbekannt als „Lehmänner“. Irgendein Witzbold hat einmal solche wilden Gesellen Lehmann getauft, und diese Benamsung ist dann Stammesgemeingut geworden. Man schilderte sie als „abschreckend häßliche und stupide Menschenbilder von kleiner Gestalt, breitem Oberkörper und dünnen Extremitäten“.

Hinter Punta Arenas Buchenwald (*Nothofagus pumilio*), der zurzeit völlig entlaubt war. Diese Gegend besitzt im Gegensatz zum mittleren Süden Chiles ein recht trockenes Klima. Die durchschnittliche Niederschlagsmenge beträgt nur 450 mm (Min. 1893 222 mm, Max. 1910 927 mm). Eine Regenzeit wie in Mittelchile gibt es nicht, sondern im ganzen Jahre sind, wie der Salesianer Pater Marabini schreibt, kurze Regenschauer, nicht selten mit Hagel vermischt, häufig; ein Regen, der 6 Stunden anhält, bildet dagegen eine Ausnahme. Die Schneemenge, welche der Winter bringt, ist sehr wechselnd. 1899 hat sie die relativ enorme Höhe von 102 cm erreicht, denn die durchschnittliche beträgt nur 35,5 cm und 1893 fiel nur 6 cm. Völlig bewölkter Himmel sind ebenso selten wie ganz klare; aber im Winter pflegt das Wetter schöner und konstanter als im Sommer zu sein. Stürme, vornehmlich die den Sommer beherrschenden Südweste, sind nicht selten, aber nur zwei- oder dreimal werden in Jahresfrist (in den warmen Monaten) etliche Blitze und Donner be-

obachtet. Man erinnert sich nur an zwei Erdbeben, das der Nacht vom 1. zum 2. Februar 1879 und vom 21. Dezember 1893, beide indessen ohne verheerende Folgen. Die Stadt besitzt ein ziemlich trockenes und kaltes Klima. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt nur 6,8, die mittlere Schattentemperatur der drei heißesten Monate Dezember, Januar und Februar 10,6, 11,8 und 11,6, trotzdem der Tag etwa 18 Stunden dauert, und der kältesten Juni, Juli und August 2,6, 1,2 und 2,7° C. Den niedrigsten Stand erreichte das Thermometer im Juni 1888 mit —8,11, den höchsten mit 29,9° C im Januar 1900.

Unser Schiff umsteuerte nun mit stark herabgeminderter Geschwindigkeit die ausgedehnte Braunschweighalbinsel und erreichte mit dem Kap Froward, einer schroff 360 m ins Wasser abfallenden blauen Gebirgsrippe, den südlichsten Punkt (53°, 55' s. Br.). Danach mittels nordwestlicher Wendung Eintritt in den engen Long-Reach-Kanal zwischen der genannten Halbinsel und Cordova und den Inseln Clarence, Santa Inés und Desolación. Austritt in den Pacifico beim Kap Pilar, dem kühn 550 m emporsteigenden Vorgebirge der Desolationsinsel. Während es auf patagonischer Seite regnete und die Nebel dampften, lag das Feuerland im Lichte der Wintersonne, und seine Schneeberge boten einen wunderbaren Gegensatz zu den immergrünen Wäldern der südpolaren Buchen (*Nothofagus betuloides*), des Canelo (*Drymis winteri*) und dem oft intensiv grünen Himmel. Soweit wir blicken überschnaites, gebirgiges Land von solcher Mannigfaltigkeit der Ketten und Gipfel, daß ein Ähnlichkeiten suchender Alpinist hier Abbilder aller seiner Lieblinge finden würde; nur verkleinert, denn wenige erheben sich wie der Monte Wyndham auf patagonischem Gebiet über 1200 m, und nur der weithin sichtbare Kegel des Monte Sarmiento erreicht 2235 m und ist damit der Riese der Tierra del Fuego.

Die Fahrt durch den westlichen Abschnitt der Magelhaensstraße ist von großartiger und eigentümlichster Schönheit. Das Wasser war völlig unbewegt, von

kristallener Klarheit und Durchsichtigkeit. Die Gebirge fallen mit steilen Kaps jäh ab. Die Gipfel, obwohl nicht von sehr bedeutender Höhe, erscheinen gleichwohl mächtig, da sie unmittelbar aus dem Meere aufsteigen. Oft verengt sich die Straße, und die Berge rücken derart, daß wir weder Eingang noch Ausgang sehen. In die tiefgrüne Meerflut münden Ströme, aber nicht mit schäumenden und sich bäumenden Wellen, sondern in Eis erstarrte. Ungeheure Gletscher schieben ihre blaugrünen Eismassen bis zur Brandung und vermählen sich mit der Salzflut, aus den Tälern oftmals in Kaskaden herabkommend. Und dann plötzlicher Szenenwechsel: anstatt der von immergrünen Buchen und Canelos umrahmten Gletscherströme ein wildes, fast völlig vegetationsloses Felsenpanorama oder ein weiter Einblick in eine Gegend mit grünen Wäldern, deren Baumkronen, oft mit Schneekissen beladen, sich in Gestalt riesiger Dolden emporrecken, graubraunem, niederen Buschwerk (*Berberis*, *Ribes*, *Rubus*, *Pernettya*, Krähenbeere [*Empetrum rubrum*], Maitene der Antarktis und die riesigen Polster von *Anarthrophyllum desideratum*, eines merkwürdigen Ginsters mit starren Blattnadeln), das noch Kolibris und Papageien beleben, blauen Felsen und glänzenden Schneefeldern, über die eine Huanácoherde wie braune Wogen dahinstiebt. Selten eine Schafherde oder ein Anwesen. In den Kanälen Cachalotes (*Physeter*), Seehunde, Enten und Möwen.

Am 30. fuhren wir in den Stillen Ozean. Er machte heute seinem Namen Ehre. Bald sahen wir die Felsen der Evangelisten, deren Leuchtturm das westliche Tor der Magelhaensstraße kennzeichnet und 30—40 Meilen weit seine Lichtgarben aus 72 m hoher Kuppel über die See hinwegschleudert. Auf dem Felsen horstet auch eine Wetterwarte, welche von 1897—1912 achtmal zwischen 2400 und 3000 mm Regen buchte und sechsmal darüber bis zu 3584 im Jahre.

Seltsame Vögel, die Kaptauben (*Procellaria capensis*), begrüßten uns. Sie rannten hinter unserem Schiffe her und unterbrachen ihren grotesken Wettlauf nur hin und

wieder durch einen kurzen Flug oder eine flüchtige Rast, wenn sie die Wogen schwimmend durchfurchten. — Im Angesichte der chilenischen Küste setzten wir unsere Reise fort. Ununterbrochen grüßten uns die Schneehäupter der Zentralkordillere. Wenige Tage später landeten wir in Coronel, um Kohlen zu nehmen, stark rußende chilenische Kohlen, welche jene tiefschwarzen Rauchfahnen erzeugen, die uns zuerst in der Magelhaensstraße auffielen. Sie werden hier unmittelbar an der Küste gefördert. Ich benutzte die Zeit zu einem Besuch von Concepción, mit 71 000 Einwohnern die dritte unter den Städten der Republik.

Die Stadt ist nicht übel. An der Hauptstraße, der Calle de Comercio, viele deutsche Namen, eine riesige, etwas öde Plaza mit einem Monumente aus Perú und dem Cerro Caracól im Hintergrunde, den hübsche Wege und Anlagen schmücken. Auf den Höhen Wald, doch jetzt fast kahl, denn er besteht in der Hauptsache aus Robles, sommergrünen Buchen (*Nothofagus obliqua*), in welchen sich aber der Copihue (*Lapageria rosea*) hinaufgerankt hat, grüne Nester und Gespinste erzeugend und zurzeit im Schmucke seiner wundervollen, prachtvoll roten, hängenden Trichterblüten. Den Boden bedeckte die Rebhuhnblume, ein gelbblühender Sauerklee (*Oxalis lobata*), und in den Anlagen duftete der Arómo, eine fremdländische Akazie. Welch' herrliche Gegensätze zu der sonst winterlich toten Natur! Hügeliges Land gen Ost und Nord mit Wald und Weide. Im Westen ganz nahe der sehr breite, aber flache Biobiofluß — der araukanische Name onomatopoetisch Bui Bui, das Geräusch der Wellen nachahmend —, den wir gestern auf der etwa 2 km langen Brücke überschritten. Im Westen über die Tetas, die Busenberge, hinaus das Meer.

Ganz nahe bei Concepción liegt ein Ort, das Dorf Puchacai, welches man mit Pferdebahn erreichen kann. Im Führer von Chile liest man: Erholungsstätte für die Einwohner Concepcións. Ich habe in meinem Leben niemals einen derart unergründlichen Straßenschlamm an-

getroffen wie dort. Die Pferde versanken bis an den Bauch. Die Männer, welche die Straße durchqueren mußten, entledigten sich des Schuhzeuges und der Beinkleider, die Frauen rafften ihre Gewänder in gewagtester Weise und Kinder hingen sich am Schwanz der Pferde auf. Später erfuhr ich, daß Puchacai keineswegs eine monströse Ausnahme bildet, sondern sogar die nächste Umgebung der Hauptstadt der Republik mit dieser durch ähnliche Pfade „kommuniziert“.

Concepción erfreute sich damals im ‚Hotel Wächter‘ eines der besten Gasthöfe des Landes. In ihm verbrachte ich die erste Nacht auf chilenischem Boden, sehr eingenommen durch den großen, zum Garten umgestalteten Binnenhof. Es ist in Chile nach spanischem Vorbild üblich, selbst bei eintägigem Aufenthalt einen runden Pensionspreis für Logis, Almuerzo und Comida zu entrichten (zwischen 1900 und 1908: 3—5 Pesos). Das erste Frühstück indessen (Desayuno) wird mit 40—50 Cts besonders berechnet.

Am 7. Juni nachmittags Ankunft in Valparaiso und 2 Tage später in Santiago und damit im Herzen Chiles, das „el poeta nacional“, Eusebio Lillo, in der Nationalhymne — ich weiß nicht, ist es Numero 6 oder 7 nach der Unabhängigkeit, denn der Chilene liebt den Wechsel auch hierin — in tanzenden Versen folgendermaßen besang:

„Puro, Chile, es tu cielo azulado,
Puras brisas te cruzan tambien;
I tu campo, de flores bordado,
Es la copia feliz del Eden.
Majestuosa es la blanca montaña
Que te dió por baluarte el Señor;
I ese mar que tranquilo te baña,
Te promete futuro esplendor.“

Rein ist, Chile, deines Himmels Bläue,
Rein und frisch ist deiner Lüfte Brise;
Blumenschmuck ohn' Unterlaß aufs neue
Kränzet dich, Abglanz vom Paradiese.
Majestätisch sind die weißen Anden,
Die als Bollwerk dir verlieh der Herr;
Und daß künft'ge Größe dir vorhanden,
Bürget deiner Küsten weites Meer.

I. Teil.

Süd-Chile.

Urwald, Indianer und Kolonien.

Zweites Kapitel.

Von Santiago nach der Insel Chiloë.

Santiago - Valparaiso: eingeschleppte und einheimische Pflanzen; Ranchos; Gebirgsszenerie; Henry Meiggs; Chiles Kanaan; die Landstadt; Kulturlandschaft. — Dampferfahrt an der Küste: was den Passagieren alles geboten wird; Schneedome; Steinkohle; Nahuelvutagebirge; Contulmo; die Weinstadt Tomé; von Braunkohlenlagern und einer schönen Nonne; Caupolicán, ein heldenhafter Indianer; Lebu; Corral, der Hafen Valdivias; Urwald und blumenreiche Gefilde; vor Chiloë. — San Carlos de Ancúd. — Der Chilote. — Huilliches. — Indianische Erinnerungen. — Ein Curanto. — Auf dem Estuario Pudeto: die Waldländer; ein Chilotesches Landschaftsbild; Tierleben. — Huillinco, eine junge Kolonie. — Urwald. — Tepuáles. — Zypressen und Alerzes. — Mariscos (Meeresfrüchte). — Tierleben des Ebbestrandes. — Genießbare Algen. — Verunglückte Fischeransiedlungen. — Abschiedsstimmung.

Ende 1901 erhielt ich von der Chilenischen Regierung den Auftrag, an der Küste von Chiloë Meerestiere für das Nationalmuseum zu sammeln. In der Morgenfrühe des 30. Dezember fuhr ich mit der Bahn nach Valparaiso.

Wir erlitten in Santiago einen hervorragend heißen Sommer, und so war ich froh, nahe ans Meer zu gelangen, welches die Küste Chiles und weiter auch noch die Perús durch den aus dem Südlichen Eismeer kommenden Humboldtstrom trotz aller Sonnenglut frisch erhält.

Es war ein wolkenloser Tag wie die meisten des Dezembers. Der Himmel strahlte im tiefsten Blau, die

Luft war von wunderbarer Klarheit, und die Berge traten so scharf und in ihren Einzelheiten so plastisch, so bar jeden Dunstes hervor, daß die Landschaft in all ihrer Lichtfülle fast etwas Hartes an sich hatte. Ich habe in dem zwischen Küsten- und Hochkordillere eingeschlossenen Längstale Chiles nur selten jenen feinen Dunst beobachtet, der in Italien die Gebirge und die nackten Felsen, selbst aus der Nähe gesehen, wie mit einer blauen Gazewolke umhaucht.

Die Vegetation ist bereits größtenteils verdorrt. Die zarte Grasnarbe mit den bunten Kräutern, welche den Regenmonaten des Winters folgt, hat sich in gelbes Stroh verwandelt. Indessen erfreuen uns immer noch einige, den Bahndamm begleitende oder von den nächsten Abhängen herübergrübende Spätlinge. Und merkwürdigerweise sind die drei, welche sich am breitesten unter ihnen machen, Fremdlinge. Die Fülle der tiefblauen, oft weite Strecken einhüllenden Blüten gehört der gemeinen Zichorie oder Achicoria (*Cichorium intybus*) an, und die stolze Distel mit ihren prächtigen, dunkelblauen Blumen, die ins Purpurne spielen, stammt aus den Mittelmeerlandern. Beim Chilenen heißt sie Cardo (*Cynara cardunculus*). Sie ist eine nahe Verwandte der Artischocke und soll erst zwischen 1830 und 40 nach Chile gelangt sein, wo sie heute bereits unabsehbare Strecken zwischen dem 30. und 39. Breitengrade bedeckt. Das Volk mag sie gern. Im Frühling, September und Oktober, ziehen die Kinder in Scharen hinaus, um die Blattstiele für das Haus zu sammeln, wo sie gekocht und gebacken werden, oder an Ort und Stelle das in ihnen enthaltene Mark herauszuschälen und roh zu verzehren. Sie nennen die Blattstiele Penca und bezeichnen so auch, wenigstens bei Santiago, die ganze Pflanze, wo das In-die-Pencas-Gehen dasselbe Vergnügen bereitet wie bei uns in die Bickbeeren.

Die großen, orangefarbenen Blütenpolster aber, welche links und rechts von Zeit zu Zeit hell aufleuchten, werden von *Eschscholtzia californica* erzeugt, einer vom westlichen Nordamerika her eingewanderten Papaveracee.

Dagegen öffnet die rötlichgelben, trichterförmigen Blüten, die ein schlanker, hoher Stengel trägt, eine heimische Nachtkerze mit dem seltsamen Namen Don Diego de la noche (*Oenothera berteriana*).

Die Felsen und Berge sind von zerstreuten Quiscos, dem herrlichen, oft 4 m hohen Säulenkaktus (*Cereus chilensis*), dem bald baum-, bald strauchartigen Cavén oder Espino (*Acacia cavenia*) nebst dornigen Algarrobo, *Adesmia* und Trevú bedeckt, zwischen denen sich die graugrünen, bodenständigen, riesigen Blattrosetten einer Bromeliacee, des Chahuál (*Puya coarctata*), eingenistet haben und Quila und Litre durch ihr dunkelgrünes Laub scharf abzeichnen. Hin und wieder hat einer der Quiscos seine schönen, weißen Blüten entfaltet, viel häufiger indessen ist er mit grellfeuerfarbenen Büscheln geschmückt, die einem Schmarotzer, einer blattlosen Loranthacee (*Phrygilanthus aphyllus*), vom Volke Quintral genannt, angehören. Irgendein Vertreter der Sippe der Quintrales — sie zählt in Chile über ein Dutzend — wird uns, wenn wir sommers wandern, überallhin folgen: von den Wüsten des Nordens bis in die Urwälder des Südens. Sie leuchten in den Pappeln, den tiefdunklen Peumos, den durchsichtigen Espinos und zahlreichen anderen Bäumen und Sträuchern von der Küste bis hoch in die Kordilleren und tauchen gelegentlich die Berglehnen in einen feurigen Schein.

Den Flußlauf, an dem wir entlang fahren, beschatten die heimische Humboldts- und die eingeführte Trauerweide, letztere Sauce-llorón, Weide des Weinens genannt, zum Andenken an die klagenden Kinder Israels in Babylon.

Soweit wir sehen können, erblicken wir nur steinigen Boden oder Fels und Gebirge. Größere Ortschaften fehlen zwischen Santiago und der Küstenkordillere, welche wir überschreiten müssen. Dagegen tauchen elende Hütten, Ranchos, einzeln oder häufiger in Gesellschaft auf, deren Wände aus Reisig und Lehm gemacht sind und die bald verwittertes Stroh, bald die Blätter des Kolbenrohres (*Typha*) von der nahen Lagune Batúco deckt. So heben sie sich kaum aus ihrer Umgebung heraus und vermögen der Land-

schaft nichts von ihrem monotonen Charakter zu nehmen. Vor diesen einfachsten Menschenwohnungen, in denen die Erde auch den Fußboden bildet und die Tür das Fenster ersetzen muß, befindet sich in der Regel ein auf leichten Stangen gestütztes Vordach, welches aus nunmehr längst verdorrten Pappelzweigen zusammengefügt ist. Es ist der schattenspendende Ramal, unter dem die Familie tagsüber verweilt. Niemals fehlt ein Backofen für Brot und Empanadas¹. Häufig geben ein Laubengang aus Wein, der Parrón, und einige Feigenbäume dem Gewese etwas Einladenderes, oder es breitet sich wenigstens an irgendeiner Mauer ein Opuntia aus, jener Kaktus, dessen Äste aus blattartigen Gliedern bestehen und dessen Früchte, Tunas, gern gegessen werden. Einige Felder mit Mais und Kartoffeln legen Zeugnis von einer kümmerlichen Landwirtschaft ab, und die weit in die Berge hinaufsteigenden, aus großen Kieselsteinen ohne Mörtel zusammengefügt Potreromauern verraten, daß es hier einmal Futter gegeben hat. Aber trotz aller Armut, an einem sind die Höfe reich, nämlich an Hunden, welche in ganz unwahrscheinlicher Mannigfaltigkeit scharenweise unsern Zug anklaffen.

Die Chilenen taten sich, während ich diese Beobachtungen in ein Büchelchen eintrug, an Brevas gütlich, das sind die Feigen der ersten Ernte, welche gerade im Gange war. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir die Cumbre, den Paß der Cuesta de Zapata, den von alters her die Straße zwischen dem Längstal Zentralchiles und dem Quertal des Rio Aconcagua benutzt. Es ist ein Engpaß in einer Höhe von 804 Meter. Nachdem wir alsdann noch einige Tunnels passiert haben, zeigt sich uns ein wahrhaft grandioses Bild. Plötzlich liegt das Aconcaguatal vor uns. Wir sehen in der Ferne grüne Weiden, Pappelnvierecke und Städte und unmittelbar unter uns gähnende Tiefe, gefüllt mit riesigen Felsstücken, die von dem mächtig gegliederten Gebirge herniedersausten, das uns umfängt und

¹ Fleisch und sehr viel Zwiebeln nebst Aji in Brotteig gebacken.

in lichte Höhen himmelan steigt, bald mit schroffen Felsmauern, bald in schmalen, zerklüfteten Graten, oder plump und massig. Nunmehr sind es fast ausschließlich nur noch Quisco und Chahual, welche das Gestein umklammern. Die Landschaft um und unter uns ist tot, aber in der Ferne lacht das Leben. Denn wir eilen in jene Ebene hinab, in der das Blumen- und Fruchteparadies Chiles, Quillóta, liegt, wo die berühmte Honigpalmenhazienda Ocoa sich in den Falten der Campana (Glockengebirge) verbirgt und des Landes herrlichster Rotwein, der würzige Panquéhue, reift.

Das Tal des Aconcagua ist das Kanaan Chiles. Gegen die eisigen, trockenen Winde der Hochkordillere geschützt, indessen gegen das Meer hin offen, erfreut es sich eines feuchteren, gleichmäßigeren Klimas als das Längstal mit seinen täglich wiederkehrenden, enormen Temperaturschwankungen. In den Chacras Quillótas reifen noch verschiedene, aus Perú eingeführte tropische Früchte. Man zieht hin und wieder Bananen und mit bestem Erfolge Zuckeräpfel Lúcumas (*Lucuma abovata*), an einen dicken Pinienzapfen gemahnende Cherimoyas (*Anona cherimolia*), Früchte von einem ganz aparten, wunderbaren Aroma, und die blauschwarze Butterfrucht, Palta (*Persea gratissima*), von Bäumen, die zu den Lorbeer- gewächsen zählen.

Auf dem Bahnhofe von Quillóta werden denn auch große Körbe mit Cherimoyas angeboten, freilich nicht billig. In Santiago bezahlt man für eine schöne, ausgewachsene Frucht bis zu 3 Pesos. Halb geschenkt erscheinen uns dagegen, namentlich wenn wir frisch von Europa kommen, die Körbe mit den riesigen, wie Gravensteiner großen Pfirsichen. Die Früchte wechseln je nach der Jahreszeit. Die gewaltigen Buketts aber, welche bald nur flach gewölbt mit dem Durchmesser eines mäßigen Wagenrades wetteifern, bald einen kühn aufstrebenden Kegel vorstellen, schienen mir immer aus denselben Blumenarten zusammengesetzt zu sein. In Wahrheit ist es auch einerlei, woraus die bunten Ringe bestehen, welche sich an- oder über-

einanderlegen, ob aus Levkoien oder Nelken, Rosen oder Jasmin, denn die Blüten sind so dicht aneinandergedreht und so sorglich nach den Farben sortiert, daß man nur die Wahl hat, ob man sich darüber freuen will, wie hübsch sich der blaue Ring gegen den weißen und dieser gegen den roten absetzt, oder ob man die Düfte etagen- oder ringweise genießen möchte.

Die Bahn Valparaiso—Santiago wurde Anfang der 60er von dem Nordamerikaner Henry Meiggs vollendet, dem Middendorf in seinem groß angelegten Werke über Perú in Form einer Biographie ein Denkmal setzte, welches dieser königliche Abenteurer, ohne seiner Erfolge zu gedenken, schon als seltener Charakter vollauf verdient hat, denn es war ein Mann unübertroffen an skrupellosem Ehrgeiz, Unternehmungslust, Genialität, Energie, maßloser Verschwendungssucht und Freigebigkeit, den absonderlicherweise die größte Bescheidenheit zierte. Meiggs (geb. 1811 bei New York) machte sich bereits als zwölfjähriger Knabe selbständig, erwarb und verlor in Kalifornien Vermögen und landete seine schiffbrüchige Lebensbark 1855 in Chile, wo er von Manuel Moutts Minister, Antonio Varas, mit der Fertigstellung ins Stocken geratener Eisenbahnbauten betraut wurde, die nunmehr zum glücklichen Ende gelangten. Was Meiggs von seinen neu erworbenen Reichtümern, trotz seiner Manie, wohlzutun und mitzuteilen, übrig blieb, verwandte er zur Schöpfung einer schloßartigen Villa nebst Park vor den Toren Santiagos, die er, als seine Einnahmen versiegten, in einer Lotterie mit 400 000 Anteilen zu 1 Peso losschlug. Da einer seiner Angestellten, ein armer Kauz, der glückliche Gewinner war, fand er diesen mit 80 000 Pesos ab und verblieb im Besitze seines Eigentums. Der Überfluß erlaubte ihm, genau so lange auf gewohntem Fuße fortzuwirtschaften, bis man ihn nach Perú zum Bau der Arequipa-Bahn berief. Er errang wiederum Erfolge, aber dieselben kamen dem Lande, wo man damals noch leichtsinnig in Schätzen wühlte, teuer zu stehen: Meiggs entwickelte sich dank seiner Freigebigkeit nicht nur zum ‚Großalmosenier‘

der Republik, sondern zu ihrem finanziellen Beherrscher. Nach einem knappen Jahrzehnt war Perú bankerott, und auch der dämonische Yankee wäre in Armut zurückgesunken, wenn ihn nicht der Tod erlöst hätte.

Vom Fuß der Küstenkordillere, welche wir überschritten, bis nach Valparaiso berühren wir eine Anzahl schmucker und blühender Landstädte, welche sich ungemein vorteilhaft von Orten wie Batúco, Tiltil und Montenegro unterscheiden, an denen uns unser Zug von der Hauptstadt bis zum Gebirge vorüberführte. Llaillai, Caléra, Quillóta, Limáche, Quilpué, das sind Städtchen, welche sich sehen lassen können. Freundliche, einstöckige Häuser mit einem heiteren Anstrich, bald rot, bald blau, bald weiß, bald grün oder gar gelb, mit großen, modernen Fenstern und stattlichen Doppeltüren, mit geschmackvollem Giebel gekrönt und hin und wieder mit ein paar Pilastern in der Front; saubere breite Straßen, von denen aus man häufig die Wipfel der Palmen, Peumos oder Aromos sehen kann, welche in den großen, hinter den Häusern gelegenen Gärten Schatten spenden; stattliche Kirchen und eine freie, mit zierlichen Anlagen, Wasserkünsten und einem Musiktempelchen geschmückte Plaza: das verleiht ihnen ein sonniges und einladendes Gesicht.

Noch näher bei Valparaiso verändern diese Städtchen ihr Antlitz. Sie verwandeln sich in Villenkolonien, welche den alten Kern einkreisen und verdecken.

Die weite, fruchtbare Landschaft zeigt das für Mittelchile typische Bild. Die mit Wein, Getreide oder Weidegras und Luzerne bedeckten Flächen, welche riesige Vierecke bilden, sind von Pappeln eingefast, in denen sich haushoch Brombeeren¹ hinaufranken. Hoch oben in den Pappeln nistet der Quintral. Diesmal aber ein grüner mit Blättern, bei dem nur die feuerfarbenen Blütenbüschel leuchten (*Phrygilanthus tetrandrus*). Hin und wieder tauchen auch hier kleine, ärmliche Anwesen auf, welche die Landarbeiter, Inquilinos, beherbergen, und die fast immer

¹ *Rubus ulmifolius*, erst 1860 aus Südeuropa zum Dichten der Zäune eingeführt, im Volksmunde Zarzamora. Heute eine Landplage.

von prächtigen Trauerweiden umhegt sind. Die Gebirge weichen nach Norden weiter zurück, aber zur Linken begleitet uns die Campana mit ihren überaus malerischen Umrissen, an deren Fuße der weiße, schloßartige Bau von San Isidro, einer der zahlreichen Hazienden der Familie Edwards, gelegen ist. Noch einmal wechselt das Landschaftsbild, ehe wir zum Meere kommen. Das Tal verengt sich. Bäume, wie Peumo, Boldo, Litre, und Bambusdickichte füllen die Schluchten, und vereinzelt oder in kleinen Gruppen erscheint die chilenische Palme (*Jubaea spectabilis*) mit ihrem massiven, säulenförmigen Stamm und ihrer übervollen Krone. Und dann, beinahe überraschend, leuchtet die See. Wir befinden uns am Strande von Viña del Mar, dem chilenischen Trouville, und folgen ihm unmittelbar neben der Brandung bis nach Valparaiso. —

Die Schiffahrt an der pazifischen Küste von Südamerika wird von einer englischen Kompagnie und einer chilenischen besorgt. Die Dampfer bewegen sich zwischen den chilenischen Häfen Puerto Montt und Nordperú oder Ecuador. Ich bekam einen Dampfer der Pacific Steam Navigation Company, den ‚Pizarro‘. Derselbe verließ Valparaiso am Dienstagnachmittag und langte am nächsten Sonntagmorgen in Ancúd, der Hauptstadt Chiloës, an.

Die P. S. N. C. der englischen Gesellschaft haben die Chilenen spottend gedeutet als ‚pésima sera nuestra comida‘, scheußlich wird unser Essen sein! Ach, die mäßige Tafel ist nicht das Schlimmste, sondern vieles andere weit fataler, aber damit soll nicht gesagt sein, daß es bei der Compañía Nacional besser wäre. Die Gesellschaften sind in der Tat rücksichtslos, indes die Herren Reisenden übertreffen sie. Ich habe manches Mal beobachtet, daß der Kapitän die Sitze der Speisetafel zu seiner Rechten und Linken freihalten ließ, was ihm natürlich von den Chilenen sehr verdacht wurde.

Die Fahrten nach dem Süden sind jedoch weniger lästig als gen Norden, weil auf letzteren der Dampfer mit

Vieh beladen wird. Die vielen Hunderte von Ochsen werden unter jenem Deck eingestellt, welches unsere Kammern trägt und sich durch große Ausschnitte gegen den improvisierten Stall öffnet, so daß den Passagieren an Fliegen und Geruch nichts geschenkt bleibt. Aber das ist noch nicht alles. In den Umgängen vor den Kabinen stapeln sich Früchte und lebendes Geflügel, den Blick aufs Meer abschneidend und nur einen ganz schmalen Steig übrig lassend. Als Luft atmet man dann eine Gaskomposition, wie sie der Stoffwechsel von Ochsen, Hühnern, Putern, Tauben, Bananen und ein Wirrwarr grüner Gemüse hervorbringt. Doch es gibt noch Extraüberraschungen. Der Passagier, welcher die Nacht verbracht in jenem Duffe-chaos, sich etwas an der frischen Morgenluft erquicken will und einer Stelle zueilt, die vorläufig noch nicht vollgebaut ist — sie wird es später, und zwar mit Ballen gepreßten Heues —, prallt zurück, denn schräg vor ihm wird über einer Luke inmitten des lebenden Viehes ein Ochse geschlachtet. Der warme Blutgeruch steigt empor und der des Körpers, von dem man gerade die Haut abzieht.

Bei unserer Fahrt, welche zunächst dem Hafen von Concepción zustrebt, verlieren wir die Küste, dagegen nicht die Anden aus den Augen, deren weiße Häupter immer wieder den östlichen Horizont abschließen. Unsere Ausfahrt von Valparaiso beherrscht der Aconcagua, mit 7000 m König der Anden und höchster Berg Amerikas. Ihn lösen die zwischen 5000 und 6000 m emporragenden Schneedome im Osten und Südosten Santiagos, wie Yuncal, Plomo, Tupungato, Tupungatito, Marmolejo, San José und Maipo ab, während in der Breite von Constitucion uns der gewaltige stumpfe Gipfel des Descabezado Grande (gegen 4000 m), des ‚großen Enthaupteten‘, und der Campanario (4020 m) im Bann erhält. Jene die Anden krönenden Erhebungen sind meistens erloschene oder auch wie Tupungatito und San José tätige Vulkane, deren Kegel einstürzten. Dadurch scheint der Berg, mit einem ungeheuren Krater von oft vielen Kilometern Durchmesser abschließend, seiner Spitze beraubt, wie geköpft, ‚descabe-

zado'. In größerer Nähe tauchen Quirihue und Coelemu, Gipfel der Küstenkordillere, auf.

Talcahuáno (Blitz des Himmels) ist Kriegshafen und mit Festungswerken versehen. Übrigens ist die Stadt die häßlichste, welche ich in Chile kennenlernte. Freundlicher sind Tomé und Coronel, die nördlich und südlich fast gleich nahe bei Talcahuáno liegen.

Namentlich Tomé, sich auf einer sanft in das Meer abfallenden Erdwelle ausbreitend, macht einen wohlhabenden Eindruck. Dieser Ort ist berühmt als hauptsächlichster Weinausfuhrhafen und zum Teil berüchtigt wegen seiner Weinfabriken. Es werden hier freilich die besten süßen Weißweine fabriziert. Diese haben sich sogar in Europa eingebürgert. Man verwendet zu ihrer Herstellung gewisse Traubensorten in überreifem Zustande. Ferner aber erblicken auch jene allerbilligsten Rotweine das Licht der Welt, welche in den Volksschenken vorherrschen, und bei denen Zucker, Maqui¹ und Sprit Gevatter gestanden haben. Tomé besitzt außerdem die bedeutendste Tuchfabrik des Landes, welche ein Kind des durch seine Tuchfabrikation berühmten Krimmitschau, Herr Friedrich Wolf, zu außerordentlicher Blüte brachte.

Der Küstenstrich Chiles, welchen wir betreten haben, besitzt für das Land eine besondere Wichtigkeit, weil er Kohlen birgt. Die Minen von Coronel und dem benachbarten Lota und weiter südlich die von Lebu fördern eine Kohle der Tertiärformation, eine ältere Braunkohle. Von dieser sind offenbar gewaltige Lager in den Provinzen Concepción, Arauco und Cautin vorhanden, die unter den Meeresgrund hinabreichen. Übrigens kommt Kohle vom 37. Grad s. Br. bis zum Feuerlande vor. 1916 wurden 1,3 Millionen Tonnen gefördert, aber trotzdem führte Chile im gleichen Jahre noch für 26,3 Millionen Goldpesos Steinkohle und andere Brennstoffe ein.

¹ Blauschwarze Beeren eines einheimischen Strauches aus der Familie der Lindengewächse, des Maqui (*Aristotelia maqui*), die man übrigens auch in Frankreich zur Herstellung der Bordeauxweine schätzt.

Die Minen von Lebu gehören meines Wissens noch heute den Familien Errázuriz und Urmeneta. Jene von Lota und Coronel waren einst Eigentum der Cousiños, deren fabelhaften Reichtum Don Matias Cousiño begründete. Dieser unternehmungslustige und tüchtige Chilene begnügte sich nicht damit, auf Kohlen zu schürfen, sondern verpflanzte die Verhüttung der Kupfererze vom kohlenarmen Norden nach Lota, beutete ferner einen feuerfesten, zwischen die Kohlenschichten eingesprengten Ton zur Fabrikation von Steinen und Röhren aus, die sich den Markt von ganz Chile eroberten, und errichtete letzters eine Glashütte. Nur noch seine Frau Donna Isidora Goyenechea de Cousiño setzte das Lebenswerk dieses seltenen Mannes fort. Die Erben glänzten lediglich durch ihre großartige Verschwendungssucht. Sie haben jahrelang selbst in Paris Aufsehen zu erregen vermocht und sind Typen südamerikanischer Millionärexzentriks geworden. Vor wenigen Jahren zog der Name Cousiño noch einmal die Augen der Welt auf sich durch einen Prozeß, den die jetzige Generation der Familie, deren männliche Glieder sich als Staatsbeamte durchs Leben helfen müssen, gegen ein französisches Nonnenkloster anstrebte. In demselben war die Haupterin, auf den heiteren Namen Licht getauft, die schöne Luz Cousiño, bald nach ihrem Noviziat gestorben, nicht ohne ihr gesamtes Vermögen, 80 Millionen, dem Kloster vermacht zu haben. — Die Kohlengruben, wenigstens von Coronel, sind in den Besitz der Nordamerikaner Délano und Schwager übergegangen, die sich aber nicht des Wohlwollens der Behörden erfreuen.

Indessen hat die Familie Cousiño ein unvergängliches Denkmal ihres Reichtums in dem Park von Lota hinterlassen, der schönsten Schöpfung dieser Art in Chile. Er grenzt unmittelbar an das Meer, und seine Anlage, die einen natürlichen Wald nutzte, geht auf alle jene Überraschungen aus, wie sie Architektur und Gartenkunst im Verein mit weiten Ausblicken auf die See und die hier überaus malerische und vielgestaltige Küste zu bieten ver-

mögen. Nahe dem Schlößchen, einem feinen Renaissancebau aus hellem Stein, erhebt sich des chilenischen Künstlers Nicaner Plaza Bronzestatue *Caupolicán*: ein grimmig blickender, bis auf den Lendenschurz nackter Indianer mit der Muskulatur eines Athleten, der sich auf den *Lonco-quill-quil*, die krumme Keule, stützt. *Caupolicán* war neben *Lautáro* die gewaltigste Indianergestalt in den Kämpfen, welche die Spanier im 16. Jahrhundert gegen die Araukaner zu bestehen hatten, und unter seiner Anführung wurde eine Reihe glänzender Siege über die Konquistadore erfochten. Schließlich fiel er durch Verrat eines Stammesgenossen in die Hände der Spanier, und diese marterten den Helden zu Tode. Man wollte ihn auf einen Pfahl spießen, aber der todesmutige Mann setzte sich selbst auf den zugespitzten, in die Erde gerammten Sitz, der ihm die Eingeweide auseinanderreißen sollte, beschwert mit Ketten an Händen und Füßen und auf- und niedergerissen durch ein Seil, das ihm um den Hals geschlungen war. Und so erwartete er den Tod, ernst und schweigend, nur sich zornig dagegen verwehrend, als ein Neger Hand an ihn zu legen wagte. Einige Indianer vertrieben sich während dieses Martyriums die Zeit damit, das unglückliche Opfer mit Pfeilen zu beschießen.

„Es komme der Tod, ich bitte ihn, ich liebe ihn!

Das ist kein Leiden mehr, welches das letzte ist!“¹

Wieviel antike Heldengröße und wieviel unsagbar feige Gemeinheit verkörperte jene Rasse! Aber die letzte überwog und bestimmte ihr Schicksal.

Am 4. Tage erreichten wir *Lebu*, eine noch junge Stadt, welche erst 1862 gegründet und nach dem hier ins Meer mündenden Flusse benannt wurde.

Über *Lebu* erhebt sich ein Hochplateau, und dieses wird im Osten durch die *Nahuelvutakordillere* begrenzt, in der sich die Araukaner und Araukarienwälder — *Pinales* — noch ziemlich gut erhalten haben. Das bis 1500 m an-

¹ *Alonso de Ercilla*: *La Araucana*, das Epos eines zeitgenössischen Kriegers und Dichters.

steigende Küstengebirge birgt auch noch reiche Vorräte anderer Nutzhölzer: prächtige, immergrüne und laubabwerfende Buchen, Lingues, Laureles und die schöne Konifere Mañiu (*Podocarpus chilina*), welche auf den kurzen und ruhigen, für Boote und Flöße geeigneten Flußläufen, die vielfach der dichte Urwald beschattet, zur Küste gelangen. — Der hier ansässigen Indianer ist erst die Republik Herr geworden. Noch gegen Ende der spanischen Zeit war das Betreten dieses Küstenstriches sehr gewagt, was der Bischof von Concepción unliebsam erfahren sollte. Auf einer Amtsreise nach Valdivia von den Araukanern aufgegriffen, wurde sein Leben als Preis eines Chueca-turniers ausgespielt. Zu seinem Heile gewann die Partei, welche ihn vor dem Tode bewahrt wissen wollte.

Vielen Deutschen Santiagos ist die landschaftlich hervorragende Gegend besonders vertraut, weil sie in den heißesten Monaten gerne die neue, lieblich gelegene deutsche Kolonie Coutulmo aufsuchen, deren Gründer, vornehmlich Berliner, sich 1884 am Fuße der Nahuelvutaberger unweit des Lanalhueesee ansiedelten. Auch haben die Schinken und Würste, die prächtigen Äpfel und der vorzügliche Honig Contulmos unter unseren mittelchilenischen Landsleuten Ruf erworben. — Ich lernte einen Herrn kennen, welcher dort erwerbsmäßig Kleinschmetterlinge sammelte, für deren Erlös (in Europa) er Zuchtvieh nach Chile importierte.

So ist Lebu der einzige bedeutendere Hafenplatz an der chilenischen Küste, in dem man noch richtige Indianer in ihrer Nationaltracht zu sehen bekommt, die auf ihren, von Ochsen gezogenen, zweirädrigen, quiekenden Karren, von den Chilenen „Chanchitos“, Schweinchen, genannt, anlangen. Lebu erinnert an eine Stadt des Nordens, denn es liegt in einer ganz kahlen Umgebung und entbehrt fast vollständig der Baumalleen und -gruppen, welche sonst die Städte Mittel- und Südchiles schmücken. Um so eigenartiger wirkt ein Eukalyptuswäldchen, das, zur Rechten in einer Schlucht, die zum Meere abfällt, aufgeschossen, eine schöne, gotische Kirche einschließt. — Fels und Wald und

eine weithin leuchtende weiße Kirche mit Spitzbogenfenstern und schlankem Turm und das wildbrandende Meer tun sich hier zu einem Bilde zusammen, das sich, in seiner Wirkung noch durch die Einsamkeit erhöht, tief dem Gedächtnis eingräbt.

Bei Lebu spüren wir bereits antarktische Winde. Der Hafen ist schutzlos und das Meer darum fast immer in starker Bewegung. Die Boote sind anders als sonst in der chilenischen Küste. Es sind keine flachen Nachen. Sie besitzen einen gehörigen Tiefgang, einen scharfen Kiel und ausgebauchte Seiten. Sie dienen auch nicht nur dazu, den Verkehr mit den weit draußen liegenden Dampfern und der Küste zu vermitteln, sondern gehen ins offene Meer hinaus auf die Walfischjagd. Die Fischer stellen Wächter aus, und wenn sich ein Wal zeigt, fliegt die kleine Flottille in die See und ihm nach.

Das Meer hat eine tiefdunkelgrüne Farbe angenommen. Wir begegnen auf unserer Weiterreise zahlreichen Seehunden und Millionen schwarzer Tauchervögel, den Cuervos marinos, Seeraben (*Graculus brasiliannus*).

Am Sonnabendmorgen gingen wir in der Bucht von Corral vor Anker. Ein ungemein liebliches Panorama nahm uns gefangen. Die geräumige und tiefe Bai, deren Eingangspfeiler die Abstürze des Morro Bonifacio und Gonzalo bilden, wird rings von Bergen eingefast, welche gerade vor uns ziemlich steil ansteigen und wie eine Kulisse aufgebaut sind, sonst aber ihre breiten, allmählich abfallenden Rücken dem Meere zuwenden, so daß man sie weit ins Land hinein verfolgen kann, wo sie mit einer malerisch ausgezackten Gipfelkette, den Montes de Valdivia, abschließen. Alle diese Berge sind mit dichtem Walde bedeckt, der sich auch in die tiefsten Schluchten niedersenkt und schließlich im Meere spiegelt. Nirgends Lichtungen, nirgends Äcker. Das gibt diesem Landschaftsbilde einen Zug von Unberührtheit, wie man ihn heute, so nahe der Kultur, nur noch selten findet. An einer Stelle öffnen sich die Berge, und das Meer dringt,

wie bei einem Fjord, in das Innere. Es ist die Mündung des Rio Valdivia oder Callecalle, wie er landeinwärts genannt wird. Er kommt von Valdivia. — Das ist der Rahmen unseres Bildes, der das Meer als ein smaragdgrüner Spiegel umschließt. Aber zwischen See und Bergen drängt sich nun noch auf dem schmalen Küstensaume ein Örtchen zusammen von grauen Holzhäusern mit Schindeldächern und blanken Fensterscheiben, die das helle Sonnenlicht spiegeln, und schließlich, unserm Schiffe am nächsten, erhebt sich mit Zinnen, Schießscharten und Türmchen ein altes spanisches Kastell auf rotem Fels, aus rotem Stein erbaut und vom Meere umspült. Ferne aber, ganz fern am Horizonte zeichnen sich die weißen Silhouetten des Llaima und Villarica ab. Beides schneebedeckte Vulkane, letzterer ein Kegel, ersterer ein zerklüftetes, stumpfes Haupt.

Wir hatten fast den ganzen Tag zu unserer Verfügung, und da es ein schöner Sommertag war, benutzten wir ihn zu einem Ausflug in die Berge. Ich befand mich später noch wiederholt zur selben Zeit in Corral und hatte stets Regen. Kein Wunder, denn hier gießt es mit 2750 mm im Jahresmittel noch ärger als in Valdivia. Wir drangen zunächst in den Wald. Ich betrat zum erstenmal chilenischen Urwald, und es waren feierliche Stunden, die ich unter den Baumriesen verbrachte, von denen mir der eine so unbekannt vorkam wie der andere. Eines natürlich sah ich sofort: es handelt sich auch hier, wie in den Tropen, um einen Mischwald, der übrigens mit der Üppigkeit eines Tropenwaldes wetteiferte. — Um einen Grund zu meinen Kenntnissen zu legen, pflückte ich mir einen Strauß von den verschiedenen Arten und bat später in der Wirtschaft die Leute um Auskunft. Die bekam ich auch und erfuhr damals zu meiner Überraschung, was mich später nicht mehr verwunderte, daß die deutschen Kolonisten auf chilenische Pflanzen und Tiere, sofern sie denen unserer Heimat oberflächlich ähnlich sind, deutsche Namen, öfters in etwas kastilianisierter Form, übertragen haben. So befand sich unter meinen Baumproben ein Zweig, den sie Ulmo (Ulme)

nannten, ein anderer wurde als Murta oder auch Murtillo (Myrte) und ein dritter als Pino (Fichte) bezeichnet.

Der Ulmo, im Indianischen Muérmo, hat aber nichts mit unserer Ulme zu tun, sondern gehört zu der kleinen, auf Südchile und Van-Diemens-Land beschränkten Familie Eucryphiaceae. Einer der charakteristischsten und höchsten Waldbäume dieser Region, erreicht er 15 m. Sein wissenschaftlicher Name lautet *Eucryphia cordifolia*. Der Muérmo ist wie die meisten chilenischen Waldbäume immergrün. Seine prächtige Krone beginnt, wenn er frei steht, schon in Manneshöhe, und sein dichtes Laub setzt sich aus großen (60 mm : 40 mm), leicht gekerbten oder ganzrandigen, stark gerippten, breit spatelförmigen Blättern zusammen. Einen überraschenden Anblick gewährt er im Januar. Alsdann hat er sich mit einem weißen Blütenschnee bekleidet. Die sehr großen Blüten — sie messen 4—5 cm im Durchmesser — erscheinen bukettenweise an den Spitzen der kleinsten Zweige und sind rein weiß. Sie haben, bis auf die Farbe, Ähnlichkeit mit der Apfelblüte. Die blühenden Muérmos werden von den Bienen besucht, deren Zucht in Südchile sich stark entwickelt hat, und eine gute Honigernte fällt mit einer reichlichen Muérmoblüte zusammen. Es bewohnt die Blüten einer der schönsten Prachtkäfer Chiles, der metallisch grün, blau und feuerrot gefärbte *Curis aurora*. — Auch das Holz des bis $\frac{1}{2}$ m dicken Stammes ist für allerlei Tischlerarbeiten verwendbar, wird aber fast ausschließlich als Brennstoff und zur Herstellung von Kohle benutzt. Der Rinde entzieht man Gerbsäure.

Schon besser treffen sie es mit dem Murtillo. Der selbe entspricht zwar keineswegs der bräutlichen Myrte, gehört aber zur selben Familie. Der Murtillo oder im Araukanischen Uñi (*Ugni molinae*) ist ein nur wenige Meter hohes elegantes Bäumchen mit dem feinen, glänzenden Laube und den kleinen weißen, rot überhauchten Blütenglöckchen der Myrten, gerne im Halbschatten der Wald-ränder wachsend. Es trägt später die besten unter den wilden Früchten des Landes, süße, aromatische, dunkel-

rote Beeren, aus denen vorzügliche Kompotte und Gebäcke bereitet werden und die Indianer sich früher den berauschenden Pulcu goren.

Dagegen erkennen wir im Pino eine sehr stark verzweigte Eibe (*Podocarpus chilina*), welche 15 m hoch werden kann. Bei den Indianern heißt sie Mañiu.

Nächst dem Muérmo waren Luma, Canelo, Huahuán und Thihue am häufigsten.

Die Luma (*Myrtus luma*) ist ebenfalls eine Myrtacee, welche Familie sich im Süden Chiles außerordentlich artenreich entwickelte. Der hohe Baum besitzt ein ungemein dichtes, kleinblättriges Laub, das, bis zum Boden herniederreichend, eine undurchdringliche, grüne Masse bildet, den rotrindigen Stamm verbergend. Auch die Spitzen der jungen Triebe haben eine rötliche Farbe, und wenn sie hervorschießen, gewähren größere Bestände einen Anblick wie herbstlicher Wald. Das dunkelbraune, ungeweiche harte und schwere Holz der Luma wird zum Bau der Skelette von Booten und Schiffen verwandt, und Indianer und Chiloten verfertigen aus ihm den primitivsten aller Pflüge, wo ein gekrümmter Pfahl den Boden aufreißt. Auch die Luma reift eßbare, recht geschätzte Früchte. Ein naher Verwandter, das ebenfalls sehr häufige Arrayánbäumchen (*Eugenia apiculata*), erreicht hier nur etliche Meter und zeitigt wie die Luma kleine weiße Blüten.

Der Canélo, indianisch Vóighe (*Drimys winteri*), den Araukaner geheiligt, hat nichts mit dem Kanelbaum Ceylons zu tun. Einer der prächtigsten Waldbäume Chiles, zählt er zu den durch herrliche Gewächse ausgezeichneten Magnoliaceen. Er wird 10—15 m hoch und zeigt eine sehr regelmäßige Verzweigung. Stamm und Zweige sind silbergrau. Die 5—8 cm langen, breit elliptischen, ganzrandigen Blätter haben dunkelgrüne Oberseiten mit beinahe so starkem Glanz wie die des Gummibaumes, dagegen sind die unteren Flächen glanzlos und graugrün. Die Belaubung ist keineswegs spärlich, aber sie läßt den stolzen Aufbau zur Geltung kommen. Der Canélo ist mit Ausnahme der nördlichsten Provinzen in ganz Chile heimisch. Im

Zentrum treffen wir ihn in den Schluchten der Anden, in denen er gegen 1700 m hinaufsteigt. Er schmückt sich mit Büscheln kurz gestielter, weißer Blüten, und zwar im Norden noch dicht vor Einbruch des Winters, im Mai, dagegen im Süden im ersten Frühlingsmonat, im September.

Huahuán (*Laurelia serrata*) und Thihue (*L. aromatica*) sind chilenische Lorbeerbäume. Letzterer, von den Kolonisten auch Laurel genannt, wird über 20 m hoch und kleidet sich in ein lebhaft nach Fenchel duftendes, glänzend grünes Blattgewand. Am Palmsonntag holen die Leute seine Zweige, um den Boden der Kirche zu bedecken. Das Holz beider, vornehmlich aber das des Huahuán, wird zu Zimmerarbeiten verwendet, trotzdem es ziemlich lange einen üblen Geruch ausströmt.

Aus diesen und manchen anderen Bäumen — wie himmelhohen Buchen — und Sträuchern besteht der von Bambus durchschossene Regenwald, in welchen wir an jenem sonnigen Sonnabendmorgen traten. Wo sich ein Lichtstrahl durch die Wipfel bis auf den Boden hindurchstahl, beglänzte es mannigfaltige Farne: die mächtig verzweigte *Alsophila pruinata*, die großblättrige *Lomaria magellanica*, die unserer Hirschzunge ähnliche *Graminitis*, das zarte *Hymenophyllum* und Rippenfarn (*Blechnum*). An den Ästen hingen die langen, grünen Bärte und Wimpel von Moosen und Flechten, und ein Gewirr von Lianen erhöhte das Urwaldartige. Da klomm mit korkzieherartig gewundenem, taudicken Stamme der Cóguil (*Lardizabala biterinata*) empor, um seine Äste, ein Gewirr von Stricken, die glänzend grüne, mehrfach geteilte Blätter bekleiden, aufzuhängen. Ihm folgte die schwächere *Boquila trifoliata*, und gleich einer Rebe rankte der Voqui (*Cissus*) und schlang die elegante Quelineja (*Luzuriaga*). Aber nur wenige Blüten traf der verirrte Sonnenstrahl, außer jenen kleinen, weißen der verschiedenen Myrtengewächse, welche sich überdies aus dem Waldunkel hinaus an hellere Wege und Lichtungen drängten. Indes fehlen sie nicht völlig. Zu unserer Zeit stand ein zierlicher, dünnästiger Strauch, die Vochi-Vochí (*Mitraria coccinea*) — so schwach, daß er

sich rankend auf andere stützen muß, um emporzugelangen —, im Schmucke seiner grellroten, langgestielten, trichterförmigen Blüten, die aus den Blattachsen einzeln hervortreiben. Da die Blüten 2—3½ cm lang werden, sind sie recht auffallende Erscheinungen inmitten des grünen Wirrsals. Ferner gewahren wir, daß die Stämme mancher Bäume mit einer ebenfalls rot blühenden Pflanze wie von einem Pelz überzogen sind. Es ist die Medallita (*Sarmienta repens*), welche 4 cm lange, röhrenförmige Kelche besitzt, aus denen Griffel und Staubfäden weit hervorragen. Der reizende Epiphyt läßt sich nur schwer von seiner Unterlage trennen. Beide gehören zur Familie der Gesneraceen, deren Arten zumeist in Amerika leben, und von denen viele, wie z. B. *Gloxinia*, beliebte Topfpflanzen geworden sind. Auch leuchteten hier und dort die ziegelroten Blumen der hohen Ortiga brava (*Loasa acanthifolia*) und purpurnen einer Kapuzinerkresse (*Tropaeolum speciosum*) aus dem tiefdunklen Grün lederharter, schwerer Belaubung.

Die Armut des Waldgrundes an blühenden Pflanzen ist nichts Zufälliges, sondern, wie in den Tropen, eine Folge des ewigen Schattens seiner zumeist immergrünen Bäume. Draußen an den Waldrändern, an den offen dahinrauschenden Bächen und in den Lichtungen blüht es noch in allen Farben, denn in Südchile verdorrt die Vegetation zu keiner Zeit, da die dem Norden eigentümliche regenlose Periode fehlt.

Zunächst begrüßen wir an der Waldlisiere einen alten Bekannten, den roten Fingerhut (*Digitalis purpurea*), welcher ursprünglich nach Chile als Zierpflanze gelangt ist, in den letzten Jahrzehnten aber verwildernd sich im Süden von Concepción bis zum Rio Palena und auf Chiloë und selbst den Guaitecas-Inseln, also etwa durch 8 Breitengrade, ausbreitete.

Von den einheimischen Pflanzen sind es vor allem die Pantoffelblumen (*Calceolaria*), aus der gleichen Familie (Scrophulariaceae) wie der Fingerhut, die uns auf Schritt und Tritt mit ihren prächtig gelben oder orange-farbenen Blüten, bald als Kräuter, bald als kleine Sträu-

cher, begleiten. Diese Gattung, in Perú und Chile beheimatet, ist in Chile bereits in 70 Arten bekannt, welche sich den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen in Gebirge und Ebene angepaßt haben. Ihre weithin leuchtenden großen, vollen Blütenbüschel tragen wie wenig andere Pflanzen zum Schmuck der chilenischen Landschaft bei: am Rande der Bäche, an Felsen und Hängen, die Wege begleitend, auf den heißen Steinhalden oder auch zwischen dem trocknen Geröll der Flußläufe, wo kaum ein Halm sprießt, haben sie Wurzel gefaßt. Es ist ein farbenfreudiges Geschlecht. Freilich in der großen Mehrzahl bevorzugen sie Gelb oder Orange, aber andere glänzen mit purpurnen und noch andere mit weißen Pantöffelchen, wie aus Atlas. Bei den Eingebornen sind sie sehr beliebt, und sie sammeln große Sträuße der Topatopas oder Capachitos, wie sie in ihrer Sprache heißen, um das Zimmer damit zu schmücken. Leider verwelken sie rasch.

Daneben zieht eine großblumige, goldgelbe Amaryllidee (*Alstroemeria aurantiaca*) unser Augenmerk auf sich, einige Irideen wie *Libertia ixioides* mit weißen und ein *Sisyrinchium* mit kleinen lilafarbenen Blüten, ferner eine zierliche, bunte Orchidee (*Habenaria*), etliche *Chloraea*-arten mit langer, weißer oder grünweißer Blütenähre, gelbe Stiefmütterchen (*Viola maculata*) und weiße Sternblumen (*Stellaria*), besonders aber die prächtigen, weißrosafarbenen Blüten der Llaupangue (*Francoa appendiculata*), einer Vertreterin der auf Chile beschränkten Familie Francoaceae, welche zu der großen Sippe der Steinbrechgewächse zählt, und die leuchtenden Bukette verschiedener *Oxalis*.

Außer vom Fingerhut gewahren wir auch öfters weite Strecken mit einer etwa meterhohen Pflanze dicht bestanden, welche den merkwürdigen Namen Teufelstabak, Tabaco del Diablo, führt. Die Indianer nennen sie Tupa. Es ist *Lobelia tupa* mit ihren prächtigen, purpurnen Blütentrauben. Nahe dem Strande bildet Männertreu, der Cardoncilla (*Eryngium paniculatum*), Dickichte, eine Umbellifere, die aber mit ihren stacheligen Blättern und Blütenköpfchen eher wie eine Distel aussieht. Alles an ihr be-

sitzt eine gelblichgrüne Färbung und ist ungemein glänzend. Schließlich wollen wir noch der anmutigen Fuchsiengebüsche (*Fuchsia coccinea*), Chilco oder Thilco in der Indianersprache, Erwähnung tun.

Corral war ein kleines, idyllisches, damals noch vom Ruß der Industrie verschontes Örtchen, dem die Sommer villen einiger reicher Valdivianer Deutschen einen eleganteren Anstrich verliehen. Im Januar und Februar wird es, wie die meisten Küstenplätze, von Badegästen aus dem Inland überschwemmt. Dann entstehen am Strande aus grünem Buschwerk zusammengefügte Badehütten, und es spielt sich ein Badeleben nach europäischem Muster ab. Inzwischen sind in Corral's Nachbarschaft Eisenwerke von der bekannten französischen Firma Schneider-Creusot gegründet worden.

Die Fahrt nach der Insel Chiloë — der Name entstand aus dem Indianischen Chilihue, was Südchile bedeutet — nimmt nunmehr nur noch eine Nacht in Anspruch. Sie ist aber die unruhigste, da das Schiff mit starker Strömung zu kämpfen hat. Am Sonntagmorgen erwachten wir in der langgestreckten Bahia von Ancúd. Der Dampfer bleibt immer sehr weit von der Stadt entfernt, so daß man eine lange Bootfahrt zu bestehen hat.

* * *

Ancúd lehnt sich, von grünen Matten umgeben, an sanft ins Meer abfallende Hügel. Es macht einen ungemein einladenden, ich möchte sagen nervenberuhigenden Eindruck, wie es sich so breit und behäbig mit seinen überall zwischen die Häuser eingestreuten Gärten und Baumgruppen dahingelagert hat. Als wenn es schlummerte. Hier strebt nicht das eine das andere zu überragen. Selbst die Türme der Kirchen haben sich in bescheidener Niedrigkeit zurückgehalten. Das alte Franziskanerkloster oben auf der Höhe hat es bei zwei Stümpfen bewenden lassen, die nun wie etwas zu dick geratene Säulen aussehen. Ein demokratisches Prinzip zeigen unterschiedslos auch die Wohnungen. Sie sind sämtlich aus Holz

erbaut, mit einer Verschalung aus Brettern des Laurel. In der Regel einstöckig und mit einem Giebel, oder zweistöckig und dann häufig mit einem Wandelgange, der geschaffen wurde, indem man das obere Geschoß über das untere hinausrückte und auf Pfeiler stützte. Ein steiles Dach aus Alerceschindeln deckt sie, selten Zink. So sieht Ancúd aus, oder, um es bei vollem Namen zu nennen, San Carlos de Ancúd, welches im Jahre 1834 von Darwin auf seiner berühmten Erdumseglung besucht wurde. Und so erhält es sich trotz der schrecklichen Brände, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ganze Straßen in Asche legen. Aber das bescheidene Gewand umhüllt gleichwohl Bedeutung und Würde. Ancúd ist die Hauptstadt von Chiloë, der Isla Grande, einer Insel etwa halb so groß wie das frühere Königreich Württemberg, es ist die Residenz eines Intendanten und, was sehr viel mehr sagen will, eines Bischofs, des redegewaltigen Ramon Anjel Jara. Freilich letzterer scheint die intimen Reize der Kapitale nur in den allerheißesten Sommermonaten zu schätzen, sonst geht er auf Reisen, weit außerhalb der Grenzen seines Sprengels.

Ancúd ist eine völlig fabriklose Stadt. Man jagt dem Gelde nicht nach, man vermeidet die aufregende Industrie grundsätzlich und den Handel, soweit es irgend angeht. Die Ausfuhr der Insel bilden vornehmlich Hölzer, Kartoffeln, Schafe, Austern, Miesmuscheln, Cochayuyo (eine genießbare Alge), nebst Apfelwein, den man reichlich produziert, und Gegenstände (z. B. kleine Öfen), die aus dem weichen, Cancagua genannten, tertiären Sandstein der Küste geschnitzt und gemeißelt wurden. Natürlich bleibt die Einfuhr gering, und es ist verständlich, wenn das enorme Zollhaus gleich links am Hafen kaum die Kosten seiner Verwaltung einbringt. Was schadet das, da ja der Staat bezahlt: nicht allein den Bischof und Intendanten nebst allen anderen Beamten, sondern auch die bischöfliche höhere Knabenschule und das Lyzeum und die Volksschulen; da der Staat den Molo und die neue Kathedrale baut und das etwa vom Brande zerstörte

Kloster wie in Castro, einer anderen Stadt Chiloës, wieder aufrichten wird. Ja, der Staat gibt auch das Geld her, damit die Ancuditaner ihre Kinder studieren lassen können, je nach dem Stande: im Lehrer- und Lehrerinnenseminar zu Valdivia oder Puerto Montt, in der Schiffs-Ingenieurschule und der Marinekadettenanstalt zu Valparaíso, oder im Internat (Lyzeal-Alumnat) zu Santiago. Natürlich bezahlt der Fiskus auch das Billett und sogar zu den Ferienreisen.

Der Staat gibt für Ancúd etwa 22mal mehr aus, als er einnimmt, nämlich im Jahresdurchschnitt über eine Viertelmillion Pesos.

In den eigentlichen Hafen dringen nur kleine Segelboote. Zur Zeit der Ebbe ist er so trocken, daß in ihm Holz gehackt, Essen gekocht und anderen Verrichtungen obgelegen wird.

Ich fand bei Frau Schulz, einer Westfälin, Obdach, die ihren Mann, einen Segelschiffskapitän, schon lange verloren hatte und nun in ihrem kleinen Häuschen, das sie gar nicht ungern Hotel genannt hörte, Verköstigung und Logis gab. Man hatte damals noch alles das, was man während 24 Stunden zum Dasein bedurfte, für 3 Pesos, die zur Zeit zusammen 4,20 M. wert waren.

Ancúd ist eine ziemlich reinliche Stadt. Einen guten Anteil daran haben zweifelsohne die zahlreichen Gallinazos, kleine, schwarze Aasgeier (*Cathartes atratus*), welche merkwürdigerweise, offenbar ihrer Wichtigkeit bewußt, fast ausschließlich vom Regierungsgebäude, der Intendanz, aus Umschau hielten. Dort saßen sie auf dem Dachfirste in langer, stummer Reihe. Ein Bekannter nannte ihre nachdenkliche Gesellschaft anzüglich den ‚Consejo de Higiene de Ancúd‘.

Ancúd teilt sich durch jene von der Hauptstraße eingefaßte Schlucht in eine östliche und westliche Hälfte. Wenn man die von anstehendem Hornblendefels gepflasterte Straße hinaufschreitet, gelangt man an dem Kloster des heiligen Franziskus vorbei, bald auf eine die ausgedehnte Zweihügelstadt beherrschende Anhöhe. Die

schwache Bevölkerung (3000 Seelen) steht in gar keinem Verhältnis zu der Häusermasse, die in diesem Augenblicke im hellen Sonnenglanze silbergrau schimmert. Weiter schweift unser Blick über die Bai nach der Landzunge von Balcacura zu der eigentümlichen Holzkapelle mit dem doppelten Dach — eines ist auf das andere wie ein weiteres Stockwerk gesetzt — und dem zierlichen Türmchen, das auf dem oberen, schmäleren reitet. Und darüber hinweg zum nordöstlichen Horizont, an dem sich deutlich drei Schneeberge des Festlandes abzeichnen, die Vulkanhäupter der Provinz Llanquihue: Calbúco, Osórno und Puntia gúdo. Zur Seite und im Rücken begrenzen die Hügelketten der Insel das Rundbild. Am nächsten liegt uns der sanft gewölbte, breite Hueihéun, von dem aus in früheren Zeiten die Caziken das Land regierten. Auf der stillen Bai gleiten einige Fischerboote dahin, und die Brandung spielt matt am Strande der kleinen Insel Cochinos, die Ancúd schräg gegenüber liegt und voll von wilden Kaninchen ist.

Eine leichte Brise streift die Felder und bewegt, soweit wir sehen können, die Blüten der Kartoffeln. Wir mögen in Chiloë wandern, wohin wir wollen, die Kartoffel wird uns begleiten. Wie Sizilien die Kornkammer Italiens war, so ist Chiloë der Kartoffelspeicher Chiles, oder könnte es doch sein, wenn die Verbindungen besser wären, denn die Insel bringt weit über Bedarf hervor. Man kann lesen, daß es über 500 Sorten sein sollen. Wer weiß? Jedenfalls ist Chiloë das Kartoffelland par excellence. Die wilde Stammpflanze findet sich freilich nicht im Süden, sondern in Mittelchile. Dort wächst *Solanum tuberosum* und *etuberosum* in den höheren Anden und *S. maglia* der Küste nahe. — Man braucht einen Chiloten nicht zu fragen, was er gegessen hat. Es sind und werden sein Kartoffeln oder Mariscos, d. h., was der Italiener so treffend als Meeresfrüchte bezeichnet: Muscheln, Manteltiere, Seeigel u. a. Der Chilote befindet sich wohl bei seinen täglichen Milcados, Kartoffelpuffern, und einem Napf gerösteten Weizenmehls mit

Wasser, der Guampada, dem Ulpo des Festlandes; aber mit möglichst viel Zucker, des Chiloten besondere Leidenschaft. Im 18. Jahrhundert wurde auch in größerem Maßstabe Flachs gebaut, indessen verwertete man nur den Samen, ihn mit Mehl vermischt zu Broten verbackend. Der Fleischkonsum Chiloës bleibt mit 18 kg pro Kopf weit unter dem chilenischen Mittel (44 kg). Es werden vorwiegend Schafe und Schweine verzehrt.

Der boshafte Chilene, welcher dem Chiloten gern etwas am Zeuge flickt und ihn ärgern möchte, empfiehlt ihm für ein Provinzwappen als Embleme die Kartoffel und die Laus. Leider hilft kein Leugnen: wie jene die häufigste Feldfrucht, ist diese das gemeinste Haustier. Es handelt sich übrigens, um nichts zu verschleiern, im allgemeinen nur um die Kleiderlaus (*Pediculus vestimenti*).

Es würde jedoch falsch sein, aus solchem und auch daraus, daß Ancúd und mit ihm die ganze Insel sich in einem lethargischen Schlafe befindet, auf den Charakter der Chiloten zu schließen. Der Chilote ist arbeitsamer und nüchterner als der Chilene und entfaltet vor allen Dingen, wenn es ein Ziel zu erreichen gilt, eine eiserne und oft wohl rücksichtslose Energie, die ihn bei den Chilenen nicht beliebt gemacht hat. Aber nur wenigen Chiloten hat sich ein Ziel auf ihrer Lebensbahn eröffnet. Der großen Masse sind die Kräfte gelähmt durch die unglücklichen Verhältnisse der Insel, welche erst seit kurzem eine Ancúd mit Castro verbindende Eisenbahn besitzt, aber noch immer leidlicher Wege ermangelt, und mit dem Festlande nur einmal wöchentlich durch Dampfer mit ganz unerhörten Tarifen in Verbindung treten kann.

Für Ancúd haben sich die Verhältnisse besonders schlecht gestaltet durch die überaus lange Herrschaft des Intendanten Luis Martiniano Rodriguez. Über 25 Jahre als höchster Verwaltungsbeamter ein beinahe absolutes Regiment führend, gereichte er wohl der Insel im allgemeinen zum Heile, nicht aber der Hauptstadt. Don Luis hat nämlich mit eiserner Faust für Ordnung und Sicherheit gesorgt und das Hexen- und Zaubererwesen,

das in diesem verlassenen Erdenwinkel in höchster Blüte stand, völlig ausgerottet. An dieser Sorte Volksbeglucker, welche eine Zaubererschule von panchilenischem Rufe in der Höhle von Quicavi unterhielten, vollzog er mit eigener Hand die selbst diktierten Prügel. Ferner bekümmerte er sich unentwegt um die Volksschulen, so daß die Chiloten in der Tat recht haben, wenn sie in einer Bittschrift, die sie 1907 an den Präsidenten der Republik richteten, stolz von sich behaupten, in der Volksbildung (mit nur 37 Prozent Analphabeten) an erster Stelle im Staate zu marschieren. Aber wie alle Chilenen benutzte der allmächtige Intendant seine Stellung auch dazu, an sich und sein Haus zu denken, und verwandelte allmählich die gesamte Umgebung von Ancúd bis in die fernen Berge hinein in eine riesige, Quadratmeilen große Latifundie.

Der Chilote ist Ackerbauer und Fischer, besonders das Meer ist sein Element, und die Güte der chilenischen Marine beruht auf diesem vorzüglich durch den Kampf mit der See vorgeschulten Menschenmaterial. Vom Admiral bis zum Matrosen sind die besten Chiloten. Überhaupt spielt der Chilote im chilenischen Staatswesen ein wenig die Rolle des Hechtes, und manches frische Wort und mancher gute Anlauf ging von Chiloten aus, welche es in Heer und Marine, Justiz und Verwaltung und in den Fakultäten der Universität zu angesehenen Mitgliedern gebracht haben. Freilich soll ihr Charakter so sein, wie er häufig wird, wenn der Weg aus Not und Armut lange Zeit nur mit Hilfe von Becas (Freistellen) zurückgelegt werden konnte. Ich höre noch heute die verächtliche Klangfarbe, in die ein Chilene das ‚es un Chilote!‘ tauchte, als einzige Charakteristik eines ihm unbequemen Kollegen.

Die chilotischen Ureinwohner waren die friedlichen Huilliches (Südleute), welche der Konquista kaum Widerstand entgegensezten. Das kastilianische Element ist durch spätere Nachschübe vom Mutterlande verstärkt worden und hat es offenbar ausnahmsweise verstanden, mit den Eingeborenen dauernd gute Beziehungen zu

pflegen. Das Indianische hat sich auf der Isla Grande, obwohl unberührte und heidnische Indianer heute fehlen, in Lebensweise, Gebräuchen und Namen viel auffallender erhalten wie in anderen Provinzen. Die öfters rundlichen Hütten der Landbewohner erinnern an die Rucas der Araukaner; wie bei diesen sind die Frauen geschäftig, an einem allereinfachsten Webstuhle große Woldecken herzustellen, in welche sie bunte Muster hineinsticken; der Acker wird mit dem nämlichen Pflug aus der Luma umgebrochen und mit dem Dornenbusch geeeggt. Im Märchen- und Sagenschatze der Chiloten spielen noch heute araukanische Ungeheuer und Fabelgestalten eine Rolle. Es gibt sogar etwas, was an die prähistorische Zeit gemahnt, d. i. die Zubereitung der Nationalspeise mittels Siedesteine.

Curanto heißt diese. Sie besteht aus Meeresmuscheln, vornehmlich Miesmuscheln (*Mytilus*) und Venusmuscheln (*Venus*), welche in einem Erdloch durch glühende Steine gesotten werden. Die Grube wird kreuzweis mit Holz bedeckt, das man in Brand steckt, nachdem auf ihm Steine angehäuft sind. Sobald die Steine glühend wurden, ist auch das stützende Holz verbrannt und sie fallen von selbst in das Loch hinunter. Nunmehr schüttet man die Muscheln über sie aus und begräbt das Ganze unter Blättern, z. B. den großen des Pangue. Nach einer Stunde etwa ist das Gericht fertig. Zum Curanto dienen nicht allein alle möglichen Muscheln, wie Chólhuas und Choros (verschiedene *Mytilus*), Tacas (*Venus*), Locos (*Choncholepas*), Chapes (*Fissurella*), Lapas (*Patella*), die großen Picos (*Balanus*) und Seeigel, jedes für sich oder durcheinander — alsdann ein Chadupe (Allerlei) —, sondern auch Fleisch, Kartoffeln und Bohnen.

Als Familiennamen findet man unter der niederen Bevölkerung fast ausschließlich indianische, die sich in Verbindung mit den christlichen Vornamen seltsam ausnehmen. José Caimápu (Joseph Entenland), Manuel Milláo (Emanuel Goldland), Carlos Huéntelican, Jesús Milapechún oder Maria Chénquepil, das sind so einige

Proben. Und dann die Ortsnamen: Quetralmáhue, Añihue, Ahuí, Manáo, Acháo, Quénchi und Quicaví, sie atmen eine indianische Welt.

Ich verweilte 2 Monate auf Chiloë und hatte Gelegenheit, von dem Innern der Insel kennenzulernen, da ich einige Wochen auf einer der neuen Fremdenkolonien, Huillinco, zu Gast war.

Wenn man von Ancúd nur etwa ein und eine halbe Stunde nach Südosten wandert, gelangt man zum Rio Pudeto, welcher sich in einen besonderen Golf der Bahia von Ancúd östlich von der Stadt ergießt. Der Weg dahin ist namentlich für Kinder recht verlockend, denn seine Böschungen sind, außer von blühenden Fuchsiengebüsch, mit allerlei Naschbarem bestanden. Da reizen die süßen, Chupones (von chupar saugen) genannten Früchte eines Ananasgewächses (*Greigia sphacelata*), sie schmecken auch ananasartig, die erkämpft sein wollen, denn sie verbergen sich in einem Dickicht stacheliger Blattrossetten; die grünlichen Miñemiñes, kleine Beeren von *Rubus radicans*; die dunkelblauen kleinen Micháis, die beinahe schwarzen Calafates, beide an stacheligen Berberitzensträuchern (*Berberis darwinii* und *buxifolia*) und nicht zuletzt Erdbeeren, mit denen Chiloë besonders gesegnet ist. Sie überziehen oft den Strand als unabsehbare Rasen, besonders große und wohlschmeckende Früchte zeitigend.

Am Estuario Pudéto erwartete uns ein Boot mit zwei kräftigen Chiloten als Ruderknechten, und wir traten nunmehr unverzüglich unsere Fahrt stromaufwärts an, um möglichst die steigende Flut auszunutzen. Man hat niemals mehr Muße, eine Landschaft mit allen Intimitäten in sich aufzunehmen als von einem Boote aus.

Der Pudeto wird in seinem unteren Laufe von Dünen eingefasst, deren weißer Sand aber nur hier und dort zwischen dem dichten, auf ihm Wurzel fassenden Buschwerk aufleuchtet. Wir begegneten mehreren Fischerbooten, die eine hier vorkommende Brackwassermiesmuschel, Quilmáhue, mit dem Dreizack aus der Tiefe heraufholten, und etlichen Eingeborenen, welche ebenfalls

aufwärts wollten. Da ein günstiger Wind wehte, hatten sie einen großen, breiten Busch in ihr Boot gestellt. Diese Art zu segeln ist nicht etwa ein Scherz, sondern auf dem Pudeto die althergebrachte. Im übrigen herrscht Einsamkeit.

Vor nun bald hundert Jahren ist dieses friedliche Stückchen Erde reichlich mit Blut getränkt worden. Am 14. Januar 1826 wurde an den Ufern des Pudeto die letzte Schlacht gegen die Spanier geschlagen, welche auch die große Insel der Republik einverleibte. Noch heute erinnert das in Santiago gelegene Bataillon ‚Pudeto‘ an jenen Sieg, der Chile vollständig und auf immer vom spanischen Joch befreite. Freilich hat sich Chiloë erst an die ihm aufgezwungene Erlösung gewöhnen müssen, denn Darwin berichtet in seinen Aufzeichnungen vom 24. Nov. 1834 bei Beschreibung seiner Landung auf der Insel: „An mehreren Orten waren die Einwohner sehr über das Erscheinen von Booten eines Kriegsschiffes erstaunt und hofften und glaubten, sie wären Vorläufer einer spanischen Flotte, welche käme, die Insel der patriotischen Regierung von Chile wieder abzunehmen.“

Erst nach längerer Fahrt tauchten einige kleine Holzhäuser und eine Holzkapelle auf. Es ist Caipulli, d. h. der Ort, wo es viele Wildenten gibt. Dann macht der Fluß eine Biegung landeinwärts und nunmehr tritt der Wald bis an die Ufer heran. Seine Laubmassen sind merkwürdig durch ihren terrassenförmigen Aufbau, was von den Cói hues herrührt, die in ihm vorherrschen, und deren gewaltige Kronen sich aus mehreren, deutlich voneinander gesonderten Laubetagen zusammensetzen. Cói hue (*Nothofagus dombeyi*) ist die immergrüne Buche, welche sich von Chillan nach Süden ausbreitet und namentlich in den Provinzen Valdivia, Llanquihue und auf Chiloë zu den charakteristischsten Waldbäumen gehört. Sie erreicht eine bedeutende Höhe; ihre regelmäßig gezähnten, streng zweizeilig angeordneten, hellgrünen Blätter sind auffallend klein (20 mm : 10 mm), mit starker Mittelrippe und annähernd elliptisch. Zwischen dem Blattwerk tauchen

überall die glänzenden Äste auf, die sich erst an ihren Enden doldenartig verzweigen und belauben. Anfang Februar schmückten sie sich mit gelben Blüten. Aus dieser Buche stellte man früher riesige Einbäume her. Der Cói hue, welcher ein vorzügliches Bauholz liefert, ähnelt unserer Buche, während das sommergrüne Roble an unsere Eiche erinnert.

Am Waldesrande drängen sich an trockenen Stellen Chupones und Gebüsche vom Radinstrauch (*Baccharis radin*), einer diözischen Komposite mit gelben, kompakten und *Senecio otites* mit großen, weit ausgebreiteten Blütendolden. Ferner *Tripolium conspicuum*, ebenfalls ein Vereinblütler, Ruhrkraut (*Gnaphalium*) mit goldgelben Blüthen und eine gelbe Nachtkerze, der Metrún (*Oenothera stricta*). An feuchten Plätzen hingegen lenken die rosenroten Sträube von Llaupangue und die großen, blauen Blüten der Huélla (*Abutilon vitifolium*), eines Malvenstrauches, vor allem aber die mächtigen Pangues (*Gunnera*), deren säuerliche, Nalcas genannte Stengel von den chilotischen Kindern gern gekaut werden, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Am Boden kauert ein niedriges Primelgewächs (*Samolus litoralis*), das aber durch seine Belaubung und die kleinen an den Zweigen sitzenden weißen Blütenglöckchen mehr wie eine Ericacee aussieht.

Unsere erste Rast machten wir an einem Platze, den man Cogomó nennt; er offenbart sich aber nur durch eine einzige Hütte und eine Kapelle. Die Holzkapellen gehören zu den eigentümlichsten Requisiten der chilotischen Landschaft. In Wirklichkeit sind es langgestreckte Holzschuppen mit einem Türmchen, meist über dem Haupteingang. Fenster gibt es nicht. Die wenigen Male, wo Gottesdienst in ihnen abgehalten wird, lassen die alsdann geöffneten Seitenluken Licht genug einfallen.

Eine solche Kapelle und nicht weit davon eine niedrige, strohgedeckte Hütte mit den schräggestellten Stützpfeuern, umwagt von zahllosem roten Fingerhut, gelbleuchtenden Büschen des Stechginsters (*Ulex europaeus*) und einem Mariengrase, der Ratonera (*Hierochloa utricu-*

lata), und umhegt von Avellano oder Guevuin (*Guevina avellana*)¹, dem chilenischen Haselnußbaum, Muérmos, blühenden Fuchsien und Arrayán, Peta, einem Myrtenbaume, Canelo und Ciruelillo (*Embothrium coccineum*), letzteres ein überaus schönes, antarktisches Bäumchen mit prächtig langen roten Blüten², und dann in der Ferne ein bewaldeter Höhenzug mit den hellgrünen Laubterrassen des Cói hue und ein Stückchen Fluß oder See, das ist das landschaftliche Idyll auf Chiloë.

Die Namen der Örtlichkeiten im Bereich des Pudeto leiten sich vielfach von Tieren her, z. B. Caipulli, der Ort, wo es viele Enten gibt, oder Huillinco, das Wasser der Fischotter usw. In der Tat, das Tierleben und besonders die Vogelwelt ist hier reich und mannigfaltig.

Den Pudeto und seine von mannshohen Binsen eingefassten Ufer bevölkern u. a. schwarze Enten mit weißen Ringen um die Augen, so daß es aussieht, als ob sie eine Brille trügen, und die darum auch Anteojillo (*Anas specularis*) genannt werden; schöne, weiße Schwäne — Cisne oder Thula (*Cygnus nigricollis*) — mit schwarzem Kopf und Halse und schwarzgrüne, glänzende Taucher, Huálas (*Podiceps leucopterus*) mit weißen Bäuchen; rein schwarze Teufelenten oder Seeraben (*Graculus brasiliannus*); die aschfarbenen, mit einer weißen Binde am Halse gezielten Patoliles (*Graculus gaimardi*), der Quétru oder Cáo (*Micropterus cinereus*), der sich immer zu zweit zeigt und so kurze Flügel hat, daß er nicht fliegen kann, er ist ebenfalls aschfarbig, aber an Kehle und Brust lebhaft rot; die braun und weißen Zarapitos, die auch Perdiz del Mar, Seerebhuhn (*Numenius hudsonicus*) genannt werden; graue und weiße elegante Reiher, Cucas und Garzas (*Ardea cocoi* und *galathea*); der schwarze Ostrero (*Haematopus*

¹ Fam. Proteaceen. 3—5 m hoch. Stamm grau, Äste braun, weit ausgestreckt. Immergrün, Blätter lederartig mit glänzender Oberseite, unpaar gefiedert. Blättchen rundlich-eiförmig, doppelt gezähnt. Mit langgestielten, weißlichen Blütentrauben. Nuß kirschengroß, erst grün, später rot, dann dunkler. Samen, besonders geröstet, wohlschmeckend.

² Ebenfalls zu den Proteaceen gehörend.



leucopus) mit dem roten Schnabel. Nicht selten besuchen dieses Gewässer auch Patrancas, Pinguine (*Spheniscus humboldtii*), welche bei den Chilenen Pájaro-Niño, Kinder-vogel, heißen, Pelikane (*Pelecanus thajus*), im Volksmunde Alcatraz und selbst Scharen von Flamingos. Darüber, in den Lüften, schreien und gackern die Möven, Cahuiles und Gaviotas (*Larus glaucodes* und *dominicanus*).

Über den Spiegel des Pudeto schossen Delphine in anmutigen Bogen. Der Estuario ist reich an Fischottern, Huillines (*Lutra huidobria*) und großen Nagern, Cópup (*Myopotamus coypus*), welche dem Biber ähneln, aber das Wasser noch weniger verlassen.

Gegen Abend gelangten wir nach Huillínco, das auf hügeligem Terrain gelegen ist und mittels eines Nebenflusses des Pudeto schnell erreicht wird. Nun folgten 10 Tage in einer Urwaldkolonie.

Mitte der neunziger Jahre faßte die chilenische Regierung die Besiedelung von Chiloë mit fremden Kolonisten ins Auge. Sie schlug nunmehr aber andere Wege ein als in früheren Jahrzehnten bei der Kolonisierung Südschiles, indem sie nicht ihr Augenmerk auf eine ausschließlich germanische Einwanderung richtete, sondern im Gegenteil aus möglichst vieler Herren Ländern Ansiedler herbeizuziehen suchte. Der Grund liegt auf der Hand. Man wollte den stark deutschen Provinzen Valdivia und Llanquihue nicht noch eine dritte hinzufügen und versprach sich von dem gemischten Prinzip, das naturgemäß nicht allein zu einem Rassen-, sondern auch zu einem Sprachengewirr führen mußte, eine schnellere Chilenisierung, indem sich das spanische Idiom zwischen verschiedenen sprachigen Kolonisten notgedrungen als Verständigungsmittel schneller einbürgern mußte.

So landeten denn im Oktober 1895 vierzig Familien an der chilenischen Küste, die zwar sämtlich aus Europa kamen, aber sieben Nationalitäten repräsentierten¹. Es

¹ Meine Darstellung stützt sich auf eine von der Inspektion der Kolonisation verfaßte Denkschrift.

gehörten an: England 16, Deutschland 9, Holland 5, Frankreich 4, Schweiz 3, Österreich 2, Luxemburg 1. Diese siedelte man sämtlich in jener, Huillínco genannten, $\frac{1}{2}$. bis 1 Tagesritt von Ancúd entfernten Waldregion an und trachtete möglichst, die Nachbarschaft gleicher Stämme zu verhüten.

Die Gewese wurden wie westfälische Bauernhöfe verstreut und liegen bis zu einer Stunde voneinander entfernt. Jede Familie bekam 100 ha zugewiesen, ein Grundmaß, das sich für jeden Sohn von über 12 Jahren um 30 ha vermehrte, bei Ledigen indes auf 70 verminderte. Die 40 Familien okkupierten ein Areal von 3820 ha. — Durch Zuzug war die Kopfzahl der Kolonisten bis Anfang 1901 auf 215 und einschließlich 37 Geburten auf 252 gewachsen.

Wo es irgend anging, empfangen die Einwanderer Hijuelas, d. h. Stellen, die schon einiges urbares Land enthielten. Im übrigen bestand ihre erste Hauptarbeit im Waldschlag und Rocemachen: dem Abbrennen des Holzes. Letzteres stößt in dem regnerischen Chiloë auf große Schwierigkeiten und bietet nur im Januar und Februar Aussicht auf Erfolg. So mußte hier mehr als anderswo mit der Axt gegen den Wald gekämpft werden, um Land quadratfußweise zu gewinnen. Nach 5—6jähriger Arbeit (1901) betrug der entwaldete Anteil einer Hijuela 5—8 ha. Nur eine hatte es auf 16 gebracht.

Der Staat ging den Fremden notgedrungen anfangs in mannigfaltiger Weise an die Hand. Sie fanden ein kleines, freilich nur ein Zimmer enthaltendes Holzhäuschen vor, wurden mit Saatgut ausgestattet und während der ersten drei Jahre durch einen Barvorschuß unterstützt, welcher zunächst 30 Pesos monatlich betrug. Diesen haben die Ansiedler hauptsächlich zur Anschaffung von Vieh verwendet: Kühen, Schafen, Schweinen.

1901 besaß solch junge Hofstelle 2 oder 3 Kühe und eine sogar 8. Ein Kolonist, dem es mittelmäßig ergangen war, schloß seine Ernte mit $\frac{1}{2}$ hl Weizen, $1\frac{1}{4}$ Roggen, $1\frac{1}{2}$ Hafer und $7\frac{1}{2}$ Kartoffeln ab. — Der Kolonist erwirbt den Besitztitel nach 6 Jahren, sofern er seinen Verpflich-

tungen nachgekommen und Vorschüsse an Geld und Waren getilgt hat.

Der Ackerbau wird erheblich durch Unkräuter, besonders Ampfer (*Rumex*), beeinträchtigt, und viel Getreide stirbt kurz vor der Reife ab, wahrscheinlich weil Schädlinge die Wurzeln zerstören. Außerdem ist die Ackerkrume allenthalben sehr dünn, und es muß frühzeitig zur Düngung geschritten werden. Die chilotischen, seit einem halben Jahrhundert oder länger in Kultur stehenden Äcker machten immer einen viel besseren Eindruck als die der Kolonisten auf dem jungfräulichen Urwaldboden. Trotzdem der Weizen häufig nicht völlig ausreift, wird er am meisten von den Getreidearten gebaut. Am besten eignet sich das Klima für Roggen, Hafer und Leinsamen, den man seit alters dem gerösteten Mehl zusetzt. Auch Gerste und Mais sucht man hier und dort noch zu ziehen.

Eine Kolonie pflegt nur dann vorwärts zu kommen, wenn ein Mitglied der Familie als Handwerker oder Arbeiter auf dem Festlande verdienen und Geld genug nach Hause senden kann, um den Viehstand zu vermehren. Nicht allein in Chiloë, sondern in ganz Südchile bildet die Viehzucht das Rückgrat der Landwirtschaft. Das Rindvieh wird in den Wald getrieben und nährt sich sommers von den mannigfaltigen Kräutern, winters aber beinahe nur von Quila und Colihue. Das sind ausschließlich südamerikanische Bambusen mit den Hauptarten *Chusquea quila*, *couleu* und *valdiviana*. Quila erzeugt, überaus reich nach Art eines Kletterers verästelt, undurchdringliche Dickichte und klimmt in den Bäumen 10—12 m empor. Colihue dagegen schießt als gewaltiger Schaft mit dünnen Seitenzweigen in die Höhe. Beide besitzen, im Gegensatz zu ihren altweltlichen Verwandten, einen massiven Stengel. Kühe und Rinder langen sich ihre Zweige mit den Hörnern aus der Höhe herab, die sie dabei oft durchscheuern. Diese ungeheuerlich wuchernden Bambusarten, welche die Wälder dem Menschen völlig zu verschließen vermögen — das Viel bahnt sich förmliche Tunnels durch sie —, blühen

nur einmal und sterben dann ab. Nach der Quilablüte bedecken Samen und Laub fußhoch die Erde. Im nächsten Jahre folgt eine Ratten- und Mäuseplage und in dem darauf ein ungemein starkes Auftreten von Eulen und Wildkatzen. Letzere lassen sich sonst selten sehen; wenn aber Ratten und Mäuse vertilgt sind, dringen sie, ausgehungert, sogar in die Wohnungen. Die Indianer werfen Laub- und Samenmassen der Quila gegen den Wind, um die Frucht zu reinigen, und kochen sie wie Reis. Die Quilablüte meldet sich durch eine hier und dort im Quilanto hervorsproßende haferähnliche Ähre und erscheint nur im Abstand vieler Jahre, dann aber in der ganzen Gegend. Sie ist ein gefürchtetes Ereignis, nicht nur wegen des unausbleiblichen Ungeziefers, sondern vor allem um des ihr nachfolgenden Futtermangels willen.

Chiloë besitzt keine Schneegebirge, aber in allen Teilen sind Berg- und Hügelketten vorhanden, deren bedeutendste Gipfel 800 m erreichen. Die Wälder sind undurchdringlicher, dunkler und endloser als in den Provinzen Valdivia und Llanquihue. Nicht selten verirren sich Kolonisten in diesem ‚monte tupido‘, wenn sie ihr Vieh suchen. Im Jahre 1902 oder 1903 sind mehrere Glieder einer 1895 eingewanderten deutschen Ansiedlerfamilie im Urwalde verhungert, nachdem sie ihm zu entrinnen drei Tage lang vergeblich getrachtet hatten.

In dem Urwalde, in welchen eingesprengt die Colonos von Huillínco wohnen, und in dem auf einen Hektar über 100 Baumriesen zu rechnen sind, spielt der Muérmo eine große Rolle. Während ich dort war, blühte er, und die Waldränder mit den für Chiloë charakteristischen überragenden Schirmkronen boten einen wunderbaren Anblick, denn überall drängte sich zwischen das tiefe Grün der anderen Bäume ihre schneeige, dichte Blütenpracht. Sodann ist Cói hue häufig, und es mangelt auch nicht an Luma und Canelo. Hin und wieder erblickt man einen riesigen Mañú. Außer diesen ziehen die Aufmerksamkeit noch besonders Tí que, Tení u, Chaquí hue und Pelú auf sich.

Der Mañiu (*Saxegothea conspicua*) teilt seinen indianischen Namen mit dem südchilenischen Taxus (*Podocarpus*), obwohl er zu den Zypressen gehört. Dieser herrliche, bis 20 m erreichende Waldbaum zeigt einen ungemein stolzen Habitus. Er verzweigt sich bereits sehr tief, aber da alle Äste direkt emporstreben, sieht es aus, als ob er sich aus einem Bündel schlanker Stämme zusammensetze. Erst in bedeutenderer Höhe erzeugen diese dann mittels horizontaler Seitenzweige die umfangreiche, aber reichlich gegliederte, lichte Krone. Die zweizeilige Anordnung seiner Nadeln und die gegenständig entspringenden wagrechten Nebenzweige lassen diesen Mañiu unserer Schwarzwaldtanne ähneln und machen ihn unseren südchilenischen Landsleuten als Weihnachtsbaum geeignet.

Der Tique oder Olivillo (*Aextoxicum punctatum*), ein Wolfmilchbaum, wird bis 20 m hoch, besitzt einen braunen Stamm und ebensolche Zweige mit sehr großen (3,5 mm : 8 mm), länglich elliptischen, pergamentartigen Blättern, deren Oberseite tiefdunkelgrün ist, während die Unterseite rostfarben aussieht. Dieser die Küste liebende Baum kommt auch häufig einzeln vor als Überrest verschwundener Wälder und paßt sich trefflich Sturm und Wetter an. Auf der Insel Cochinos bei Ancúd hält noch eine kleine Schar stand, deren Kronen durch die unausgesetzten, meist aus der gleichen Richtung kommenden Winde nur nach einer Seite gewachsen sind und zerschlissenen Fahnen gleichen.

Der Teniu, von den Chilenen Palosanto genannt (*Weinmannia trichosperma*), ein Steinbrechgewächs, zählt zu einer nur der südlichen Hemisphäre eigenen Unterfamilie derselben (Cunonieae). Es ist einer der wenigen Waldbäume mit lichter Belaubung, die er den stark auseinanderstrebenden Ästen und den gefiederten, hellgrünen, großen Blättern verdankt. Stämme und Zweige sind silberweiß, und es gewährt ein entzückendes Bild, wenn sich in ihnen eine Gesneracee (*Columnea ovata*) hoch hinaufschlingt und mit ihren auffallend großen, brennendroten

Trichterblüten die Dämmerung illuminiert. An solchen Orten pflegt sich auch die *Mitraria coccinea* einzustellen.

In dem Chaquihue (*Crinodendron hookerianum*) begrüßen wir ein immergrünes Lindenbäumchen, und der Pelú (*Sophora tetraptera*) repräsentiert die im Süden seltener werdenden Leguminosen. Der kleine Baum erfreut sich wegen seines hervorragend harten Holzes besonderer Wertschätzung bei den Stellmachern.

Außer der kletternden Quila ist in diesen Wäldern noch eine holzige, sehr zähe Schlingpflanze besonders häufig, welche zu den Lianen Chiles gehört, die Quelinéja (*Luzuriaga radicans*), eine Smilacée, die, wie der Efeu, Wurzeln in die Stämme treibt, indes mehr um sich festzuhalten, als um zu parasitieren. Ihre in der Form der Myrte ähnlichen Blätter mit hellglänzender Ober-, aber beinahe silberfarbiger Unterfläche erzeugen zerstreute Laubmassen, in denen die weißen, langgestielten Blüten erscheinen, denen leuchtendgelbe Beeren folgen. Die Eingeborenen machen aus der Quelinéja Besen und die Indianer auch zierliche Körbchen.

Die Wälder verwehren der Sonne, welche ja an und für sich in Chiloë (verglichen mit Zentralchile) eine seltene Erscheinung ist, beinahe völlig den Zutritt, und es kann nicht wundernehmen, daß es, was tierisches Leben anbetrifft, tote Wälder sind. Selbst die großen, schwarz- und rostfarbenen Colihuáchos (*Tabanus depressus*), eine Plage auf allen Wegen und offenen Plätzen, folgen uns nicht. Die roten Blüten der *Mitraria* besucht indes die riesige chilenische Hummel, der Moscardon (*Bombus chilensis*), und vor denen der *Columnea* können wir den häufigeren chilenischen Kolibri (*Eustephanus galeritus*) mit dem metallisch grünen Kleide und der rotvioletten Kappe beobachten; bald näher, bald ferner erschallt der kurze, dumpfe Ruf tiú, tiú, tiú des Tricáu (*Pteroptochus rubecula*), der auf der Erde hinuschts, fast wie ein Warnruf. Er liebt es, den Wanderer zu begleiten. Während die geflügelten Plagegeister im Waldesdickicht verschwinden, stellt sich eine Sorte ein, die wir wohl am wenigsten erwartet hätten:

ein kleiner Bluteigel, Pirihuin, der Kurzgestiefelte oder Barfußgehende anfällt und diejenigen, welche mal in den Tepuales zu übernachten gezwungen sind, keine Minute in Ruhe läßt.

Die Urwälder Llanquihues und noch mehr Chiloës bilden die Heimat des kleinsten Hirsches der Erde, den die Indianer Pudú nennen, während ihn die Chilenen als Venado, Reh, bezeichnen. Diesem Zwerges seines Geschlechtes (*Cervus humilis*) erlaubt seine winzige Figur, auch die dichtesten Wirrsale von Quila und Colihue zu durchschlüpfen. Er wird nur 2 Fuß lang und 1 Fuß hoch. Sein Fell ist lebhaft rotbraun. Das Männchen besitzt nur eine kleine, unverzweigte, rechte Geweihspitze. Man sieht Pudús häufig gefangengehalten; sie pflegen dann sanft und zutraulich zu sein und vermehren sich auch in der Gefangenschaft. Die Jungen sind mit mehreren Reihen rundlicher, weißer Flecken geziert.

Auch etliche Räuber beherbergt der chilotische Wald. Besonders häufig zeigt sich der Fuchs, jener über ganz Südamerika verbreitete *Canis azarae*, welcher in Chile Chilla oder Zorra pequeña heißt zum Unterschiede von der Zorra grande oder Culpéu (*Canis magellanicus*). Die Chilla ist kleiner als unser Fuchs, und ihr Fell zeigt ein Gemisch von Schwarz und Weiß, welches bald, jedes für sich, in Flecken auftritt, bald sich zu einer Aschfarbe vermengt. Ferner den Quique (*Galictis vittata*), einen überaus flinken und bissigen Marder, den man trotzdem nicht selten in den Haushaltungen Santiagos gehegt antrifft. Wie seine europäischen Vettern wird er dem Hühnervolke gefährlich. Endlich den Colo, eine graue, dunkelgestreifte Wildkatze.

Chiloë teilt das regenreiche Wetter des mit Regen verschwenderisch bedachten südlichen Chiles. Ancúd und Umgebung soll 197 Regentage besitzen, in denen die Wassersäule eine Höhe von 2180 mm erreicht. Selbst im Sommer ist es keineswegs immer schön. Ich erlebte im Februar einen sieben Tage andauernden Regenschauer, welcher es fast unmöglich machte, das Haus zu verlassen und

jeden Verkehr im Hafen aufhob. Heitere Sommertage aber sind die denkbar köstlichsten, da die Hitze kaum je lästig fällt.

Der Frühling kommt früh. Bereits im August schmücken sich Berberitzen, Pelú und unser Landsmann, der Stechginster, mit goldener Blütenfülle, entfalten Luma und Canelo weiße Sträuße, entzünden Fuchsien, *Escallonia* und *Embothrium* ihre roten Blütenlichter.

Das ungemein nasse Klima mit dem meist von Wolken starrenden Himmel und den düstern Wäldern erschwert den Bau und die Erhaltung leidlicher Wege außerordentlich. Oft ist es nur möglich geworden, Straßen herzustellen, indem man über den sumpfigen Boden der Quere nach Baumstamm neben Baumstamm legte; solche Knüppeldämme heißen *Planchados*. Sie sind für den stiefeltragenden Fußgänger recht gefährlich infolge der Schlüpfrigkeit der nackten, harten Stämme, deren Rinde sich längst abgestoßen hat, werden dagegen vom Pferde ohne Schwierigkeit überwunden.

Außer dem gemischten Urwalde gibt es Dickichte, die *Tepuales*, welche noch undurchdringlicher sind als jener. Sie werden fast ausschließlich von einer kleinen, knorrigigen Myrtacee, dem *Tepú* (*Tepualia stipularis*), erzeugt, die ganz ungemein stark verzweigt ist, und deren Äste sich derart gegenseitig verstricken und verklammern, daß die stark in die Breite wachsenden Bäumchen ein Ganzes bilden. Es ist eine sehr kleinblättrige, aber überaus dicht belaubte Myrte. Die Blättchen sind fein durchlöchert. Der *Tepú* blüht weiß. Die *Tepuales* sind die Heimat einer der schönsten südchilenischen Pflanzen, des *Coicopihue*, *Wassercopihue* (*Philesia buxifolia*), welcher von der Magelhaensstraße nach Norden dringt und sich mit großen (5,6 cm langen), glockenartigen, purpurnen Blüten schmückt, aus denen 6 gelbe Staubfäden hervorleuchten. Der *Coicopihue*, eine strauchartige Smilacacee, dessen gelbe Zweige die schmalen, nadelartigen Blättchen nur unvollkommen verhüllen, blüht auf der *Isla Grande* im Januar und zierte auch die Alerzwälder.

Im Süden Chiloës, namentlich an der Westküste und auf den benachbarten Guaitecas- und Chonosinseln, gibt es noch heute Wälder aus Zypressen, Cipreses del Sur genannt (*Libocedrus tetragona*), welche über 30 m hoch werden und einen kolossalen Umfang erreichen. Diese prächtige, reich verzweigte und belaubte Konifere liefert ein leichtes, aber dauerhaftes Holz und wird deshalb, rücksichtslos gefällt, in absehbarer Zeit ausgerottet sein. Dasselbe Schicksal erwartet den Lahuén, die Alerze (Lärche), einst außer auf Chiloë auch in den Provinzen Valdivia und Llanquihue weit verbreitet. Heute erinnern auf dem Festlande meist nur noch, wie zwischen Puerto Montt und Varas, gewaltige Stuken an sie. Das Holz der Alerze (*Fitzroya patagonica*) ist, wie das des Cipres, leicht und widerstandsfähig und überdies immun gegen Schädlinge. Es zeichnet sich durch vorzügliche Spaltbarkeit aus. Die Chiloten zerlegen es, nur unter Benutzung von Keilen aus Luma oder Tepú, in gerade, glatte, 2,20—2,50 m lange Bretter. Die Alerze nahm früher im Wirtschaftsleben der Chiloten einen hervorragenden Platz ein, was schon die zahlreichen Namen bekunden, die der Baum bei ihnen führt. Zwischen Saat und Ernte zogen sie auf Wochen weit fort ins Gebirge, um Bäume zu fällen und an Ort und Stelle Bretter zu richten. Mit diesen beluden sie sich und ihre Knaben, deren Ansehen mit der Anzahl Bretter wuchs, die sie zu schleppen vermochten. Der Erlös war ungemein kümmerlich. Der Kaufmann zahlte für das Hundert Bretter, die herzustellen ein Mann eine Woche benötigte, 3 Pesos, damals = 12 M., davon die Hälfte in Waren. — In Chiloës Straßen benutzt man das Harz als Räucherwerk.

Das Schicksal dieser kostbaren Zapfenträger und anderer wertvoller Waldbäume wird sich im Bereich der Insel Chiloë besonders schnell vollziehen, weil die Regierung unter dem Präsidenten Riesco während der schwindelhaften Gründerperiode einigen Spekulanten nahezu unbeschränkte Konzessionen verliehen hat, um den Holzreichtum dieser Territorien auszubeuten. So hat z. B.

der Italiener E. P. eine Konzession bei Castro von 54,400 Hektaren bekommen, freilich unter der Bedingung, Kolonisten anzusiedeln. Bis zum 31. Mai 1906 sollten es 50 Familien sein. Jedoch wurden nur 7 herbeigeführt, von denen bereits 6 jene unwirtlichen Stätten wieder verlassen haben. Indes der Wald wird rüstig weiter gefällt.

Wie die Verhältnisse heute liegen, verdankt der Chilote dem Meere wohl gut die Hälfte seiner Nahrung, freilich weniger durch Verkauf seiner Geschöpfe, als daß er täglich erntet, wessen er selbst bedarf. Die gewaltigen, zu Hügeln emporgewachsenen Schalenhaufen — moderne Kjökkenmöddinger — neben jenen um die Bucht zerstreuten Siedelungen legen Zeugnis dafür ab. Nach dem Norden gesandt werden neben Miesmuscheln hauptsächlich die A u s t e r n. Es handelt sich um eine echte, der europäischen nahestehende (*Ostrea chiloënsis*), die in der Bai von Ancúd große, starkbesetzte Bänke bildet. Die Austerbänke finden sich schon in mäßiger Tiefe von 8 m an und sind bevölkert mit verschiedenartigen Kieselchwämmen, darunter ein gelber, ungemein harter, wie eine große Melone aussehend. Dazwischen wimmelt es von kleinen Krebsen (*Galathea*), und sehr häufig trifft man als Austernefeind einen großen, orangefarbigem, weichlichen Seestern, dessen fünf Arme mit weißlichen Warzen besät sind (*Asteracanthion gelatinosus*). Mit der Auster lebt auch die Taca (*Venus thaca*) zusammen, wie die Chólhua gut zum Curanto; ein besonders geschätztes Gericht, den Polmai, aber geben Reis und Tacas (in den Schalen) zusammengekocht.

Von größerer Bedeutung für das Volk sind die Choros- und Chólhuasbänke des Meerbusens. Beides sind Miesmuscheln. Die Choro (*Mytilus chorus*) ist vielleicht, da er beinahe 18 cm lang wird, der Riese seines Geschlechtes. Man kocht ihn in seiner blauschwarzen Schale, in der er, mit etwas feingehackten Zwiebeln und Suppenkräutern gewürzt, selbst in den besten Hotels, anstatt des Fischganges, serviert wird. Die Chólhuas (*M. chilensis* und *magellanicus*) gleichen unserer Miesmuschel

und bedecken noch in unerschöpflichen Massen den Meeresgrund. Sie werden anscheinend noch mehr durch Seesterne heimgesucht als die Austern, wenigstens habe ich drei Arten derselben in reichlicher Menge in ihren Gründen angetroffen. Zwischen ihren Byssusfäden nisten sich gerne kleine Schlangensterne ein (*Ophiura*). Ferner leben sie vergesellschaftet mit vielen Käferschnecken (*Chiton*), Krebschen (*Alpheus*) und verschiedenartigen Borstenwürmern.

Um Ostras und Tacas, Choros und Chólhuas für die Comida zu haben, benötigt man ein Boot und muß, mit einem kurzen Schleppnetz in eisernem Rahmen, der Rastra, ausgerüstet, wie auf den Fischfang ausziehen; indes vermag sich auch der Allerärmste sein Mittagessen an der Playa (Strand) aufzulesen, wenn es ebbt. So sieht man dem zurückweichenden Meere namentlich Frauen und Kinder, nur mit einem derben Messer in der Hand, folgen und ihre Körbe mit einem bunten Allerlei füllen, jedoch vornehmlich mit Ch á p e s. Chápe ist ein Kollektivbegriff nicht nur für die vielen Schlitzschnecken (*Fissurella*), deren zahlreiche und große Arten so sehr charakteristisch für den chilenischen Strand sind, sondern auch für die verschiedenen Sorten der Napfschnecken (*Patella*) und sogar für solche mit einem gewundenen Gehäuse. Aber außerdem wandern unförmige, beinahe wie große, runzelige Kartoffeln aussehende Seescheiden, Piures (*Pyura molinae*), in den Korb, ihres schmackhaften, fleischigen Kernes willen, den der knorpelharte Mantel einschließt, ferner Seeigel (*Strongylocentrotus albus*), dessen Geschlechtsdrüsen — Lenguas, Zungen genannt — einen Leckerbissen vorstellen, endlich Krabben, Jaivas (*Platyonichus bipustulatus*) und Picos. Als Pico, Schnabel, bezeichnet man den riesigen *Balanus psittaceus*, welcher die versprengten Felsen der Gezeitenzone wohl in Kolonien bis zu einem Dutzend besiedelt und dessen konisches Gehäuse gelegentlich 12 bis 15 cm hoch und an der Basis 6—7 cm breit werden kann. Der kolossale Rankenfüßler wird vorzüglich à la Curanto zubereitet, und sein ungemein fettreiches, auf der Zunge

zergehendes Fleisch soll einen wahren Leckerbissen vorstellen.

Der geschätzteste Krebs Südchiles, die *Centolla* (*Lithodes antarcticus*), eine sehr langbeinige Krabbe von bedeutender Größe — sie mag 60 cm spannen — ist aus der Bai von Ancúd bereits seit Jahren verschwunden, kommt dagegen noch spärlich bei Calbuco und reichlicher nach Süden zu vor, besonders in der Magelhaensstraße. Sie lebt in der Regel in der Tiefe. Aber zur Zeit der Begattung, im September, steigt sie in die Strandregion hinauf und wird immer in vereinigten Pärchen gefangen. Da auf diese Weise mit der Beute auch die Nachkommenschaft zugrunde geht, beziehungsweise nicht zur Entwicklung gelangt, ist das rasche Aussterben unvermeidlich. Neben diesem Kruster gilt eine Bohrmuschel *Comes* (*Pholas chiloënsis*), welche in den weichen Sandstein der Küste eindringt, als exquisitester Marisco. Auch die Navajuelas (*Solen dombevi*) sind begehrt.

Der Ebbestrand von Chiloë hat nicht allein für den Naturforscher, sondern für jeden Interesse durch das überreiche Tierleben, welches man in den Tümpeln und Rinnalen bequem, wie in einem Aquarium, trockenen Fußes beobachten kann. Ich habe an wenigen Stellen wieder eine solche bunte, mannigfaltige Fülle von Seerosen angetroffen, die das Gestein oft geradezu überkleideten. Zwischen ihnen ringeln sich riesige Borstenwürmer und braune Schnurwürmer (*Lineus corrugatus*) und stolzieren rundliche, braune oder grüne Krabben (*Inachus mitis*) oder andere, welche, sich maskierend, ihren Rücken vollständig mit grünen Algen besteckten (*Eurypodius*). Man sah die plumpen, rotbraunen Piures als einzigstes Lebenszeichen ihre zackigen Öffnungen ausdehnen und zusammenziehen, man entdeckte die prachtvoll orangefarbene chilenische Sternschnecke (*Doris fontainei*) in der Felsspalte, den lebhaft roten Seestern (*Asteracanthion aurantiacus*), das lebende Fünfeck (*Astericus*) und den vielarmigen *Heliaster helianthus*. Geübte Augen erspähten im Sande den schwarzbraunen Tentakelkranz der Seegurken, von den Chilenen

wenig ästhetisch Meones genannt, weil sie bei Berührung das reichlich in ihnen enthaltene Seewasser in kräftigem Strahl ausspritzen. In der Indianersprache heißen sie Pinucas. Die Chiloten brauen noch heutigentages (nach Martin) Arzneien oder, besser gesagt, Zaubermittel aus ihnen. Ferner gewahrte man Polster gelatinöser, aggregierter Manteltiere, kleiner Hydroidpolypen und Moostierchen und in Menge langstachelige Seeigel und hin und her eilende schwarze Schneckenhäuser, *Trochus*, die von ihren Insassen, kleinen Ensiedlerkrebsen, geschleppt werden. An dem Felsen haften die Käfer-, Schlitz-, Napf- und Mützenschnecken (*Calyptraea*), zwischen denen Viereckkrabben (*Grapsus variegatus*) hastig umherhuschen.

Wenn der Wind landeinwärts wehte, ist die Playa zur Ebbezeit weithin mit Tang bedeckt, der massenhaft lebende und tote Mariscos enthält. Sodann stürzen die Schweine der Chiloten herbei, durchwühlen die schleimige, stark riechende Masse und mästen sich, wie ihre Herren, an den Früchten des Meeres. Freilich werden durch diese Art der Ernährung die Schinken Chiloës zu einem gefürchteten Artikel; denn vom Schweine darf man mit wissenschaftlicher Bestimmtheit behaupten: es ist, was es frißt. Meiner Erfahrung nach strömen aber auch die Chiloten einen eigentümlich strengen Geruch aus, der eine Folge ihrer Ernährungsweise sein wird. Das, was die nützlichen Grunztiere übrig ließen, wird alsbald auf Karren geladen und als Dung auf die Äcker gebracht. In manchen Jahren stranden an der Küste Tausende von Tintenfischen — etliche sieht man fast nach jeder Flut —, einer sehr großen, bis $4\frac{1}{2}$ Fuß langen Art (*Ommastrephes gigas*), Jibia genannt. Ihre grauweißlichen Kadaver mit den großen Glotzaugen machen einen ekelerregenden Eindruck. Sie werden von den Chiloten ebenfalls als Dünger verwertet.

Die antarktischen Meere sind die Heimat der Riesenalgen. Unter ihnen bildet das Laminariengeschlecht *Lessonia* an Trauerweiden gemahnende Bäume mit 3 m hohen, ungeteilten und 20 cm dicken Stämmen, welche eine vielfach gegabelte Krone tragen, deren Endzwinde sich in ein

bis 70 cm langes, hängendes ‚Blatt‘ verlängern. Sie schließen sich um das Kap Horn herum zu förmlichen unterseeischen Wäldern zusammen, deren Üppigkeit man mit den Wäldern der Tropenländer verglichen hat. Jedenfalls soll ihre Tierwelt sehr viel reicher sein. Zur Sippe dieser erstaunlichen Ozeangewächse gehört eine eßbare Alge der chilotischen Küste aus der Familie der Fucaceen, welche sogar einen Exportartikel der Insel bildet, nämlich der Cochayúyo (*Durvillea utilis*). Diese gewaltige, bis zu 10 m lange Meerespflanze klebt mittels einer großen Haftscheibe an untergetauchten Felsen und flottiert sonst frei. Ihre reichen Verzweigungen werden geschnitten, abgebrüht, getrocknet und geräuchert. Nach solchem Verfahren sind sie knorpelhart, weichen jedoch im Wasser wiederum auf. Cochayúyo = Meerkraut wird in ganz Chile gern genossen und wie ein Gemüse zubereitet. Es gibt kein Kolonialwarengeschäft in Santiago, in dem man nicht die dunkelbraunen Bündel seiner zusammengefalteten, überdaumendicken Stiele vorfände. In Chiloë bereitet man ein beliebtes Gericht aus Cochayúyo, ihn zusammen mit Kartoffeln kochend und mit Salz und Aji würzend.

Ich will nicht leugnen, daß die Bahía von Ancúd auch reich an Fischen sein mag, indessen mir kam es vor, als ob ihr Fang gegenüber dem der Mariscos eine untergeordnete Rolle spiele. Freilich ist zu berücksichtigen, daß der Fischfang in Chile nur dort, als Gewerbe ausgeübt, gewinnbringend ist, wo, wie bei San Vicente oder Talcahuano, Valparaiso, Coquimbo, Iquique und anderen Hafenplätzen, der Ort oder das Hinterland konsumfähig sind. Beides fehlt dem Busen von Ancúd, und so begnügen sich die Fischer, einige wenige Arten in der Markthalle des kleinen Städtchens auszulegen, außer dem Pejerei (*Atherinichthys*) besonders den sehr wohlschmeckenden Robalo (*Eleginus maclovinus*).

Es ist unverantwortlich, wenn auf Veranlassung der chilenischen Regierung immer wieder der Versuch gemacht wird, europäische Fischer in entlegenen Gegenden anzusiedeln, um ihrem Berufe obzuliegen. Denn die Chi-

lenen machen sich von der Prosperität der nationalen Fischerei, irregeleitet namentlich durch einige halbgebildete Ausländer, welche seit Jahren auf Staatskosten in deren ‚Hebung‘ dilettieren, ganz verkehrte Vorstellungen. Der chilenische Fisch ist vorläufig nur frisch genießbar, und da keine Aussicht vorhanden ist, ihn auf weitere Entfernungen frisch zu erhalten, weil die bei uns diesem Erwerbszweige entgegenkommenden Transportgelegenheiten und -mittel vollständig fehlen und in absehbarer Zeit auch nicht eingerichtet werden können, ist jeder isolierten Fischeransiedlung von vornherein der Lebensnerv unterbunden. Zahllose Versuche haben nämlich zu dem Ergebnis geführt, daß die Fische der südlichen pazifischen Küste getrocknet tranig werden, nahezu als Speise unbrauchbar sind. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sie in Büchsen einzumachen, wie es mit dem Bacaláo von Juan Fernandez (*Polyprion oxigenios*) geschieht, was sich aber in diesem Falle nur aus besonderen Gründen leidlich rentierte.

Ich verließ Chiloë in den ersten Tagen des März 1902, war jedoch zwei Jahre später abermals etliche Wochen in Ancúd. Damals lebten noch einige Deutsche dort, die inzwischen sämtlich die immer stiller werdende Stadt verlassen haben. Wenige werden leichten Herzens scheiden, denn der Ort hat sich einen ungemein malerischen Erdenwinkel ausgesucht. Wie würde bei uns dieser herrliche Strand mit seinen oft lotrechten Küsten, zersprengten Felsen, dem Ausblick auf die weite Bai, die bewaldeten Inseln und Hänge, die verlorenen Kapellen und Häuschen und die Schneeberge in der Ferne sommers Tausende herbeilocken und viele, trotz brausender Nordwester und klatschender Regen, auf immer festhalten.

Drittes Kapitel.

Die Frontera.

Von Santiago nach Villarica: das Längstal; die Bäder von Cauquenes; Talca; Rio Maule; Chillán; Wald der Kordillere; die Thermen von Chillán; Concepción, die Metropole des Südens; Städte der Frontera; Temúco; die Wälder der Araukanía. — Villarica. — Der Villaricasee. — Der Vulkan Villarica. — Villaricas Geschichte. — Die Bayrische Kapuziner-Mission. — Bedeutung der Missionen für die Indianer. — Ausraubung und Vernichtung der Indianer mit Feuer und Schwert. — Chilenische Justiz. — Leben und Ende eines Abenteurers: der Contratista de Gobierno; „Don Luis ist ertrunken!“; die Totenmesse; ein seltsames Begräbnis; das rote Herz. — Ein Blumenpaß; der andine Wald; alpine Vegetation; Araukarien und Ñirres. — Vom Tierleben der Wälder. — Candelaria.

Als Herz Chiles darf man, wenn man sich dasselbe nicht als ein kompaktes, sondern langgestrecktes Organ vorstellt, das Längstal bezeichnen, welches sich zwischen der Cordillera de los Andes und der Cordillera de la Costa von der Cuesta de Chacabuco bis zum Meerbusen von Reloncaví über 800 km ausdehnt. Es reicht etwa vom 33° bis 42° s. Br. Man nimmt mit Darwin an, daß diese Ebene einst von einem tief in das Land eindringenden Meeresarm erfüllt gewesen ist, der sich zum Teil noch in dem genannten Busen und in der inselreichen See zwischen Chiloë und dem Festlande erhalten hat.

Am 13. Januar 1905 bestieg ich den früh aus Santiago abgehenden Eilzug. Er sollte mich gegen Abend bis an die Frontera nach San Rosendo bringen. Man fährt, wenn man das nötige Geld aufwendet, in Chile ganz angenehm im Pullman, in welchem man einen bequemen, drehbaren Sessel und ein ganzes Fenster zur Verfügung hat. Die Mehrzahl der Mitreisenden genoß nur die Annehmlichkeiten des Polsterstuhles, denn sie kannten das Land-

schaftsbild, das die 503 km bis San Rosendo ziemlich dasselbe bleibt. Zur Linken die schroff aufsteigenden Gebirgszüge der Anden, denen hin und wieder ein Schneehaupt aufgesetzt erscheint, zur Rechten die rundlichen, viel niedrigeren Kuppen der Küstenkordillere. Beide bleiben ziemlich entfernt vom Schienenstrang; nur einmal, bei Hospital, bald hinter Santiago, dringen sie gegeneinander vor und erzeugen die Angostura de Peine, einen Engpaß inmitten der romantischsten Szenerie. Im Tal breiten sich Weizenfelder aus, oft nur noch die Stoppeln, umhegt von Pappelreihen, in denen Brombeeren hinaufschlingen und der Quintral feurig leuchtet, oder die wie vergoldet strahlen von einem in ihnen aufgehängenen Schmarotzer, der gelben Flachsseide (*Cuscuta aurea*); hier und dort etliche Walnußbäume, Platanen, Robinien, Eukalyptus oder eine Tränenweide, deren Zweige in gewisser Höhe wie geschoren aussehen, weil das Vieh sie abfraß; hin und wieder ein Herrensitz, dessen glänzend weiße Front mit Säulen prunkt, halb verborgen durch Park und Garten und langgestreckte Pengolas; riesige Viñas, Felder mit Weinstöcken, von zyklischen Mauern eingefast. An den Bergen Espinos, jetzt im Laube, und Quiscos, beide häufig gleichfalls mit den roten Blütenfahnen des Quintrals geschmückt; überall verstreut ärmliche Lehm- und Strohhütten, an denen Wassermelonen emporklimmen, mit einem Stechapfelbaume (*Datura arborea*) als Schmuck, und Felder mit Mais, unter welchem niedrige Bohnen wuchern. Das ist das Bild, gegen welches sich der Chilene durch den blauen Vorhang abschließt. Nur auf den größeren Stationen Rancagua, San Fernando, Curicó, Talca lüftet er ihn ein wenig, ein Pan de huevos (Eierbrot) zu erstehen, von den angebotenen Früchten zu kaufen oder dem Spielzeug, den feinen ineinander geschachtelten Miniaturkörbchen von Linares, den artig geschnitzten Estribos, Nachbildungen der schuhartigen Steigbügel, oder auch nur um nach einem Cumpadre (Gevatter) Ausschau zu halten.

Schon nach zwei Stunden, auf der Station Los Lirios, verläßt uns eine größere Anzahl Mitreisender und bemäch-

tigt sich kleiner, omnibusartiger Wagen, um die Fahrt nach den Bädern von Cauquenes anzutreten, die 770 m hoch in der Cordillera de los Andes, in dem malerischen Tal des Cachapoal, gelegen sind. Von allen chilenischen Gebirgsbädern und Kurorten ist Cauquenes der von dem oberen Tausend bevorzugte und verwandelt sich, wie Viña del Mar, mehr und mehr in eine Pflegestätte des Luxus, der Eleganz und hunderterlei Vergnügungen einschließlich des Hasardspiels. Die sehr ausgedehnten und opulenten Baulichkeiten sind ungemein anziehend in eine Gebirgsbucht eingeschlossen, deren Wände so hoch emporsteigen, daß sie die Schneehäupter der zentralen Ketten fast verdecken und die rauhen Winde abschneiden. Herrliche Baumbestände und die blütenreiche und eigenartige Vegetation der Vorkordillere verschönen die grandiose Gebirgszenerie, und die Gelegenheit zu mannigfaltigen Ausflügen, wie nach der Lagune, dem Zypressenwalde und dem Agua de la Vida, welches 1900 m hoch für den Lebensdurstigen quillt, sollte den Jahrmarktsklimbim überflüssig machen. Die Analyse der namentlich gegen rheumatische Leiden sehr vorteilhaften heißen (35—45°) Cauquenesquelle ergab bedeutende Mengen an Kalziumchlorid und Chlornatrium, und jene des Lebenswassers, das bei Magenkatarrhen angewandt wird, viel Eisen. —

Der größte Ort, welchen wir berühren, ist Talca. Er nimmt mit etwa 50 000 Einwohnern die sechste Stelle unter den chilenischen Städten ein.

In Südamerika kehrt die Erscheinung immer wieder, daß die älteren, noch in spanischer Zeit gegründeten Städte von der Küste entfernt im Innern liegen. Die Spanier bevorzugten zentral gelegene Plätze, um das unterjochte Volk besser in Schach zu halten. So befindet sich auch Talca 53 km vom Meere entfernt. Erst neuerdings verbindet es eine Bahn mit seinem Hafen, dem an der baiartig verbreiterten Mündung des Rio Maule gelegenen Constitucion. Talca besitzt ein vollklassiges Lyzeum mit Internat und ist berühmt durch seine schönen Kirchen, die prächtige Plaza und seine Viehmärkte, berüchtigt wegen

seiner sommerlichen Hitze, die kein Lüftchen mildert, da es überaus geschützt in einem Talkessel ruht. Seine mittlere Jahrestemperatur übertrifft mit $21,2^{\circ}$ diejenige Santiagos nicht unbedeutend und sogar noch um ein Weniges das Januarmittel Iquiques.

Die gleichnamige Provinz, nächst Maule und Concepción die ausgedehntesten Weingehege besitzend, verdankt ihre Fruchtbarkeit dem Kanalnetz des Rio Lontué. Wenige Kilometer südlich von Talca passieren wir den Rio Maule, den nördlichsten der nicht ohne manche Einschränkung schiffbaren chilenischen Flüsse und zugleich die Scheide zwischen Nord und Süd der Republik. In der Tat bildet dieser, einem Hochgebirgssee entspringende Strom, welcher kleineren Fahrzeugen den Weg auf 80 km gestatten soll, eine wundersame Grenze hinsichtlich des Klimas, der Flora und Fauna und schuf auch eine Linie von historischer und kultureller Bedeutung.

Die Bahn ist allgemach von 550 m (Santiago) auf 115 gefallen. Alsbald beginnt sie wieder langsam zu steigen.

Wir gelangen nunmehr in jene Zone Chiles, in der sich die besuchtesten Bäder zusammendrängen. Von Station Linares geht es nach den von Magenkranken aufgesuchten Thermen von Panimávida, am Fuße der Cordillera de los Andes 300 m hoch gelegen, wo 30° warme Quellen mit starkem Gehalt an Koch- und Glaubersalz hervorsprudeln. Nicht weit von ihnen befinden sich die Bäder von Quinamávida, deren Brunnen einen besonderen Ruf genießen, weil sie viel kohlen-saures Natron enthalten und günstig bei Nieren- und Leberleiden wirken sollen. Auf der nächsten Haltestelle, Parral, haben wir die Wahl unter den Bädern von Catillo am Fuße und Longaví im Innern der Anden. Die Quellen von Catillo sind warm und schwanken zwischen 33° und 36° , die von Longaví indessen, 1350 m hoch über dem Meere, aus dem gleichnamigen Vulkan hervorbrechend, besitzen eine Temperatur von 68° . Beide offenbarten eine sehr komplizierte Zusammensetzung, letztere enthalten außer Kochsalz vorwiegend schwefelsauren Kalk, Kalium und Natrium.

Sehr viel besuchter sind die 75 km entfernten Thermen von Chillán. Der nahe an der Bahn gelegene, mit 40 000 Seelen recht bedeutende Ort Chillán gilt als einer der schönsten Chiles und unterscheidet sich von vielen anderen Städten durch die wunderbaren Alleen prächtiger, alter Bäume, welche die sehr große Plaza umgeben. Er ist eine Zentrale für den Handel mit Landesprodukten, wie Talca berühmt durch seine Ferias — Viehmärkte — und durch eine größere Anzahl Mühlen ausgezeichnet. Außerdem gibt es eine landwirtschaftliche Maschinen- und eine Nagelfabrik, verschiedene Gerbereien, Schuh- und Hutfabriken und schließlich auch eine deutsche Bierbrauerei.

Man unterscheidet zwischen der alten Stadt, Chillán viejo, und der neuen. Die neue wurde 1837 an ihrem heutigen Platze aufgebaut, nachdem die alte, 1580 gegründete, 1835 durch das Erdbeben vom 20. Februar total zerstört worden war. Es ist jene von Darwin bei Valdivia miterlebte Katastrophe, die auch Concepción vernichtete. Darwin hat sie in ihren furchtbaren Wirkungen im 14. Kapitel seines berühmten Reisebuches beschrieben. Chillán viejo gilt für den Chilenen als eine Art Nationalheiligtum, denn hier wurde der pater patriae und, im Verein mit dem Argentinier San Martín, Befreier vom spanischen Joche, Bernardo O'Higgins am 20. August 1778 geboren, der freilich, nachdem er die Unabhängigkeit errungen hatte, den sprichwörtlichen ‚Pago de Chile‘, Chiles Dank, reichlich auskosten sollte — er starb in einer, wie man sagt, freiwilligen Verbannung in Perú 1842. Das Geburtshaus, ein einstöckiger, fensterloser Bau, ist noch erhalten.

Die Thermen von Chillán haben einen pan-amerikanischen Ruf. Eine ganze Anzahl 45—60° heißer Quellen tritt unweit des 3000 m hohen Vulkans Chillán — 1907 rumorte er stark und bildete einen neuen Krater — zwischen 1870 und 2420 m zutage, die man durch eine Wagenfahrt von 10 Stunden erreichen kann. Die Reise nach den der Schneegrenze nahen Bädern ist eine der

schönsten in Chile, da sie durch herrliche Wälder führt, welche durch die charakteristischen Bäume der mittleren und südlichen Kordillere, die in dieser Breite zusammen treffen, gebildet werden, und viele wildromantische und oftmals für den Wagen sogar gefährliche Partien bietet.

Zunächst empfängt uns der herrliche Roble (*Nothofagus obliqua*), dessen prächtige Laubmassen sich im Frühling erneuerten. Bald tritt der Raulí (*N. procera*) hinzu, und zwischen 800 und 900 m erscheint der majestätische Ciprés (*Libocedrus chilensis*), diese an einen gigantischen Lebensbaum gemahnende Konifere. Lingue und Litre mischen sich unter sie, umrankt von rotblühenden Mutisien, durchleuchtet von Loasaceen und dem schmarotzenden Quintral. Gegen 1200 m treten Ñirres (*N. pumilio*) auf nebst *N. antarctica*, alles sommergrüne Buchen. Der Canelo, dieser herrliche Magnolienbaum, wirft mit tausend Blattspiegeln das Licht zurück, der nützliche Maqui wuchert in saftig-grüner Üppigkeit.

Die Bäder liegen an der Baumgrenze. Knorrige, stark verzweigte, buschige Ñirres erklimmen gleich gebückten Gestalten die Berglehnen. Die bunte hochandine Kräuterflora empfängt uns mit Baldrianen, Weidenröschen, Pantoffelblumen, Ranunkeln, karminroten *Leuceria*, Hornkraut (*Cerastium vulgatum*), den weißen Buketten stengelloser Calandrinien und den *Ourisia*arten, niedrigen, scharlachroten, großblumigen Skrophulariaceen, ein Ersatz unserer Alpenprimeln und Soldanellen. Im ewigen Schnee erlischt die Pracht dieses vielfarbigen Teppichs. Aber hier geschah ein seltenes Wunder: dort, wo 2200 m hoch heiße Quellen sprudeln und warme Bäche rinnen, wich der Schnee nochmals zurück, und als Oase inmitten des Eises erstand ein Blumengarten, über den weiße Nebelschleier wallen, gefüllt von Schaumkräutern, Gentianen, Dotterblumen (*Caltha andicola*), zierlichen Irideen (*Sisyrinchium*), Nelkenwurz (*Geum chilense*) und eingefaßt von Pangues (*Gunnera chilensis*) mit riesigen Schirmblättern.

Die Quellen besitzen die verschiedensten Temperaturen zwischen eisig und kochend. Man unterscheidet

Schwefel-, Eisen-, Kali-, Kalk- und Magnesiumquellen, die Vorzügliches bei Gicht, Blutarmut, Hautkrankheiten und aller Art Verdauungs- und Kreislaufstörungen leisten. Auch natürliche, mit Schwefel geschwängerte Dampfbäder können genommen werden. —

Wer zum erstenmal, von Santiago kommend, den Namen Chillán rufen hört, wird sofort ergänzen: „Ah! La substancia de Chillán! La substancia, la substancia!“ Mit diesen anpreisenden Worten halten den Passanten nämlich in der Hauptstadt Mädchen auf, die ein weißes Zuckerwerk verkaufen wollen, das in der guten, alten Zeit aus Hühnerhirn und Zucker gebacken, heute nur noch gesüßte Gelatine vorstellt.

Gegen Abend erreicht man San Rosendo und damit die Frontera. *Frontera* heißt Grenze. Man bezeichnet aber so ein weites, zwischen dem Rio Biobio und Tolten gelegenes Gebiet, das erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit der chilenischen Regierung gebracht, bis dahin von den Indianern in ziemlicher Unabhängigkeit beherrscht wurde.

Bei San Rosendo gabelt sich die Bahn. Ein Strang zweigt zur Küste ab nach Concepción, der andere bildet die südliche Fortsetzung des Schienenweges, den wir gekommen sind.

San Rosendo macht nicht den Eindruck eines Knotenpunktes. Es sind elendeste Bretterbuden, die sich auf einer Berglehne zu etlichen Straßen aneinanderschließen. Eine Sehenswürdigkeit ist indes die 400 m lange Bahnbrücke, welche uns über den Rio Laja setzt, der hier in den Biobio mündet. Die gewaltige Eisenkonstruktion ruht außer in den Ufermauern auf acht, 50 m distierenden, zylinderförmigen, eisernen Trägern.

Die Reisenden, welche weiter südlich wollen, sind seit Jahren durch die Ungunst der Züge gezwungen, auf dem Bahnhofe zu übernachten, so daß dieser mit einem verhältnismäßig komfortablen Hotel-Restaurant ausgestattet ist. Indessen hat man in den sehr kleinen Schlafzimmern gar

keine Möglichkeit, zu ventilieren; für die schwüle Sommernacht, welche hereinbrach, ein unerträglicher Zustand.

Ich bitte den Leser, mich zunächst noch einmal nach Concepción zu begleiten, welches ich während des Septembers 1901 genau kennenzulernen Gelegenheit fand. Ich weilte damals in San Vicente, einem Fischerdorfe bei Talcahuano, um in der geschützten Bucht Meerestiere zu sammeln. San Vicente, heute ein gut besuchtes Bad, stellte zu jener Zeit eine recht kümmerliche Ansiedlung vor. Das Hotel, eine zweifelhafte Bretterbude, in der ich jämmerlich fror und mich über jeden Sonnenstrahl freute, welcher sich in mein Giebelstübchen verirrte. In Mittelchile wird man bald gewohnt, das goldene Wetter als selbstverständlich hinzunehmen, während man im Süden, bereits in der Breite von Concepción, winters jeden Sonnenblick als Geschenk begrüßt. Da gießt es oft tagelang hintereinander, und Jahre mit weniger als 1000 mm Niederschlag sind seltener als solche mit 1500—2000. Ein Carril de sangre, eine Blutbahn, d. h. eine durch Pferde oder Maultiere betriebene, verbindet uns mit dem Kriegshafen Talcahuano, welcher aber auch nichts Einladendes besitzt. So ließ ich mich durch die Eisenbahn, soviel es anging, nach Concepción entführen. Die hübsche, saubere Stadt hat sich mit 72 000 Einwohnern zur drittgrößten der Republik aufgeschwungen, trotzdem Erdbeben sie zwangen, ihren Sitz zu wechseln. Das ursprüngliche Concepción, von Pedro de Valdivia am Meere als Hafen in der Südostecke der Bai von Talcahuano gegründet, wurde nach dem verheerenden Terremoto von 1730 und 1751 landeinwärts an das Nordufer des Biobio verpflanzt. Die umquartierte Stadt fiel der furchtbaren Bebenskatastrophe vom 20. Februar 1835 zum Opfer. Diesmal erstand sie aus den Ruinen zu neuem Leben. Sie ist einer der ältesten Bischofssitze des Landes und hat früher, namentlich zur Zeit der Befreiung, eine beinahe ebenso große Bedeutung als die Hauptstadt gehabt. Die Unabhängigkeitserklärung erfolgte am 1. Januar 1818 zu Concepción, und vornehmlich durch einen Bürger dieser Stadt, Juan Martínez de Rozas, ist Chiles

Erhebung gegen Spanien vorbereitet worden. Bei der Abdankung des ersten Präsidenten Bernardo O'Higgins erklärte Fernando Errázuriz als Repräsentanten des Willens der Nation die drei Städte Concepción, Santiago und Coquimbo. Heute kennzeichnet sich die bevorzugte Stellung der südlichsten Provinzialmetropole durch den Besitz des Appellationsgerichtshofes für den Süden, einer juristischen Fakultät, eines vollklassigen Lyzeums, staatlicher Lehrer- und Lehrerinnenseminare und eines Naturhistorischen Museums.

Concepción war durch mehrere Jahrhunderte das südlichste große Bollwerk der Zivilisation und Kultur gegen die Araukaner und genoß dieselben kommerziellen Vorteile, deren sich heute Temuco erfreut. Jedoch sind Handel und Wandel immer noch bedeutend, was bei der blühenden Landwirtschaft, dem noch günstigen Weinbau — speziell die Moste der Gegend sind berühmt —, der hoch entwickelten Großviehzucht, besonders aber der kohlenreichen Nachbarschaft und angesichts des Meeres natürlich erscheint. Gedenken wir auch noch der greifbaren Nähe wertvoller Nutzhölzer, so werden wir uns nicht wundern, in Concepción mannigfaltige Industrien entwickelt zu finden.

Das deutsche Element spielt unter den Kaufleuten und Fabrikanten eine hervorragende Rolle. Den ersten Platz unter den Handelshäusern nimmt die deutsche Firma Moritz Gleisner ein. In ihrem Warenpalast, in dem man schier alles kaufen kann, sogar Ölgemälde, kommt man sich wie in einer Ausstellung vor. Der deutsche Wohlstand spricht zu uns am beredtesten aus den Villen der Avenida Arturo Prat, in deren Vorgärten zurzeit die Wege weiße Kelles säumen. Diese anmutige Uferpromenade führte früher die originelle Bezeichnung Aguas de las Niñas, Mädchenwasser.

So macht Concepción einen regeren und moderneren Eindruck, als die sich bis Santiago an der Südbahn reihenden, von den 'Gringos' bisher noch gemiedenen Orte, von denen auch die größten höchstens als Stapelplätze für

Landesprodukte und als Viehmärkte Bedeutung erlangten und im übrigen jene Beschaulichkeit pflegen, der sich das in ihnen residierende Haciendado-Patriziat hingibt. Erst in Concepción spürt man wieder den Pulsschlag der Welt.

Auf den Cerro Caracol ist es nunmehr Frühling geworden; deutscher Frühling, denn die Bäume schlagen aus. Es sind Robles, jene Buchen, die wir im Juli blattlos kennenlernten. Ihre Kronen treiben zartes, junges Laub. Sie bilden liebliche Haine, Luft und Boden mit mancherlei immergrünen Bäumen und Sträuchern teilend. Neben Cói hues mit Peumos, Canelos, Boldos und Gestalten des Südens wie Myrtenbäumen, Muérmos, Tiques, Laureles und dem graziösen Tiacas, in welchen *Proustia pyrifolia* klimmt, die sich zweimal schmückt, indem sie ihren rosenfarbenen Blütenbüscheln einen rotglänzenden Pappus folgen läßt.

Diese Wäldchen wurden Nachbarn fremder Pflanzengemeinschaften, nämlich prächtiger Schonungen der europäischen Seestrandkiefer, von gelbblühenden Puyas, zurzeit noch mit geschlossenen, gewaltigen Keulen, gleich Wächtern umschart. Etliche 100 m höher wird der Wald noch bunter, sich auch mit Lingue, Podocarpus und Queule dichtend (*Gomortega nitida*), welcher eine süße, zwetschenartige, gelbe Steinfrucht zeitigt, die man zu Marmelade einkocht. — Zwischen den fremden Zapfenträgern blühen einheimische Orchideen (*Chloraea*), Amarylliden, Veilchen, Pantoffelblumen und Erdbeeren. Die Äste der Robles besiedelt ein weißer oder lebhaft gelber Pilz (*Cyttaria*), dessen Fruchtlager sich einzeln oder in Bündeln aufhängen und den Baum eigenartig drapieren.

An der Stelle des alten Concepción lagert das Hafestädtchen und Seebad Penco mit der nebst Viña del Mar wichtigsten Zuckerraffinerie des Landes. Das Rohprodukt, erstarrter Rohzuckersaft, kommt aus Perú.

Doch zurück nach San Rosendo! Nach einer wenig erquickenden Nacht fahren wir am anderen Morgen in das Indianerland hinein. Wir merkten das bald an den sonderbar gekleideten Menschen, welche auf den Stationen

herumlungerten oder auch hin und wieder in unsern Zug stiegen. Die Männer trugen anstatt der Hosen ein zwischen und um die Beine kunstfertig geschlungenes Tuch, das sie Chamal nennen. Auch erblickten wir öfters ihre mit Binsen gedeckten Hütten, die Rucas. Der Wald ist in dieser Gegend schon vielfach abgetrieben. Häufig sieht man Weizenfelder frei und offen, ohne die lebenden Pappelzäune Mittelchiles, sehr oft aber auch weite, öde Strecken mit rissigem, vom Regen verwüsteten Boden. So macht die Landschaft, trotzdem die Provinz Malleco die größte Getreidefläche der Republik, nämlich ein Sechstel der gesamten, aufweist, vielfach einen recht trostlosen Eindruck, zumal die Kordillere sich meistens verbirgt.

Der nächste Platz von Bedeutung ist Mallecos Hauptstadt, Angol (nach dem Indianerhäuptling Encol), der schon 1862 durch den General Cornelio Saavedra als Schutzwehr gegen die Araukaner gegründet, zu den ältesten dieser Gegend zählt. Die bald erreichten kleinen Orte Collipulli (Roter Hügel) und Ercilla (so zu Ehren des Dichters der ‚Araucana‘) beherbergen eine erkleckliche Zahl deutscher und schweizerischer Einwanderer, die auch in der Nachbarschaft sich ausbreiteten und in Ercilla sogar eine deutsche Schule schufen. Hinter Collipulli fahren wir über die kühnste Eisenbahnbrücke der Südbahn, hier den Mallecofluß auf 400 m langem und 100 m hohem Viadukt kreuzend. Eine Parklandschaft mit weiterstreuten Buchen begleitet uns. Dann folgt Victoria, 1882 erstanden, und so genannt zum Andenken an die in Perú gefeierten Triumphe. In allen Siedlungen der Frontera ist das deutsche Element stark vertreten und vornehmlich mit den kleinen Industrien liiert, welche die Eigentümlichkeiten der Gegend begünstigten, wie Mühlen, Töpfereien, Holzschneidereien, Möbelfabriken und natürlich Brauereien. Es gibt wenige und nur sehr unbedeutende Gemeinden in Südchile, wo nicht eine oder selbst mehrere deutsche Bierfabriken existierten, oft freilich einfachste Betriebe.

Unser Ziel war vorläufig Temúco, in das wir zur Mittagszeit einliefen. Es liegt 110 m hoch am Rio Cautin inmitten bewaldeter Hügel und Berge.

In Chile findet sich keine zweite Stadt, welche einen so raschen Aufstieg zu verzeichnen hätte wie Temúco, dessen Gründug erst 1881 als befestigter Platz gegen die Indianer durch den General Manuel Recabárrén erfolgte. Das Aufblühen dieses einen araukanischen Namen (Temu¹ ein hier häufiger Baum, co Wasser) tragenden Ortes hat etwas Nordamerikanisches an sich. Schon 1890 zählte er 6000 Einwohner! Heute ist er mit etwa 30 000 geradezu das Herz des Handels und der Industrie der Frontera. Auch hier war es deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz, die solch rasche und glänzende Früchte gezeitigt haben.

1881 und 1882 wurde das noch größtenteils von Urwald bedeckte Gebiet des Rio Cautin von der Regierung vermessen, in Parzellen, Hijuelas, von höchstens 500 ha geteilt und öffentlich an den Meistbietenden unter langfristigen Ratenzahlungen verkauft. So geschah es auch mit den Grundstücken, Sitios, der zukünftigen Stadt. Man legte gleichzeitig den Samen für Bauern- und Handelsstand in die Erde.

Freilich kann sich Temúco in seinem kurzen und schnellen Wachstum nicht zugleich schön und vornehm entwickelt haben, zumal die Leute, welche die Häuser bauten, erst Geld verdienen mußten. So reiht sich ein Holzhaus in ziemlicher Monotonie an das andere. Die Fußsteige sind schmale, durch Bretter oder Bäume eingefasste Erdwälle, die Straße aber ist eine morastige oder sandige Untiefe, je nach dem Wetter. Ein einziger Reiter füllt sie, wenn etliche Tage der Regen ausblieb, haushoch und unabsehbar mit Staubwolken an. Dabei ist der Verkehr ein sehr lebhafter. Heute aber macht sich auch schon Reichtum geltend. Verschiedene neue Backsteinhäuser drängen ihre frischen, roten Fronten in die wettergrauen der Holz-

¹ *Eugenia temu*, Fam. Myrtaceae. Die Deutschen verwandelten Temu in Demut.

baracken ein; wir bestaunen den gewaltigen Komplex massiver Baulichkeiten des Klosters der Mariennonnen und sind geradezu verblüfft durch das Hotel Central, das außen und innen in Luxus prangt. Elektrisches Licht, Dampfheizung, fließendes Wasser in jedem Zimmer!

Der furchtbarste Feind der Städte des Südens ist das Feuer; denn wir ließen die Adobes-Städte hinter uns. Wenn es da einmal zu brennen anfängt, werden gleich ganze Straßen und Stadtviertel vernichtet, und von Zeit zu Zeit — in Temúco erst im Januar 1908 — bricht eine Unglücksnacht herein, die in wenigen Stunden die Früchte vieler harter Arbeit zerstört. In 4½ Stunden brannten 21 Manzanas (Häuserviervierecke) ab und über 3000 Personen wurden obdachlos. Die Versicherungsprämien sind bei den Holzkasten, die sich dicht aneinander drücken, so hoch, daß sie nur vermögende Leute erschwingen können. Wenn alsdann die Feuerspritze mit der freiwilligen Mannschaft durch die Straßen rast, fauchend und unter ohrenzerreißendem Gebimmel, werfen sich die Frauen in die Knie, beschwören den Himmel und geloben Kerzen für ferne Heiligenbilder, die nur auf steinigem, steilen Pfaden zu erreichen sind.

Aber das geht vorüber, fördert den Fortschritt und kann auf die Dauer nicht die Lebenslust unterdrücken, welche die Bewohner dieser jungen Städte auszeichnet. Gewiß, sie wollen arbeiten, aber auch genießen. Dazu gibt es eine Menge Vereine. Wenn man das Lokale oder die Anzeigen des ‚Grenzboten‘ — das Organ des Deutschtums der Frontera, welches zweimal wöchentlich in Temúco erscheint — durchsieht, wird man ausnahmslos über irgendeine Festlichkeit berichtet finden oder einer vielversprechenden Einladung begegnen. Feuerwehrmänner, Schützen, Kegler, Sänger, Turner, alle feiern mit Tanz und Theater, Essen und Kommers.

Die Neigung des Deutschen zum Ausfliegen, wenigstens am Sonntagnachmittag, hat auch etliche Waldwirtschaften großgezogen, wo man unter alten Urwaldriesen, einem prächtigen Cói hue oder Peumo, Kaffee

trinken und Kuchen essen kann und die Kinder eine Wiese zum Austoben haben, ganz wie in der Heimat. So entbehren die Einwanderer, namentlich des Mittel- und Arbeiterstandes, in den kleinen Städten des chilenischen Südens weit weniger als in den großen Mittelchiles, wo sie z. B. in den Bannkreis Santiagos wie in ein Gefängnis eingezwängt sind, aus dem es auch Sonntags kaum ein Entrinnen gibt. Denn wohin? Der Chilene hat nicht das Bedürfnis, seine vier Wände zu verlassen, außer sommers, wo er, noblesse oblige, einige Wochen oder Monate mit Kind und Kegel auf den Campo, aufs Land, meist zu Verwandten, geht. Und so kommt es, daß alles fehlt, was sich bei uns so anziehend als Waldlust, Felsenkeller und mannigfältig getaufte Brunnen und Höhen jeden siebenten Tag in das Alltägliche einschiebt. Man achte das nicht gering, vor allen Dingen nicht für diejenigen, denen die Woche saure Arbeit und nur der Sonntag Festtag bedeutet und besonders nicht für die Frauen. Die Monotonie des Daseins ist es, welche wie nichts anderes dem Ausländer auf die Nerven fällt und ihn gelegentlich für Sekunden in einen Zustand versetzt, als ob er sich allein auf einer unabsehbaren, baum- und strauchlosen, glühenden Ebene befände. Er sucht einen Schatten, einen frischen Luftzug, etwas, das ihn das Leben einen Augenblick empfinden, als etwas Körperliches genießen ließe. Dann erwacht er und der Himmel blaut wolkenrein, die Sonne brennt, die Luft ist still und schal und alles wie immer.

Die Fahrt zwischen Temúco und Pitruquén, das noch fehlende Stück unserer Bahnreise, geht durch Wald und hügeliges Gelände.

Pitruquén ist ein flüchtig aufgebauter Ort, der sich in flacher Talmulde zu einem Plateau hinaufzieht, das vom Rio Tolten durchfurcht wird. Er verdrängte in den 80er Jahren ein Indianerdorf. Wir quartierten uns bei einem Italiener ein und merkten bald, daß es auch in diesen entlegenen Gegenden eine ‚Saison‘ gibt, in der die Reisenden in 2 oder 3 Monaten den Jahresgewinn des Wirtes aufzubringen haben. Nunmehr mußten wir uns Pferde be-

sorgen, um nach Villarica gelangen zu können, das etwa 50 km südöstlich an dem gleichnamigen See gelegen ist.

Bereits am folgenden Morgen hatten wir alles bei einander, betraten schon zu früher Stunde die hinter Pitruquén sich ausdehnende, im allgemeinen kahle Ebene und ritten gegen Mittag einen bewaldeten Höhenzug hinan, der sich fast bis nach Villarica erstreckt. Es war ein prächtiger Hochwald, der uns aufnahm, und in dem unser Pfad sich oftmals verwischte. Bald nahte er dem in gähnender Tiefe vorüberbrausenden Tolten, bald Lichtungen, welche einen herrlichen Ausblick auf die Kordillere boten, gegen die sich das uns viel nähere Schneehaupt des Vulkans Villarica wirkungsvoll abhob. Hin und wieder trafen wir jene jüngsten Kolonien europäischer Ansiedler, die unter dem Schutze der Regierung eine neue Heimat zu gründen trachteten. Sie waren dabei, Roce zu machen und sich kleine Blockhäuser zu erbauen. Aber schon sah man in den rohen Umfriedigungen aus gewaltigen Baumstämmen, die gefällt und der Äste beraubt, oft, wie sie niedergestürzt waren, dalagen, Weizen reifen und Kartoffeln blühen, das erste Ergebnis des jungfräulichen Bodens und des Schweißes der Fremdlinge.

Wenn ich den Boden jungfräulich nenne, so soll damit nicht gesagt sein, daß er jetzt zum erstenmal bearbeitet worden wäre. Es weist im Gegenteil vieles darauf hin, daß die Wälder der Araukanía jüngeren Ursprungs sind und zum Teil nur ein paar Jahrhunderte alt sein mögen. Vor der Konquista waren die Indianer sehr viel zahlreicher als heute und hatten schon bedeutend mehr Land urbar gemacht, als es zurzeit solches gibt. Es haben blühende, volkreiche Siedelungen existiert, die später völlig verschwanden, deren einstmaliges Dasein aber einen bedeutend entwickelteren Ackerbau als am Ende des letzten Jahrhunderts voraussetzt. Die Araukaner sind durch unausgesetzte Kämpfe und von den Europäern eingeführte Laster und Seuchen dezimiert, vielfach auch ins Gebirge zurückgewichen, da überdies mehrere der spanischen, rasch auf-

blühenden Städte¹ zerstört wurden, konnten die Wälder wiederum von den herrenlosen Äckern Besitz ergreifen. Sie haben jedoch nicht alle Zeugnisse verwischt. Man trifft in ihrem anscheinend ursprünglichen Dickicht auf Spuren ackerbauender Tätigkeit, wie Gräben, durch den Pflug aufgerissene Furchen und auch Werkzeuge. Es kommen inmitten von Muérmos und Robles uralte, nunmehr entartete Weinstöcke vor, und es fehlen Bäume von wirklich bedeutendem Umfange.

Die Gehöfte der Araukaner gewahren wir im Tale: die niedrige, bis an den Erdboden hinab mit Segge oder Schilf gedeckte Ruca, umgeben von Weizen- und Kartoffelfeldern und beschattet vom Canelo. Man kann den Neid der Kolonisten, welche sich im Walde Bahn brechen sollen, auf die kleinen Wohlstände der Indianer verstehen, die sie, wie das dem ungebildeten Volke eigen ist, besonders verachten und Chinos nennen.

Unser Weg, wenn man von einem solchen euphemistisch reden will, dient sogar als Fahrstraße für niedrige, zweirädrige Karren — das Rad ist der Querschnitt eines Baumstammes —, die von Ochsen gezogen werden. Die Pikane, der biblische, bestachelte Stab, treibt sie unablässig an und kreischend und schreiend drehen sich müde die Räder der uns schon bekannten Chanchitos. Meist sind sie mit Wolle beladen, die von dem Resguardo Pucón herkommt. Wenn ein Indianer der Lenker ist, so wird er uns sicher mit einem unterwürfigen ‚Mari-mári‘ grüßen, dem araukanischen Guten Tag — wörtlich heißt es zehn mal zehn, also soviel wie hundert Glück — oder einem artigen ‚Kümemonéimi, Peñi‘, ‚wie geht's, Freund?‘

Der Wald besteht neben Robles vornehmlich aus Cói hues, deren glatte, hellgraue Stämme überall hervorschimmern, und deren terrassenförmige Kronen mit dem feinen Laube sich wie zarte Gewebe gegen den Himmel abheben. Die Krone wird von wenigen starken Ästen erst in der Höhe erzeugt. Überhaupt zeichnen sich die Wald-

¹ Z. B. das alte Arauco, Villarica, Osorno, Valdivia, die nach etwa 50jährigem Bestehen um 1600 dem Ansturm der Indianer erlagen.

bäume durch sehr hohe Stämme und kleine, schirmartige Wipfel aus. — Jene Myrtenbäume mit dem hellen Laube und den sehr großen, lorbeerblattartigen, elliptischen Blättern, den stark verzweigten, knorrigen Ästen, der rissigen Rinde und dem mächtig entwickelten, sich über dem Boden ausbreitenden Wurzelwerke, nennen die Landeskinder Pitra (*Myrceugenia pitra*). In dem mit den großen Blättern, die so stark glänzen wie die des Gummibaumes, erkennen wir den Canelo, den heiligen Baum der Indianer und von ihnen Voighe genannt. Die mächtige, undurchlässige, schwarzgrüne Krone gehört dem Peumo und jene unregelmäßig gestaltete, die ein weißer Blüten-schnee pudern will, dem Muérmo. Aber auch Robles, laub-abwerfende Buchen, Tíques, Lingues, Laureles (*Laurelia aromatica*), von den Araukanern Thihues geheißten, schieben sich in herrlichen, oft über 20 m hohen Exemplaren in den Mischwald ein. Und dann begegnen wir auch noch zwei Saxifragenbäumen, dem mächtigen, aber lichten Teniu oder Palosanto (*Weinmannia trichosperma*) und der schlanken, biegsamen Tiáca (*Caldcluvia paniculata*). Unter ihnen streben empor die reizenden Arrayánbäumchen mit ihren weißen Myrtenblüten, ferner Ralrales und Piñoles (*Lomatia obliqua* und *dentata*) nebst dem Avellano, dem chilenischen Haselnußbaum, alle drei von der Familie der Proteaceen, die nur in der südlichen Hemisphäre gedeiht. Auch ein Malvenbäumchen und sogar im Schmucke seiner großen, blaßblauen Blüten, die Huélla (*Abutilon vitifolium*), eine Berberitze (*Berberis darwinii*) und ein blau-purpurn blühendes Verbenenbäumchen (*Citharexylon cyanocarpum*), der Repu, sind charakteristisch für diese Pflanzengemeinschaft. Wenn wir uns dem Toltén nähern, erkennen wir den Pelú, welchen der Frühling mit gelben Blüten schmückt und der gewissermaßen seinen nördlichen Vetter, den Cavén, hier vertritt, auch darin, daß er das beste Brennholz liefert. Es fehlen auch nicht die undurchdringlichen Bambusdickichte (*Chusquea parvifolia*) und die leuchtendrotblühenden Schlingpflanzen: der herrliche Copihue (*Lapageria rosea*), die zierlich verzweigte *Mitraria coccinea*

und die innig mit den Bäumen verwachsene Medallita (*Sarmienta repens*). Überall klimmt eine Rebe, der Voqui (*Cissus striata*), hoch hinauf, vom Indianer sehr geschätzt, da er ihm die Stricke ersetzt. Auch ein kletternder Steinbrech gesellt sich hinzu, der sich erst in den Wipfeln der Bäume, die er als Leiter benutzt, reich verzweigt (*Hydrangea scandens*). In den Zweigen aber hing sich ein Moos auf (*Pilotrichella cumingii*) und klettert und schlingt in zierlichen Girlanden. In der Rinde alter Stämme und auf den Stumpfen gebrochener Waldriesen wurzeln Farne: *Gonophlebium*, *Asplenium* und mehrere Arten des zarten *Hymenophyllum*. In den Polstern, die sie bilden, nistet eine Bromeliacee (*Rhodostachys*)¹.

Wo der Wald sich lichtet, machen sich Maqui und Boldo breit, und mitunter geht es auch über natürliche Wiesen hinweg, wo das Coiron genannte Gras, ein Schwingel (*Festuca*), runde Kissen bildet, die durch tiefe Furchen voneinander getrennt bleiben. In ihnen gedeihen Schachtelhalme (*Equisetum bogotense*), kleine, feine, binsenartige Irideen mit purpurnen, zarten Blüten (*Sisyrinchium*), Erdbeeren (*Fragaria chilensis*), rotblühender Storchschnabel (*Geranium berterooanum*), Sauerklee mit gelben Blüten (*Oxalis corniculata*), das chilenische Johanniskraut (*Hypericum chilense*), Hundszunge (*Cynoglossum*) und Dürrwurz (*Erigeron spinulosum*). —

Villarica heißt reicher Flecken. Als einige Tage nach uns dort Soldaten einrückten, die im Manöver waren, hörte ich einen: „Villarica nennt sich dieses, aber Villapobre scheint es zu sein!“ Und er hatte recht. Der Glanz liegt Jahrhunderte zurück.

Das Hotel Francés — zugleich Kramladen — besitzt drei nebeneinander gelegene Fremdenzimmer, welche durch impertinent klaffende Bretter getrennt sind. Um der damit verbundenen Geniertheit, wie sie sich bei Einquartierung verschiedener Geschlechter vielleicht könnte fühlbar machen, abzuhelfen, hat der Wirt das mittlere tape-

¹ F. W. Neger: Observaciones botánicas en la Cordillera de Villarica 1896 bis 1897.

ziert und so auch gewissermaßen eines erstklassig gemacht; indes der Neid oder die Neugier der anstoßenden ephemeren Bewohner ruhte nicht, bis die Tapete wenigstens über den Ritzen und Spalten wieder fortgestoßen und gebohrt wurde. So sah man heute nach wie vor von Nr. 1 durch 2 bis nach 3 hinein.

Wir trafen eine fidele Gesellschaft mit Handharmonika, Kammpeife und ähnlichen Instrumenten. Urwüchsige Lachsalven begleiteten das Konzert. International: 2 Deutsche, 1 Franzose und 1 Holländer in schon vorgerücktem Zustande, was Günstiges für die Nacht erhoffen ließ; allein ich hatte mich in ihrer Leistungsfähigkeit getäuscht, erst um 2 Uhr zogen sie ab.

Wir beabsichtigten, in dieser Gegend einen Monat zu jagen und zu sammeln, und es war mir ganz klar, daß ich überall besser aufgehoben sein würde als in dem Hotel mit den merkwürdigen Quartieren. Ich versuchte mein Heil daher in der katholischen Mission, zu welcher drei bayerische Kapuziner gehören. Sie gaben mir auch Unterkunft, nachdem ich ihnen versichert hatte, daß ich im Hotel Pension nehmen würde, denn sie wollten den Wirt nicht schädigen. Ich denke an die angenehmen und ruhigen Stunden, die ich in dem freundlichen, hellen Raume mit den Fenstern nach dem See und dem Klosterhof, den Vulkan im Hintergrunde, verleben durfte, gern und mit Dank an die Gastgeber zurück.

Villarica! Wenn es auch kein reicher Ort im landläufigen Sinne ist, in einem ist er's, an landschaftlicher Schönheit. Wer hat, wie du, einen kristallklaren, riesigen See zum Spiegel? Ist umkränzt von anmutigen Hügelketten und jungfräulichen Wäldern? Und gekrönt, wie mit einem Diadem, durch das Eis- und Schneehaupt eines mächtigen Vulkans von wunderbar ebenmäßiger Schönheit? Die alten Indianer nannten diese Stätte Mallo-huelávquen, das Meer mit der gemalten Erde.

In der Tat, das dürftige, zerstreute, erst seit 1883 erstandene Häusermaterial hat sich eine selten reizvolle Gegend ausgesucht. Die Großartigkeit der Natur beengt

hier nicht. Der Blick kann ungehindert über den See schweifen bis nach Pucón hinüber, das fast genau am entgegengesetzten, östlichen Ufer (20 km Luftlinie entfernt) liegt; er bleibt in weiter Ferne an der zerrissenen Kuppe des feuerspeienden Llaima haften und, nach Südosten gewandt, an dem breiten, ganz sanft ansteigenden Kegel des Villarica, dem gemächlich ein weißer Dampf entsteigt, der, ein merkwürdiges Schauspiel, an den Schneefeldern hinuntergleitet und erst, wo diese enden, senkrecht emporstrebt.

Der Villaricasee liegt 200 m über dem Meere und ist mit seinen 250 Quadratkilometern einer der größten Chiles. Er dehnt sich in der Form eines Rhombus von Westen nach Osten zwischen dem Vulkan Villarica und der Hügelkette Quemahuida (Leberberge). Oft fallen die Ufer steil ab, wie die nördlichen Gestade, wo sich die Cóiñues überhängend in ihm spiegeln, oder sie senken sich allmählich mit breitem, sandigen Strande. Aber niemals weicht der Wald mehr als eine Steinwurfslänge zurück. Fast in der Mitte, ein wenig nach Norden verschoben, erhebt sich ein felsiges Eiland, das seinen indianischen Namen Alequillén, Glanz des Mondes, bewahrt hat. Bäume, miteinander verstrickt durch Schlingpflanzen, wehren es zu betreten. Es war einst ein heiliger, aber zugleich grausiger Ort, denn auf dieser Insel opferten die Indianer ihren Göttern nicht allein Wildbret und Vieh, sondern auch Menschen. Der Villaricasee findet seinen Abfluß westlich durch den Rio Tolten, der als eine breite Wasserstraße anhebt und in weitem, nach Norden gerichteten Bogen dem Meere zustrebt. Gelegentlich nimmt der See eine lichtgrüne Färbung an, eine Erscheinung, die er mikroskopischen Algen verdankt. Er beherbergt den Pejerei (*Atherinichthys*) und die Trucha (*Percichthys trucha*), Chiles Forelle, und sein Spiegel ist belebt von Entenvölkern, sein Strand von weißen Reihern.

Der Vulkan Villarica erhebt sich gegen 2900 m. Er begnügte sich zur Zeit damit, unablässig eine weiße Wasserdampfsäule auszuatmen. Ich deutete schon an,

daß dieselbe nicht aus dem Krater gerade emporsteigt, sondern sich, offenbar infolge der Abkühlung durch das Eis und den Schnee, welche den Gipfel panzern, niedersenkend und erst wieder in die Höhe zu wirbeln vermag, sobald an der Schneegrenze die wärmere Luft Einfluß gewinnt. Früher hat er gewaltigen Lavaströmen den Ursprung gegeben, die den Waldgürtel durchbrachen, der sich noch nicht wieder schloß. Aber im Jahre 1908 erwachte der Quitralpillán, Feuergott — also im Indianischen —, zu neuer Tätigkeit, und im November entstiegen ihm ungeheure Flammensäulen, von denen man meinte, daß sie gegen 3000 m hoch aufloderten und einen Umfang von 1000 m hätten. Das 70 km entfernte Loncoche wurde nachts taghell erleuchtet. Der Llaïma (3060 m) besitzt zwei große Krater und stößt feurige Lohe aus. Östlich vom Villarica, nahe der argentinischen Grenze, thront der mit 3688 m mächtigste Vulkan dieser Gegend. Er heißt Quetropillán (geschorener Teufel) und spielt eine Rolle in der araukanischen Mythologie.

Das alte Villarica wurde schon im Jahre 1552 gegründet und gelangte schnell zur Blüte. Sein Handel reichte weit nach Argentinien hinein. Bereits am Ende desselben Jahrhunderts zählte es sieben Straßen, die von Norden nach Süden, und fünf, welche, jene schneidend, von Osten nach Westen liefen, mit schmucken, einstöckigen Häusern aus lufttrockenen Ziegeln (Adobes), die reichlich Gemächer enthielten; Schuppen und Vorratsbaracken und Blumen-, Obst- und Gemüsegärten kamen hinzu, so daß alles in allem jedes Besitztum eine ganze Mauzana beanspruchte. In den Gärten gediehen noch Pfirsiche, denn der See mildert die Winterkälte, neben zahlreichen Apfelbäumen; ewigen Schatten spendete ein alter Peumo, den man aus dem Untergang des Urwaldes gerettet hatte. Auf den Blumenrabatten blühte in üppiger Fülle Seifenkraut (*Saponaria officinales*), das sich bis heute dort verwildert vorfindet; Wein bedeckte die Mauern. Drei Kirchen reckten ihre Türme zum Himmel, ein stattliches Gebäude beherbergte das Domkapitel. Ein Kranken-

haus und Gefängnis, eine Leinenweberei (damals wurde Flachs gebaut), eine Gießerei, mehrere Mühlen und Holzschneidereien und natürlich auch ein Kloster trafen Fürsorge, sorgten für Ordnung und brachten Wohlstand, Bildung und Gesittung.

Aber die Stadt lag weitab von den Zentren der spanischen Herrschaft und hatte sich von Anbeginn der keineswegs vernichteten Indianer zu erwehren, welche sie seit 1599 förmlich belagerten. In ihrer Not gossen die Eingeschlossenen die Glocken des Klosters in zwei Kanonen um, und mit mancherlei Listen, falschen Vorspiegelungen und Treubrücken hielten sie sich, immer auf Ersatz hoffend, drei Jahre hindurch bis 1602; schließlich noch in der Zitadelle. Sie schmolzen auf 11 Männer und 10 Frauen zusammen. Am 7. Februar desselben Jahres erlagen sie einem erneuten Ansturm, nachdem die Vortrathäuser der Festung in Brand geraten waren. Nur ein Spanier fiel lebend in die rachedurstigen Hände der Wilden. Ihm rissen sie das Zeug vom Leibe und schlugen ihm alsdann den Kopf ab, den sie auf eine Lanze spießten. Gleichzeitig schnitten sie ihm das Herz aus der Brust, bestrichen ihre Waffen damit und verteilten es in kleinen Stückchen.

Als die Spanier die Überzeugung ihres Unterganges gewonnen hatten, vergruben sie Gold, Münzen und Wertgegenstände. Bis heute sucht man das Wo vergebens. Dagegen hat die Königin Christine einen deutschen Kapuzinerpater, bis vor wenigen Jahren Vorstand der Mission, beauftragt, nach dem Schatz zu forschen und ihn, sollte er gefunden werden, der Krone Spaniens als rechtmäßiger Eigentümerin zuzustellen¹.

Die siegreichen Araukaner ließen keinen Stein auf dem andern. Und ganz allmählich siedelten sich zwischen den verwilderten Gartenpflanzen, den Fremdlingen, wieder echt chilenische Gewächse an, vornehmlich Peumos. Zuerst auf den eingestürzten Wänden, viel später inmitten

¹ T. Guevara: Historia de la Civilizacion de Araucania. Santiago 1898 bis 1903.

der wohl mit gebrannten Ziegeln gepflasterten Räume. Beinahe 300 Jahre hatte der Wald Zeit, sich aufzubauen; dann hallte 1883 abermals die Axt, um der Wiedergeburt Villaricas die Stätte zu bereiten. — Die Indianer werden es nicht zum zweitenmal zerstören, obwohl sie noch immer um Villarica herum besonders zahlreich hausen; die sind nunmehr zahm geworden.

Das Stattliche, was das heutige Villarica aufweist, ist die 1899 gegründete Mission der bayerischen Kapuziner nahe am See. Ein umfangreiches, zwei-stöckiges Doppelhaus, an welches sich rückwärts die Ökonomiegebäude und zur Linken das schmucke Kirchlein anschließt. Alles ist sauber und recht repräsentabel, obwohl sämtliche Baulichkeiten nur aus Holz aufgeführt sind; in der Hauptsache der fleißigen Mönche eigene Arbeit. Die Mission bestand 1905 aus dem Pater Athanasius und zwei deutschen Brüdern. Der eine, mit dem freundlichen Namen Wunibald, war Tischler, der andere Koch. Dazu kam noch ein Chilene als Schneider. Sein Verhältnis zum Orden war indes lockerer. Diese vier widmeten sich der Bekehrung der Indianer zum Christentum in recht praktischer und nützlicher Weise, indem sie 50 Mapuche-Knaben in volle Pension nahmen und erzogen. Da wurde außer biblischer Geschichte Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt und sogar ein wenig Geographie und Naturgeschichte getrieben. Solcher deutscher Kapuzinermissionen gibt es in der Araukanía 22, ferner 10—12 der Franziskaner. Inzwischen haben sich die Kreuzschwestern von Menzingen (Schweiz) der weiblichen Jugend angenommen. Auch einige methodistische Niederlassungen sind von London aus gegründet worden, wie in Cholchol und Quepe, deren jede über 50 Kinder erzieht.

Die Missionen sind für die Erhaltung der Indianer von größter Bedeutung; denn außer gutem Rat und tatkräftigem Schutz ist das beste vorbeugende Mittel, sie vor gewissenloser Ausbeutung durch Chilenen und leider auch fremde Einwanderer — sogar deutsche Namen

werden genannt — zu bewahren, eine bescheidene Bildung. Überdies genießen die fremden Religiosen bei den Behörden mehr Respekt als irgend sonst wer. Das bloße Auf-dem-Posten-Sein der unerschrockenen und uneigennütigen Gottesmänner wird manchen tückischen Anschlag im Keime ersticken. Deshalb werden die Missionen in diesen Gegenden von vielen ungemein gehaßt, und wer hier antiklerikal, d. h. radikal, ist, kann das kaum aus lauterer Überzeugung sein.

1883 erklärte die chilenische Regierung die Araukaner für unmündig und insbesondere für unfähig, ihre Besitztümer an Private zu verkaufen, denn Tausende hatten sich im trunkenen Zustande um Haus und Hof gebracht, ihr Gut ländergerigen Chilenen oder auch Ausländern durch leichtsinnig oder gar besinnungslos abgeschlossene Kaufverträge ausliefernd. Mit Schnaps und betrügerischen Winkeladvokaten, die in Chile sind wie der Sand am Meere, ging es nun nicht mehr, und da begann man, jeden Schein des Rechts beiseitelassend, die Indianer einfach auszurauben. Mit Feuer, Revolver und Totschläger vertrieb man sie aus ihren Anwesen, und die offenkundigen Brandstifter und Mörder wurden von den chilenischen Richtern Valdivias beschützt. Sie blieben auf freiem Fuße, trotzdem alle Zeitungen Santiagos ihre Namen nannten, trotzdem die Missionare ihre Stimme erhoben und nach der Hauptstadt eilten, trotzdem die Reste der niedergemetzelten Familien im Regierungspalaste um Sühne und Hilfe bettelten.

Wer das nicht glauben und ableugnen möchte, lese die im Mercurio vom 9. Februar 1907 veröffentlichte Zuschrift des Ministers der Kolonisation an den der Justiz, mit den Worten schließend:

„Der Reklamierende betont, daß alle die von ihm aufgeführten Tatsachen den Behörden Valdivias wohlbekannt gewesen sind.“ Aber was soll man sagen, wenn unter den sieben, in dem Oficio aufgezählten Mördern und Räubern sich auch ein Delegado, d. h. ein Verwaltungsbeamter derselben Regierung, befindet, was erwartet man

noch, wenn es wörtlich heißt: „Don Joaquin Mera hat Indianer ermordet und gepeitscht in der Absicht, sich zum Herrn ihrer Liegenschaften zu machen. Mit diesen Verbrechen beschäftigte sich das Gericht, aber der Angeklagte blieb straflos, weil das Urteil verloren ging.“ — „Ja, mehr noch, ein Distriktsrichter ließ sich herbei, den Verzicht einer Manuela Vera auf gewisse Rechte rechtsgültig zu machen, obwohl selbiger der genannten Manuela erwiesenermaßen durch Peitschenhiebe abgepreßt wurde.“

Unter denjenigen, welche ihr Leben rückhaltlos dem Schutze des unglücklichen Indianerstammes gewidmet haben, steht an erster Stelle der bayrische Kapuzinerpater der Mission Panguipulli, Siegfried aus Fraunhäusl.

Genau ein Jahr nach der schmachvollen Reklamation, im Februar 1908, machte er sich selbst nach Santiago auf den Weg, besuchte die Minister, den Präsidenten und der Reihe nach die Zeitungen, um zum Kampfe gegen jene menschlichen Hyänen aufzufordern. Mit lächelndem Munde und erschütternder Ruhe entrollte er das Bild von Blut und Mord, Brand und Geißelhieben und der Wehklage heimatlos irrender Waisen, als ob es für ihn nichts Besonderes, nichts Außergewöhnliches mehr wäre. So der Chronist des ‚Diario Ilustrado‘, seinen düster stimmungsvoll gemalten Artikel mit dem frommen Wunsch schließend, daß nunmehr das jahrlange Martyrium der Indianer ein Ende erreicht haben möge und für sie eine neue, glückliche Zeit hereinbreche. Ich kann ihm ganz genau, sogar auf Chilenisch, sagen, wann das sein wird:

„Si la perdiz recibe cola
I la rana nariz.“

„Sobald das Rebhuhn einen Schwanz
kriegt,

Und der Frosch eine Nase.“

Denn Joaquin Mera und der valdivianische Richter sind nicht etwa Ausnahmen, sondern Typen. Die Habgier des Chilenen ist grenzenlos und erstickt jeden Skrupel. Er betrachtet die Indianer überdies als inferiore, kaum den übrigen Menschen gleichzustellende Wesen,

Vorurteile, die sich aus spanischer Zeit herleiten, wo die Ansicht herrschte, daß Nichtchristen keine Seele inne- wohne. So ist es einem im Feuerlande reisenden Ge-lehrten passiert, daß sein chilenischer Diener ganz ge- mütlich auf die harmlosen Onas anlegte und, als er ihm das Gewehr aus der Hand schlug, zur Antwort bekam: „Porque no? No tienen alma!“ „Weshalb nicht? Sie haben keine Seele!“ —

Eine junge Gründung wie Villarica pflegt ein inter- nationaler Sammelpunkt zu sein. So war es auch, und unter den Pionieren der Kultur fehlten nicht jene A b e n- t e u r e r, welche mit einer gewissen anziehenden Romantik und einer Naivität des Empfindens und Sichgehenlassens ausgestattet sind, wie man sie bei solch fahrenden, hart mit dem Dasein kämpfenden Leuten am wenigsten er- warten sollte. Es sind häufig Glasmenschen. Man kennt sie in kürzester Frist. Übrigens streben sie auch gar nicht danach, sich zu verbergen und geheimnisvoll zu er- scheinen. Leute, die wenig aus ihrer Vergangenheit er- zählen, dagegen in einer Fülle von Zukunftsplänen red- selig schwelgen, Murgersche Bohémiens an Leichtsinn, Leichtlebigkeit und Idealismus, aber ohne deren Non- chalance und nicht lotterig und zerschlissen, sondern ritterlich im Tone und in der Regel fast elegant in der Kleidung.

Ich sehe ihn noch vor mir, den Herrn L. K., eine mittlere, hagere Erscheinung, blond und viel jugendlicher, als seinen Jahren und mehr noch seinem unsteten Leben entsprach. Eben dem Knabenalter entwachsen, war er dem elterlichen Hause in Köln am Rhein entlaufen, wo der Vater Uhren verkaufte und reparierte. Zunächst ging's nach Brasilien, denn das kostete am wenigsten. Hier, Soldat geworden, meuterte er und wurde mit ande- ren zum Tode verurteilt. Aber nur jeden fünften erschöß man, und unser Freund war der vierte oder sechste ge- wesen, das weiß ich nicht mehr genau. Indes blieb ihm das schwüle Klima Rio Janeiros verleidet, und er zog nach Argentinien, um in den Pampas sein Heil zu versuchen.

Wahrscheinlich als Feldmessergehilfe, denn als er einige Jahre später die Kordillere überschritt und Chile betrat, tat er dies als Geometer, Architekt, Wegebauer, Eisenbahntraceur, Mineningenieur, kurz im Besitz jener Kenntnisse, die man bei uns bislang nicht an einer einzigen Hochschule aufsammelt, sondern nur an einer Quelle erlangen könnte, in die sich Universität, Polytechnikum und Bergakademie ergießen. Ein derartig vielgebildeter Mann war L. K. geworden, der sich von Stund an *Contratista de Gobierno* nannte und mit Fug und Recht nennen durfte. Regierungskontratist ist eine südamerikanische Erfindung und Notwendigkeit, um den hohen Verwaltungen und namentlich derjenigen Chiles im Vertun der öffentlichen Gelder behilflich zu sein. Wenn man nichts und alles ist, wenn man nie etwas besessen und wenig gelernt oder das Besessene verjubelt und das Gelernte vergessen hat, alsdann ist man reif zum *Contratista de Gobierno*, d. h. man erbietet sich im Submissionswege, öffentliche Häuser zu bauen, Ländereien zu vermessen, Wege und Brücken anzulegen, Eisenbahnprojekte zu bearbeiten usw. Und dann wird man, falls Weste und Stiefel danach aussehen und weder große Worte noch Cocktails gespart sind, siegreich aus dem Wettbewerb hervorgehen und in bestimmten Intervallen, z. B. bei der öffentlichen Kasse in Valdivia bis zu soundso viel tausend Pesos ziehen dürfen. Selbstverständlich wird auch etwas gebaut oder vermessen, soviel die regelmäßig besonders ungünstigen Naturgewalten erlauben.

Auch Don Luis hatte bereits verschiedene öffentliche Arbeiten ausgeführt, aber 1905 genoß er unfreiwillige Muße. Wir trafen ihn mit dem Wirte in regem Gespräch über Spiritismus und verwandte Fragen. Er selbst schwor natürlich auf die Substantiierung der Geister und suchte in uns Verbündete gegen den Franzosen, der bei seinem einträglichen und gesunden Geschäfte ohne solche Hilfskonstruktionen auskam, deren unser Freund, welcher schon Monate von Wirtes Gnaden lebte, augenblicklich offenbar besonders bedurfte, um mindestens dem Jenseits

dieses irdischen Jammertales mit einem trostreichen Behagen entgegenzusehen. Er ahnte damals nicht, wie nahe er seinem endlichen Ziele war: Dann alltäglicheren Dingen sich zuwendend, erzählte er, daß er auf der anderen Seite des Tolten ein Häuschen habe, dort Ökonomie treibe und große Verbesserungen ausführen würde, wenn es ihm im Augenblick nicht an Mitteln gebräche. Indessen auch in diesem sei ein Wandel zum Bessern bevorstehend, und nun zog er einige, wie Bleiglanz aussehende, wer weiß woher stammende Erzstücke aus der Tasche.

Am nächsten Morgen sah ich am andern Ufer des Sees, dort, wo der Tolten ihm entströmt, auf steil abfallender, hoher Böschung einen merkwürdigen Bretterbau wie eine Kirche mit spitzem Dach und einem abgestumpften Turm mit Zinnen, einem Bergfried nachgebildet. Die deutschen Farben flattern droben. Das Ganze machte in seiner Luftigkeit durchaus den Eindruck einer Theaterkonstruktion. Das ist, so sagte ich mir auf der Stelle, Don Luis' Haus; sein getreues Abbild. — Ich habe noch manche Stunde mit ihm verplaudert und, ihm nachgebend, über abstrakte Sachen, das war ihm ein Hochgenuß. Er besaß einige philosophische und spiritistische Reclams, und die hatte er nicht etwa nur gelesen, sondern absorbiert; ihr Inhalt war im Laufe der Jahre eins mit ihm geworden. — Dann kam Militär, die Kadettenschule und ein Bataillon von Santiago zu Übungszwecken. Der gute K. wirbelte seinen Schnurrbart etwas kecker, ließ sich von seiner Haushälterin — die hatte er auch — noch ein wenig stutzerhafter herausstaffieren und war bald muy amigo mit den Offizieren und ihr ständiger Genosse beim Trinken und Knobeln.

Eines Abends gegen 7 Uhr erscholl der Ruf: „Don Luis ist ertrunken! Don Luis ist ertrunken! Im Tolten ertrunken, wie er ihn zu Pferde passieren wollte!“ Es führt eine Fähre ans andere Ufer, aber ich wußte, daß K. Streit mit ihrem Besitzer gehabt hatte — wer weiß? — ich stürzte hinaus und zum Fluße. Und da, im beginnenden Dämmer, beleuchtete das weichende Tageslicht eine

gespenstische Szene. Von der Fähre aus stießen Soldaten mit langen Stangen in den Fluß, nach dem Versunkenen tastend; andere kamen mit Kähnen und durchforschten das Wasser mit allem Möglichen, bis sie, die nichts vom Rudern verstanden, der reißende Strom hinwegzuführen drohte; mehrere wagehalsige zwangen ihre widerspenstigen Pferde in die Fluten, und die Offiziere, besorgt um ihre im besinnungslosen Eifer das Gewagteste und Unsinnigste unternehmenden Mannschaften, zeternten mit diesen und suchten sie fluchend zur Räson zu bringen. Da, wie der Wirrwarr am wildesten war, erschien ein Jüngling. Jammernd die Hände ringend, stürzte er von dem Abhang herab, der die phantastische Villa trägt, erreichte, ich weiß nicht wie, die Fähre, warf die Oberkleider ab und wollte nach in die Tiefe. Und nun begann ein Ringen zwischen ihm und etlichen Offizieren, um ihn mit Gewalt von dem wahnsinnigen Vorhaben abzuhalten, denn niemand vermag der Wucht dieses Stromes an seinem Austritt aus dem See entgegenzuschwimmen und am allerwenigsten abends im Januar oder Februar, wo der See durch die Schneeschmelze des heißen Sommertages bedeutend steigt. — Er wird überwältigt. — Die Nacht bricht herein, die grünen Wasser werden schwarz, schwarz wie das Laub der Urwaldriesen, das sie widerspiegeln, und der Ertrunkene taucht nicht empor.

Nach zwei Tagen ziehen die Soldaten ab. Villarica ist wieder still wie zuvor. Aber andere Gäste sind angekommen, die sich nur gelegentlich blicken lassen. Oben in den Wipfeln der Cói hues hockt am Rio Tolten, wo er mit breiter Stirn rasch, aber ohne aufzuschnellen, dem Villaricasee entspringt, eine Gesellschaft schwarzer Aasgeier. Sie lärmen nicht; sie drehen, wie es ihre Gewohnheit ist, gelangweilt den Kopf bald von der einen zur anderen Seite oder breiten die Flügel ein wenig aus — den napoleonischen Adler nachahmend — und recken sich. Sie äugen blinzeln in das Wasser nieder.

Keine Kunde von L. K. So nahte der Sonntag. Die Kapuziner, welche ihn gut kannten, wollten ihm die letzte

Ehre erweisen. Der französische Wirt, sein Freund, hatte obendrein ein Scherflein dazu gestiftet. Die Kirche war an diesem letzten Januarsonntage eigenartig ausgestaltet. In der Mitte erhob sich auf einem einfachen Katafalk ein schwarzer Sarg, wenig verhüllt durch etliche Kränze und Topfpflanzen, sonst Fensterschmuck der frommen Mönche. Dann nach dem Gottesdienst die Totenmesse mit jenen dumpfen, der katholischen Kirche eigentümlichen Rezitativen. Mapuchekinder schlangen die Weihrauchbecken, halb neugierig, halb wichtig, und oben auf der Galerie ließ Frater Wunibald das Harmonium zum *De profundis* erbrausen. Viele lagen in den Knien, darunter ein langer Holländer, der völlig gebrochen schien. Er hatte noch vor wenigen Tagen mit Don Luis die nächtliche Orgie gefeiert. Dagegen war jener Jüngling, welcher sich so leidenschaftlich erregt an dem Schreckensabend gezeigt hatte, gefaßt. Ich sah ihn hier zum erstenmal genau: ein biederes, offenes, deutsches Gesicht, sehr sorgfältig im Zeuge; er konnte 17 oder 18 Jahre zählen. Die Messe mochte dreiviertel Stunden währen. Schließlich sprach Pater Athanasius den Segen, und unter den wieder zu des Lebens Höhe angeschwollenen Tönen der Orgel verließen wir die kleine Klosterkirche und wandten uns auch hier dem Gasthause zu. Dort wurde unter etlichen Schnäpsen des Toten, der nun erst allen als richtig tot galt, gedacht und auch der Katastrophe, die jemand vom See aus beobachtet hatte, der ihn zur selben Stunde mit einem Holztransport durchquerte. Don Luis wagte in der Tat, ohne des Schwimmens kundig zu sein, das tolle Wagnis, den Fluß auf dem Rücken des Pferdes zu kreuzen, obwohl dasselbe bald keinen Grund finden kann. Als das Tier ungebärdig wurde, weil der Reiter es behinderte, gab er ihm Nackenschläge. Das mißhandelte Geschöpf erwiderte durch einen Stoß mit seinem Kopfe, der Don Luis betäubt haben muß. Er entglitt dem Sattel; das Roß erreichte wohlbehalten das andere Ufer.

Trotzdem in solch kleinem und entlegenem Orte wenig passiert, wird bei den außerordentlichsten Geschehnissen

nicht lange verweilt. So ward denn auch des L. K., nachdem noch einige Anekdoten aus seinem Leben und Züge seines etwas überspannten Wesens aufgetischt waren, nicht weiter gedacht. Indes die Gallinazos hielten ihre Posten inne und blickten nachdenklich in den Fluß. Da, etwa nach 12 Tagen, durchheilte eines Morgens die Kunde Villarica, Don Luis ist da! Und richtig, die Fluten hatten ihn herausgegeben. Derselbe Moment führte seinen Freund, einer Ahnung folgend, zur Stelle. Er kettete ihn fest. Nun wurde in der Mission, die gerade mitten in den Erntearbeiten stand, ein schlichter, flacher Sarg gezimmert und die Kegelbahn des Hotels zur Totenkapelle umgestaltet. Nach kurzer Rast dort wandelte aus guten Gründen schon am anderen Tage ein kleiner Zug zum Friedhof hinaus, der am Rande des Urwaldes gelegen ist. Nicht ganz ohne Hindernisse, denn die Träger beanspruchten wegen des Zustandes der Leiche so viel Agua ardiente, daß sie wiederholt mit ihrer Bürde strauchelten. Ein älterer Einwohner, von dem man rühmlich hervorhob, er habe nur erst einen Mord auf dem Gewissen, hielt die Grabrede.

So fand L. K. mit etwa 40 Jahren seine letzte Ruhe nach einem bewegten und vielleicht nicht besonders nützlichen, aber für ihn selbst trotz aller Wechselfälle, und obgleich wohl niemals mehr als ein Anlauf zum Aufstieg genommen wurde, kaum freudlosen Leben. Er hatte eines, was man haben muß, um unter allen Umständen einen Rest des Glückes festzuhalten — Selbstzufriedenheit.

Nunmehr lernte ich auch den jungen Mann kennen, der mit L. K. jene Urwaldeinsamkeit in dem wunderlichen Hause teilte. Er lud mich ein, und ich vertiefte mich gern in das Milieu einer werdenden Kulturstätte. Als ich den Anstieg auf einem Indianerpfade erklommen hatte, fiel mein Blick zunächst in einen Waschzuber, einem kleinen, blonden Kinde, offenbar des Hauses gemeinschaftlicher Hoffnung, zum Aufenthalt dienend. Dann betraten wir die Villa. Eine richtige Bretterbude, mit Moos die Ritzen verkleidet. Der Tisch, das Bett, die Stühle, alles

eigenstes Fabrikat; Ausgangsmaterial Kisten, die sich mehr oder minder metamorphosiert hatten. Und dann nahm ich Platz auf einem jener mit einem Deckchen nur notdürftig verhüllten improvisierten Stühle und sah — noch heute kämpfe ich zurückdenkend zwischen Lach- und Weinkrampf — ein mit roter Tinte auf weißem Papier gemaltes großes Herz. Es hing an der Wand über dem Bette. Darunter stand in spanischer Sprache: „Zur Erinnerung an unseren unvergeßlichen Freund Lucho¹.“ Wie ich glaubte meiner Bewegung Herr geworden zu sein, fragte ich: „Ach, das haben Sie wohl in diesen Tagen gemacht?“ Und die ein klein wenig gekränkte Antwort: „O nein, noch in derselben Nacht!“ — Also in jener Nacht, ein paar Stunden später, nachdem er sich beinahe in den Strom gestürzt hätte, dem sicheren Tode entgegen, dem Freunde nach, malte er ein Herz mit roter Tinte! — So zieht der Trost mannigfaltig in den Menschen ein; die einen erleichtern Tränen und Zuspruch, die anderen gewinnen ihn schließlich durch harte Arbeit, aber man kann seiner auch teilhaftig werden, wenn man ein überlebensgroßes, rotes Herz malt. Und vielleicht so am schnellsten.

Ich bin mit dem jungen G., der einer sehr geachteten und wohlhabenden Familie Valparaisos entstammte und mit einem älteren Bruder, nachdem beide in ersten Firmen ihre Lehrzeit absolviert, in diesen entlegenen Winkel der Welt hinausgezogen war, noch oft zusammengekommen und vermochte einen Blick in einen seltenen Abenteurergeist zu tun. Sie hatten eine schwere Kiste voll Bücher mitgeschleppt, ihre Haupthabe, aber was fand ich: W. A. Lampadius, Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde, 1827. — Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Weltanschauung, 1831. — Karl Du Prels spiritistische Schriften. Dieses und ähnliches, aber fast alles aus dem ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts, war ihr Rüstzeug. Der ältere G. faßte die Sache praktischer an und

¹ Kosenamen für Luis.

eröffnete mit einigen Stücken Zeug, einem Faß Nägel und vor allem einem billigen, wohlgefüllten Weinfäß von ungeheuren Dimensionen ein Geschäft — das unglaublich, aber wahr — heute in vergrößerter Form besteht. Er macht ganz gut aus. Seine Kunden sind Indianer, die mit Produkten, meist Jungvieh, zahlen. Dabei existieren von Anfang an mehrere kapitalkräftige Konkurrenzen. —

Der Weg in die Kordillere, nach Argentinien zu dem Örtchen Junin de los Andes hinüber, führt über den schon in den Zeiten der Konquista benutzten Paß von Villarica oder Rilúl zu Füßen des mächtigen Quetrupillánvulkanes. Er ist von dem alten Pater Rosales, dem man die frühesten Aufzeichnungen über diese Gegenden und ihre Bewohner verdankt, ein Blumenweg genannt worden, und wir werden sehen, daß er diesen Namen verdient. Wir reiten bald auf der sandigen Playa, bald höher in den Bergen aufsteigend, nach Pucón am südlichen Ufer des Sees entlang. Pucón, mit einer unendlich großen und öden Plaza, ist Zollstation, der Resguardo, das entlegenste und einsamste Nest, was man sich denken kann. Zweihundert Seelen wohnen hier in ziemlich zerstreuten Häusern, vor sich den See, zur Rechten und im Rücken eine Gebirgswand mit malerischen Konturen und zur Linken den Vulkan Villarica, der uns jetzt seinen nördlichen Abhang zukehrt. Der Pfad folgt alsdann dem Río Trancura, der sich als Minetué in den östlichsten Zipfel des Villaricasees ergießt, schneidet die Grenze in einer Höhe von 1250 m und setzt sich in dem Tale Manuil-Malal fort. Die Vegetation ändert sich mit dem Aufstieg. Allmählich verschwinden Muérmo, Canelo, Tenú, Lingue u. a. nebst den zahlreichen Schlingpflanzen. Auch die feuerroten Blütenbüschel des Quintrals lassen wir hinter uns, und in einer Höhe von 600—800 m haben die Vorherrschaft drei verschiedene Buchen übernommen: Cói hue (*Nothofagus dombeyi*), Raulí (*N. procera*) und Nírre, letztere wurde von Poeppig als *N. pumilio* beschrieben. Raulí besitzt ein rotes, für Zimmerer- und Tischlerarbeiten viel verwandtes Holz, das aber sehr kurzfasernig und daher etwas

brüchig ist. Besser wird es apellinado, d. h., wenn man dem Baum an Ort und Stelle noch lebend die Rinde abbrennt.

Inmitten der Buchen, welche hier gewaltige Dimensionen erreichen, wächst der riesige Nadelbaum Mañiu (*Saxegothea conspicua*). Unter jene Waldriesen mischen sich Myrtenbäume (*Eugenia*), zwei kleine Maitenes, nämlich *Maytenus magellanicus* und der buchsbaumartige *M. disticha*, der Codocóipu (*Myoschilos oblongum*), ein Santelstrauch, verschiedene Berberitzen-, Proteaceen- und Kompositenbäumchen, wie Piñol (*Lomatia dentata*) und Tayú (*Flotowia*). Zwischen ihnen bildet jener Colihue (*Chusquea couleu*) genannte Bambus, der an 8 m hoch wird, wahrhaft undurchdringliche Dickichte. Nur wenige Kräuter ermöglichten auf dem dunklen Waldboden ihr Fortkommen. So ein Schaumkraut (*Cardamine reniformis*), ein gelbblühendes Veilchen (*Viola maculata*), ein Doldengewächs mit weißen Blüten (*Osmorrhiza berterii*) und eine Orchidee, deren Stengel nur eine einzige weiße Blüte trägt (*Codonorchis poeppigii*). Weite Flächen aber sind rasenartig von Bärlapp (*Lycopodium paniculatam*) überwuchert. Auch finden sich Punktfarne (*Polystichum elegans*) und verschiedene Moose ein¹. Sehr reichlich sind die Epiphyten repräsentiert in verschiedenen Hautfarnen (*Hymenophyllum*), Milzfarnen (*Asplenium*), Graminitis- und *Trichomanes*arten. Ferner durch zahlreiche Moose, darunter das reizende, farnartige *Hypopterygium*geschlecht. Aber nur hin und wieder leuchten die roten Blüten der *Mitraria coccinea*, die hier nur noch eine Genossin als Kletterpflanze hat, nämlich ein Schmeerwurzgewächs (*Dioscorea brachybotrya*); alle übrigen Schlingpflanzen ließen wir unter uns.

In den Lichtungen, wo z. B. ein Bach in breiter, offener Schlucht zu Tale stürzt, stellt sich sofort bunter Blumenflor ein: mit rotblauen Blüten schwer beladene Fuchsien-

¹ Nach F. W. Neger: *Dendroligotrichum dendroides*, *Bartramia exigua*, *Polytrichadelphus magellanicus*.

gebüſche (*Fuchsia macrostemma*), reich verzweigte, hohe *Leuceria* mit karminfarbenen Köpfchen, ein Baldgreis mit langgestielten, gelben Doldenrispen (*Senecio otites*), Bunge (*Samolus latifolius*), Baldrian, Ruhrkraut und weiße, einen halben Meter hohe Anemonen (*Anemone antucensis*). Dazu kommt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit an Moosen, von denen eine Reihe von Arten in das Wasser untertaucht (N e g e r).

Ein dritter Wechsel bahnt sich gegen 1200 m an. Nunmehr sind Nürres (*Nothofagus pumilio*) mit olivenfarbenem Blattwerk, eine zwerghafte Form des Canelo (*Drymis winteri*), und die A r a u k a r i a, begleitet von Bambus, die Leitbäume. Aber diese Bestände sind lichter, selbst der Bambus bildet nicht derart den Fuß hemmende Boskette wie am Fuße der Kordillere, und nur hier und dort verstricken sich die Canelos in ziemlich reinen Beständen, Canelares, derart gegenseitig mit ihren Zweigen, daß sie nur der Axt Raum geben. So entwickelte sich die Blumenwelt, der Sonne froh, üppig und farbenfreudig, und es beginnt ein wahrer Blumenpfad. Prächtige Senecioarten, das gelbe Veilchen und die weiße Anemone entfalten sich blütenreich, die goldroten *Alstroemeria aurantiaca*, jene schönen Amaryllideen mit dem beblätterten Stengel, strecken ihre leuchtenden Blütenbecher empor und blau-purpurne Vereinblütler (*Perezia prenanthoides*). An den Ufern des Trancura und seiner Zuflüsse breitet sich ein gelbblühender Sauerklee (*Oxalis magellanica*) und jener gelbe, prächtige Hahnenfuß (*Ranunculus peduncularis*), den wir auch am Planchon, hoch in der Kordillere Mittelchiles, finden werden. Ferner prangt eine Scrophulariacee (*Ourisia alpina*) in der Pracht ihrer scharlachroten, trau-bigen Blütenstände und ein zwerghafter Pangue (*Gunnera magellanica*) im Schmucke seiner kleinen, glänzenden Blätter. In dieser Region erscheint der mehliges Himmels-schlüssel (*Primula farinosa*) nebst anderen aus der Ant-arktis vordringenden Pflanzen.

Die A r a u k a r i e (*Araucaria imbricata*), der Pehuén der Indianer, schart sich zu Hainen und Wäldern, den

Pinares, zusammen, die hier nur von Ñirres durchbrochen werden. Während aber die Ñirre genannte, sommergrüne Buche krüppelhaft wird, zumal wo sie dem fortwährenden Ansturm des Windes preisgegeben ist, strebt der Pehuén um so majestätischer in die Lüfte, und sein Stamm erhebt sich, wie eine mächtige Säule, bis zu 55 m. Vor allem dort, wo die Araukarien uneingeschränkt herrschen, machen sie einen überwältigenden Eindruck. Wo sie mit Ñirres und der antarktischen Buche (*Nothofagus antarctica*) zusammenwachsen, bilden diese ein unteres, schwer durchdringliches Stockwerk, das nur von den Kronen der Araukarien überragt wird, die sich alsdann dachartig flach ausbreiten. Bei den alten Araukarien ist der Stamm kahl und von einem bald mehr pyramidalen, bald mehr schirmartigen Wipfel gekrönt, dessen Äste sich oft in anmutiger S-Linie abwärts neigen. Die tieferen sind nur an den Enden belaubt mit den breiten, lederartigen, ei-lanzettlichen, immergrünen Blättern, die sich wie Schuppen aufreihen. Den hellen Stamm, der schlank und gerade wie ein Mast aufsteigt, ziert ein Mosaik polygonaler Figuren.

Die reinen Araukarienbestände sind lichter und bedecken oft weite Sandflächen. Sie erinnern entfernt an unsere Kiefernwälder. Der Pehuén vermag noch auf dem nackten Felsen fortzukommen, er klammert sich an ihm mit seinen Wurzeln fest, die dann ungeheuren Polypenarmen gleichen. Am Fuße der Araukarie gedeiht häufig eine polsterbildende Brombeere (*Rubus geoides*), verschiedene Kompositen wie *Clarionea pediculariaefolia* mit bläulichen Blüten, ein Baldgreis (*Senecio prophylloides*), eine strauchartige Pantoffelblume (*Calceolaria tenella*) und eine andere mit grundständiger Blattrosette (*C. nudicaulis*), beide mit goldfarbenen Blüten, reizende Sternblumen (*Stellaria cuspidata*), und besonders ein weißblühender Baldrian (*Valeriana lapathifolia*). Ferner ein kleiner, kisserzeugender Farn (*Cheilanthes chilensis*). Wo die Araukarien frei stehen, sind sie häufig in einen dichten Schleier weißer Flechten gehüllt, der ihnen ein phantastisches Aussehen verleiht (Neger).

Die Araukarie besitzt für diese Gegenden große wirtschaftliche Bedeutung, da die Indianer sich noch heute monatelang fast ausschließlich von ihren Samen, den Piñones, nähren. Der kopfgroße Zapfen benötigt zwei Jahre zur Entwicklung und enthält 100—200 keilförmige, mehlig, ähnlich wie Edelkastanien schmeckende Kerne. Sie reifen im Februar und März und locken alsdann die Araukaner von weither herbei, welche sich unter den Wipfeln der Riesen Hütten bauen, um nach einem religiösen Dankfeste mit Weibern und Kindern dem Vertilgen der Piñones obzuliegen, wobei ihnen Papageien, die Choroies, unliebsame Konkurrenz machen. Der Pehuén ist eine diözische Konifere. Außer in der Cordillera de los Andes gibt es nur noch Pinales im Nahuelvútagebirge. Sie dringen nach Norden wenig über den 37° und südlich nicht über den 40° hinaus.

In den Wäldern um den Villariacasee hört man das melancholische wuck, wuck, wuck des auf dem Boden laufenden Chucáo (*Scytalopus magellanicus*)¹, das Rufen der rotbraunen Torcazas (*Columba araucana*) und das Klopfen eines Spechtes (*Ipocrantor magellanicus*), den die Indianer Réré, die Chilenen den großen Zimmermann, Carpintero grande, nennen. Ein sehr stattlicher (Totallänge 45 cm), glänzend schwarzer Vogel, dessen Männchen mit hochrotem Kopfputz und Brustgefieder auffallend geschmückt ist. An lichterem Plätzen, in einer besonders hohen Buche, hören und sehen wir aber auch Scharen des Chorói (*Henicognathus leptorhynchus*), jenes großen, grünen (beinahe einen halben Meter langen) Papageies. Im Winter, bis in den Frühling hinein, wandert er weit gen Norden und erreicht selbst den Río Aconcagua. Gelegentlich beobachtet man dann in Mittelchile seine lärmenden, von Hunderten gebildeten Scharen, über Flächen, auf denen reichlich die Flor de la Perdiz, der gelbblühende Frühlingssauerklee (*Oxalis lobata*) gedeiht, dessen Knollen sie ausgraben. — Am See stolzieren glänzendweiße Reiher, die Pillúes

¹ Auch Chercán negro genannt. Fam. Pteroptochidae.

(*Ardea candidissima*) nebst dunklen Ibis, Bandurrias (*Ibis melanopis*) und kreischen die dem Kiebitz ähnlichen Queltéhues (*Vanellus cayennensis*).

Hoch oben im Gebirge und vornehmlich in den Tälern, die sich nach Argentinien öffnen, lebt das gesellige Huanáco (Quechua), das wilde Lama Chiles (*Auchenia huanaco*), vom Mapuche Luán geheißen, und pirscht der Pangí (*Felis concolor*), uns als Puma bekannt, während tiefer der kleine Pudú (*Cervus humilis*), jener namentlich auf Chiloë lebende Zwergghirsch, haust und Huiña (*Felis pajeros*), eine blau-graue, braungestreifte Katze, und Fuchs den Vögeln nachstellen.

Die Natur war damals nirgends um Villarica verdrängt oder beengt. Im Orte warteten die meisten Sitios, von denen etliche auch Santiaguinern gehörten, der Bebauung. Den See durchfurchte selten mal ein Boot; heute aber soll bereits ein Dampfer auf ihm rattern. Am Ufer erblickte man von industrieller Entfaltung höchstens eine Sägemühle und gelegentlich einen Schuppen, in welchem Indianer durch ihrer Hände Arbeit Stämme kunstgerecht in Bretter zerlegten.

Das Hauptfest von Villarica ist die Feier von Mariä Lichtmeß, die Candelaria. Zu dieser nahen die Indianer des Umkreises, soweit sie katholisch geworden sind, mit Kind und Kegel, um zuerst am Gottesdienst und alsdann an der Prozession teilzunehmen, für welche eine Reihe von Stationen mit Altären hergerichtet wurden. Alle Geschäfte — und jedes Haus ist in solch jungem Orte eines — versorgen sich mit den verschiedenartigsten, möglichst billigen und möglichst alkoholreichen Getränken, denn auch die bekehrten Indianer sind noch vortreffliche Säufer.

Diese treffen schon am Vorabend zahlreich ein. Der Herr Gemahl voran in Schaftstiefeln, die Frauen trippeln barfuß hinterdrein, dafür sind sie aber mit allem Silberschmuck beladen, den ihnen ihr gemeinschaftlicher Gatte — die Araukaner huldigen der Vielweiberei, ein Vorrecht, das ihnen der Friedensvertrag mit den Chilenen gewähr-

leistete — im Laufe der Zeiten geschenkt hat. Die Nacht verbringen sie in einem Nebenhouse der Mission. Damals war ein Kapuzinerpater von Temúco zu Gast und hielt die Festpredigt über die Bedeutung der Jungfrau Maria, von der er den Indianern besonders häufig versicherte, daß sie der „Kanal“ aller Gnaden sei. Was mögen sich in den Indianerschädeln nun wohl für Gedanken auslösen bei einer etwas steifen, beinahe theologischen Auseinandersetzung, in scharf akzentuiertem Kastilianisch, über das Wesen der Gottesmutter!

Die Missionare schätzen die Zahl der Christen auf ein Drittel der noch existierenden Araukaner. Wieviel es überhaupt noch gibt, darüber ist Zuverlässiges nicht bekannt. Man glaubt 80 000, andere meinen, es seien mehr als 100 000, viele aber wollen beweisen, daß diese Zahlen zu hoch gegriffen sind.

Nach der letzten Volkszählung (1907) hätten die Optimisten recht. Sie ermittelten über 101 000, von denen die Hälfte auf die Provinz Cautin, ein Viertel auf Valdivia entfällt, während Malleco und Llanquihue etwa ein Zehntel bevölkert. Der Rest verteilt sich auf Biobio und Arauco.

Viertes Kapitel.

Die Araukaner oder Mapúches.

Einleitung. — Rassenmerkmale. — Kleidung. — Silberschmuck der Frau. — Die Ruca. — Hausgerät. — Vom Essen. — Heirat und Kindtaufe. — Reichhaltigkeit der Sprache in Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade. — Charakter. — Vom vielen Trinken. — Götter und Halbgötter. — Sintflut. — Die Machí (Priesterin). — Machitún (Gesundbeten). — Heilpflanzen. — Begräbnis. — Vom Jenseits. — Ngillatún. — Chuécaturnier. — Kunstfertigkeiten. — Musik und Tanz. — Die poetische Ader: Fabeln, Märchen und Gedichte. — Dialekte und Stämme. — Purutún. — Waffen und Kampf. — Der Sieg Lautáros und Untergang Pedro de Valdivias. — Der endliche Friede von 1872. — Der prähistorische Indianer. — Invasion incasica.

Wiederholte Reisen in den Süden und vornehmlich ein längeres Verweilen in der Frontera gaben mir Gelegenheit, die chilenischen Ureinwohner zu beobachten und hin und wieder auch ihre Anwesen und Hütten kennenzulernen. Mit ihrem Hausrat und dem, was sonst die Ruca an Waffen und Spielzeug füllt, und vor allem ihren eigentümlichen Erzeugnissen der Silberschmiedekunst, hatte ich mich bereits in Santiago vertraut gemacht, nicht allein dank der Schätze des Landesmuseums, sondern durch eigene Sammlungen, die ich allmählich zusammenzutragen Gelegenheit fand. Übrigens sind die südchilenischen Indianer, als leicht zugängliches Objekt, nach jeder Richtung hin gut studiert worden, und es existiert — was bei dem Forscher- und Schreibdrang der Chilenen kein Wunder nimmt — eine reiche, vielleicht erschöpfende Nationalliteratur über alles, was sie angeht. Freilich gilt für den Benutzer dieser Quellen: cum grano salis.

Der Araukaner oder Mapuche (Landmann), wie der Indianer sich selbst nennt, ist von mittlerer und ge-

drungener Statur. Die Männer erreichen im allgemeinen 1,60—1,70 m, die Frauen hingegen nur 1,40 bis 1,50 m. Sie neigen zu einer gewissen Fülle, und besonders die Araukanerin besitzt infolge der starken Fettpolster, was man eine rundliche, mollige Figur nennt. Auch pflegt der Bauch mäßig hervorzutreten, wie es Völkern vorwiegend pflanzlicher Kost eigentümlich ist. Arme und Beine sind muskulös, aber kurz, Hände und Füße klein, dick und rundlich. Der kurze Hals trägt einen großen Kopf mit rundem Schädel vom brachycephalen Typus; das Gesicht ist breit, leicht prognath und mit vorspringenden Wangenbeinen; im übrigen durch eine niedrige, schmale Stirn, breite, platt gedrückte Nase, kleine schwarzbraune Augen, deren äußere Höhlenwinkel etwas aufwärts gezogen erscheinen, großen Mund mit wulstigen Lippen und breites, kurzes Kinn charakterisiert. Manche Merkmale treten jedoch erst bei den Erwachsenen aufdringlich und häßlich hervor; noch zwischen 16 und 18 Jahren sind beide Geschlechter durchaus sympathisch, und speziell bei der Araukanerin bewirken, wie Dr. Martin so hübsch schrieb, „die sanften ruhigen Augen, das freundliche Lächeln, die schönen weißen Zähne und besonders die runden, glatten, glänzenden Arme, daß sie oft recht anmutig aussieht“.

Ihre eher bronze- als kupferfarbene Haut sondert einen starken, uns unangenehmen Geruch ab. Das straffe Haupthaar, welches früher beide Geschlechter lang trugen, ist schwarz und so grob und stark, daß diese Indianer zu einem Kampfe, den sie Loncotun nennen, sich bei den Haaren fassen und mit aller Kraft so lange hin und her zerren, bis einer zu Boden gerissen ist. Im übrigen sehr spärlich behaart, verabscheut der Mapuche auch jedwede Behaarung und entfernt sogar teilweise die Haare der Augenbrauen und soviel als möglich des Bartes, obwohl ihm nur ein Lippenbart sprießt. Namentlich die Frauen halten auf völlige Glätte ihres Leibes und vertilgen jedes Härchen, wo es auch sein möge, unbarmherzig mit einer eigens für diesen Zweck ver-

fertigten, Payuntuve genannten Pinzette. Keinen größeren Schimpf soll es für eine Araukanerin geben, als von ihr zu behaupten, daß sie einen behaarten Körper habe.¹

Wie überhaupt die Eingeborenen Amerikas, ist auch der Araukaner ernst, schweigsam und in sich gekehrt. Trotz seines anscheinend so robusten Körpers — ein Missionar sprach sogar von herrlichen, urkräftigen Gestalten mit martialischen Zügen, wie aus Eisen gegossen — soll er dem Mischling und Weißen an Widerstandsfähigkeit und Ausdauer nachstehen, dagegen durch die Schärfe seiner Sinne übertreffen. Noch heute rühmt man ihm nach, gleich seinen heldenhaften Ahnen, durch Mut und Todesverachtung zu glänzen.

Die Araukaner gehen sehr vollständig und gut gekleidet; man sieht eher einen zerlumpten, halbnackten Chilenen als einen im Zeuge verlotterten Indianer. Außer dem Unterzeuge, welches heute allgemein in der Tienda gekauft wird, sind die Hauptstücke des Mannes Chamal und Poncho (Macuñ), die sie meistens selbst aus der Wolle eigener Schafe weben. Der Chamal ist ein 1½ m langes und 1 m breites, dunkles Tuch, das derartig kunstvoll kreuzweis um die Beine geschlungen wird, daß es wie ein Paar Hosen aussieht. Ein Gürtel hält es zusammen. Der Poncho entspricht dem chilenischen gleichen Kleidungsstück mit dem Kopfschlitz und wird über die Schultern geworfen. Heute bedeckt der Mapuche das Haupt meistens mit einem häßlichen, schwarzen Filzhut, indessen sieht man noch alte Männer mit der malerischen, silbergezierten Stirnbinde (Trarilonco). Die Armen gehen barfuß oder benutzen die Ojotas genannten ungegerbten Sohlen; die Reichen, die Caciques, tragen Schaftstiefel mit hohen, spitzen Hacken.

Die Frau gibt dem Chamal² das Ansehen eines Kleides und gürtet ihn mit selbstgewebtem, bunt ge-

¹ Tomas Guevara: Historia de la Civilizacion de Araucania. Santiago 1898—1903.

² Die Kapuzinermönche unterscheiden Chirapa als männliches vom Chamal, dem weiblichen Beintuch.

musterten, breiten Bande, Trarihue; um den Hals knüpft sie wie ein Plaid die über die Arme fallende Mantilla, Icúlla. Ein schmales Tuch befestigt, um den Kopf geschlungen, das Haar und entspricht dem Trarilonco der Männer. Aber mag die Wolle des Chamals noch so fein, der Gürtel noch so farbenfreudig sein, die Araukanerin wäre damit nicht zufrieden, sie bedarf, wie jedes echte Weib, des Schmuckes. Und der ist nicht einmal einfach und besteht aus purem Silber. Eine reiche Indianerin, und solchen begegnet man tagtäglich, schmückt sich mit:

1. schweren Ohrgehängen, rauten- oder sichelförmigen oder wie das Profil einer Glocke gestalteten Platten, die mittels eines dünnen Bügels in die durchbohrten Ohrläppchen eingehakt werden können, Chaguai;
2. meterlangen, schmalen, roten Wollbinden, auf welche 3 bis 4 Reihen kleiner Silberbuckel geheftet sind, und die vom Hinterkopf aus um die beiden langen Zöpfe gewunden werden, Queltachapetue;
3. einem Halsband, einen hohen Lederkragen vorstellend, ebenfalls ganz mit silbernen Buckelchen bedeckt, Trapapel;
4. Armringen von Leder mit Silberbuckelchen, Traricúu;
5. einer Nadel mit mächtiger, bis apfelgroßer Kugel oder einer großen Scheibe als Agraffe der Mantilla, Ponson bzw. Tupu;
6. verschiedenartigen Gehängen aus einer Reihe schmaler oder breiter Platten, die durch Ösen miteinander verbunden und mit kleinen Anhängseln verziert sind oder aus dünnen Röhren, die sich an Fäden aufreihen, zwischen denen sich bunte Perlen einschalten und die schließlich in kleine Trichter auslaufen, Elis. — Die Anhängsel dieser, oft geradezu gewaltigen Brustzierate, zu denen gelegentlich noch schwere Ketten mit zahllosen Scheibchen kommen, sind häufig kleine Kreuze, zum Teil aber

auch menschliche Figuren, die uns an Götzen erinnern. Heidnische und christliche Einflüsse spiegeln sich in ihnen wider.

Die Araukaner leben nicht in dörflichen Gemeinwesen, sondern zerstreut hier und dort; wo es eine kleine Erhebung und einen Bach gibt, errichten sie ihr Haus, die Ruca.

Den Bau ihrer Hütte besorgen sie im Verein mit Verwandten und Freunden. Er gestaltet sich zu einem tagelang andauernden Feste mit drei Hauptabschnitten, die jedesmal reichliche Trunkenheit abschließt. Zunächst werden die Pfosten in den Boden gerammt, welche starke Längsbäume stützen sollen, an die sich die Hauptträger des sehr hohen spitzen Daches lehnen. Alsdann wird dieses Gerüst mit einem Lattenwerk von Colihue bekleidet, um die Bewandung und Bedachung mit Iunquillo, Seggebündeln (*Carex*) oder Cypergras (*Cyperus*, *Scirpus*) zu ermöglichen. Alles, auch das robuste Holzwerk, wird nicht durch Nägel, sondern Voqui verbunden, das sind die Ranken verschiedener Schlinggewächse, z. B. des Voqui im engeren Sinne (*Lardizabala biternata*), des Copihue und einer Rebe (*Cissus striata*). Als Fußboden dient die nackte Erde. Die Rucas variieren in Form und Größe; die rechteckige ist häufiger als die eiförmige, und beide haben die rundliche beinahe verdrängt. Man trifft recht stattliche von 20 m Länge und 10 m Tiefe, in der Regel aber ist ihr Verhältnis 6 m : 4 m. Der Eingang liegt nach Osten. Er gewährt auch dem Tageslicht Zutritt, denn eine Tür verschließt ihn nicht. Ist die Ruca im Innern geteilt, so dient der mittlere Raum als Küche und allgemeiner Aufenthalt, ein oder zwei seitliche hingegen als Schlafraum (Catrintúcun) für die Frauen. Mitunter ist in die Ruca noch ein Geschoß als Getreidespeicher eingebaut, es ist der Pidull, welchen man mittels eines Baumstammes ersteigt, in den eine Treppe gehauen wurde, Prahue genannt.

Das Mobiliar setzt sich aus wenigen und ärmlichen Stücken zusammen. Die Alten haben sich aus

Bambusstäben und -reisern feste Bettstellen hergerichtet, die mit etlichen Fellen und einer wollenen Decke, Pontro, ihr Nachtlager bilden. Das häufigste Stück ist die Wiege, d. h. es ist vielmehr eine kleine Tragbahre, Cupúlhue, auf der die starkumwickelten Säuglinge festgebunden werden und so nicht allein gut zu transportieren, sondern auch an die Wand zu stellen oder aufzuhängen sind. Die kleinen Wesen sehen aus wie jenes bekannte Wickelkind Andrea della Robbias. Außerdem gehören zum Inventar ein kleiner, länglicher und großer, platter Stein zum Mahlen des Kornes und eine Haut, welche das Mehl auffängt; ein Topf, der Trontron, für das Salz, aus dem getrockneten Euter einer Kuh, dessen Füße die Zitzen sind; einige Körbe aus Quelineja; der Chiñihue, ein Mehlsieb aus Bambus; der Pidell, ein ebenfalls aus Quila geflochtener Korb, zum Aufbewahren der Kartoffeln, Zwiebeln und Kürbis; der Oron, ein kolossaler, aus zwei Pferdehäuten zusammengenähter Sack zur Bergung des Weizens; ein gewaltiger, irdener Krug, Meñcue, für die Chicha und etliche Kürbisschalen, Hüadas, als Trinkgefäße. Das Zeug wird in einem Koffer, Chorón, aus rohen Fellen geborgen. Dazu kommt noch die Montur.

Im Zentrum der Ruca brennt ohne Unterlaß das Feuer, Cútral, umgeben von Fellen und schwarzen Bänken. Erlischt es je, so wird es mit Streichhölzern oder, wo diese fehlen, mittels Stahl und Feuerstein oder sogar noch mittels des Repu neu erzeugt. Dieser Apparat besteht aus einem zugespitzten Stocke, dem männlichen Repu, der mittels der Handflächen rasend schnell in einem durchlochten dickeren, dem weiblichen Repu, gequirlt wird. Der Lichtschein des Feuers, aufgestört mit einem Colihuestabe, dem Cúde, bildet die Nachtbeleuchtung. Mit der Familie teilen die Hühner, denen ein besonderer Korb als nächtlicher Sammelplatz dient, und kleine, langhaarige Hunde mit spitzer Schnauze die Hütte.

Der heutige Araukaner ist Ackerbauer. Er sät vornehmlich Weizen, pflanzt Kartoffeln und

züchtet Vieh: Pferde, Rindvieh und Schafe. Die bebauten Strecken sind im allgemeinen klein, Großgrundbesitzer gibt es nicht, meistens wird die Ernte kaum den eigenen Bedarf decken, und darum verdingt er sich vielfach als Tagelöhner. Der Verkauf des Jungviehs bringt Geld ins Haus. Übrigens gibt es in Wald und Feld allerlei eßbare, wildwachsende Früchte. Allen voran die Samen des Pehuén, der *Araucaria imbricata*. Um diese, die Piñones, zu erlangen, werden zur Zeit ihrer Reife weite Wanderungen unternommen. Man sagte mir, daß die Indianer dieselben, um sie lange frisch zu erhalten, in kleinen, unter dem Bette der Bäche angelegten Vorratskammern aufbewahren. Ferner essen sie die Samen des Roble, der ihnen auch ein beliebtes Pilzgericht schenkt, denn in seinen Zweigen wuchert ein Schwamm (*Cyttaria*), welcher mit kugligen, weichen, weißen oder gelblichen Körpern, Galgales, zutage tritt; sie sollen einen recht angenehmen Geschmack besitzen. Desgleichen verzehren sie die purpurnen, 2 cm langen, eiförmigen Beeren des Peumo, die birnenartige, der wundervollen Copihueblüte nachfolgende Frucht, die Nüsse des Avellano (roh oder geröstet), die süßen blauroten Beeren des Gúñi (*Ugni molinae*), jenes auch von den Chilenen sehr geschätzten Myrtenbaumes, und Erdbeeren, Llahueñes, an denen ihre Gründe besonders fruchtbar sind. Auch die Zwiebeln einer Schwertlilie, des Lahui (*Herbertia*), werden genossen, und früher wurden eifrigst diejenigen vom Liuto, einer Amaryllidee (*Alstroemerda ligtu*), gesammelt wegen des in ihnen reichlich enthaltenen, Chuño genannten Stärkemehls. Die Hauptnahrung des modernen Araukaners bildet aber geröstetes Mehl mit kaltem Wasser, Muño, namentlich als erstes Frühstück, und Mote, in seiner Sprache Caco, Weizenkörner, die durch Kochen von ihren Hülsen befreit sind, ferner Brot und Pferdefleisch. Jedes Essen nennt er Core, z. B. Galgal-core, ein Pilzessen, Degüll-core, ein Bohnengericht, oder Llon-core, gekochtes Fleisch. Eine Speise aus Fleisch mit Kartoffeln heißt Locro.

Von alle dem, was dem Araukaner die Eroberung des Landes brachte, und es war nicht wenig, blieb das beste Geschenk das Pferd, mit dem man sich den Indio verwachsen vorstellen muß, und das er auch in seinen späteren Kriegen mit den Spaniern und Chilenen (nach der Konquista) als Streitroß vorzüglich handhaben lernte. Er nennt es Kawéllu oder Cahuellu, umgewandelt aus dem spanischen Caballo. Während die Frau allen Zierat an sich selbst hängt, schmückt der Mann damit sein Pferd, das bei einem reichen Ulmen (Kaziken) in Silber strotzt. Gebiß, Ketten, Zügel, Steigbügel, alles aus Silber, beschwert mit riesigen, silbernen Gehängen. Der Indio reitet vielfach anstatt im Sattel auf einer größeren Anzahl verschiedenfarbiger, selbstgewebter Decken. Er liebt es, bei seinen Ausritten eine seiner Frauen oder einen Knappen hinter sich aufs Pferd zu nehmen.

Die Jünglinge heiraten mit 18 bis 20, die Mädchen mit 15 bis 16 Jahren. Es herrscht Vielweiberei, indessen leistet sich der gewöhnliche Mann selten mehr als 2 Frauen und nur ein Ulmen 3 bis 4. Die Frauen werden gegen Vieh gekauft. Auch Chilenen verschachern ihre Töchter an die Indianer. Früher wurden sie geraubt und nachher bezahlt, und auch heute wird noch zum Schein ein Raub in Szene gesetzt, nachdem man aber schon vorher über die Bedingungen einig geworden ist. Die Bezahlung erfolgt meistens bar, und ein solcher Brautkauf wird Ngillanentun genannt. Ist ein heiratsfähiger und -lustiger Mann sehr arm, so nimmt er seine Frau erst auf Kredit, in der Hoffnung, daß seine Verwandten die Rechnung schon kanzelieren werden, worin er sich niemals täuscht. — Von den Raubzügen, Malones, der Araukaner in die benachbarten Gebiete der Weißen, findet sich in Claudio Gays Werke ein bewegter bunter Kupfer. Auf feurigen Rossen, bewaffnet mit Colihuelanzen und Schleudern, Bolas, stürmen die wilden Gestalten dahin, in ihren Armen weiße Frauen, denen sie einstmals ebenso eifrig nachstellten, wie irgendeinem anderen begehrenswerten Beutestück.

Die Frauen desselben Mannes sollen sich meistens untereinander gut vertragen, und die länger Verheiratete ein gewisses moralisches Übergewicht auf die jüngere ausüben. Ihre gesonderten Schlafstätten befinden sich in den seitlichen Galerien der Ruca. Sie pflegen jede auch ihre getrennte Feuerstätte zu besitzen und wechseln in der Bedienung des Gatten ab. Auch in ihren sonstigen Beziehungen alternieren sie; nur wenn der Herr Gemahl betrunken ist, pflegt er selbst jede Regel über den Haufen zu werfen. Der Araukaner behandelt seine Frau hart und tyrannisch. Die viele Arbeit, die sie zu leisten hat — sie muß nicht allein Haus und Essen besorgen, sondern auch in der Feldwirtschaft tüchtig zugreifen, spinnen und weben, Fischnetze stricken und flicken und sogar die Montur des Pferdes in Ordnung halten — lohnen ihr die rohesten Püffe und Schläge.

Wenn eine Frau ihre Stunde erwartet, zieht sich die übrige Familie aus der Hütte zurück und überläßt sie der Hebamme. Die Frau gebiert halb kniend, aufgehängt an einem Stricke, der an einem Längsbalken der Ruca befestigt ist. Mitunter vollzieht sich dieser Akt auch im Freien unter einem Baume, an den das Weib alsdann halb schwebend geknüpft wird.

Die Männer begrüßen die ersten Schreie des Neugeborenen mit einer Lachsalve. Ein Freund bietet sich als Pate an, und nach einigen Monaten findet die Taufe statt, zu welcher der Lacu (Gevatter) als Geschenk Hemden, Tücher, Manta und einen Hammel stiftet. Mit dem Blute des geschlachteten Tieres zeichnen zwei Indianer dem Täufling ein Kreuz auf die Stirn und an beide Schläfen, heben ihn empor und rufen: „Auf daß er viele Jahre lebe und mächtig werde!“ Und dann wird getrunken, und wenn alle besinnungslos sind, findet das heidnische Tauffest, Lacutun, sein Ende. Zwillinge gelten, wie bei anderen Indianerstämmen, als Boten unvermeidlichen Familienunglücks, und deshalb suchen sich die betroffenen Eltern eines Kindes zu entledigen, das-

selbe verschenkend. Mißgebildete wurden früher sofort getötet.

Die Vornamen der Knaben werden von alters her dem Tierreich entnommen, aber nicht immer, indem man einfach den Tiernamen übertrug, sondern eine Eigenschaft, Handlung oder Zahl mit ihm verknüpfte: z. B. Calvuñancu, das rote Adlerchen; Kirketripai, die Eidechse kam heraus; Mariluan, 10 Huanacos; ferner Mankopan, der Geierlöwe; Egulef, es liefen zwei; Nahueltripai, der Jaguar kam heraus; Punoleff, es lief die Nacht. — Eine Entgleisung ist Currehuinca, schwarzer Chilene. Die Mädchen hingegen empfangen zarte Namen von jenem sonnig-blumigen Schmelz, der einst bei der Namensgebung die Kinder Israels so sehr bestochen hat; z. B. Kuramil, Goldstein; Lelvunrayun, Wiesenblume; Millarayun, Goldblume; Antúmilla, Sonnengold; Pichunliguen, weiße Feder; oder auch, womit unsere Schönen sicher weniger einverstanden wären, Coluvilu, rote Schlange. Diese hübschen und vollklingenden Vornamen werden bei den christlichen Indianern verdrängt durch José, Luis und andere Heilige, verkehren sich aber sodann in Familiennamen und erhalten sich als solche, wie in José Antúlef, Josef Diesonnief.

Die Araukaner haben ihre Kinder von jeher gebadet, was die niederen Chilenen nicht tun, und deshalb ist die Säuglingssterblichkeit trotz aller Verfehlungen und Nachlässigkeiten geringer als in dem Chile der Kultur. Auf eine monogam lebende Familie rechneten die Missionare 7 oder 8 Kinder; eine chilenische besitzt in derselben Gegend durchschnittlich nur 6.

Die Kinder lieben wie ihre Väter und ihre Vorbilder, die Chilenen, nichts mehr als Müßiggang und Spiel. Besonders Chuéca, welche mit kleinen Holzbällen und schaufelförmig umgebogenen Stöcken auf dem Erdboden mit viel Enthusiasmus gespielt wird. Dieses an unser Hockey erinnernde Ballspiel blühte schon vor der Konquista.

Der Vater heißt Chao, die Mutter Ñuque, der Sohn Coñi oder Votem und das Töchterchen Gúlcha, letzteres ist der Verzug der Familie. Der Mann ruft seine Frau Cure. Die Sprache der Araukaner ist ungemein mannigfaltig in der Bezeichnung der Familienglieder. Jeder Grad der Verwandtschaft verrät sich in der Bezeichnung, welche überdies väterliche und mütterliche Linie erkennen läßt. Nach Guevara werden die Verwandten mit mehreren Dutzend Namen unterschieden. Einige Proben:

Väterliche Linie

Vater:	Chao,
Großvater:	Lacu,
Urgroßvater:	Yom ¹ Lacu,
Ururgroßvater:	Cúlachi ² Lacu,
Großmutter:	Cucu,
Urgroßmutter:	Yom Cucu,
Ururgroßmutter:	Cúlachi Cucu,

Mütterliche Linie

Mutter:	Ñuque,
Großvater:	Chedcui,
Urgroßvater:	Yom Chedcui,
Ururgroßvater:	Cúlachi Chedcui,
Großmutter:	Llalla,
Urgroßmutter:	Yom Llalla,
Ururgroßmutter:	Cúlachi Llalla,

Malle:	Oheim väterlicherseits,
Huecu:	Oheim mütterlicherseits,
Palu:	Tante väterlicherseits,
Ñuquentu:	Tante mütterlicherseits,
Puiño:	Schwiegervater, Vater des Mannes,
Nanen:	Schwiegermutter, Mutter der Frau.
Ngillañ:	Schwiegervater, Vater der Frau,
Llalla:	Schwiegermutter, Mutter des Mannes,

¹ Yom = 2 ×. ² Cúlachi = 3 ×.

Unter den Indianerinnen gibt es gewerbsmäßige Freudenmädchen, Ñua oder Mangeve, welche hausierend ihre Reize anbieten. Ihnen machen Jünglinge und Männer Konkurrenz, die sich wie Frauenzimmer gewanden und als Dirnen gehaben. Merkwürdigerweise werden sie aber auch wie Weiber behandelt, was sich schon in der Anrede ausdrückt. Und was uns noch mehr verwundert: man hegt weder Groll noch Verachtung gegen ihre Person oder ihr Gewerbe.

Die Indianer erreichen ein hohes Alter und sind um fünfzig herum noch völlig rüstig. Es soll Hundertjährige geben. Sie ergrauen sehr viel später als die Chilenen.

Die deutschen Missionare von Villarica charakterisierten die ihrer Obhut anvertrauten Indianerknaben als mißtrauisch, aber ehrlich und offen, intelligent, jedoch bequem. Gute Anlage sollen sie zum Schreiben, wenig fürs Rechnen besitzen. Der erwachsene Indianer freilich gilt als lügnerisch, unzuverlässig, grausam und vor allem diebisch. Guevara spricht den Araukanern auch im allgemeinen die heldenhafte Tapferkeit ab, mit der sie manche glorifizieren wollten, dieses Lob auf die Gebirgstämme beschränkend. Sie sollen sich wenig um die Zukunft sorgen und darum häufig leichtsinnig und unbedacht-sam handeln. Sie arbeiten nicht mehr, als durchaus zum Leben notwendig ist. Dagegen sind sie gastfreundlich und hilfsbereit. Leider lassen sie sich vom Aberglauben beherrschen und frönen, ihr größter Fehler, dem Trunke. Um ein Fäßchen Schnaps hat sich mancher unter ihnen um sein gesamtes Hab und Gut gebracht. Guevara schreibt: „Es gab und gibt noch heute Araukaner, die niemals Wasser getrunken haben!“

Früher haben sie sich Apfelwein bereitet, denn keine andere der eingeführten Obstsorten hat sich schon vor Jahrhunderten derart in der Araukania vermehrt als der Apfelbaum. Die Apfelchicha ist in einem Einbaum gegoren worden, in welchem man die Früchte mit Stöcken zerschlug und danach mit den Füßen zerstampfte. Mit

Wasser vermischt überließ man den Saft acht Tage sich selbst. In einem meterhohen, dickbäuchigen Tongefäß wurde er noch einige Zeit aufbewahrt und alsdann getrunken. Ferner bereiteten sie eine Art Fruchtwein aus den Beeren von Lingue, Maqui und vornehmlich der Murtilla, Púlcu genannt. Die oft harten Früchte mußten die Frauen zu einem Brei verkauen. Auch taten sie sich gleich ihren Verwandten in den Anden Kolumbiens, an Maischicha, Mudai, gütlich, dem man, wie die Missionare berichten, auch jetzt noch zuspricht. Aber vor allen Dingen berauschten sie sich an Wein und Most. Schon im Jahre 1707 wurden in ihr Gebiet 30 000¹ Arrobas Wein eingeführt. Die Trinkwut steigerte sich mit dem Entstehen der namentlich von den deutschen Einwanderern ins Leben gerufenen Branntweimbrennerei in der Provinz Valdivia. Männer und Frauen zogen den Schnaps bald jeder anderen Labung vor: im Kramladen, auf dem Marsche, in der Hütte war Feuerwasser ihre liebste Erfrischung. Vor allen Dingen aber wurde und wird der Alkohol in Gelagen genommen, an denen auch die Frauen teilnehmen. Gelegenheit bieten Ereignisse in der Familie, herkömmliche Volksfeste und neuerdings auch manche Feier der Kirche unter den Bekehrten. Denn auch das Christentum hat das Laster des Trunkes nicht auszurotten vermocht, ebensowenig wie die Vielweiberei. Das ist die zähe Macht der Sinne.

Jedenfalls lehrt aber die Geschichte der Mapuches, daß sie trotz ihrer starken Schwächen ein Indianervolk nicht gewöhnlicher physischer, geistiger und ethischer Eigenschaften vorstellen. Ihre überraschend schnelle Anpassung an die spanische Kriegsführung, insbesondere die zugreifende Art, mit welcher sie sich das Pferd als Streitroß dienlich machten, ihr glücklicher, durch Jahrhunderte unbeugsamer Widerstand, ihre geschickte Absorption der fremden Kultur (Viehzeit, Getreidebau) und endlich ihre Fähigkeit, sich dem neuen Staatskörper einzugliedern, ihm

¹ Arroba = 34 l.

zu dienen und zu nützen, erhebt sie weit über das Durchschnittsniveau der meisten Eingeborenen Südamerikas. Die Missionare berichten von Lehrern, Beamten, Offizieren und selbst Industriellen jungaraukanischer Herkunft.

Über die Mythologie der Araukaner ist das folgende ziemlich sichergestellt:

In früheren Zeiten haben sie allgemein einer einzigen Gottheit, Donner und Blitz, als Pillán göttliche Ehren erwiesen; zugleich als Feuergott, denn das Feuer hielten sie für den Ausgang des Lebens. Ihre Kaziken ließen sie nach dem Tode als Vulkane fort dauern und ihre im Kampfe gefallenen Krieger zu den Wolken empor schweben. Der Gott Pillán wohnte auf den höchsten Bergen der Anden und Nahuelvutakordillere in den Vulkanen und Wolken. Noch erinnern Örtlichkeiten an ihn, wie Rucapillán (Pillánhaus) bei Angol, Pillánmahuida (Pillánberg) bei Lebu und Quetropillán (der verstümmelte Pillán), ein Vulkan zwischen Villarica und Lanin, nahe der argentinischen Grenze oder Melipilla (vier Pilláne), ein Städtchen unweit Santiagos.

Später kam als Schöpfer der Erde der Gott Mápú (Land) hinzu. Pillán wurde sein Feind und verkörperte allmählich das böse Prinzip, welches sich im Toben der Naturgewalten, den feierspeienden Bergen und den verheerenden Lavaströmen offenbart. Die deutschen Kolonisten verbinden mit Pillán den Teufelsbegriff. Dr. Martin erzählt: „Ein chilenischer Richter, der lange in Arauco gewohnt hatte, sagte mir, daß ein Indianer einen Eid auf Bibel und katholische Kirchenformel leicht leiste und leicht bräche, aber ungern auf den Pillán schwöre. Durch Anrufung des Pillán habe er von den Araukanern immer am besten die Wahrheit erfahren.“ — Man umgab Pillán mit Boten, bösen Genien, den gerne in Tiergestalt nahenden Huecuvus, welche Krankheiten in die Ruca, unter das Vieh und auf die Felder bringen, aber mit brennenden Voighe-zweigen (Canelo) vertrieben werden können. Einer der Dämonen verkörpert sich in den Kometen und großen Meteoren. Er heißt Cherrúve, herrscht über das Feuer

und haust am Krater der Vulkane. In den kleinen Meteoriten hingegen wohnt Huiyuche, den man mit Menschenkopf und Schlangenleib darstellt. Ein anderer ist der Meulen, er personifiziert den Wirbelwind und wird auch in den Machitúnen angerufen. Außerdem sind ihm die von den Indianern bereits in grauer Vorzeit zu Heilzwecken benutzten heißen Quellen geweiht. Aber auch ein lieblicher, freundlicher Geist verkehrt mit den Menschen: die Mondgöttin, Anchimalguen, Gemahlin der Sonne, rechtzeitig von bösen Anschlägen berichtend, um ihnen begegnen zu können, oder von nahendem Guten, die Feier darauf zu rüsten. Bei der heutigen Generation will sich das anziehende Bild der Anchimalguen in ein flackerndes Irrlicht verwandeln, das den Reisenden erschrickt, sich unter sein Pferd wirft und, wenn er es mit dem Lazo einfangen will, fliehend in der Hütte der Bruja, der Hexe, verbirgt.

Aber inzwischen sind auch Pillán und Mápu im allgemeinen ihrer Würden beraubt, und von der Mehrzahl der Indianer ist Ngúnemapun Herrscher des Landes (auch Ngúneche, Menschenbeherrscher genannt) auf den Thron gehoben, ein Gott einheitlicher und vielfältiger Natur, der sein Volk leitet wie der Hirt die Schafherde und in den höchsten Bergen residiert. Er sieht wie ein Krieger aus und vermag sich nach Belieben sichtbar und unsichtbar zu machen. Auch er ist von Genien umringt, von den schon genannten und etlichen mehr. So hat einer derselben die Pflicht, die Viehherden zu schützen, ein anderer verkündet den Regen, ein weiterer vergnügt sich, wie Pan, die Menschen zu erschrecken; dieser heißt Alhue. Außerdem tummeln sich in der Phantasie der modernen Araukaner die Schatten der den Leben erscheinenden Toten, Ames, und zahlreiche grausige Monstren, z. B. der Colocolo, eine unterirdische Eidechse, die aus dem entarteten oder unnatürlich kleinen Hühnerei entschlüpft und den Menschen tötet, ihm seinen Speichel entziehend, ferner der Telquehuecuve, ein tintenfischartiges Wesen und der Chonchoñ mit Menschenhaupt und Ohren so groß,

daß sie ihm als Flügel dienen. Er stellt sich bei der Ruca ein, in der ein Kranker liegt, kämpft mit seiner Seele und saugt, wenn er siegt, dem Sterbenden das Blut aus. — Auch von einer Sintflut wird gefabelt als Kampf einer guten, den Menschen wohlwollenden Schlange, Tren-Tren, mit der bösen, die Menschen hassenden Caicai-vilú. Letztere ließ einen ungeheuren Regen niedergehen, bei dessen Hereinbrechen sich viele, durch Tren-Tren gewarnt, auf isolierte, weithin sichtbare, kegelförmige Hügel retteten, welche mit der Flut wuchsen, während andere, der Warnung spottend, zu jenen den Meeresstrand säumenden Felsblöcken erstarrten. — Von den Zufluchtsbergen haben etliche den Namen Tren-Tren bewahrt.

Priester, Wahrsager, Zauberer und Arzt, alles in einer Person, waren noch bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts Männer, Machí. Sie standen in hohem Ansehen und wurden ebenso verehrt als gefürchtet. Sie waren es auch, welche die Kriegsbegeisterung entflammten. Neben ihnen spielten die Dungguves als Detektivs eine gewichtige Rolle, denn sie hatten den Übeltätern und Verbrechern nachzuspüren. Beide führten ein einsiedlerisches Leben, kleideten sich wie Weiber und vermieden jegliche Körperpflege. — Heute sind jene höchsten Ämter merkwürdigerweise auf die Frau übergegangen, nachdem eine Zeitlang Männer und Frauen derselben gleichzeitig walteten.

Die Machi ist nicht allein Hüterin der priesterlichen Gebräuche, sondern vor allem des Heilschatzes, den die heimische Pflanzenwelt birgt. Sie bedient sich verschiedener Instrumente zur Ausübung ihres vielseitigen Berufs. In erster Linie einer schlüsselartigen Trommel, in der mehrere weiße Steinchen liegen, deren jeder einen besonderen Namen führt, und die bei den Kuren, ein jeder für sich, ihre Rolle spielen; ferner einer Pfeife zum Rauchen, eines Tellers für ihre eigenen Expektionen und eines hohlen Stabes, der das beliebteste Remedium, Voighelahuen (Blätter des Canelo), enthält. Der Machi

assistieren zwei auf Pfeifen, Púvilca, flötende Jünglinge, die Llancañes.

Das Amt der Machi pflanzt sich nicht in der Familie fort und beschränkt sich auch nicht auf gewisse Sippen, sondern wird für Geld erlernt. Ein Mann z. B. läßt seine Frau bei einer Machi gegen gute Entlohnung studieren. Wenn sie ausgelernt hat, veranstaltet er ein Freudenfest. Die Machi kommt vornehmlich bei zwei Gelegenheiten zur vollen Entfaltung ihrer geheimnisvollen Kräfte, als Ärztin im Machitún und Priesterin im Ngillatún.

Die Krankenpflege wird nämlich nicht still wie ein alltägliches Geschäft besorgt, sondern durch lärmende Zaubergien, Machitúnes, die mitunter mehrere Tage andauern und sich in der Ruca der kranken Person abspielen, welche dort auf Schaffelle, mit dem Kopfe nach Osten, gebettet ist. Ihr zu Häupten wurde der heilige Baum der Araukaner, der Canelo, aufgepflanzt. Zwanzig und mehr Indios sitzen um sie herum mit gekreuzten Beinen und starren, ausdruckslosen Gesichtern. Die Machi tritt ein, geschmückt wie zu einer Hochzeit, mit buntem Federbusch auf dem Haupte und tönenden Schellen um die Handgelenke. Sie bedeckt das Lager des Patienten mit Zweigen des Canelo, noch triefend von einem heilkräftigen Kräuterwasser, in das sie getaucht waren. Alsdann nimmt sie zu seiner Rechten Platz, beginnt die Trommel zu schlagen und stimmt einen tiefen, monotonen Gesang an, den die Llancañes mit ihren Flöten begleiten. Darauf kniet sie nieder und singt:

„Du wirst leben durch ein wunderbares Heilmittel!
Denn ich bin die mächtige Machi, darum wirst du gesunden.
Ich werde dir Chamico¹ von den Bergen holen,
Coyamláhuen² will ich dir suchen und Lánco³,
Alles gewaltige Heilmittel.
Ich werde siegen, schon sagte mir's Ngúnemapun.
Mit dieser Trommel, der heiligen Trommel,
Werde ich dich von deinem Lager erheben.“

¹ Chámico, *Datura stramonium*, Stechapfel; Narkotikum.

² Coyamláhuen, *Pilea elegans*, Urticacee; gegen Fieber.

³ Lánco, *Bromus catharticus* Graminee, zur Wundheilung.

Die Stimme wird schriller, die Trommel rasselt und wirbelt in stürmischem Tempo geschlagen, die Armbandglocken rasen und die Flöten. Da erheben sich die Männer und schlagen gleich fechtenden Studenten mit den Chuecaknüppeln, die sie mit sich führen, über dem Krankenlager aufeinander los und neigen die krummen Stöcke als Finale zu einer Art Dach über dem fiebernden Menschenkinde zusammen. Mit diesem Bilde schließt der erste Akt. Man stärkt sich mit den bereitstehenden, berausenden Getränken.

Nunmehr wird ein lebender Hammel herbeigetragen und bis zu dem Canelo geschleppt. Mit seinem Blute, das die Llancañes einem leichten Einschnitt in die Kehle entnehmen, bestreichen sie Füße und Stirn des Kranken, und die Machi räuchert mit brennenden Voighezweigen.

Die Ärztin wechselt ihre Tracht und vertauscht den Federschmuck mit einem brennend roten Tuche, das ihr über die Schultern herabfällt. Die Musik setzt wieder ein, noch hastender und lärmender als zuvor, begleitet von den eintönigen Rufen der Männer. Und nun beginnen die Machi und beide Llancañes zu tanzen: mit kleinen, hüpfenden Schritten vorwärts und rückwärts. Plötzlich wirft jene die Trommel fort, läßt sich keuchend neben dem Lager niederfallen, und in krampfhaften Zuckungen windet und wirft sich ihr Körper. Jetzt ist der Augenblick gekommen, in dem ihr die Gottheit Ngúnemapun das Wesen der Krankheit offenbart. Abermals erhebt sie sich und umtanzt in fieberhafter Hast das Lager, begleitet von den klingenden Schellen ihrer Handgelenke, und wiederum stürzt sie in die Knie, um endlich mit der Heilung einzusetzen. Dabei hilft ihr eine junge Indianerin, die den Körper des Dulders mit verschiedenartigen Kräutern einreibt. Man entblößt die Brust; die Machi läßt Dampf- wolken aus ihrer Pfeife über sie hinwallen. Die Männer umkreisen das Lager, ein Kazike hat sich der Trommel bemächtigt und dringlicher und rascher erschallt ihr Rufen, das unausgesetzte: „Avavan, Avavan, Avavan“.

Der höllische Spektakel hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Machi benutzte ihn, das Wunder zu bewirken. Sie holte eine, zwei, drei große, schleimige Schnecken aus der kranken Person hervor und zeigt sie triumphierend der Versammlung. Die Stelle, wo jene ekelhaften Geschöpfe extrahiert wurden, wäscht die Machi mit einem Kräuterwasser, und am Ende beschließt ein letzter Tanz der Priesterin mit ihren beiden Jünglingsgehilfen, als ein Dankestanz an Ngúnemapun, die turbulente Zeremonie des Machitúns.

Außer den bereits erwähnten werden noch viele andere pflanzliche Heilmittel seit alters von der Machi angewandt:

Pálqui oder Párqui (<i>Cestrum parqui</i> , Solanacee)	}	schweiß- treibend.
Culén (<i>Psoralea glandulosa</i> , Leguminöse)		
Cachanláhua (<i>Erythraea chilensis</i> , Gentiane).		
Ein Tausendgüldenkraut.		
Túpa (<i>Tupa purpurea</i> , Lobeliacee)	}	gegen Typhus.
Huévil (<i>Solanum tomatillo</i> , Solanacee)		
Lévo (<i>Senecio hualtata</i> , Composite)	}	Wund- behand- lung.
Quiuchamalí (<i>Quiuchamalium majus</i> , Santalacee)		
Pichōa (<i>Euphorbia portulacoides</i> , Euphorbiacee)		
Pircūm (<i>Anisomeria drastica</i> , Phytoloccacee)	}	Abführ- mittel.
Melōsa (<i>Madiā sativa</i> , Composite)		
Alhueláhuén (<i>Sphacele campanulata</i> , Labiate)	}	gegen Gicht.
Relvūn (<i>Galium relbun</i> , Rubiacee)		
Mallū (<i>Edwardsia chilensis</i> , Leguminose)	}	gegen Er- kältung.
Chilca (verschiedene <i>Baccharis</i> , Composite)		
Pincopínco (<i>Ephedra andina</i> , Gnetacee)	}	gegen Rheuma- tismus.
Llahueñ (<i>Fragaria chilensis</i> , Rosacee, die Erd- beere)	}	Aborti- vum.

Als besonders wirkungsvoll betrachtet die Machi eine Infusion möglichst vieler Kräuter, sie bereitet also eben-

falls Patent- und Universalmedizinen und ahmt, darin unsere modernen Wunderarzneifabrikanten nach.

Übrigens halten auch die chilenischen Ärzte wahre Machitúnes ab, denn sie kommen bis zu fünf am Lager eines bemittelten Patienten zusammen, beraten und streiten und stimmen schließlich über den Fall ab.

Außer der Machi gibt es Männer, welche Verstauchungen und Knochenbrüche in passender Weise durch Bandagen heilen und sich damit befassen, zur Ader zu lassen. Gewisse Funde deuten darauf hin, daß letztere Heilmethode bereits in vorspanischer Zeit im Ansehen stand.

Wenn die Heilmittel, Beschwörungen und ekstatischen Tänze der Machi dennoch umsonst gewesen sind und der Kranke seinem Leiden erlag, schreitet man bei den Angeseheneren zu einer Art Autopsie. Dieser höchst merkwürdige Brauch heißt Malúon.

Der Verblichene wird zunächst auf eine Bahre von Bambusschäften gelegt, die man an den Balken der Ruca, dem Feuer gegenüber, aufgehängt hat. Zwei Tage später läßt man die Leiche auf den Boden herab, und in Gegenwart der Nachbarn, Freunde und Verwandten dringt einer der Anwesenden als Operateur (Cúpolave) mittels eines Schnittes in die Lebergegend. Die Öffnung vergrößern vier Gehilfen so weit, bis Leber und Gallenblase freiliegen, indem sie dieselbe gleichzeitig von vier verschiedenen Seiten her mit hölzernen Krallen auseinanderreißen. Sodann wird ein Löffel in die inzwischen angeschnittene Gallenblase eingeführt und die Galle, welche die Indianer für den Träger des Giftes halten, das den Tod herbeiführte, auf ihre Farbe hin betrachtet und schließlich in einem Tontöpfchen verdampft und auf ihre Rückstände untersucht. Nunmehr verkündet der Cúpolave, welches Getränk oder welche Nahrung den Tod verursacht hat, legt eventuell auch den Verwandten nahe, daß ein Verbrechen vorliege und man berate, auf wen die Schuld zu wälzen sei. Früher wurden auf solche phantastischen Unterlagen hin Personen gefangengenommen

und durch die gräßlichsten Torturen zu Tode gemartert. Mit Vorliebe wandte sich der Verdacht Mädchen und Frauen zu, die zur Strafe bei Musik und Trinkgelage über einem gelinden Feuer zu Tode geröstet wurden.

Die Bestattung erfolgt, sobald der Sarg aus den zwei ausgehöhlten und aufeinandergepaßten Hälften eines Roblestammes gezimmert ist. Das kann eine Woche, aber auch zwei Monate dauern. Bis dahin bleibt der Leichnam auf seinem schwebenden Bambusgestell in der Ruca. Man mag erstaunt fragen, wie ist das zu ertragen? Der Tote wird durch den Rauch des fortgesetzt brennenden und schwelenden Feuers bis zu einem gewissen Grade konserviert, und die Geruchsorgane der Araukaner sind ebenso unempfindlich wie die der niederen Chilenen. Übrigens meint man ja auch, daß die Höhlenbewohner der Steinzeit ganz etwas anderes im Ertragen von Fäulnisdüsten haben leisten können als wir, ihre Epigonen.

Der Verstorbene ruht in buntfarbige Woldecken gehüllt und umgeben von gebratenem Fleisch, Früchten und einem Steinkrüge mit Mudai. Aber die Lebenden denken ebenfalls an sich. Im Trauerhause sind schon längst große Stücke getrockneten Fleisches — meistens Pferdefleisch — an der Decke aufgehängt und reichlich Cofques, Brote, gebacken. Das Gefolge der Freunde und Verwandten, die z. T. auf den kleinen, zweirädrigen Karren von weither eintreffen, bringt hartgekochte Eier und Hühner. Man setzt sich mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen um den Sarg herum, in den der Verewigte mittlerweile gelegt ist, und begleitet die klagenden Töne einer Bambusflöte mit lautem, aufschluchzenden Weinen, das nur unterbrochen wird, um dem umgehenden Mudaikrüge zuzusprechen oder eine Carrera (Rennen) abzuhalten. Denn die pietätvolle Ehrung des Toten erfordert eine Anzahl Rennen, zu welchen die Pferde prächtiger als je mit bunten Satteldecken, reichem Silbergeschirr und klingenden Silberschellen herausgeputzt wurden. Die ersten Rennen werden immer nur von einer kleinen An-

zahl Reiter abgehalten, nur fünf oder etliche mehr vereinigen sich, am letzten aber beteiligen sich alle. So geht es zwischen Klagen, Trinken und Rennen eine Nacht und einen Tag ohne Unterbrechung und gelegentlich 48 Stunden, ehe man dazu schreitet, den Sarg, Huampu, auf den Eltun, Friedhof, zu bringen. Das geschieht, nachdem zwei Reden gehalten wurden, deren eine das Lebensbild des Toten entrollte.

Vor dem von vier Männern getragenen Sarge reitet die Ehreneskorte, aus den ansehnlichsten Burschen gebildet, stolz auf ihren im Silberstaate prangenden Rossen. Hinterher folgen die Verwandten und übrigen Leidtragenden. Der Sarg wird in ein Grab gesenkt. Waffen, Töpfe mit Speisen und einen Krug mit Getränk fügt man hinzu, ehe sich die Grube mit Erde füllt. Ein bis zwei Tage unterhält die Familie noch ein Feuer zu Häupten des Beerdigten. — Bis vor wenigen Jahren war es Sitte, das Pferd des Verstorbenen zu schlachten und mit ihm zu bestatten, oder wenigstens die Haut desselben an Pfosten, wie ein Zeltdach, über das frische Grab zu spannen.

So wenig die Araukaner das dichte Beieinanderwohnen im Leben lieben, scharen sie doch ihre Toten auf gemeinsamen Gräberfeldern zusammen. Ein araukanischer Friedhof beherrscht eine kleine Anhöhe und ist überwuchert von halbmannshohem Grase. Aus ihm ragen riesige, roh behauene Baumstämme, die plumpe Gesichter tragen, von breitkrämpigen Hüten bedeckt. Auch die Arme sind notdürftig in das Holz geschnitten und dann ist, wie man es so häufig bei Naturvölkern findet, noch des Geschlechtes in leichter Skizzierung gedacht. Das ist der Chemamüll, Mann von Holz, aus dem Roble-pellin.

In früherer Zeit bestatteten die Indianer ihre Toten nicht in die Erde, sondern auf dem Erdboden, einen Hügel von Erde oder Steinen über der Leiche anhäufend. Solche Gräber haben sich im Süden mit seinen wolkenbruchartigen Regengüssen und Überschwemmungen nicht er-

halten, indes wohl im Norden, wo wir sie als Jentiles kennenlernen werden. Ihre Kinder haben sie häufig in Tinajas, mächtigen, irdenen Steinkrügen beigelegt, freilich, nachdem der Leichnam vorher zerstückt war, da er sonst nicht durch die Öffnung gegangen wäre. Funde und Überlieferungen weisen darauf mit Sicherheit hin.

Schon die Beigaben des Toten deuten an, daß der Araukaner an ein Fortleben nach dem Tode glaubt und an eine Wanderung, ehe das Paradies erreicht wird. Sie suchen es im Westen, jenseits des Meeres, wo noch ein anderes, fruchtbareres Land liegt, in dem noch viel mehr Fleisch und Kartoffeln gegessen, Chicha und Branntwein getrunken, Chueca gespielt und getanzt wird mit schöneren Frauen als in dem Lande ihrer Geburt. Und sonderbar: auch dieses zweite Leben soll zeitlich begrenzt sein, auch aus ihm rafft der Tod hinweg, aber dem zweiten Tode folgt kein Auferstehen; der Tote bleibt tot, er wird zu Kohle. — Leider beschränkt sich die Aussicht einer derart wonnevollen, wenn auch nicht ewigen Seligkeit auf die Reichen. Die Mittellosen haben sich viel kümmerlicher zu behelfen. Auf dünnen, steinigen, unendlich öden Feldern, wo nur schwarze Kartoffeln wachsen, müssen sie hausen. Freilich betrinken sie sich auch, aber mit schwarzer Chicha. Das Schlimmste ist jeglicher Mangel an Brennholz, und darum unterhält man wohl ein ganzes Jahr hindurch ein Feuer am Grabe des Armen. Hier können aber bereits die Lebenden Vorsorge treffen: damit sie dermaleinst nicht durch Frost leiden, brennen sie sich die Arme mit den glühenden Spitzen hölzerner Stäbe, Copen.

Bei hellem Wetter kann man von der Küste Araucos eine Insel sichten, die *Mócha*, und von hier, glauben die Indianer, beginne die Reise zum fernen Westen.

Der Glaube, daß dem zweiten Tode das Nichts folge, ist nicht allgemein. Nahe der Küste am Rio Imperial sind die Indianer überzeugt, daß sie sich schließlich in Vögel verwandeln, die über Tag Meer und Land befliegen, nachts aber wiederum menschliche Gestalt annehmen und

Ngillatúnes feiern mit Schlemmen und Trinkgelagen. Auch in großen Hummeln sollen die Geister der Verstorbenen wohnen. —

Die Ngillatúnes sind die glänzendsten religiösen Feste der heutigen Indianer, volkreiche Versammlungen, um gemeinschaftlich vom Himmel Regen oder Sonnenschein zu erleben, je nachdem wessen ihre Felder bedürfen. Der Ort, wo jene Rogatives abgehalten werden, ist kein bestimmter, befindet sich aber in der Regel nahe der Ruca des einladenden Ulmen. Manchmal strömen Tausende zusammen.

Nach indianischer Aufzeichnung verläuft das Fest wie folgt:

Am Vorabend des großen Bittags hebt alles Volk, das zusammenkam, zu singen und zu tanzen an; auch die Weiber und Kinder, einen Canelo umkreisend, welcher neben einem dicken Pfahl in die Erde gepflanzt und an ihn festgebunden wurde.

Beim Dunkelwerden tanzen sie unter lautem Singen vier Runden und flehen um Regen.

Am anderen Tage, im Morgengrauen, werden zehn oder auch noch mehr Schafe geschlachtet, alle schwarz, wenn um Regen, alle weiß, wenn um Sonne gebetet wird.

Der bestellte Opferer, Genpin, schneidet den Schafen die Ohren ab und nachher in die Kehle, das Blut in einer Schüssel auffangend.

Nun brechen die Ältesten in laute Schreie aus, alle werfen sich in die Knie und wenden sich zunächst gen Sonnenaufgang und dann dem Meere zu, wo die Sonne untergeht.

Immer ist eine Machi da und mitunter sind zwei oder drei zur Stelle, begleitet von zwei Jünglingen als Gehilfen, den Llancañes. Die Machi schlägt die Trommel, die Jünglingsgehilfen lassen Pfeifen ertönen.

Machi und Llancañes singen, spielen und tanzen, und alles Volk folgt ihnen singend und tanzend nach.

Die Machi tanzt, bis sie der Schwindel packt, und im Taumel ersteigt sie blitzschnell den heiligen Canelo, bzw.

einen an ihn gelehnten, mit Stufen versehenen Baumstamm.

Dort fleht sie zu Ngúnemapun, dem Schöpfer der Erde. Alle lauschen, alle schweigen:

1. Beschirme uns, großes, menschenähnliches Wesen, großer Vater, der du Geist bist!
2. Beschirme uns, Herrscher der Menschen, denn du hast uns geschaffen!
3. Durch dich leben wir. In den Knien liegen wir vor dir und blicken zu dir empor.
4. Wir sind heute versammelt, um wegen großen Mangels zu dir zu beten, Herrscher der Menschen.
5. Du bist da, um die ganze Erde zu beschützen.
6. Du wirst uns wiederum alles geben: Weizen und Gerste.
7. Und alles, was wir mit unseren Worten erleben werden.
8. Und so bitten wir um Fleisch, Mote und Hühner.
9. Durch deine Güte essen wir; so ist es. Und darum gib uns auch *Locro*¹.
10. Das bitten wir dich für eine glückliche Zukunft.

Wenn das Gebet vorüber ist, geht alles zum Essen und Trinken über. So schließt der Ngillatún.

Nach den Berichten der Missionare spielen sich die Ngillatúnes heute als Opferfeste ab, bei denen ein hellkastanienbraunes Schaf oder eine zitronengelbe Kuh dem Gotte ganz dargebracht, d. h. stückweise gebraten und darauf verbrannt werden. Erst die Nachopfer werden genossen. Diese veranstalten je zwei befreundete Familien, das blutende, lebenswarme Herz in der Hand, Gebete zum Himmel sendend, danach aber das zerlegte und gebratene Tier verzehrend.

Eine andere, jedoch rein weltliche Zusammenkunft ist die zum *Chuécaspíel*. Die araukanischen Jünglinge verschiedener Wohnstätten fordern sich ähnlich wie unsere Sportklubs zu Turnieren heraus, die dann unter Aufsicht eines alten Kaziken, der als Richter gilt, ausgefochten werden. Die verlierende Partei hat den Festschmaus zu bezahlen. Nach Mahl und Trinkgelage gehen sie auseinander, renommierend und spottend die Sieger,

¹ *Locro*, gehacktes Fleisch mit Mais oder jungen Maiskolben (*Chochlos*), Kartoffeln, Kürbis u. a.

schweigsam und in sich gekehrt die Unterlegenen, bis diesen der Hohn die Geduld reißt und sie rufen:

„Metehue dunquilmn; mlepei antú, tamn
„viel nicht spricht; es gibt Tag, damit
yehuelcauam; aretu mten ta tvei!“
ihr euch schämt; geliehen nichts mehr ist dies!“

„Schreit nicht so viel, der Tag wird kommen, wo ihr euch schämen werdet; das, was ihr gewannet, ist euch geliehen, nichts mehr!“

Erst durch die alten Peruaner wurden die Araukaner in der Töpferei unterrichtet, indessen ist wenig davon auf die Jetztzeit gekommen. Sie formen auch heute noch ohne Scheibe, nur mit den Händen. Die Töpferei gehört zu den Obliegenheiten der Frauen, die auch recht geschickte Weberinnen sind. Früher waren sie auf die Wolle von Huanáco und Lama, Chilihuéque, angewiesen, heute benutzen sie Schafwolle. Sie verstehen es, schöne, bunte Muster zu weben. Die zur Kleidung verwandten Stoffe werden auch von den Indianern eigenhändig gefärbt, in der Regel schwarz oder dunkelblau. Von den leuchtenden Farben entstammt das Rot, wie ich Ochsenius entnehme, dem Relvun, einem *Galium*, das Gelb dem Saft gewisser Berberitzen. Besonders bunt pflegen die Gürtel zu sein. — Auch ihre Geflechte aus Quelineja und Binsen sind sauber und fest.

Besonderes Interesse verdient ihre Kunstfertigkeit, silberne Schmuckgegenstände herzustellen. Das Ausgangsmaterial des araukanischen Silberschmieds bildeten die Silberpesos, erst der Spanier, später der Republik. Diese wurden geschmolzen — sie haben sich dazu besondere Blasebälge angefertigt — und in Formen aus Ton gegossen. Viele Sachen sind aber aus dünnen Silberplatten gehämmert und geschnitten. In früheren Jahrzehnten führte man die Schmuckgegenstände kistenweis als altes Silber aus, inzwischen sind sie selten und teuer geworden; wir erbeuten sie am sichersten in den Leihhäusern. Mit dieser Kunst ist es zur Zeit, wo in ganz

Chile kein Silberpeso mehr zirkuliert, natürlich vorbei. Aber noch zwischen 1902 und 1905, als wieder mehr Silbergeld und sogar neue Silbertaler das Licht des chilenischen Himmels erblickten, hatte sie einen neuen Impuls bekommen.

Sei es, daß die Machi um Regen oder Sonne oder das Leben Erkrankter fleht, die Männer zum Kriege sich rüsten, die Mütter ihre Kinder beruhigen wollen oder die Paare zum Tanze antreten: es geschieht nach dem Takte besonderer, kurzer Musikstücke. Freilich ist es eine arme, eintönige Musik, ausgeübt mit sehr ursprünglichen, wenig ergiebigen Tonwerkzeugen, unter denen die schmiegsame Darmseite fehlt.

Eine kleine und eine große Trommel, Schellen, gellende Querpfeifen¹ und tieftönende Flöten aus Colihue, das Horn des Stieres, eine Violine mit Roßhaaren gespannt und vor allem die Trutruca, das ist das Instrumentarium eines araukanischen Orchesters. Neben der kleinen, aus einer Kürbishälfte und einem Stück Pferdehaut hergestellten Trommel, dem Cultrun, ist das gebräuchlichste und wohl älteste Instrument die Trutruca, eine riesige Trompete, denn sie besteht aus einem 4 bis 5 m langen Colihuerohre, welches sich in ein großes Kuhhorn erweitert. Ihr nächster Verwandter ist das Alpenhorn.

Man unterscheidet heilige und profane Tänze. Bei einem jener schreiten die Indianer hüpfend vor- und rückwärts, den Kopf von einer Seite zur anderen werfend. Dieser Tanz heißt Tréguilprun, Tanz des Tréguil², weil in ihm die Gangart dieses Stelzvogels nachgeahmt wird. Der Tanz ihrer Lustbarkeiten ist der Straußtanz, Chóiqueprun, mit kurzen und leichten Schritten, dabei mit Armen und Manta den Flügelschlag der in Patagonien heimischen *Rhea* imitierend. Er vollzieht sich unter nachstehendem Gesang:

¹ Heute aus Holz, früher aus Stein oder dem Schienbeine getöteter Gefangener.

² *Vanellus cayennensts*, Queltéhue, ein Kiebitz.

„Neffe, lieber Neffe, sei so gut und sieh nach meiner Familie.

Wer weiß, ob ich nicht sterben werde, ob mir nicht ein Unglück widerfährt (auf der Jagd).

Ja, ja, daß er doch käme, daß er doch käme, mein Vogel Strauß!

Und daß auch der meine käme, mein Vogel Strauß!

Daß er sich auf mein Haupt setzte, auf mein Haupt! Aus Vergunst, aus Vergunst!

Ja, ja! Gib mir Chicha, gib mir Chicha!

Auf mein Haupt, auf mein Haupt setze sich der Vogel Strauß! Huep, huep, huep . . . !

Ya, ya! Cúpape, cúpape, ñi choique,

Ja, ja! Daß er käme, daß er käme, mein Strauß!

Inche ñi cúpape kai, inche ñi

mir, meiner käme auch, mir mein

choique! Lonco¹-meu lonco-meu, vúreeneen,

Strauß! Auf mein Haupt, auf mein Haupt, aus Vergunst,

vúreeneen! Ya, ya! Elu muchin, elu muchin!

aus Vergunst! Ja, ja! Gib mir Chicha, gib mir Chicha!"

Während der Chóiqueprun mehr bei den Gebirgsindianern, die nach Argentinien hinüber wandern, Sitte ist, tanzen jene der Ebene eine Art Polka, einer hinter dem andern hüpfend und sich nach den Seiten hin verneigend. Die Trutruca bläst den Takt. Beim Erntefest, der Trilla, ändert sich dieser Tanz; da fassen sich zwei bis vier Männer und Frauen an die Hand und umtanzen einen Garbenhaufen mehr im Gleichschritt, mit jedem Fuße zwei Bewegungen ausübend: die eine vorwärts, die andere rückwärts. Oben auf den Garben hockt ein Alter mit Trommel und Pfeife. Heutzutage erscheinen dann auch vermummte Lustigmacher, mit bizarren Gesichtsmasken eigener Kunst.

Die Hauptfeste der Indianer sind:

1. Vorwiegend religiöse:

Ngillatún, Bittfest um Regen oder Sonne.

Machitún, Gesundbeten.

¹ Haupt.

- Eluon, Begräbnis (ohne Tanz).
Ngeicurehuen, Eintritt einer neuen Machi in ihr heiliges Amt.
Anemrehuen, wenn der vor die Ruca gepflanzte Canelo Schößlinge treibt.

2. Vorwiegend weltliche:

- Ñihuín, Das Erntefest (Trilla).
Curetun, Hochzeitsfest.
Lacutun, Tauffest.
Palin, Wettstreit im Chuécaspiel.
Pillmatun, Wettstreit im Ballspiel.

Alle diese Feste werden mit viel Pomp und Förmlichkeiten gefeiert. Ein geladener Kazike erscheint mit möglichst großem Gefolge. Ein Herold sagt ihn an und der Gastgeber erwartet ihn mit seinem ganzen Hause und Anhang in Aufstellung vor der Ruca. Der Ulmen naht, rechts und links von einem besonders hübschen und prächtig ausgestaffierten Burschen, Mocetón, begleitet, und begrüßt jeden einzelnen. Dann führt er die Gastgeschenke vor, Rinder, Schafe, berauschende Getränke, und es heben langatmige Bewillkommungssermone an. Nun erst wird zum Mahle geschritten, welches mit allgemeiner Trunkenheit endet. Solche Schwelgereien dauern mehrere Tage. —

Erst einem deutschen Gelehrten, Dr. R. Lenz¹, Professor der Neueren Sprachen am Instituto Pedagógico, blieb es vorbehalten, den Märchen- und Sagenschatz und die Gedichte der Araukaner zutage zu fördern, ein Gut, das im Begriff stand, mit der sich mehr und mehr in die Chilenen auflösenden Rasse, verloren zu gehen. Bis Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wußte man nichts davon.

Das Wertvollste sind die Erzählungen, in welchen Tiere auftreten, wahre Fabeln mit durchsichtiger Moral. Der Araukaner spiegelt sich in den Tieren vornehmlich

¹ Die von mir gegebenen Proben sind des Verfassers freie Übertragungen der spanischen Übersetzungen, die wir Herrn Dr. R. Lenz von den indianischen Texten verdanken, welche ihm namentlich der Indianer Calvun in die Feder diktierte.

in seinen Lastern, Hang zu Spiel und Wetten wider. Wie in unserer Fabel ist die Hauptperson, der Fuchs (von denen es zwei Arten dort gibt), mit einem ebenso vorsichtigen als ränkevollen Charakter ausgestattet. Aber trotzdem läßt ihn der araukanische Fabulist fast stets als Besiegten enden. In den mythologischen Erzählungen treten Menschen und Halbgötter auf, die sich zu überlisten trachten, und spielen Verwandlungen eine Rolle.

Die Fabel vom Traro¹ und Jote².

Traro und Jote trafen sich und sagten zueinander: „Wollen wir spielen?“ „Gut! Dann wollen wir nach einer Insel fliegen!“ Darauf wetteten sie, wer es länger aushalten würde. Der Traro war bald weit voraus, und der Jote rief hinter ihm her: „Flieg nicht so schnell!“ Aber der Traro schrie: „Ja, ich kann so schnell wie ein Reitpferd fliegen!“ Beide erreichten die Insel und flogen gleichzeitig zum Lande zurück. Aber mitten auf dem Meere verließen den Traro die Kräfte. Der Jote indes kam wohlbehalten ans Land.

Die Fabel vom Fuchs³ und der Bremse⁴.

Der Fuchs sagte zur Bremse: „Wollen wir spielen, Freundin Bremse?“ „Gut! Aber was?“ „Wettrennen,“ meinte der Fuchs. „Du fliegst, und ich laufe.“ „Einverstanden!“ „Jener Roble dort ist das Ziel!“ fügte der Fuchs hinzu. „Gut!“ die Bremse. So legten sie sich in Positur. Als aber der Fuchs mit aller Schnelligkeit los-sausen wollte, setzte sich die Bremse in seinen Schwanz. Der Fuchs lief, was er konnte. — An einem Erdbeerkamp hielt er an, um einige Beeren zu naschen. Dabei sah er sich um und fragte: „Wo mag nur die Malefizbremse bleiben?“ Aber nach etlichen Augenblicken nahm er das Rennen wieder auf. Sobald er dann dem Roble ganz ganz nahegekommen war, flog die Bremse eiligst vom

¹ *Polyborus tharus*, ein Falke.

² *Cathartes aura*, ein Geier.

³ *Canis magellanicus* oder *azarae*.

⁴ *Pangonia depressa*.

Schwanze auf und dem Baume zu, den sie nun früher als der Fuch erreichte. „Zahle mir meine Wette!“ drängte die Bremse. „Fällt mir gar nicht ein!“ erwiderte der Fuchs. „Freue dich, wenn ich dich nicht fresse!“ setzte er hinzu. Da flog die Breme fort, sammelte Genossen und brachte wohl an die sechshundert zusammen, welche sich alle auf den Fuchs stürzten und ihn stachen und bissen. Etliche bohrten sich sogar in seine Eingeweide. Der Fuchs rannte ins Wasser, um sie los zu werden, und obwohl er beinahe ertrunken wäre, peinigten ihn die Plagegeister nur noch mehr. Dann lief er dem Walde zu, aber schon am Rande fiel er tot um.

Das Märchen von der Tochter des Cherrúve.

Eines Tages erstieg ein junger Indianer den Vulkan. Oben angelangt, sah er das Haus des Cherrúve (der Gottheit des Feuers), und die Bewohner redeten ihn an: „Was willst du hier?“ Er antwortete: „Ich suche Arbeit.“ „Hier gibt es keine Arbeit, hier ist die Ruca des Cherrúve.“ „Aber hätte der Cherrúve nicht vielleicht welche?“ „Wer weiß,“ erwiderten die Leute, „er ist ausgegangen.“ Als aber der Cherrúve zurückkam, machte er den Indianer zum Schweinehirten. Der jedoch verliebte sich in die Tochter seines Patrons und knüpfte ein Verhältniß mit ihr an, von dem der Cherrúve bald erfuhr. Erzürnt befahl er dem Burschen: „Sofort wirst du mir ein Maisfeld bestellen, heute noch will ich junge Maiskolben essen!“ Da wurde der Indianer sehr traurig, aber die Tochter des Cherrúve tröstete ihn und sagte: „Rufe, ehe du schlafen gehst: ‚Ein großes Maisfeld mit jungen Kolben und etlichen trocken!‘“ So tat er und erwachte, umgeben von hohen Maisstauden. Als der Cherrúve sich das Feld ansah, schnitt er sich vier Kolben ab, nahm sie mit sich in sein Haus und sagte, sie verzehend: „Wahrhaftig, mein kleiner Indianer arbeitet vortrefflich, und er darf meine Tochter heiraten, indes zuvor soll er mir noch einen Teich anlegen und alle Arten Enten müssen darauf schwimmen.“ Da wurde der Knecht abermals sehr betrübt, und wiederum

kam seine Geliebte und sprach zu ihm: „Rufe nur: ‚Alle Enten sollen da sein! Pitrales, Toroquiñes, Chehuacayes, alle Enten sollen da sein!‘ und dann schlafe“. Der Cherrúve nahte und wunderte sich nicht wenig über die Lagune und die Enten, die alle auf verschiedene Weise gackerten und schrien. „Wahrhaftig,“ rief er, „es ist erstaunlich, und so schnell! Ein sehr mächtiger Gott muß dieses Indianerchen geschaffen haben.“

Nach einiger Zeit sagte die Tochter des Cherrúve zu ihrem Geliebten: „Nun wollen wir fliehen. Wir nehmen das Pferd meines Vaters, das eine Meile mit jedem Schritt zurücklegt, den übrigen durchschneiden wir die Sehnen.“ So geschah es. Aber die Mutter des Cherrúve verfolgte sie und kam näher und näher. Da verbargen sie sich in einem dichten Nebel, jedoch vergeblich. Dann versteckten sie sich hinter einem großen Vulkan, indes die Mutter erspähte sie dennoch. Da sagte die Tochter: „Nun will ich uns verwandeln, mich in eine Ente und dich in ein Segel; du wirst dich auf meinen Rücken setzen und wir werden auf einem See schwimmen.“ Die Mutter hatte kein Arg daraus und kehrte, da sie die Fliehenden nirgends mehr zu erblicken vermochte, nach ihrer Ruca zurück. Die Liebenden aber nahmen wieder menschliche Gestalt an. Da das Pferd inzwischen verschwunden war, gingen sie zu Fuß nach der Stadt der Indianer, wo sie blieben und glücklich lebten. Erst sehr viel später wurde eines Tages die Frau geraubt, und von nun an lebte der Indianer allein; aber sein Weib hatte ihm viel Geld hinterlassen, so daß er hinfort sehr reich war. —

Die Gedichte der Indianer singen frisch vom Trinken, Lieben und Zweikampf, erzählen wehmütig von der Klage der Witwe und des geraubten Weibes, atmen schweremütiges Heimweh und verlorene Sehnsucht, berichten aber auch epenhaft von Geschehnissen.

*

*

*

Ein Trinklied, das Ergo bibamus der
Mapuchen,

gesungen beim Feste der Trilla (Weizendrusch).

Trinken wir!
Solange unser Herz schlägt,
Laßt uns tüchtig trinken!
Unser Tag ist wahrhaftig gekommen,
Auf daß wir schlürfen,
Auf daß wir mächtig schlürfen,
Daß wir trinken, trinken! —
Freund, ich bin trunken, trunken vom Weine!

Ein Liebesliedchen.

Gib ein Pferd mir,
Daß ich fort zur Liebe reite!
Bring den Zügel,
Bring den Sattel,
Meine Sporen trage her!
Kehr' zurück im Morgengrauen.
Bei des Hahnes erstem Rufe
Hab' ich ausgeliebt.

Das Klagelied der Curiche
(die ein Verhältnis hatte).

Wenn sie von uns sprechen und reden in diesem Lande,
Wandern wir in ein fernes, östliches Land,
Schwesterherz¹, geliebtes du.
Zum Leben ist jedes Land uns gut.
Hier reden und sprechen sie über uns,
Hier knospen uns kaum noch die Blumen.
Komm, wandern wir in das östliche Land!
Was haben wir lang uns gemüht und geplagt!
Für nichts, wir sind arm, arm, wie zuvor. —
Fort laß uns, gleich laß uns fort!
Und werden wir reich, so ist's gut;
Und wenn nicht, was schadet's?
Aber fort laß uns, Schwesterherz, geliebtes du!

Die Klage des geraubten Weibes.

Es war eine Frau,
Die raubte ein Mann
Und trug sie fern nach Huinfali.

¹ Die Geliebte wird Schwester genannt.

Und dorten sang sie und sang:
„Ich komme aus fremdem, entlegenem Land,
Aus blauender Ferne.
Hier muß ich weinen den ganzen Tag.
Meine Tränen sind ohne Zahl.
Ich komme aus fernem, entlegenem Land,
Und dorten blieb mir mein Freund,
Weh mir, mein Ehegemahl“.

Sehnsucht¹.

Mein Sang
Kommt aus fernem Lande,
Aus tiefblauer Ferne,
Aus hohem Gebirg.
Ich wanderte einsam,
Und einsam vergoß ich meiner Tränen Strom.

Schwermut¹.

Wenn der Abend naht,
Gießt die Sonne ihr Licht
Über die Gipfel,
Über die Berge.
Das weite Land
Versinkt in Blau.
Nebel steigen, flücht'ge Gestalten.

Weinselig Begehren².

Schwesterherz, Schwesterherz,
Ein Wort will ich dir sagen,
Aber du verrätst nicht,
Daß ich dir's gesagt.
Meine Gedanken
Sind nur bei dir.
Meine Liebe wird immer
Ähnlich sein der deines Herzens.
Wenn dein Herz es will,
Verlieren wir uns
Wohin wir wollen.
Es steht ganz bei dir,
Ob du möchtest, daß wir uns sondern. —
Das nur wollte ich dir sagen.
Aber zürne mir nicht
Um deswillen.

¹ Aus einer Zig-Zag-Nummer.

² Nach Guevara.

Eine Romanze¹.

Ein mächtiger Kazike überzog den Lorenzo Colipi, Gebieter von Saucos und Purén, mit Krieg. Er wolle ihm, so prahlte er, seine Güter nehmen, seine Frau rauben und sich auf der Stelle mit ihr verheiraten. Indessen es kam umgekehrt. Colipi siegte und sang höhnisch an der Leiche seines gefallenen Gegners:

Colipi will ich töten, seiner Güter ihn berauben

Und seiner schönsten Frau! —

So hast du gesagt!

Warum schläfst du noch immer?

Colipis Weib wolltest du freien!

Die Sonne steht hoch,

Warum erwachst du nicht?

Dein Haar schleift aufgelöst den Boden.

Das Bett des Weibes wird gar weich sein!

Warum erwachst du nicht?

Die Geschehnisse reihen sich in der Araukanersprache aneinander wie lose Perlen. Sie sind nicht durch Bindewörter zusammengeschweißt. Im Gegenteil, sie werden getrennt durch fortgesetzte Einschübe von sagt man (píam). Die ersten Sätze unseres Märchens vom Cherrúve lauten wörtlich: Es ging aus, sagt man, ein Indianerchen; erstieg, sagt man, einen Vulkan. Kam auf dem Gipfel an, sagt man, des Vulkans. Erblickte das Haus des Cherrúve, sagt man. „Wie geht's, was willst du hier?“ sagten sie, sagt man. „Ich suche Arbeit“, sagte er, sagt man.

Übrigens ist es eine an Vokalen reiche, klangschöne, angenehme Sprache. Die Worte sind im allgemeinen nicht übermäßig lang. Es soll ein sehr hochstehendes Indianeridiom sein. Man unterscheidet mehrere Dialekte des Araukanischen oder Mapuche. Dr. R. Lenz hat uns mit Erzählungen des Pehuenche, Moluche, Picunche, Huilliche u. a. bekannt gemacht. Die Dialekte besitzen ihre Träger in besonderen Stämmen. Den Pehuénches (Pehuénleute), nach dem Pehuén, der *Araucaria imbricata* genannt,

¹ Nach Guevara.

vom Biobio bis Valdivia in den Tälern der Anden, hauptsächlich Jägern (nach Argentinien übergreifend), den Huilliches, von Valdivia bis zum Golf von Relancavi, Ackerbauern, ebenso wie die westlicher bei Traiguén am Rio Quillem wohnenden Moluches und die nördlichen Picunches, einstmals vom Biobio bis Copiapó. Von diesen waren die Huilliches von alters her besonders friedfertig, so daß die anderen kriegerischen Indianer sich erbosten, wenn man sie mit jenen zusammenwarf. Heute ist es wohl der größte Stamm. Die Bewohner der Küste nennen sich Lavquenes. Wie man sieht, eine nicht geringe Mannigfaltigkeit auf kleinem Raume, die jetzt aber im allgemeinen als Mapuche (Landvolk) von sich spricht.

Die Araukaner haben sich höchstens im Kriege zeitweise einem gemeinsamen Häuptling, Toqui, als Feldherrn untergeordnet, sonst gehorchten sie lediglich dem Oberhaupt der Familie oder Sippe. Indessen wissen sie neuerdings auch im Frieden zu schätzen, daß Einigkeit stark macht. Sie organisierten imponierende Versammlungen unter freiem Himmel (Purutunes), zu denen Hunderte von Kaziken, von etlichen tausend Mocitones begleitet — alle hoch zu Roß und im Silberstaate — zusammenströmten, um gegen ihre Vergewaltiger und Unterdrücker Verwahrung einzulegen. Ja, sie schickten sich sogar zugunsten einer wirkungsvolleren und energischen Vertretung bei der Regierung in die Wahl eines Oberkaziken. Ebensowenig, wie sie es zur Bildung eines Staates brachten, entwickelte sich unter ihnen ein Recht.

Unsere Indianer und unter ihnen besonders die Jägerstämme, wie die an Villarica grenzenden Pehuenches, waren ein eminent kampflostiger Schlag. Ihre Waffen bestanden zu allen Zeiten in Bogen und Pfeilen — die Pfeile vergifteten sie mit dem Saft eines Wolfsmilchgewächses, Colihuái (*Colliguaya*) —, dem Spieß mit einem 5—6 m langen Bambusschaft (Colihue) mit Stein- oder Knochenspitze und der Keule aus dem harten, schweren Holze der Luma. Die 2 bis 3 m lange Keule, Lonco-

quillquil (Eulenkopf), war am verbreiterten Ende etwas umgebogen und diente dazu, den Feind, nachdem ihn ein Schlag betäubt hatte, aus dem Sattel zu heben. Später bewehrten sie ihre Lanzen mit Kupfer- oder Eisenspitzen, z. B. solchen von eroberten Bajonetten, Huallunetes, und erlangten besondere Geschicklichkeit im Gebrauch des Laque, einer Schleuderwaffe, aus 2 oder 3 in Leder gehüllten Steinkugeln bestehend, die ein Lasso vereinigte. Sie wird noch heute von den Indianern der argentinischen Pampa und selbst den Gauchos zur Huanácojagd verwendet.

Obwohl ihre Kriege bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus gedauert haben, gewöhnten sie sich niemals an den Gebrauch der Feuerwaffen.

Anfänglich traten sie den Spaniern in gestaffelten Rotten offen entgegen und führten angesichts der Feinde groteske Kriegstänze mit herausfordernden Gebärden auf; nachdem sie aber die Macht der Büchsen kennengelernt hatten, änderten sie ihr Gebaren und entwickelten eine Taktik, welche unter Benutzung der ihnen besser bekannten Terrainverhältnisse die Spanier zu ermüden trachtete. Auch bauten sie Festungen mit verdeckten Gräben, verschanzten sich in Biwaks, die mit dornigen Sträuchern so stark geschützt waren, daß die Spanier nicht mit ihren Pferden herankonnten, und änderten ihre Angriffsweise, dann vorstürmend, wenn der Feind laden mußte. So geschah es, daß der ersten Epoche der Niederlagen eine andere der Siege und des Zurückweichens der Spanier folgte; vor allem, als sie sich das Pferd zu eigen gemacht, und eine erstaunliche Geschicklichkeit als Kavalleristen erlangt hatten, ferner aber sich dem Kommando eines einzigen Befehlshabers zu unterstellen gewöhnten, anstatt jeder für sich zu handeln. „Beim Anstürmen liegen sie, um sich gegen Gewehrfeuer besser zu schützen, der Länge nach fast an der rechten Seite des Pferdes, krallen die linke Hand in die Mähne, stützen den linken Fuß in einen um das Hinterteil des

Pferdes geschlagenen Riemen und führen die Lanze in der rechten Hand nahe dem Boden" (Ochsenius).

Den ersten entscheidenden Sieg errangen sie bei Tucapel 1554 unter Führung ihres Stammesgenossen Lautáro, der, als Diener bei den Spaniern aufgewachsen, nicht allein ihre Fehler kennengelernt, sondern ihnen auch manches von ihrer Kriegskunst abgesehen hatte. Durch ihn fiel das Haupt der spanischen Eroberer, Pedro de Valdivia, welcher mit nur 150 Mann 1540 von Perú nach Chile auf dem Landwege gekommen war, in die Hände der Indianer. Er hatte kurz zuvor, nach der Schlacht bei Concepción, die den Indianern 2000 Mann kostete, 400 Gefangenen Nase und rechte Hand abschneiden und sie dann zur Einschüchterung der Wilden laufen lassen. — Überwältigt flehte er nunmehr um sein Leben: „Gebt mir die Freiheit zurück, und ich werde die Spanier aus eurem Lande hinauswerfen, die Städte vernichten, die ich gegründet habe und euch außerdem 2000 Schafe schenken!“ Aber die Eingeborenen entbrannten derart in Zorn über diese feigen und offenbar hinterlistigen Worte, daß sie den Dolmetscher vor seinen Augen zerstückten. Darauf schälten sie dem Valdivia die Muskeln der Unterarme mit einer Muschel heraus und brien und verzehrten sie in seiner Gegenwart. Als dann marterten sie ihn zu Tode. So starb der erste Gobernador Chiles in derselben Weise, die er die Indianer gelehrt hatte.

Als vornehmste Quelle der Konquista Chiles gilt das Epos „La Araucana“ in 37 Gesängen von Alonso Ercilla, welcher unmittelbar nach Valdivias Tode als Krieger ins Land kam. Übrigens zählt das Heldengedicht zu den bedeutendsten kastilianischer Mundart.

Es gibt nichts Widerwärtigeres, nichts, wo sich so die bête humaine in entartetster Form zeigt, als die Konquista Südamerikas und vielleicht besonders diejenige Chiles, wo die Spanier in der Urbevölkerung widerstandsfähigere und für Grausamkeiten gelehrigere Schüler vorfanden, als anderswo. Auf beiden Seiten wurden die

Gefangenen in denkbar greulichster und ekelhaftester Weise Jahrhunderte hindurch abgeschlachtet. Die Indianer schnitten ihnen lebend das Fleisch ab und verspeisten es vor ihren Augen, ihr Herz ging wie ein Becher von Mund zu Mund, und aus den noch lebenswarmen Knochen schnitzten sie Flöten.

Man muß über die Vergangenheit des chilenischen Volkes orientiert sein, um zu begreifen, daß die entsetzliche Art, mit der heute die Rotos morden, nicht ein Zeichen der Degeneration ist, sondern in ihrem Blute liegt. „Son Tigres“, es sind Tiger, sagte mir einmal ein Herr, welcher Chilenen und Peruaner seit einem Menschenalter gleich gut kannte. Die Peruaner hingegen bezeichnete er als „Ovejas“, Lämmer. Dr. H. Deneke zählt jene den Männer-, diese den Weiber-rassen zu.

Die Kriege mit den Araukanern haben bis zum Jahre 1872 gedauert. Am 1. Januar wurde ein förmlicher Friede zu Angol zwischen dem chilenischen General Basilio Urrúti a und einem halben Dutzend Häuptlingen der Pehuenches geschlossen. Darin billigte man unter anderem dem einflußreichsten Kaziken, Purran, 120 Pesos und den übrigen 100 Pesos Monatsgehalt zu. — Die Chilenen hatten bis 1875 19 befestigte Plätze an der Grenze der Araucanía angelegt, in denen sich über 2000 Soldaten verteilten. Die fortwährenden Kämpfe, zu welchen sich auch noch die junge Republik gegen die Indianer genötigt sah, trugen zur kriegerischen Erziehung des chilenischen Volkes wesentlich bei und waren eine vorzügliche Trainierung für den Feldzug gegen Bolivien und Perú.

Die Araukaner sollen sich früher in Chile etwa vom 32° bis 45° ausgedehnt haben. Außerdem hatten sie auch die Insel Chiloë in Besitz und drangen über die Anden in die argentinische Pampa vor. Ihr nördlichster Stamm, derjenige, welcher Zentralchile innehatte, waren die Picunches. Sie unterschieden sich von den heutigen Mapuches insofern nicht sehr wesentlich, als sie bereits in der Hauptsache sesshafte Ackerbauer vorstellten. Nur

die andinen Jäger nomadisierten und bewohnten anstatt der fest in die Erde hineingepflanzten Binsenruca tragbare Zelte aus Huanácofellen. Indessen hat sich vieles bei ihnen gewandelt durch die von den Spaniern eingeführten Feldfrüchte und Haustiere.

Man weiß, daß die Araukaner zur Zeit der Konquista nur ein Haustier, das von Perú gekommene Lama — Chilihuéque —, gehabt haben, und ihre Feldfrüchte Kartoffel (*Solanum tuberosum*), Mais, Mango (*Bromus mango*) und Quínoa (*Chenopodium quinoa*) gewesen sind. Mango, eine Art Hafer, ist noch im vorigen Jahrhundert in Chiloë gebaut, jedoch wahrscheinlich heute ausgestorben. 1837 sind durch Claudio Gay Exemplare bei Castro gesammelt und dem Staatsherbarium einverleibt worden. Quínoa wird bis heute hier und dort ausgesät.

Sie aßen das meiste roh, nur wenn sie Fische verzehren wollten, kochten sie dieselben in ausgehöhlten Klötzen oder Baumstämmen durch Siedesteine, denn sie kannten keinerlei Geschirr.

Vor der Invasion der Inkas, welche den Mais und eine Art Bohnen einführten, sollen sie sich aber fast ausschließlich von „Liuto“ und Kartoffeln genährt haben. Erst die peruanischen Eroberer lehrten sie einen ersprießlichen Ackerbau, verpflanzten die künstliche Bewässerung, machten die unterworfenen Stämme mit der Töpferei bekannt, zeigten ihnen, die Wolle der Huanácos zur Kleidung zu verwerten u. a.

Die alten Indianer gingen halb nackt; die Bewohner der Ebene trugen einen Lendenschurz aus der Faser der Ñocha (*Bromelia crassa*), jene des Gebirges ein ärmelloses Hemd aus Huanácofellen. Das Haupt bedeckten sie mit dem Balg eines kleinen Säugetieres oder Vogels.

Die Jäger bedienten sich des Bogens, der Schleuder und Leimruten. Sie sollen von einem sehr schnellen und geschickten „Hunde“, einem kleinen, dünnbeinigen, falben Geschöpfe mit spitzer Schnauze und langen Ohren, unterstützt worden sein.

Von ihrem Hausrat ist allerlei auf die Nachwelt gekommen, welches beweist, daß sie zur Zeit der Eroberung die Steinzeit noch nicht überwunden hatten und ihre Kultur weit unter derjenigen der Inkavölker stand. Außer Pfeilspitzen, Steinbeilen und -meißeln, Flöten, Tabakpfeifen und Reibschalen oft mächtigen Umfangs sind besonders häufig rundliche oder ellipsoide durchbohrte Steine verschiedener Größe gefunden. Ihre Gestalt hatten sie im Flußbett erhalten, aus dem sie zweifellos geholt wurden. Die Durchbohrung erfolgte von beiden Seiten mittels gequirelter Holz- oder Knochenstäbe und Sand, was aus der Trichterform der Öffnungen hervorgeht. Die Bedeutung der Piedras agujereadas (im Indianischen Catancuras) liegt noch völlig im Dunkeln.

Kaum minder seltsam, aber weniger rätselhaft sind die hier und dort in Felsblöcke gehauenen (also unbeweglichen) Näpfe. Sie sollen der Zubereitung jener einfachsten Mahlzeiten gedient haben, bei denen es nur darauf ankam, gemahlene oder zermalmte Frucht mit Wasser zum Brei zu verrühren. Jedenfalls behelfen sich laut Martin die wandernden Chiloten bei Geschirrnot noch heutzutage, indem sie ihren Ulpo in Näpfen bereiten, die sie mit der Axt in gefällte Baumstämme höhlten. Bei Retricura, unfern der andinen Niederlassung Curacautin (südöstlich von Victoria), erhebt sich am Wege ein gewaltiger Steinblock, in welchen eine Anzahl Näpfe gehauen sind. Guevara und Lenz berichten übereinstimmend, daß in diese Schüsseln die wohlhabenderen Indianer — z. B. solche, welche ihr Vieh sommers in die Kordilleren treiben oder nach Argentinien wollen — Opfergaben, wie Brot, geröstetes Mehl, Piñones, Tabak, Geld, um einer gedeihlichen Reise willen legen, die dann die Ärmeren unter Gebet und Gelöbniß (sie in besseren Zeiten zurückzuerstatten) zu sich nehmen.

Die Konquistadore sind nicht die ersten fremden Krieger gewesen, welche Chile betraten. Bereits im 15. Jahrhundert, zwischen 1430 und 1470, haben Eroberungszüge der Herrscher Perú's, der Inkas, Nord-

chile unterworfen. Der große siegreiche Inka Tupac Yupanqui drang nach Argentinien bis Tucumán vor, überschritt dann die Anden, wahrscheinlich von Mendoza aus, den Uspallatapaß benutzend, und stieg in das gesegnete Aconcaguatal in die Gegend von Quillota hinab. Sein Sohn, der Inka Huaina Capac, befestigte die neuen Gebiete und dehnte die Herrschaft des Sonnenreiches bis zum Biobío aus. Chile wurde in zwei Provinzen geteilt. In jeder regierte ein ‚Curaca‘, Vizekönig, der Aristokratie Perús entstammend. Als Zeichen ihrer hohen Geburt trugen sie umfangreiche, schwere goldene Ohrgehänge, welche ihnen, bereits im kindlichen Alter eingehakt, die Ohrklappen ungeheuerlich verlängerten, so daß man ihre Träger ‚Riesenohren‘ nannte. Einer residierte in Coquimbo, der andere im Maipotal. Zwei Bollwerke (bei Quillota und der Angostura) hielten die Bevölkerung in Schach. Damals entstand der ‚Camino del Inca‘, jene noch heute begangene Heerstraße am Ostrande der Wüsten, nach Cuzco, der Inkahauptstadt führend. Auf ihr vermittelten Läufer die Post, welche in Abständen von 20 bis 30 km domiziliert waren. Die Invasion incasica ist aber nicht über Chile wie ein Orkan vernichtend dahingebraust, sondern vielmehr eine zivilisatorische, die Kultur befruchtende gewesen. Die einzige Last bestand in einem Tribut, der in einer Anzahl goldener Tafeln zu entrichten war. Damals durchsetzte sich das Mapuche mit Quichua, das dann später in den chilenischen Sprachschatz überging. Nach dem Tode des letztgenannten Inkafürsten (1520) stritten dessen zwei Söhne, der schwache Huáscar und sein grausamer Halbbruder Atahualpa, um die Nachfolge. Ersterer zog die in Chile gelegenen peruanischen Truppen für sich bei Cuzco zusammen, was die südlichen Grenzen so schwächte, daß die Araukaner die Schlacht am Rio Maule wagen konnten, welche, obwohl unentschieden, die fremde Macht erschütterte. — 1532 erlag bekanntlich das peruanische Reich dem Ansturm des Francisco Pizarro, d.h. 67 Reitern und 100 Mann Fußvolk.

Fünftes Kapitel.

Die deutschen Kolonien.

Valdivia. — Die ersten deutschen Einwanderer. — Karl Anwandter. — Der Valdivianer von heute. — Rückblick auf die geleistete Kulturarbeit. — La Unión und Rio Bueno. — Osórno: Frühe Blüte; Untergang; Wiedererstehung. — Großartiges Panorama des Seno von Reloncaví. — Kultusfreiheit, nicht Parität. — Puerto Montt. — Konfessioneller Hader. — Ein fanatischer Jesuit. — Der Ausbruch des Vulkans Calbúco. — Am Llanquihuesee. — Die chilenische Schweiz. — Vegetationsbilder. — Was der Deutschen not tut. — Moderne ‚Kolonisation‘. — Das Deutschtum in Chile.

Um den in Corral ankernden Ozeandampfer zu empfangen, kommt in der Regel nicht nur das Postboot von Valdivia, sondern nahen noch mehrere elegante Dampferchen, Privatbesitz reicher Valdivianer Industrieller, ausnahmslos Deutscher. So steht der Fremde schon, ehe er Valdivia betritt, unter dem Eindruck, daß an dem bewundernden Lobe, welches dieser Stadt gespendet wird, etwas daran sein müsse.

Die Bucht von Corral verengt sich in den breiten Valdiviastrom oder Rio Callecalle (den Fruchtbringenden). Eine beinahe jungfräuliche Natur, ursprüngliche Wälder, reich an Coihues, Robles, Muermos, Lumas und Laureles, sanft ansteigende Hügel- und Bergketten mit leicht gewellten Profilen begleiten ihn. Die Fahrt auf dem geschäftig die tiefgrünen Wasser durchfurchenden Dampfboot dauert kaum zwei Stunden. Sie führt alsbald an der Insel Mancera vorüber mit den umfangreichen Ruinen einstmals prächtiger spanischer Kirchen- und Klosterbauten; ein überaus malerisches Bild inmitten hoher Waldbäume und üppiger Schlingpflanzen. Es folgt

ein langes Stück Waldeinsamkeit, in die der Mensch kaum hier und dort eine Bresche legte, und mit welcher die große und hohe Isla del Rey und die niedrige Guacamayo-Insel verschmelzen. Dann blitzen als Vorläufer einige Zinkdächer am südlichen Ufer auf, die Vorstadt Canelos mit ihren Villen und Gärten erscheint und wenige Minuten später wird der Fluß durch mächtige Fabriken und Speicher, an denen wir entziffern: Curtiduría de Luis Rudloff, Cervecería de Anwandter H^{nos.} usw., links durch Wohnhäuser und Geschäfte, über die sich ein turmartiger viereckiger Bau mit ziemlich flachem Giebeldach weit hinausreckt, ein seltsames Wahrzeichen der Stadt.

Wer in Valdivia eine schöne Stadt vermuten sollte, wird enttäuscht sein. Sie besteht vornehmlich aus zwei- oder gar einstöckigen, dann aber von einem Giebel gekrönten, grauen Holzhäusern mit Zinkbedachung, von denen eines wie das andere aussieht. Die Straßen selbst besitzen vielfach eine Pflasterung aus roh behauenen Baumstämmen, die der Quere nach nebeneinander liegen, gleichen also einem Planchado. Die Fußsteige, wesentlich höher, so daß mitunter Treppen zu ihnen hinaufführen, fügen sich häufig nur aus Brettern zusammen. Indessen drängen sich hier und dort schon massive Bauten in das graue Einerlei und die vielen Brände werden sie wesentlich fördern. Daß die Bewohner der Holzhäuser vermögliche Leute sind, beweisen die großen Spiegelscheiben der Fenster. Die altertümliche, von hohen Bäumen beschattete Plaza ist auch das Schmuckstück dieser, in der Hauptsache deutschen Stadt. — Neuerdings ist man durchgehends zu Eisenzementbauten übergegangen.

Auch der Aufenthalt ist kein besonders angenehmer. Im Winter regnet es gemeiniglich — Valdivia hat 160 Regentage mit einer Wassersäule von 2700 mm — und sommers wird die Behaglichkeit gestört durch den starken Südwind, welcher den Sand auftreibt, derart, daß er prasselnd noch an die Fenster des zweiten Geschosses schlägt, und durch das die Luft mit Dunst und Hitze

schwängende Rocemachen¹. Es wurden in Valdivia selbst Wirbelstürme beobachtet. Am 26. April 1881 suchte die Stadt eine Trombe heim, die alte Bäume entwurzelte und den achteckigen Kirchturm trotz der Glocken ohne Geräusch, wie von unsichtbarer Hand gehoben, herunterholte und unmittelbar vor der Kirche niedersetzte, während sie gleichzeitig das zweistöckige Intendantengebäude mit all seinem Inhalt an Akten und Möbeln in ein wirbelndes Chaos verwandelte². — Der Regen verteilt sich über das ganze Jahr und erreicht sein Maximum mit 453 mm im Juni. Januar und Februar vermindert sich sein Segen auf etwa den sechsten Teil dieses Übermaßes. Dagegen schneit es kaum je, und die Fröste sind geringer als in Santiago. Als niedrigste Temperatur hat Anwandter während 23 Jahren $-3,7^{\circ}$ einmal im August und als höchste 36° im Januar registriert. — Der Ort befindet sich noch in der Region der Erdbeben, die mehrfach, zuletzt 1907, ernstlich gewütet haben.

Valdivia besitzt mehrere Zentren der Industrie, deren ältestes und wichtigstes die Isla de Tejas ist, eine Flußinsel, der Stadt gegenüber gelegen. Auf ihr erheben sich die wirklich imposanten Gebäude der Anwandterschen Brauerei, deren Biere in den äußersten chilenischen Norden bis nach Tacna gehen, die großen Gerbereien und Schuhfabriken, ausgedehnte Gießereien und andere Etablissements. Die Industrie ist sehr mannigfaltig, es gibt Getreidemühlen, Holzschneidereien, Seife- und Kerzenfabriken, Ölmühlen, Leimsiedereien, Charquifabriken (Fleischdörranstalten) und sogar Werften, die ansehnliche Fahrzeuge vom Stapel lassen. Früher blühten auch die Alkoholbrennereien, für diese Gegend von besonderer Bedeutung, da sie die häufig verregneten Getreideernten noch auszunutzen erlaubten. — Vor zehn Jahren konnte man die industrielle Bedeutung Valdivias in drei Worte zusammenfassen: Bier, Sohlleder, Alkohol.

¹ Unweit von Roce-Herden ist das Thermometer im Schatten auf 44° gestiegen.

² H. Kunz: Chile und die deutschen Kolonien. 1891.

Das waren jedenfalls die Produkte, welche die größte Verbreitung fanden, und von denen das Leder auch nach Europa verschifft wurde. Heute hat die Gerberindustrie durch den hohen deutschen Schutzzoll, den gesteigerten Export der Häute und die Ausfuhr der gerbstoffreichen Linguerinde harte Schläge erhalten, und die Brennereien sind durch das Gesetz von 1902 geradezu vernichtet worden. Dieses, im Interesse der Weinbauer erlassen, sieht nämlich eine verschiedene Art der Versteuerung von Wein- und Kornalkohol vor. Den gleichen Motiven (dem Schutz der Weinerzeuger) entsprang die 1911 geschaffene Biersteuer.

Aus Valdivias Geschichte interessierten uns Deutsche besonders die folgenden Daten:

Die 1838 in Santiago gegründete Sociedad de Agricultura veranlaßte die Regierung 1845, ein Gesetz zu erlassen, welches den Präsidenten Búlnes ermächtigte, 6000 Cuadras Land in der Provinz Valdivia für Einwanderer zur Verfügung zu stellen. Daraufhin verbanden sich zwei in Chile ansässige Deutsche: der kapitalkräftige preußische Konsul F. Flindt und der unternehmende C. Kindermann, Kassierer eines Valparaiso-Hauses, und erwarben südlich von Valdivia, bei Trumag am Rio Bueno, ein Landgebiet von 6000 Morgen. Dasselbe auszunutzen, wurden 9 Deutsche, meistens Handwerker, aus dem hessischen Rothenburg angeworben, welche 1846 anlangten. Als dieselben sich kaum niedergelassen hatten, erklärte sich das Haus Flindt bankrott. Der Grundbesitz mit der jungen Kolonie ging in die Hände Kindermanns über, der sie Bellavista nannte. Durch billigen Kauf von den Indianern wuchs das Anwesen bald um 6 Millionen Morgen, und Herr Kindermann begab sich in eigener Person nach Europa, einer Einwanderung größeren Stils die Wege zu bahnen. Er gründete zwei Gesellschaften, eine in Stuttgart, eine andere in Berlin, und verhandelte an diese und auch einige Private das so günstig von den Indianern erworbene Land. Schon 1850 kehrte er mit einer Schar angeworbener Kolonisten und Käufern der

fernen Ländereien nach Chile zurück, wurde aber durch die böse Nachricht überrascht, daß der Fiskus im Klagewege Eigentumsansprüche an seinen Besitz und besonders an das inzwischen veräußerte Land gemacht habe. Die Verhandlungen mit der Regierung waren noch in vollem Gange, als im Dezember 1850 und Februar 1851 der dritte und vierte deutsche Einwandererschub folgte, ebenfalls auf Veranlassung Kindermanns. Indes die jüngsten Immigranten waren in keiner Weise gebunden, sondern solche, die sich auf eigene Faust, durch die Schilderungen ihres werbenden Landsmannes bestrickt, in den Wäldern des Callecalle eine neue Heimat zu begründen hofften. So hatte sich schließlich eine ganze Menge Fremdlinge in Valdivia zusammengefunden: Kontrahierte, die sich nicht betätigen konnten, Käufer, deren Kaufbrief nichts wert war, und Freiwillige. Vielleicht vornehmlich um letzterer willen, entschloß man sich endlich, ihnen die 5 km lange und 2 km breite Insel Teja pachtweise zu überlassen, auf welcher sich die Deutschen ansiedelten, jedoch sehr bald von der Landwirtschaft zu Handel und Industrie übergingen.

Alle diese Einwanderer waren protestantisch und stammten zumeist aus Hessen und Württemberg. Sie haben, ohne von der Regierung aufgepäppelt zu sein, wie das heute der Fall ist, einzig in der Welt dastehende Erfolge erzielt, die jeder in höchstem Maße bewundern wird, der Valdivia kennenlernt. Freilich sind sie zum Teil nicht ohne Mittel gewesen, und gerade unter den auf gut Glück hinausgezogenen befanden sich Männer, welche es bereits im Lande ihrer Geburt zu etwas gebracht hatten. Die unglücklichen politischen Verhältnisse von 1848 vertrieben sie aus ihrem Vaterlande. Die Einwanderung dauerte bis 1859, kam aber auch in der Folge mehr Handwerk und Industrie und somit den Städten zugute.

Der Eindruck, den Valdivia auf die Angekommenen gemacht hat, ist keineswegs ein günstiger gewesen. Ein biederer Schwabe soll die Empfindungen nach seiner ersten Exkursion an Land in die Worte konzentriert

haben: „Flöhe hat's und schtinke tut's, alles ischt verlore!" Nun, die Flöhe sind ein gutes Vorrecht Chiles, aber mit dem Gestank hat das heutige Valdivia aufgeräumt.

Valdivia wurde 1552 von Pedro de Valdivia als fünfte Stadt Chiles gegründet. Sein heutiges Antlitz verdankt es den Deutschen, die den Grund zu seiner Bedeutung legten. Die Stadt, welche jetzt 25 000 Bewohner zählt, mag in ihrer Art unübertroffen in ganz Südamerika dastehen. — Der Handel Valdivias litt während des Weltkrieges stärker als jener der anderen chilenischen Hafenplätze; ein Zeichen, wie überwiegend er von Deutschland abhängt. Der Import sank von 10 (1913) auf knapp 3 Millionen Pesos in den Jahren 1915 bis 1917; der Export verminderte sich von 2½ auf etwa die Hälfte bis ein Viertel.

Hervorragendes Interesse verdient das patriarchalische Gepräge mancher Einwanderersippen, indem das Familienhaupt nicht nur Ernährer, Gatte und Vater war, sondern sich, vielleicht ungewollt, auch zum Priester entwickelte. Wenn man den kleinen, schattigen Friedhof der Familie Anwandter unter den alten Bäumen, die sich noch aus dem Urwalde retteten, betritt, wird man eines hohen Stumpfes ansichtig, der die Kanzel heißt. Er diente dem alten Carlos Anwandter, in welchem man mit Recht den Führer und das geistige Oberhaupt der Deutschen verehrt, in der Tat als Sitz, wenn er seinen Lieben Abschiedsworte in das Grab nachrief, die sich zur Predigt geformt haben mögen. Und fürwahr, es muß eigenartig ergreifend gewesen sein, sobald der alte Herr mit den schmalen Lippen, den scharf geschnittenen Zügen und dem weißen vollen Haupthaar von seiner Kanzel, die rote Medallita überwucherte, herab sprach: einen Nachruf dem Toten, eine Mahnung an die Pflichten der Lebenden, und vielleicht auch zum Troste vom Wiedersehen. Ihm lag es ferner ob, zu trauen und zu taufen, denn es gab weder Standesamt noch Pastor. Erst seit Oktober 1887 wirkt in der starken, evangelischen Gemeinde ein Geistlicher.

Die Landschaft Valdivias ist lieblicher Art. Wellige Hügel, noch bewaldet, mit eingestreuten Parzellen, auf denen zurzeit das reife Korn gelb leuchtet, hier und dort ein blitzendes Zinkdach und der ruhig dahinziehende Fluß, umrahmt von Buschwerk, Binsen und Pangues. Besonderen Genuß bieten die Flußfahrten auf dem Rio Futa oder Lingue. Ich befuhr (Februar 1904) den schmalen Futa mit einem kleinen Dampfer, der mit Holz geheizt wurde. Es ist entzückend, stundenlang zwischen den unberührten Wäldern, die ihn begleiten und an den Bergketten emporsteigen, dahin zu fahren. Das Wasser ist wie grüner Kristall, und man wird nicht müde, die anmutigen Laubterrassen der Cói hues oder ihre Spiegelbilder zu bewundern; gelegentlich überwölben sie uns. Hin und wieder eine Hütte mit einem kleinen Kartoffelacker, sonst Natur.

Valdivia erfreut sich seit 1858 einer der besten deutschen Schulen Chiles, auch ein Werk des alten Anwandter, zweifellos des verdienstvollsten Mannes der werdenden Kolonie. Dieselbe zählt heute zwischen 400 und 500 Schüler und Schülerinnen und ist ein unbedingtes Erfordernis, nicht allein als wesentlichster Faktor zur Erhaltung des Deutschtums, sondern, weil die chilenischen Lehranstalten in den Provinzen versagen. Die Valdivianer konfessionslose Deutsche Volksschule ist noch dadurch besonders merkwürdig, weil in ihr von Anbeginn Moral, anstatt Religion, gelehrt wurde, und man sie dem Einflusse des Pfarrers völlig zu entziehen gewußt hat. Bei einem Viertel der Schüler ist Deutsch nicht die Muttersprache; letztere sind zumeist Katholiken.

In der deutschen Bevölkerung Valdivias weht ein liberaler Geist als Erbe solcher Männer wie Karl Anwandter, der als Bürgermeister der Stadt Kalau, Mitglied des ersten Preußischen Landtages und der Nationalversammlung, dennoch als 49jähriger mit seiner ganzen Familie den damals ihm zu engen deutschen Landen den Rücken kehrte.

Der Deutschvaldivianer ist ein blonder, recht stattlicher Menschenschlag; die Frauen sind oft flachsb blond. Man sagt ihm nach, daß er etwas derbe sei und auch auf seinen, nun meist schon ererbten Besitz poche. Daneben macht sich auch eine gewisse Kleinlichkeit geltend und eine ängstliche Sparsamkeit bei jenen Geschäftsleuten, die erst noch was werden wollen.

Im letzten Jahrzehnt hat der Klerikalismus unter der Führung des rührigen Bischofs von Ancúd starke Anstrengungen gemacht, Fuß zu fassen, und namentlich die chilenische Schulmisere benutzt, um deutsche Schüler, die sich im Spanischen vervollkommen wollen, mittels der Handelsschule „San Rafael“ in seinen Bereich zu locken. Nicht ohne Erfolg. Der protestantische Deutsche im Auslande leidet größtenteils an konfessionellem Indifferentismus, und man hört nicht selten einen evangelischen Vater sagen, im katholischen Lande ist es nur recht, die Kinder katholisch erziehen zu lassen.

Der Pfarrer der Deutsch-Evangelischen Gemeinde, welcher in einem geräumigen, hallenartigen Bau Gottesdienst hält, hängt vom Konsistorium des Königreichs Sachsen ab. Damals war es ein überaus freisinniger Herr, dem es nicht ganz leicht fiel, den Anforderungen etlicher religiöser Starrköpfe gerecht zu werden. Denn daß sich solche vom verbissensten Schläge gerade inmitten anwandterischen Geistes entwickeln, wird uns nicht überraschen.

Valdivia verdankt seinen enormen Aufschwung — die Grundstücke sind hier um vieles teurer als in Santiago — vornehmlich der günstigen Lage am Rio Calle calle. Dessen breites Bett vermag noch Seedampfer aufzunehmen. Wir bewundern sie am Kai neben kleineren Flußdampfern, welche Fracht und Passagiere ins Innere führen, und Booten mit dreieckigem Segel.

Ich möchte, um der deutschen Arbeit, die in Valdivia geleistet wurde, voll und ganz gerecht zu werden, mit folgenden Worten der Deutschen Zeitung Valdivias schließen: „Vor einem halben Jahrhundert waren weder

Valdivia und Llanquihue noch Cautin ein Kulturland. Urwald bedeckte die weite Landschaft; weder Weg noch Steg gaben ihr etwas Einladendes. Indianer und wenige Chilener waren die Bewohner und zum Teil nicht die besten, war es doch noch bis in die achtziger Jahre Brauch, Hijos de Familia, Söhne guter Familien, welche eine Schandtat verbrochen hatten, nach Valdivia zu verbannen. Handel und Verkehr gab es nicht, denn die geringe und überaus anspruchslose Bevölkerung hatte keine Bedürfnisse. Das Land besaß schwer auszubeutende Holzschätze, sonst nichts. Ihm fehlten die Mineral- und Salpeterlager Nordchiles, die gesegneten Fluren des Zentrums; es war ein trostlos armes Indianerland.“

„Dann setzte die Arbeit ein. Mühsam unter den bittersten Entbehrungen begannen die Einwanderer, einen Fuß Urwald nach dem andern zu roden und spärlichem Feldfruchtbau zugänglich zu machen. Feldwirtschaft, Handwerk und die verschiedensten anderen Erwerbszweige wurden erst gebildet; das in armseligen Verhältnissen lebende, durch den eigenen Tiefstand geknechtete eingeborene Volk einem wahren Menschenleben zugeführt und aus dem erbärmlichen Abhängigkeitsverhältnis erlöst, in dem es so lange gestanden. Das Land bekam Wert durch die Hände der eingewanderten Kolonisten und dadurch wurde auch der Grundbesitz der Eingeborenen gesteigert, selbst wenn diese die Hände in den Schoß legten. — Und wie sieht der Süden heute aus, was ist aus Valdivia geworden, das V. Pérez Rosales, der (ungemein deutschfreundliche) Regierungskommissar der Kolonisation, 1852 ein wertloses Schmutznest nannte? — Der größte Teil des Südens steht unter dem Pflug, alles ist Nutzland von 20—100fach höherem Wert als vor 50 Jahren. Eine bedeutende, den Landesverhältnissen und Landesprodukten angepaßte und ihnen entsprungene Industrie hat allen Widerwärtigkeiten zum Trotz Wurzeln gefaßt.“

„Mit dem Aufschwung der Kolonisation ging die Heranbildung eines Arbeiterstandes Hand in Hand, wie man ihn in ganz Chile nicht wieder findet. Welche

Stellung nimmt der Arbeiter hier ein, im Vergleich zu jedem anderen Orte des Landes! Er ist selbständiger und selbstbewußter, geht besser gekleidet und ist sein freier Herr. Hier gibt es von seiten der Arbeitgeber keine Übervorteilung des Arbeiters, er hat seine geregelte Arbeitszeit und empfängt seinen Lohn in barem Gelde. Er wird nicht ausgenutzt wie beim Staatsbahnbau, in den Salpeterwerken und großen Hazienden. Er erhält keine Fichas (Bonds) als Lohn und ist im Einkauf seiner Lebensmittel und sonstigen Bedarfs nicht beeinflusst; auch wohnt er besser als im Norden. Der Arbeitslohn der Landarbeiter ist 20—30 Prozent höher, wie dort bei ungleich besserer Kost und kürzerer Arbeitszeit. Wo ist der Platz in Chile, an dem der Arbeiter in menschenwürdigen Verhältnissen lebt? Einzig und allein im Süden, in dem von Deutschen kultivierten Lande." —

Die Bahn von Valdivia nach Osórno, der anderen Metropole des Deutschtums in Chile, führt zunächst landeinwärts am Callecalle entlang und schwenkt alsdann in weitem Bogen südwärts ab. Die Landschaft behält ihren lieblichen Charakter. Fluß und Wald und dazwischen Getreidefelder, schmucke Kolonistenhöfe, von großen Apfelgärten umgeben, hunderte von Bienenstöcken, die in Reihe und Glied nebeneinander stehen, umfangreiche, rundliche Tennen, die Campanarios, in welchen sich dreschende Stuten unter einem kegelförmigen Strohdach bewegen, nur selten ein Ausblick auf einen isolierten Schneekegel, das ist es, was im kaleidoskopischen Wechsel an uns vorüberzieht. Bei La Union und mehr noch zwischen La Union und Rio Bueno weicht der Wald weit zurück, und das leicht gewellte Land trägt unabsehbare Kornfelder.

In La Union, einem kleinen, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gegründeten, weltentrückten Orte, ist heute ebenfalls das deutsche Element ausschlaggebend. Die reinlichen Straßen sind, wie überall im Süden, von grauen Holzhäusern gesäumt, die hier indes anstatt Zink eine Schindelbedachung tragen. Ganz malerisch gibt sich die Plaza mit der Holzkirche und dem Cuartel, der Wache,

vor dem die Glocke auf hohem Pfahle wie in einem Taubenschlage hängt. Auch hier verkörpert wiederum die deutsche Schule, ein stattlicher und mit seiner luftigen Veranda geradezu anmutender Bau, das Streben und den Gemeinsinn der Kolonie.

Eines Tages schloß ich mich dem deutschen Pfarrer von Valdivia an, der amtlich in La Union weilte — es hatte eine große Hochzeit stattgefunden, und man merkte noch die Champagnerstimmung —, um ihn nach Río Bueno zu begleiten. Ein Ritt von zwei Stunden durch die meilenweit sich ausdehnende Pampa negrón, eine der berühmtesten Weizenfluren Südchiles, auf der auch heute unser Blick über einen schier unermesslichen, erntereifen Segen endlos hinschweift, bringt uns an den Río Bueno und somit an den Fuß des gleichnamigen Städtchens, für Chile ganz außergewöhnlich, wie ein Kastell auf schroff zum Fluß abfallendem Bergrücken gelegen. So gleicht es mancher alten deutschen Stadt, zumal der Río Bueno es im Halbkreis wie ein Burggraben bespült. Auch dieser Ort ist ein deutsches Ackerstädtchen, nur daß seine Bewohner ihr Land nicht nach Morgen, sondern Hunderten von Cuadras¹ schätzen. Manche besitzen 50 000 bis 60 000 ha. Nicht weit vom Kapuzinerkloster befindet sich die ärmliche Behausung eines über 100jährigen indianischen Kaziken, der einst sein eigen nannte, soweit das Auge reicht; heute lebt er von Almosen. Trunk, Spiel und Schenkungen an die Kirche haben ihn schon längst zum armen Manne gemacht. 1851 tauchten die ersten deutschen Ansiedler in dieser Gegend auf, wo man damals eine Stadtbaustelle mit großem Garten um 10 Silbergroshen und die Cuadra guten Ackerlandes für 10 Pesos (= 40 M.) erwarb.

Auf dem Wege nach Osórno passieren wir Trumag, wo der Río Bueno, welcher ebenfalls Küstenfahrzeugen den Aufstieg gewährt, aufhört, schiffbar zu sein. Die Fahrzeuge können 80 km ins Land hineindringen, nachdem

¹ 1 Cuadra beträgt ein wenig mehr als 1½ Hektar.

sie die seine Mündung sperrende Barre überwunden haben. Gleichzeitig überschreiten wir die Grenze der Provinz und befinden uns nunmehr in Llanquihue. Das nächste Örtchen ist das Bellavista des Herrn Kindermann, welches aber ohne Zukunft geblieben ist.

Osórno (30 m) teilt seinen Namen mit dem Vulkan, dessen idealer Kegel sich am Ostufer des Llanquihuesees erhebt; es ist aber kein araukanischer, sondern ein spanischer Grafschaftsname, und zwar eines dem Großvater mütterlicherseits des Gründers gehörigen Besitzes. Dieser, García Hurtado de Mendoza, legte seine Fundamente im März 1558. Osórno sieht man es noch heute an, daß es aus strategischen Gründen erbaut wurde, denn es besitzt, durch die Flüsse Ráhue und de las Damas eingeschlossen, eine sehr geschützte Lage. Die Vermählung von Stadt und Fluß, die bei Osórno stattgefunden hat, das Sichanschmiegen der Häuser an die Ufer, die Brücken, welche die Stadtteile verbinden und worunter ein überaus pittoresker Holzübergang mit Zollhäuschen, die wallgrabenartigen Vertiefungen, in denen der Fluß vielfach um und in der Stadt dahinzieht, geben Osórno etwas sehr Apartes. Ich kenne keine chilenische Stadt, die mehr Eigenart besäße, obwohl das typische graue Holzhaus mit dem freundlichen Giebel vorherrscht, freilich öfters durch einen Anstrich verschönt, und nicht selten, dank etlicher Balkone, einen vornehmeren Eindruck erzielend. — Sie blickt auf eine sehr wechselvolle Vergangenheit zurück.

Der Ort blühte überraschend schnell heran, und es gab nach kaum zwanzig Jahren schon Reiche in ihm, die über 100 000 Goldpesos vererben konnten. Wunderbar mutet auch die Schnelligkeit an, mit welcher sich verschiedene Mönchs- und Nonnenorden einnisteten; Mercedarier, Augustiner, Dominikaner, Franziskaner und die Nonnen der heiligen Klara gründeten Niederlassungen. 1573 ging man bereits damit um, ein bischöfliches Palais zu erbauen. Sogar die Industrie hatte Fuß gefaßt; es wird von einer Tuchfabrik berichtet. Eine königliche Münze

prägte Gold. Aber diese Herrlichkeit dauerte kein halbes Jahrhundert. Nach langem Widerstande gegen die feindlichen Indianer mußte, um dem Schicksal der Bewohner Villaricas zu entgehen, der Platz geräumt werden. Am 15. März 1603 verließen seine Insassen, nachdem sie an Wertsachen vernichtet und verborgen hatten, was sie nicht mitnehmen konnten, in langem Zuge, meist zu Fuß, die Stadt, in die sich wie Raubvögel die Indianer stürzten, um ihren Erfolg mit einem Gelage zu feiern, das mit sinnloser Berauschtigkeit endete. Das war die Rettung der Fliehenden, welche, mit Kindern beladen, kaum eine Stunde täglich vorwärts kamen. Bei Carelmápu, an der Küste, machten sie halt. Vierundzwanzig Tote waren auf dem Wege geblieben. Von dort siedelten sie nach dem Inselchen Calbúco über, wo sie sich mit den Flüchtlingen aus Valdivia vereinigten und das noch heute bestehende Fischerdorf gründeten.

Erst 1792 betraten wieder fremde Soldaten die verwüsteten Stätten, und 1796 kam der Gobernador Ambrosio O'Higgins und entrollte in feierlichem Akte, dem der Bischof von Concepción die Weihe gab, abermals das spanische Banner. Er verteilte, um das Weichbild Osórno neu zu bevölkern, die Grundstücke an 96 von der Insel Chiloë herübergeholte Familien. Somit zählte die abermals belebte Stadt mit einem Schlage 426 christliche Einwohner. Eine neue Epoche und letzte Wandlung brach für Osórno, das jetzt auf etwa 12 000 Seelen angewachsen ist, mit den deutschen Einwanderern herein, von denen die ersten um 1850 von Bellavista nach hier übersiedelten.

Heute ist Osórno Plaza, das Herz jeder chilenischen Stadt, deutscher als irgendwo anders. Denn ihre Hauptseite wird von lauter öffentlichen deutschen Bauten flankiert: dem deutschen Spritzenhause, der bereits 1854 gegründeten deutschen Schule, dem stattlichen Heim des deutschen Turnvereins und der protestantischen Kirche. Freilich wird mancher die Kirche trotz ihrer hohen Rundfenster für die Schule und

letztere unbekümmert ihres weltlichen Aussehens für das Gotteshaus halten, denn die Schule hat einen Turm, die Kirche jedoch nicht. Und die Erklärung? In Chile ist es, wie in Spanien, nur den katholischen Kirchen gestattet, wie Kirchen auszusehen und das Wahrzeichen, einen Turm mit Glockengeläute, zu tragen. Die pfiffigen Deutschen Osórnos haben sich nun mittels einer Mutation zu helfen gewußt. — Freilich ist es mir unerklärlich, weshalb die protestantische Kirche Puerto Montts eine Ausnahme machen darf.

In Chile gibt es wohl Kultusfreiheit, aber keineswegs Parität. Abgesehen davon, daß nur die katholischen Geistlichen vom Staate unterhalten werden, verpflichtet sich jeder Präsident durch eine besondere Eidesformel, an die er oft genug erinnert wird, zur speziellen Pflege der katholischen Religion, und was mit ihr zusammenhängt. Die Regierung hat sich gelegentlich durch konfessionelle Intoleranz recht lächerlich gemacht. So ist es konservativen Ministerien wiederholt passiert, vom Auslande eingeführte Kirchengерäte für zollpflichtig zu erklären, wenn sie protestantischen Zwecken dienen sollten, obwohl das Gesetz, ganz allgemein gehalten, ausdrücklich besagt: alle für den Kultus bestimmten Gegenstände sind zollfrei. Erst letzthin erregte ein derartiger Vorfall, eine nordamerikanische Kirchengemeinde betreffend, berechtigtes Aufsehen; ihm ging ein anderer mit einer deutsch-evangelischen voraus.

Wer vor zwei Jahrzehnten von Osórno weiter wollte, etwa nach Puerto Montt, mußte das Pferd satteln lassen oder nach Corral zurück und dann mit dem Schiff fahren. Wählen wir den Dampfer. Er führt uns zunächst nach Ancúd und alsdann durch den Kanal von Chacáo, an der goldreichen Küste von Carelmápu vorüber, dem Seno von Reloncaví entgegen.

Schon die Fahrt durch den Golf von Ancúd mit der weißen, niedrigen Küste, den Myrten- und Buchenwäldern und den Örtchen Chacáo und Manáo mit ihren kleinen Holzkapellen ist ungemein malerisch, aber sehr viel ent-

zückender und großartiger wird der Ausblick im Kanal von Calbúco. Das Fischerstädtchen baut sich terrassenförmig auf. Es wird mit seiner weißen, hoch betürmten Kirche und seinen hellen Häusern voll von der Sonne getroffen, so daß es ungemein freundlich aussieht. Das Meer ist zurzeit blau und der Name Calbúco, blaues Wasser, scheint treffend gegeben. Aus dem blauen Meere heben sich überall Inseln und Halbinseln heraus, ganz von lichtgrünen Wiesen bedeckt und weiß gesäumt von der Brandung. Manche tragen ein schönes, weitläufiges Haus wie ein Märchenschloß — freilich ist es in Wirklichkeit eine Konservenfabrik für Meeresfrüchte, Seeigel und Austern, Miesmuscheln und Krebse, die hier reichlicher als sonstwo die Küsten bevölkern. Aber dieses liebliche Bild der Nähe verblaßt gegen das weite Panorama des Horizontes, den die mannigfaltig gestalteten Gipfel der Vulkane Llanquihues rahmen. Uns zunächst der Calbúco: breit, massig, zerklüftet, mit abgestumpftem, sattelförmigen Haupt, das sich schwarz vom Nachmittags-himmel abhebt; nur in einigen Schründen hielt sich der Schnee. Dann der ideale Kegel des Osórno, dessen wunderbar ebenmäßiger, leicht gewölbter Gipfel in einen glänzend weißen Schneemantel gehüllt ist, der ihm wie ein köstlicher Hermelin auf die breiten Schultern herabfällt, in riesige Fransen auslaufend. In heiterer Majestät strahlt dieser herrliche Berg, der sich so licht vom Firmamente abhebt. Noch weiter landeinwärts folgt der Puntiaúdo, der zugespitzte, der wild zerrissene Tronadór, der Donnerer, an dem die sich stark bewegenden Gletscher mit Getöse zusammenbrechen, und südlicher (nahe der Küste) der auffallend breite, dreispitzige Yáte.

Puerto Montt liegt am nördlichsten Ende des Meerbusens von Reloncaví, des geräumigsten der chilenischen Küste, am Abfall eines niedrigen Plateaus, das sich bis zum Llanquihuesee ausdehnt. Das Städtchen, eines der freundlichsten des Südens, wurde erst 1853 durch den Chef der Kolonisation, Vicente Pérez Rosales, als deutsche Niederlassung unter der Präsidentschaft

Manuel Montt's gegründet und diesem zu Ehren benannt. Früher hatte sich an derselben Stelle ein elendes Fischerdorf Melipulli (vier Bergabhänge) befunden.

Auch Puerto Montt, in dessen Hauptstraße, der Calle Varas — nach dem Minister Montt's, Antonio Varas — wir hinaufschlendern, die Plaza kreuzend, von der Pérez Rosales erzählt, daß es die erste Chiles war, welche mit Blumen geschmückt wurde, besteht aus grauen Holzhäusern, oft mit blendendem Zink, vielfach aber auch mit Schindeln bedacht. Die Häuser sind häufig einstöckig, mit einem oder zwei Erkern. Die Musterform, das Einfamilienhäuschen, ist eine solche mit sechs Fenstern, je zwei rechts und links von der Tür und zwei im Erker; zwischen letzteren erhebt sich, den Giebel beträchtlich überragend, die Fahnenstange, an der zum 18. September die chilenische Trikolore flattert. Nirgend erblickt man die Rejas, jene Eisengitter, welche in Santiago die Fenster und selbst noch den kleinen Lichtdurchlaß über der Haustür schützen; nicht einmal Laden (Klappen) sieht man, dagegen hinter den Glasscheiben saubere, weiße Vorhänge und blühende Geranien und Pelargonien, Petunien und Begonien. Freilich, begeben wir uns in die Calle Cañete, in der chilenischer Geist weht, so werden wir auch Verfall und Unrat nicht missen.

Die Stadt umarmt auf der Schwelle des Meeres die Bucht in weitem Bogen; die Wohnungen der Fischer dringen als Pfahlbauten sogar in den Bereich der Gezeiten vor. Sie besitzt keine Tiefe. Im Rücken wird sie durch die ziemlich steilen Abhänge der Meseta gehindert, in das Land hineinzudringen. Vom nordöstlichen Horizonte grüßen die Gipfel des Cálbuco und Osorno, dem Orte gegenüber erhebt sich die noch teilweise bewaldete Insel Tenglo, auf der die Kolonistenfamilie Hoffmann einen schönen Hof besitzt.

Als ich in Pt. Montt weilte, herrschte ein beständiges deutsches Sommerwetter. Nach Martin soll der Regen die Ernte des Weizens noch häufiger als am Llanquihue-see derart verzögern, daß er auswächst. Auch während

der wärmsten Monate (Dezember, Januar, Februar) steigt das Thermometer selten über 26°. Die Wirkung der Sonne wird durch die kühlen, von Süden heranwehenden Seewinde stark beeinträchtigt. Im Mai beginnt der Winter. Der Himmel starrt von dunklen Wolken, die sich aber nicht als Tage dauernde Landregen entladen, sondern „in kurzen Güssen, abwechselnd mit Wind, in Form von Regenböen“. Es wird aber niemals recht eigentlich kalt, so daß selbst zarte Gewächse draußen fortgesetzt blühen. Im Vergleich mit Valdivia ist die Regenmenge (2200 mm) geringer, die Zahl der Regentage (205) größer.

Das Südende der Calle Varas schließt eine kleine, gotische, einfache, jedoch elegante Kirche mit auffallend stattlichem Turme ab. Es ist das protestantische Gotteshaus, das einzige, welches sich in Chile auch äußerlich als solches bekennt. Im Mittelpunkte der Stadt dominiert der imponierende, pomphafte Bau der Jesuitenkirche mit drei weiten Toren, Säulentempelchen als krönendem Turmschmuck und bogenförmig geschweiften Dachkanten mit seiner lilien- und säulengeschmückten Fassade. Das sind die Verkörperungen der beiden kulturellen Extreme der Stadt.

Nirgend sonst in Chile spielt der alte Kampf zwischen Protestantismus und Jesuitentum so in das tägliche Leben hinein, wie in Puerto Montt. Die Väter der Gesellschaft Jesu, deutsche Väter (das sind in der Welt außer den spanischen heutzutage die fanatischsten) verhetzen die Bevölkerung, zerreißen Freundschafts- und Familienbande und scheuen vor nichts zurück, Zwietracht zu säen. Einmal ist die evangelische Kirche bereits abgebrannt, 1903 hatte sie der Janhagel, der sie nach der Lehre der Jesuiten nicht anders als ‚Stutenstall‘ schimpft, mit Steinen bombardiert (dabei wurde die Gattin des Pastors verwundet) und alle Fenster zertrümmert. Heute scheidet sich die Bevölkerung streng nach Konfession, hie Katholik, hie Lutheraner. Es gibt eine katholische und eine protestantische Musik-

kapelle, die Feuerspritzen werden so oder so getauft, ja selbst ein katholischer Dampfer, die ‚Santa Rosa‘, wurde neuerdings auf dem Llanquihueesee in Betrieb gestellt.

Der Hort der evangelischen Zukunft ist die deutsche Schule — hier eine konfessionelle (evangelische), von etwa 100 Kindern besuchte Volksschule — und in gewissem Sinne auch das chilenische Lyzeum, wegen der Gegnerschaft des chilenischen Klerus und insbesondere des klösterlichen zum staatlichen Unterricht.

Religiöse Gegensätze können innerhalb einer katholischen, rein chilenischen Bevölkerung nicht leicht unerquickliche und aggressive Formen annehmen, da dieselbe apathisch ist. Beweis: Valdivia. Die Leidenschaftlichen und Kampfeslustigen sind, wie mir oft von chilenischer Seite versichert wurde, die deutschen Katholiken, die es als Werkzeuge der fanatischen und gewissenlosen Priester auch wohl nicht verabscheuen, sich des käuflichen chilenischen Pöbels zu bedienen. Das alles ist sehr beklagenswert; aber immerhin, selbst der Fanatismus, so schrecklich er in seinen Folgen sein mag, wurzelt doch in bester Überzeugung. Leider aber gibt es gerade unter den einflußreichsten evangelischen Deutschen etliche, die sich aus Geschäftsinteresse dem Klerikalismus verbünden und somit das Widerlichste leisten, worin Charakterlosigkeit zu gipfeln vermag. Ihnen gegenüber zeichnete sich das Bild eines Mannes von außerordentlichen geistigen Gaben glänzend ab, das des Dr. Karl Martin, welcher der deutsch-evangelischen Sache Jahrzehnte hindurch treu gedient hat.

Der konfessionelle Hader, mit dem natürlich der politische Hand in Hand geht, erstreckt sich über die ganze Provinz Llanquihue und führte in Osorno 1894 zu einer tumultuarischen Katastrophe.

Während bei der Besiedelung der Provinz Valdivia konfessionelle Rücksichten von der Regierung außer acht gelassen wurden, besann sie sich im Laufe der Kolonisation von Llanquihue (1852 bis 1860)

anders. Inzwischen war nämlich katholischerseits in Mittelchile mit Heftigkeit gegen die evangelische Einwanderung agitiert worden und die öffentliche Meinung durch die unsinnigsten Phantastereien über Leben und Treiben der protestantischen Gemeinden irregeleitet, die einen ‚entsittlichenden‘ Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung ausüben und in ihren Betsälen Saufgelage (so am Sankt-Johannis-Tage) abhalten sollten. Da man indessen anderseits gute Erfahrungen mit den Schwaben, Hessen, Brandenburgern und Sachsen gemacht hatte, wurden die Agenten angewiesen, hinfort nur katholische Deutsche für Chile anzuwerben. So bestanden die späteren Zuzüge aus streng katholischen Westfalen, welche dann auch die Jesuiten einschleppten. Es entstand in Llanquihue eine konfessionell gemischte, deutsche Bevölkerung, deren katholischer, durch Deutschböhmen verstärkter Teil durch erfahrene Streiter geführt wird und sich überdies besonders seit der siegreichen Revolution von 1891, die einem Triumph des Klerikalismus gleichkam, der Bevorzugung der Regierungsorgane erfreut.

Osorno besaß Anfang der neunziger Jahre mehrere deutsch-evangelische Stadträte und sogar einen lutherischen Bürgermeister. Gegen diese Munizipalität wiegelte ein Jesuit, der berüchtigte Cura Bohle, welcher zur Zeit dort Stadtpfarrer war, die Massen zu einer Volkserhebung auf, die unter seiner persönlichen Führung 1894 das Rathaus stürmten und einen neuen Magistrat einsetzten. Dem revolutionären Gewaltakte folgte eine mehrjährige Schreckensherrschaft ‚der Gesetzlosigkeit, Brandstiftung, des Mordes und Totschlages‘, eine Diktatur des fanatischen Priesters, der, nebenbei gesagt, früh verwaist, deutscher Mildtätigkeit seinen Aufstieg verdankte. Erst 1897 wurde der gefährliche Pfaffe, den man übrigens schon lange vorher mit guten Gründen beschuldigte, einen jungen Burschen ermordet zu haben, wegen seiner Gewalttaten zu drei Jahren Gefängnis und fünf Jahren Verbannung verurteilt. Natürlich ist die Strafe nie vollstreckt worden; sein vorgesetzter

Bischof nahm ihn als Pfarrer nach Chiloë, wo er noch heute einer Gemeinde zur Erbauung dient.

Puerto Montt, um dessen Erblühen sich die deutschen Ärzte Fonk und Martin große Verdienste erwarben, verdankt seine Bedeutung dem durch Ackerbau treibende Einwanderer gut besiedelten Hinterlande und der Ausfuhr argentinischer Produkte, namentlich Wolle, welche den Weg zum Teil zu Schiff über die großen Landseen Llanquihue, Todos los Santos und Nahuel-Huápi, teils mit Carreta machen. Wir wollen wenigstens ein Stück dieses Pfades verfolgen, der uns in eine Landschaft führt, welche nicht mit Unrecht die chilenische Schweiz genannt wird.

Gleich hinter Puerto Montt — einige Häuser begleiten uns noch — steigen wir jene Ebene hinan, welche sich bis zum Llanquihuesee ausdehnt, dem wir in genau nördlicher Richtung zustreben. Der Wald weicht von der Straße jederseits erheblich zurück, und die offene Fläche ist mit unzähligen, oft ungeheueren Stuken bedeckt, traurigen Resten eines stolzen Alerzals, in dem manche der Zapfenträger 13 bis 14 m Umfang besaßen und 50 m und darüber hoch waren. Eine der mächtigsten von 4 bis 5 m Durchmesser befindet sich nahe am Wege. Sie wird la Silla del Presidente, Präsidentenstuhl, genannt und hat schon mancher zahlreichen Gesellschaft als Sitz für ein Gruppenbild gedient. Heute sprießt neues Leben aus der Baumruine: Arrayán, diese reizende Myrte im Schmuck weißer lockerer Blütenbuketts, blütenschwere Fuchsien und roter Fingerhut. Die hier einst als kolossale Masten zum Himmel aufragenden Koniferen waren Alerces (Lärchen!) (*Fitzroya patagonica*). Sie verdanken ihren Namen einer gewissen Ähnlichkeit mit unserer Lärchentanne, an die sie durch ihre lichte Belaubung oberflächlich erinnern. Bei den Riesen erhält sich nur eine verhältnismäßig winzige Krone gekrümmter ‚korkzieherartig‘ gewundener Äste. Und auch diese macht oft einen abgestorbenen Eindruck. Solch gewaltigem Baume, wie aus der Silla del Presidente zu uns spricht, hat man ein Alter von 2500 Jahren zugesprochen, und Ochsenius

meint, nur mit dem Aufwand von 320 Arbeitstagen eines geübten Waldhäuers sei er niedergelegt worden. Das Innere der alten Bäume vermorscht, was ihr Fällen sehr erleichtert. — Von Zeit zu Zeit treffen wir bebaute Flächen, und dann folgt bald der Hof mit seinen langgestreckten, schindelgedeckten Holzhäusern und sorgfältig eingefriedigten Obst- und Gemüsegärten. Das öde daliegende, nicht als besonders fruchtbar geltende Land ist gleichwohl als Viehweide von großem Wert, wie denn bei vielen Kolonisten die Viehzucht eine größere Bedeutung als der Getreidebau gewinnt, und das ausnahmslos bei den Anfängern. Zur Rechten, östlich von uns, liegt, kaum 30 km entfernt, der Vulkan Calbúco inmitten unberührter Wälder, die nur seinen Gipfel freilassen. Es ist heute einer der tätigsten Vulkane Südchiles, nachdem er bis 1892 geruht hatte, so daß niemand auf einen Ausbruch gefaßt war.

Im Dezember jenes Jahres beobachtete man in Puerto Montt Blitze am völlig wolkenlosen Nachthimmel und ein Beben der Erde¹. Dann folgte eine lange und heftige Regenperiode, so daß die Straßen überschwemmt wurden und sich bald in Ströme verwandelten. Das Barometer sank andauernd auf eine nie gesehene Tiefe, und als endlich wieder trockenes und helles Wetter eingetreten war, sah man den Calbúco weiße Dampfmassen ausstoßen. So ging es fast ein halbes Jahr fort mit enormen, elektrischen Entladungen, unerhörten Regengüssen, welche den Lauf der Ströme veränderten, Beben und unterirdischem Donner, gewaltigen Rauch- und Dampfausbrüchen des Vulkans, die sich über ihm in der Form eines ungeheuren Regenschirmes stauten, bis er Anfang September Asche in die Lüfte wirbelte und roten Dampf und zuletzt auch Steine, zum Teil 10 km weit schleuderte. Und nun begannen die Wälder zu brennen: oft mit hoch emporlodernden Flammen, allgemeiner jedoch mit bläulichen, kleinen Flämmchen, die aus der glühenden Asche

¹ C. Martin: La Eruption del Volcan Calbúco.

hervor an den Wurzeln der Waldriesen leckten. Dann wieder fuhr der Vulkan fort, hohe Säulen weißen Dampfes zum Äther zu senden, und immer hörte man es im Erdinnern grollen. Da, am 29. November, entstieg dem Krater eine ungeheure, graue Wolke, sich über ihm mit wunderbarer Regelmäßigkeit ausbreitend. Der Himmel strahlte im reinsten Blau, und als die Sonne aufging, erglühte die Wolke in ihrem gesamten Umfang wie leuchtendes Gold, während ihr Kern sich dunkler und dunkler und schließlich tiefschwarz färbte. Aus diesem hervor schossen, wie die Strahlen eines Sternes, oszillierende, tiefschwarze Linien, alsbald mehr und mehr ineinander verschwimmend und sich zu einer ungeheuren Decke verwebend, die sich nach wenigen Stunden vom Zenit auf Erde und Meer senkte. Nun war düsterste Nacht. Die Leute vermochten sich nicht mehr auf der Straße zu erkennen oder zu orientieren. Man zündete die Lampen an, und währenddem begann es zu regnen, aber es war ein zischender, schwerer, scharfer, stechender und schmerzhafter Regen: zuerst von kleinen Steinchen, dann von Sandkörnern und schließlich von dem feinsten Pulver, das man sich denken kann. So regnete es stundenlang und bedeckte alles mit hellgrauer Asche, Bäume, Sträucher und Kräuter, die im Blütenschmuck des Frühlings standen, Straßen und Häuser. Sie klebte sich in Haar und Bart und durchdrang die Kleidung. Am folgenden Tage erneute sich unter Blitzen und unterirdischem Donner der Ascheregen; aber darauf flaute die Erregung des Berges ab. Der ewige Schnee und der Gletscher seines Gipfels waren verschwunden. — Wo einst Wälder den feuerspeienden Kegel bedeckt hatten, sprudelten nunmehr heiße Quellen aus Asche, Schlamm und Schutt, unter welcher Kruste, was die Flammen verschont, begraben lag.

Der Ascheregen ist in bestimmten Richtungen noch in 60 km Entfernung vom Vulkan niedergegangen. Er hat seine nähere Umgebung zu einer trostlosen Wüste gestaltet und Bächen und Strömen ihr Bett verlegt,

so daß sie mit schlammgesättigten Fluten in die Fluren und die Wohnungen der Kolonisten einbrachen. Die ausgestoßene Asche wurde von dem ausgezeichneten, jung verstorbenen deutschen Mineralogen Robert Pöhlmann untersucht und erwies sich als Augit-Andesit mit sehr viel Feldspat, dem sie ihre helle Farbe verdankt.

Der Calbúco, im Indianischen Quellaype, ist einer der kleinsten und der Küste am nächsten gerückten Vulkane des Südens. Er mißt nur 1725 m, erscheint aber höher, da er unmittelbar aus der Ebene aufsteigt. Der Durchmesser seines enormen Kraters wird auf 1 km geschätzt.

Die gewaltige Fläche des Llanquihueeseees breitet sich vor uns im Sonnenglanze. Am südlichsten Zipfel des Beckens liegt das kleine Puerto Varas, im Sommer von Fremden aufgesucht, die zum Teil sogar aus Santiago kommen. Das große Gewässer umrahmen niedrige, sanft ansteigende Hügelketten, in deren Wälder die Höfe und Felder der Kolonisten eingesprengt sind. Ihre Gütchen liegen, wie die westfälischen Bauernhöfe, weit auseinander. Die Besiedelung erfolgte in konzentrischen Ringen um den See herum; 1904 waren sie bei dem dritten angelangt. Das vorwiegend liebliche Panorama erhält einen großartigen Zug durch die Nachbarschaft der Vulkane, vor allem durch den zu den östlichsten Gestaden abfallenden, sein weißes Bild weit auf seinen blauen Spiegel werfenden Osorno und die lotrecht ins Wasser der Ensenada (der tiefen Ostbucht) stürzenden Felswände des Pichijuan, eines dem Nordfuß des Calbúco vorgelagerten Bergrückens. Der Osorno kommt dem Villarrica an Ebenmäßigkeit gleich und bringt die für den Vulkan so charakteristische Kegelform in idealer Weise zur Geltung. Er übertrifft mit 2660 m den Calbúco nicht unerheblich. Darwin hat in dem Erdbebenjahre 1835 vom Meere aus beobachtet, wie eine rote Glut aus seinem Krater emporgeworfen wurde und wieder in ihm verschwand. Es scheint, als ob die Tätigkeit dieses Feuer-

speiers bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts andauert habe. Mächtige Lavaströme sind seinem Innern entquollen, aber grünende Natur verhüllte sie schon wieder sieghaft und den Krater schließt Schnee. Der schöne Berg ist bis gegen 1200 m mit Wald von immergrünen und laubabwerfenden Buchen und Zedern (*Libocedrus tetragona*) bedeckt, den Myrten, Chusque und *Bacharis*gestrüppe undurchdringlich machen.

Der Lago de Llanquihue gilt mit 740 qkm als größter See Chiles. Bis nach dem malerischen Puerto Octai, wo die Straße nach Osorno abgeht, hat der Dampfer gut 40 km bewältigt und die Lagune damit in ihrer größten Ausdehnung von Süden nach Norden durchmessen. Der dritte und reichste Ort, Frutillar, am westlichen Gestade, dort, wo die Punta Larga, die Lange Halbinsel, mit breiter Basis entspringt, benennt sich nach der Erdbeere, Frutilla, an welcher diese Gegend wohl besonders reich ist. Hier residiert der protestantische Pfarrer. Von Puerto Varas ist es nicht weit bis Neu-Braunau, Siedlung der schon erwähnten Deutsch-Böhmen. Den Anden genähert, am Rio Coihuin, bevölkern Hessen das Dorf Chamisa, eine rein evangelische Gemeinde, und wie Martin meint, vielleicht der deutscheste Ort in Chile. Die Kolonisten sind durchweg vermögliche oder gar reiche Leute, deren Produkte leichten Absatz finden, entweder im Norden der Republik, wie ihr Vieh und ihre Butter, oder gar nach Europa, wie Honig und Wachs und neuerdings auch Flachs. Bereits 1904 hörte ich von Anstrengungen, den Flachsbau in Llanquihue einzubürgern. Inzwischen zeitigten dieselben solch erfreuliche Früchte, daß bei Desagüe, dort wo der Maullín den Llanquihueesee verläßt, eine Aufbereitungsfabrik mit Turbinenanlage, belgischen und deutschen Brechmaschinen und gegen 100 Röstkasten unter deutscher Leitung, unterstützt von belgischen Vorarbeitern, entstand. Man baut blaublühenden Lein (*Linum usitatissimum*), der 1 bis 1,30 m lang wird und das Kilogramm mit 2,40 M. auf europäischen Märkten (1913) gehandelt wurde.

Puerto Varas ist der Schlüssel der chilenischen Schweiz, etwa wie Zürich der historischen, und wenn wir den Vergleich fortsetzen wollen, so würde man wohl den wiederum wenige Stunden östlicher gelegenen Allerheiligen-See, Laguna de Todos los Santos, dem Vierwaldstätter See an die Seite stellen können. An jenen treten die Gebirgswände und -kegel allseits dicht heran, in seinen Wassern spiegeln sich Osorno und Púntiagúdo, Techado und Derrumbe und der alle überragende, über 3480 m hohe Tronador, ein gewaltiges, barockes Massiv, welches mehrere Gletscher, wie die Strahlen eines Sternes' umgeben. Aber auch die anderen Gebirgshäupter starren in ewigem Schnee, und die kristallklaren, grünen Wasser des unregelmäßig gestalteten, mehrere lange Zipfel aussendenden Seebeckens geben ihre mannigfaltigen Formen und Farben, wie sie nackter Fels, Schnee und Eis bei wechselnder Beleuchtung annehmen, wunderbar scharf und klar zurück, desgleichen spiegeln sie die eigenartigen Wälder, welche die Gebirge erklimmen, soweit es das Klima gestattet.

Die Straßen sind oft jene uns von Chiloë bekannten Planchados, denn der Boden ist vielfach morastig. Der Urwald setzt sich vornehmlich aus Muermos, Laureles, Canelos und jenen dichten, dunklen Myrtenbäumen wie Luma (*Myrtus luma*) und Pitra (*Myrceugenia pítira*) zusammen, aber sie alle werden überragt von den Kronen der Cói-hues (*Nothofagus dombeyi*). Häufig recken sich mehrere ihrer Laubterrassen über das allgemeine Blätterdach hinaus, nicht selten indes nur ein Wipfel, der sich dann wie die Pinie Italiens doldenartig ausbreitet. Ganz außerordentlich ist die epiphytische Vegetation entwickelt. Die uns bekannten rotblühenden Kletterer *Sarmienta repens* und *Mitraria coccinea* wuchern in üppigster Weise und wetteifern mit dem klimmenden Steinbrechgewächse *Hydrangea scandens*. Zu ihnen gesellen sich sehr merkwürdige Bromeliaceen aus dem Geschlechte *Rhodostachys*, deren meterlange Blätter wie Stricke herabhängen. In diesen Gegenden formen sich jene

fast ausschließlich aus kletternden Bambussen bestehenden Gestrüppe, die *Quilantos* genannt werden. Die Bäche sind fast verdeckt von gewaltigen Pangedickichten (*Gunnera chilensis*) mit den beinahe metergroßen, tellerförmigen Blättern, und riesenhaft wie nirgend sonst in Chile entfalten sich die Farne. Allen voran *Alsophila pruinata*. Freilich zu Bäumen erhob sie sich nicht, aber sie nahm den Charakter von mächtigen Sträuchern an, denn ihre verzweigten Blattstiele recken sich zu 2 bis 4 m Höhe empor und schließen sich zu Wäldchen zusammen.

Weiter hinauf von 500 bis 800 m erscheinen Zedern (*Libocedrus*) und Alerces, fernhin kenntlich durch die silberige Schraffierung ihrer Bestände, in denen unter den ungeheuren kahlen, nur im oberen Drittel begrüneten Baumsäulen jüngere gleich unseren Lebensbäumen bis zum Boden dicht belaubt dunkel emporwachsen, ferner der auch auf Chiloë heimische Mañiu (*Saxegothea conspicua*), Bixaceenbäumchen mit ihren wohlriechenden Blüten (*Azara*) und Dickichte stangenartiger Chusques, die Colihuales. Noch höher, beinahe bis zur Baumgrenze, welche zwischen 1200 und 1400 m erreicht wird, steigen von den Bäumen der unteren Regionen in stattlicher Fülle nur die Cói hues. Unter ihnen siedelten sich eine zwerghafte Art des Canelo und mancherlei Blütenpflanzen an, die uns teilweise schon vom Villaricapaß bekannt sind: so das gelbe Veilchen und grünweißliche Kompositen (*Adenocaulon*). Schließlich wird der Cói hue durch andere Buchen, die Ñirres (*Nothofagus pumilio*) abgelöst, aber die Blütenfülle nimmt zu mit Veilchen, Baldrianen, Hahnenfüßen, zarten Irídeen (*Sisyrinchium*), Orchideen aus dem Geschlechte *Chloraea* und einer himmelblau blühenden Komposite (*Clarionea*). Schließlich werden die Ñirres eingehüllt in die langen Bärte einer weißlichen Flechte (*Usnea barbata*).

Der ewige Schnee beginnt in diesen Breiten um 1600 m — der Calbúco ist im Hochsommer fast schneefrei. An seiner Grenze erzeugen einen letzten auffallenden Blütenkranz ähnliche Gewächse wie in der alpinen

Region der Kordillere Mittelchiles. Es sind meist dieselben Geschlechter durch andere Arten vertreten, jedoch kommen auch schon manche für das magelhaensische Gebiet charakteristische vor. Besonders beteiligen sich die blaue *Perezia*, *Senecio*, *Caltha*, *Primula* (*farinosa!*), *Oxalis*, *Euphrasia*, *Anagallis*, *Viola* (aber nicht in den Rosettenarten) und *Ourisia*, d. h. eine Scrophulariaceengattung mit recht auffallenden und bei der hier häufigen *alpina* scharlachfarbenen Blüten.

Eine Eigentümlichkeit dieses südlichsten Chiles sind die von 100 m aufwärts erscheinenden *Ñadis*, ungeheure Moräste, zuweilen von mancherlei Sträuchern, unter denen Zwergcolihue vorherrscht, bewuchert, oft aber auch fast nur von Cyperaceen, hauptsächlich *Dichromena atrosanguinea*, und mehreren *Carex*arten bedeckt, welche von Wasser- und torfigen Schlammrinnen getrennte Bulte erzeugen¹.

Die Sociedad Ganadera ‚Chile y Argentina‘ unterhält, die drei Seen Llanquihue, Todos los Santos und Nahuelhuapi benutzend, von Pt. Montt eine rege Verbindung mit Nordpatagonien. Vom Allerheiligensee folgt der Weg dem aus Gletschereis des Tronador geborenen Rio Peulla, zum nur 1000 m hohen Paß Pérez Rosales emporsteigend, dessen Ostfuß sich zum Lago Frio hinabsenkt, der mit dem (ganz argentinischen) Nahuelhuapi in schiffbarer Verbindung steht. —

Im Mai 1913 wurde die Bahnstrecke Osorno-Pt. Montt eröffnet und damit auch die südlichste der ‚deutschen‘ Provinzen mit dem Herzen Chiles verbunden. Manche fürchteten in dieser Errungenschaft eine Bedrohung des Deutschtums in Eigenart, Sitte und Sprache. Ganz anders Martin, welcher von dem neuen, erst in der Salpeterwüste Tarapacás sein Ende findenden Verkehrswege nicht nur eine Steigerung des Wohlstandes, das Erwachen schlummernder Kräfte, sondern auch eine weitere

¹ J. Steffen: Viajes i Estudios en la Rejion Hidrográfica del Rio Puelo 1896—1897.

„freie Einwanderung unternehmender Deutscher“ erwartet. Er fügt sogar hinzu, den Finger auf die Wunde der deutschen südchilenischen Siedelungen legend: „Nur durch Einwanderung deutscher Tätigkeit und Intelligenz, deutschen Gewerbefleißes und deutscher Weltanschauung können die versumpften Gemeinwesen, welche jetzt in engherziger Vereinsmeierei und noch engherzigerem Religionsstreite vegetieren, wieder zu neuer Entwicklung aufleben. Absatzwege und Eingangspforten brauchen die Deutschen in Südchile. Vor allem brauchen sie Zufuhr neuen deutschen Blutes.“ —

Trotz der schönen Erfolge zahlreicher fremder Kolonien Südchiles blieb die Einwanderung, verglichen mit Argentinien, sehr gering. Dort summten sich etliche Zehntausende, hier Millionen.

Ja, 1903 haben sich 5000 Südchilenen an den argentinischen Minister wegen Auswanderung nach Argentinien gewandt, da sie die Opfer fortgesetzter Ausbeutung und Beraubung ihrer eigenen Landsleute wären, wie die ‚Ley‘ vom 22. August berichtete!

Woran liegt das, wie erklärt es sich, daß sogar mehrere europäische Regierungen die Auswanderung nach Chile untersagt haben?

Verschiedene Gründe springen in die Augen: die Gefahr, der man in Chile an Leib und Leben entgegengeht, denn das Banditentum hat im Süden unerhörte Dimensionen angenommen, ferner die beispiellose Rechtsunsicherheit und die Entwertung der Moneda corriente, des chilenischen Geldes.

Ob nun Südchile, welches allein in Frage kommt, als regenreiches Waldland mit schlechten und im Winter kaum gangbaren Wegen und sparsamer Ackerkrume überhaupt mit Ländern wie Argentinien zu konkurrieren vermag, erscheint zweifelhaft; außer Frage aber ist es, daß jemand, der zwischen 1900 und 1908 die Fahrt von Valparaiso nach Mendoza gemacht hat und dann im Verlaufe von 24 Stunden chilenische Lotterei und Verfall und

argentinische Sauberkeit und Ordnung, wenn auch nur vom Zuge aus vergleichen konnte, gern östlich der Kordillere sein Heil versucht.

In Chile wurden vielfach schwere Fehler begangen. Bekanntlich ist es ein Land des Großgrundbesitzes. Es wird Jahrhunderte dauern, bis die Latifundien Mittelchiles, welche einer erheblichen Bevölkerungszunahme und Einwanderung im Wege stehen, sich in mittleren Besitz verwandelt haben. Da ist es nun kaum verständlich, daß die Regierung zwischen 1902 und 1906 ähnliche Zustände im Süden durch Erteilung ungeheurer Landkonzessionen, vorzüglich an Viehzucht-Gesellschaften, schuf. Diese entvölkern nämlich wieder die mühsam und dürftig besiedelte Erde und lassen die mit vielem Schweiß gewonnenen Äcker von Bambus überwuchern, um möglichst massenhaft Schafe und Rinder halten zu können.

Sodann haben sich die gewaltsamen Schutzmaßregeln zum Besten der Indianer als gefährlich auch für die rechtmäßigen Besitzer erwiesen, denn die Indianer ließen sich durch chilenische Winkeladvokaten verführen, mit denselben — und namentlich den fremden Eigentümern — post festum Prozesse anzufangen, bei denen der Verführer der eigentliche Gewinner blieb und bleiben wird.

So sind die Verhältnisse in Südchile schon für den länger ansässigen Kolonisten keine sorglosen. Das gute Land ist überdies in festen Händen und enorm im Werte gestiegen, was folgende kleine Mitteilung illustrieren mag. Bei Calbúco liegt das Inselchen Chaullín. Ihr erster Besitzer verlor sie um eine Bagatelle im Spiel, der zweite verkaufte sie für eine Axt, der dritte für ein chilotisches Pferd, der vierte für 3500 Pesos Papier und der fünfte für 40 000 Pesos Gold = 60 000 Mark.

Über die widersinnigen, zahlreiche Existenzen gefährdenden Landkonzessionen hat der deutsche ‚Grenzbote‘ von Temúco sehr bewegliche Artikel geschrieben.

Einem derselben möchte ich zur Warnung folgendes entnehmen¹:

„Von der Regierung des Präsidenten *Riesco* (1901 bis 1906) wurden sämtliche Staatsländereien im Süden an Private verteilt, damit diese eine gewisse Anzahl Ausländer als Kolonisten auf den ihnen zugewiesenen Ländereien ansiedeln sollten, wofür ihnen als Entschädigung zwei Dritteile derselben zu 30jähriger, unentgeltlicher Benutzung überlassen blieben. Mit der Kolonisation hätten sie vertragsmäßig innerhalb eines Jahres anfangen müssen. Ganz anders faßten aber die Unternehmer die Sache auf. Weit entfernt davon, ihre Verpflichtung ernst zu nehmen, betrachteten sie dieselbe als Formsache und veräußerten ihre sogenannten Rechte bei erster Gelegenheit gegen hohe Summen an die wie Pilze aus der Erde hervorschießenden Aktiengesellschaften. Die wildeste Spekulation begann. Die Gesellschaften erwiesen sich aber noch viel weniger geneigt, den übernommenen Kontrakten nachzukommen. Ihr ganzes Bemühen, ihre einzige Arbeit beschränkte sich auf das eine Ziel, saftige Viehweiden zu gewinnen. Obgleich ihnen nur das in den betreffenden Grenzen gelegene einwandfreie Staatsland zugesprochen war, beschränkte man sich nicht darauf, sondern betrachtete sämtliches Land, ob bewohnt oder nicht, als Eigentum und handelte dementsprechend. — Die Rechte Tausender von Familien werden von den Gesellschaften nicht respektiert; wer nicht gutwillig verkauft, dem wird der Prozeß gemacht, und er wird mit Polizeigewalt entfernt. Für die übermächtigen Eindringlinge sind die Gesetze tote Buchstaben. Reklamationen und Interpellationen im Kongreß hatten bisher nur leere Versprechungen zur Folge; die Kolonisten bleiben der Willkür ausgeliefert. Auf den errungenen Komplexen siedeln die Gesellschaften aber keine neuen Kolonisten an, sondern das Land wird mit Rindvieh vollgestopft.“

¹ *Fritz Gaedicke*: Bericht vom Llanquihuesee. 31. Okt. 1906.

„Auf diese Weise hat die Gesellschaft Rupánco bereits ihre gesamten Konzessionsländereien entvölkert, und die Sociedad Chile-Arjentina leitete die ersten Schritte zu gleichem Vorgehen auf einer unlängst erworbenen Konzession ein, indem sie die Regierung anging, ihren Advokaten — der eigentlich zu dem Zweck da ist, die Interessen der Ansiedler wahrzunehmen — anzuweisen, die Besitzer von Fiskalland, unter denen man leider alle Bewohner versteht, auf Herausgabe desselben zu verklagen. So ist denn unsere Kolonie am Vorabend eines erbitterten Kampfes angelangt, es gilt die Verteidigung ihrer in 50 Jahren schwerer, saurer Arbeit und Mühe erworbenen Güter gegen Raubritter gefährlichster Art.“

Wenn man sich in den Städten Valdivia, Osorno, Pt. Montt u. a. des Südens ergeht und überall auf deutsche Bauart, deutsche Namen, deutsche Laute trifft und überdies nicht selten die beliebte Redensart von ‚reindeutschen‘ Orten und Gegenden auffängt, wird man leicht zu einer falschen Vorstellung über die numerische Stärke des germanischen Elementes verführt. So erzählt Dr. Martin, daß in dem uns doch so besonders deutsch anmutenden Pt. Montt unsere Landsleute gleichwohl kaum $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung ausmachen. $\frac{5}{6}$ sind Chilenen und Chiloten. — Mag man mit Martin die Zahl der Deutschredenden in ganz Chile auf 20 000 oder, wie andere wollen, auf 30 000 schätzen, sie bilden selbst in den sog. deutschen Provinzen nur eine Art Sauerteig im chilenischen Volkskörper. Besitzen doch die drei in Frage kommenden Landesteile Llanquihue, Valdivia und Cautin rund 500 000 Bewohner. Übrigens ist eine genaue Ermittlung der das Deutschtum in Sitte und Sprache Fortpfllegenden unmöglich, weil jeder in Chile Geborene, durch Gesetz Chilene, dem chilenischen Organismus sich unlösbar eingliedert. Die Landesstatistik vermerkt nur diejenigen als Ausländer, welche außerhalb der Grenzen der Republik das Licht der Welt erblickten. Ihr zufolge lebten 1907 auf chilenischem Boden gegen 11 000 Reichsdeutsche, 4000 Österreich-Ungarn, 2000 Schweizer und

etwa 1400 Holländer, Schweden, Norweger und Dänen. Diese imponierenden Träger germanischer Kultur verstärkten sich durch Einwanderung von Transvaal-Buren und durch anschlusssuchende slawische Elemente.

Den anderen mächtigen Pfeiler unserer Rasse bilden die Briten. 1907 ermittelte man knapp 10 000, und die Englischredenden schätzt man nicht über 15 000, und zwar aus gutem Grunde. Die Söhne der britischen Inseln haben sich nicht als Bauern im Urwalde zwischen Indianern niedergelassen, sondern als Handelsmänner in den Häfen und belebten Städten, also inmitten einer sozial und ethisch gleichwertigen Gesellschaft. Somit war der Vermischung mit eingeborenen Elementen keine natürliche Schranke gezogen, und die Geschichte lehrt denn auch das Entstehen einer anglo-chilenischen Aristokratie. Ferner ist zu beachten, daß die Engländer Iquiques, Valparaisos oder Santiagos beweglicher bleiben, denn sie beließen es bei einem behaglich eingerichteten Hause, dessen man sich leicht und rasch mit allem Inventar entäußern konnte, sobald die Sehnsucht nach Albion zurücktreibt. Während meines Aufenthaltes in Chile habe ich eine ganze Reihe von Auflösungen englischer Haushaltungen in Santiago erlebt, entsinne mich aber nur vereinzelter deutscher Fälle. Denn sogar der deutsche Stadtbewohner besitzt die Neigung, sich mit der fremden Erde fester zu verketten. Unter den vermögenden Santiaguiner Deutschen nennen nicht wenige außer dem Hause in der Hauptstadt eine Sommervilla im Seebade oder selbst Liegenschaften im Süden ihr eigen. Der Angelsachse richtet sich mehr auf Rückkehr in sein Vaterland ein, der Deutsche auf Bleiben. Kein Wunder also, wenn trotz des andauernd starken Zuzugs von Engländern, welcher bereits in spanischer Zeit einsetzte, und der nicht mangelnden Schulen das Idiom Shakespeares von der deutschen Zunge überflügelt wurde.

II. Teil.

Mittelchile.

Kordillere, Busch und Kultur.

Sechstes Kapitel.

In die Cordillera de los Andes.

Curicó, eine mittelchilenische Provinzialhauptstadt. — Der Huáso. — Palladores. — Der Chilene ist Antivereinler. — Ausrüstung und Proviant. — Auf der Landstraße. — Vorkordillere: Blumen und Vögel; die Diuca. Die Lascános. Torpeadura. Der Wald. Papageien, Cortacorriente, Tauben Tapacúlo und andere gefiederte Gesellen. Die Landschaft. Auffallende Insekten. Retamales (Ginstergebüsche). — Hochkordillere: Landesgrenze und Wasserscheide. Der Planchongletscher. Die Schwefelbäder. Der Vulkan Peteróa. Alpines Pflanzen- und Tierleben. Ein Schneesturm. Jahreszeiten. — Im Tale des Rio Claro: Bremsen. Robles und Zypressen. — Landwirtschaft: Inquilinos. Ackerbau und Viehzucht. Trilla und Rodéo.

Im Januar 1903 machte ich, begleitet vom Präparator des Museo Nacional, eine Reise in die Cordillera de los Andes der Provinz Curicó nach dem Peteroa-Vulkan, welcher die Gletscher des Planchon zu Nachbarn hat, und wo heiße Quellen und ewiger Schnee kaum eine Steinwurfslänge auseinanderliegen.

Wir berühren Buin, nach einem peruanischen Orte genannt, bei welchem General Bulnes einen Sieg erfocht, und vertraut durch das Santiaguiner Bataillon 'Buin'. Als bald folgt Rancagua als ein Zentrum des Obst- und Getreidebaus mit verschiedenen Mühlen und Konservenfabriken, dann Rengo und San Fernando.

Koebel vergleicht den Abschnitt von Santiago bis San Fernando mit dem Minhotal in Portugal.

Curicó (211 m), curi-co schwarzes Wasser (der Araukaner stellt das Adjektiv wie wir), liegt 182 km südlich von Santiago in demselben Längstal und ist Hauptstadt der gleichnamigen an Weizen, Mais, Hülsenfrüchten, Kleefeldern, Wein und Vieh reichen Provinz. Das schmucke Landstädtchen soll einer der schönsten Orte der Republik sein, wurde 1743 gegründet, 1830 zur Stadt erhoben und zählt heute 23 000 Einwohner. Es ist Sitz der Intendanz, erfreut sich eines Lyzeums zweiter Ordnung und bereits zweier Banken. Außerdem preist es sich, wie alle Städte Zentralchiles, reich an Kirchen und Klöstern. Die Industrie nahm in einigen, von Franzosen ins Leben gerufenen Gerbereien einen bescheidenen Anlauf. Dagegen gilt der Handel mit verschiedenartigen Landesprodukten als nicht unbeträchtlich. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft werden, soweit sie zur Ausfuhr geeignet sind, als Abarrotes bezeichnet, und so lesen wir hier denn auch häufig unter den Reklamen: man kauft Abarrotes.

Da wir hier Führer und Diener, Pferde und Maultiere mieteten und Proviant kauften, mußten wir einige Tage verweilen und konnten Studien über das Leben der chilenischen Kleinstadt machen.

Das Hôtel Central, wo wir wohnten, lag in der Tat mitten in der Stadt und gewährte namentlich durch das alte Rebendach über dem Binnenhofe einen recht angenehmen Aufenthalt. Die Trauben färbten sich schon blau. Die Beköstigung war wie überall nicht gerade schlecht und der Wein gut. Empfindlich machte sich der häufige Mangel an Eis geltend, welches entweder von Talca kam, der nächsten größeren Stadt, wo eine Brauerei existiert, oder von der Kordillere durch Eingeborene auf dem Rücken herbeigeschleppt wurde. Diese brachten stark gepreßten Schnee. Viel schwerer zu ertragen war indessen der Nachtbetrieb, der wie in allen Hotels, namentlich Mittelchiles, erst gegen Morgen erlosch.

Der Chilene macht die Nacht zum Tage. Die Frauen schwatzen und vergnügen sich am Piano, die Männer spielen. Gegen Mitternacht nehmen sie noch die Cena, Tee und Gebäck. Wenn sie sich dann schließlich zurückziehen, werden noch endlose gemeinsame Nachtgebete absolviert. Bei der Hellhörigkeit der Häuser bekommt man von allem mit. Der Chilene steht natürlich erst spät auf, nicht vor elf; das erste Frühstück nimmt er im Bette. So geht es in Santiago und auf dem Lande.

Nachmittags schläft solch Städtchen, wenigstens in der heißen Sommerzeit. Das eigentliche Leben beginnt erst nach der Comida (dem Diner, das zwischen 7 und 8 Uhr eingenommen wird) auf der Plaza, wo abends die Musik der Polizei konzertiert und die Hautevolee in bester Toilette sich einstellt. Danach werden die Konditoreien aufgesucht, um Eis zu essen. Was im Hotel wohnt, wie die Sommerfrischler aus der Hauptstadt, zieht sich später dorthin zurück, aber nicht zur Ruhe.

Sonntags bot Curió ein anderes Bild. Alsdann belebten sich die Straßen mit den Huásos. Huáso kommt aus dem Indianischen (Quechua) und bedeutet grober, plumper, bäurischer Mensch. Man bezeichnet so die Landleute, solche, die den Acker bearbeiten, das Vieh beaufsichtigen, aber auch jene, welche es bereits zu Verwaltern von Gütern und Vorwerken gebracht haben oder sogar Eigentümer sind. Meistens also Männer im Dienste von Großgrundbesitzern, denn einen Bauernstand gibt es in Mittelchile nicht. Ich lernte zwei Typen unterscheiden: große, hagere, schwarze, starkbärtige Gestalten, und kleine, korpulente, mit höchstens einem dünnen Lippenbarte. Jene, anziehende Figuren, waren offenbar spanischen Blutes, während diese noch ziemlich reine Indianer vorstellten. Aber in ihrer Vorliebe für bunte, auffallende Kleidung glichen sie sich. Ihr Poncho, das über die Schultern geworfene Tuch mit dem Kopfschlitz, leuchtete in den mannigfaltigsten und grellsten Tinten; ebenso viel Wert war darauf gelegt, daß auch der breite, wie ein Panama gebaute Hut möglichst in allen Nuancen

des Regenbogens strahlte. Er war aus sehr verschieden gefärbtem Stroh geflochten, mit buntem Bande geziert, und zeigte überdies noch öfters das eingestickte Wappen Chiles. Zu den weiteren Hauptstücken seiner Bekleidung gehören die übers Knie reichenden Ledergamaschen mit langen Quasten und farbigen Nähten und vor allem jene kolossalen Sporenräder, über die bereits Darwin den Kopf geschüttelt hat. Eine Folge dieser Ungetüme sind die unvernünftig hohen, becherförmigen Stiefelabsätze (*tacos à la copa*), durch welche allein es ermöglicht wird, daß der Sporenträger sich auch zur Not gehend fortbewegen kann. Der *Huáso* ist mit dem Pferde verwachsen, das er durch den Peitschenriemen antreibt, in welchem sich der Zügel verlängert.

Seinen Charakter schildert Claudio Gay in dem berühmten Werke über Chile folgendermaßen: Der *Huáso* ist gut, ehrlich und intelligent und äußerst ehrerbietig gegen seinen Herrn. Er wagt z. B. nicht einmal in seiner Gegenwart zu rauchen. Aber er ist auch äußerst mißtrauisch und selbst heuchlerisch und nimmt weder das Interesse seines Patrons wahr, noch sucht er ihn zu verteidigen, wenn irgendwo über ihn abfällig gesprochen wird. Von Haus aus furchtsam, verliert er indes die Schüchternheit bald in der Stadt. Spiel und Trunk liebt er über alles und bringt darin schnell und gern durch, was er sich mühselig erworben hat.

Ihr Landsmann Valderama rühmt die *Huásos* als edel, freigebig und nicht ohne geistigen Schwung. Der *Huáso* liebt es, seine Kumpane in der *Chingana* (Quechua), der Landkneipe, zu bewirten und pflegt im intimen Kreise zum bilderreichen, geschickten Redner aufzutauen, dem es an guten Einfällen und bissigen Pointen nicht gebricht. Die Begabtesten erwerben große Beliebtheit und Anhang als Barden, *Palladores*, bald in mehr oder minder melancholischen Liebesliedern, *Tonadas*, bald in romanzenhaften *Corridos* oder lieber noch in den messerscharfen, auf Frage und Antwort gestellten *Pallas*, improvisierten kurzen Strophen, brillierend. Da werden dann gelegent-

lich wahre Sangerstreite ausgefochten, und es ist vorgekommen, daß sich der Unterlegene aus Gram das Leben nahm.

Gay hebt noch einen anderen Charakterzug hervor, der ungemein weittragend ist: Der Huso besitzt einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das soziale Leben, es fehlt ihm vollständig der Genossenschafts- und Gemeinsinn, welcher die Glieder der kleinsten und größten Gemeinwesen in Kulturstaaten auszeichnet, und dem diese ihre Eigenart und Blüte verdanken. Noch heute liebt er wie der Araukaner die Abgeschlossenheit. Das ungefähr wurde 1862 gedruckt. Ich glaube, inzwischen hat sich der Widerwillen gegen volkreiche Siedelungen vermindert, wenigstens ist der Zuzug in die Städte andauernd sehr bedeutend. Indessen läßt sich der eigenbrotlerische Charakterzug als Erbteil vielfach erkennen.

Der Chilene ist wenig geneigt, Koalitionen zu bilden. Erst in neuester Zeit gelang es der unablässigen Agitation von Ausländern, die Handwerker und Arbeiter teilweise zu organisieren. Auch die jüngst geschaffenen Studentenverbande sind äußerst locker, und die Macher Fremde. Am liebsten würde jeder für sich sorgen und der Gesamtheit entrinnen. Der Chilene hat im allgemeinen wenig Lokalpatriotismus und, wie ich glaube, auch nicht viel Heimatsinn. Ich habe häufig beobachtet, daß sich jugendliche Personen, welche sich von auswärts nach Santiago verdungen hatten, wohl nach ihrer Mamta oder einem ihrer Geschwister zurucksehnten, aber nicht nach der heimatlichen Scholle, über deren Rückständigkeit sie sogar verächtlich redeten. Übrigens kennt ihre Sprache nicht einmal ein Wort für Heimat, denn el hogar besagt nicht dasselbe.

Der Chilene ist Antivereinler. Es gibt freilich überall einen Klub, aber es fehlen jene kleinen, gemütlichen Zirkel, an denen unser geselliges Leben vielleicht überreich ist. Man beachte, daß in der gesamten Studentenschaft nur eine Korporation vorhanden ist, und sich zu dieser, welche etwa 15 Mann zählt, junge Leute

ausländischer Abstammung (meist deutscher) zusammenschlossen. „Es ist traurig, daran zu denken, daß wir nicht in einer Familie von Brüdern leben, sondern in einer kalten Gemeinschaft (*fria colectividad*), in welcher uns nur Egoismus und Gleichgültigkeit begleiten.“ So klagte *Mont-Calm*, ein chilenischer Literat. Der Chilene hat noch weniger Sinn dafür, etwas für die Zukunft eines Gemeinwesens zu tun, da bei ihm die weitere Liebe kaum über den engen Kreis seiner Blutsverwandten, geschweige seiner eigenen Tage hinaus gewachsen ist. In der Tat, wenn man *Santiago* verläßt, das der Nationalstolz etwas aufgedonnert hat, wird man nur noch selten jene öffentlichen Betätigungen für die *Salus publica* vorfinden, in denen bei uns Flecken und Städte miteinander wetteifern. —

Nach fünf Tagen waren wir reisefertig. Unsere kleine Karawane setzte sich am Morgen des 7. Januar in Bewegung und bestand außer dem Präparator und mir aus einem schon ein wenig ergrauten Führer und einem jungen *Huáso*, dem Vermieter und Beaufsichtiger der Tiere. Wir brachen mit 3 Pferden und 7 Maultieren auf. Fünf der letzteren trugen Ausrüstung und Proviant.

Was hat man in die Kordillere mitzunehmen? Ein Zelt und einen Schlafsack aus Schafellen. Das Zelt darf so einfach wie möglich sein. Und an Nahrungsmitteln: 1. *Chárqui* (*Quechua*), d. i. an der Sonne gedörrtes, leicht gesalzenes Ochsen- oder Kuhfleisch. Man bekommt es in breiten, unregelmäßigen, aber dünnen Stücken. Der *Chárqui* wird vor dem Gebrauch ein wenig geröstet und alsdann zwischen Steinen ziemlich fein zermahlen oder nur grob zerquetscht. Ersteren ißt man roh, letzteren in der Suppe, dem *Valdiviano*. 2. *Harina tostada*. Sie ist kaum minder wichtig, denn das geröstete Weizenmehl bildet ein anderes Hauptnahrungsmittel des Volkes. Die Eingeborenen nehmen es regelmäßig anstatt Kaffees als erstes Frühstück mit kaltem Wasser oder lieber noch mit Milch und reichlich Zucker. Sie rühren sich alsdann einen *Ulpó* an. 3. *Grasa*, Rinder-

talg, mit dem der Valdiviano gefettet wird. 4. Brot, und zwar kleine, rundliche Grasabrote. Wir versahen uns, einen Monat ins Auge fassend, mit 100 Stück, die zwar rasch steinhart werden, aber in der trockenen, chilenischen Sommerluft nicht verderben. 5. bis 7. Kartoffeln, Reis und Zwiebeln, um dem Valdiviano die nötige Rundung geben zu können. Mit Zwiebeln darf man nicht knausern, denn die schätzt der Chilene sehr. 8. und 9. Rohes Mehl und Schweineschmalz zum Backen von *Zopaipillas*, einem guten und sehr beliebten Ersatz für Brot. Auch die besseren chilenischen Familien backen sie an regnerischen Wintertagen in jener behaglichen, halben Feststimmung, in der man bei uns wohl Krapfen schmort. 10. bis 12. Salz, spanischen Pfeffer (*Aji*) und sehr viel Zucker¹. Der Chilene will seine Speisen und Getränke pfefferig oder süß. Man wird ihm nie etwas zu süß machen. Wenn man zum erstenmal sieht, welche Anzahl Zuckerstückchen in eine Tasse Kaffee oder Tee versenkt werden, glaubt man, der Betreffende sei geistesabwesend. 13. bis 15. Kondensierte Milch, Tee und Kaffee. Der niedere Chilene liebt den Kaffee sehr und zieht ihn dem Tee vor, aber beides ist ein Luxus und soll für die Peone auch ein Sonntagsextra bleiben. 16. und 17. Käse und Ölsardinen. Letztere waren Delikatessen für unsere Begleiter. Auch das Öl wurde noch sorgfältig ausgeschlürft. 18. bis 21. Streichhölzer, Lichte, Tabak nebst Papier für Zigaretten. Der *Huáso* ist leidenschaftlicher Zigarettenraucher. Der Tabak ist nicht langfaserig, sondern krümlig wie Pfeifentabak. 22. leisten wir uns ein Dutzend Büchsen der wohlfeilen und doch so vorzüglichen, eingemachten chilenischen Pfirsiche, *Durasnos*; wir haben diese Last nicht bereut. 23. Ein Fäßchen Wein; auch das hat Verwendung gefunden. — Dagegen haben wir einen Schinken wieder unversehrt heimgebracht. Niemand von uns zeigte Verlangen nach ihm.

¹ Der Zuckerkonsum betrug vor dem Kriege (1913) pro Kopf 24,5 kg. Jener von Mais, Hülsenfrüchten und Reis zusammen 21,5, von Fleisch 44 kg.

Das Reisen in Chile ist umständlicher und teurer wie in manchen anderen Teilen Südamerikas, z. B. Kolumbien, wo sich Dörfer und Herbergen bis an die Schneegrenze hinaufziehen und man überall einfache Unterkunft und Beköstigung bekommt. In Chile dagegen bedarf es, wenn man von der Straße abweicht, des geschilderten Trosses; eine Folge der Latifundienwirtschaft.

Die Landstraße, welche wir, Curicó hinter uns lassend, nach Osten einschlagen, ist, wie meistens in Chile, eine Pappelallee mit derart dicht gepflanzten Bäumen, daß sie eine natürliche Einfriedigung der Weiden und Weizenfelder bilden, deren wir nur hin und wieder durch einen Spalt ansichtig wurden. Denn zwischen den Alamos (Pappeln)¹ hat sich die Zarzamora (Brombeere) mit ihren schwarzgrünen, stacheligen Rankenmassen eingeflochten. Die dichten, grünen Mauern rechts und links spenden zwar in gewissen Tagesstunden Schatten, machen aber das Reisen monoton und vermehren die Lästigkeit des Staubes, da er nicht entweichen kann. Alle Landstraßen Chiles sind sommers mit etliche Fuß hohem Staube und winters mit der entsprechenden Schlamm- schicht bedeckt. Wo ein Bach den Weg kreuzt — eine Brücke fehlt —, schimmert das lichte Laub der Trauerweide, die wir regelmäßig bei den schwarzbraunen, niedrigen Hütten antreffen, welche öfters die Pappelschnur unterbrechen. Jedoch häufiger befinden sich die wenigen und ärmlichen Wohnungen versteckt hinter der Pappelwand, und nur das Kläffen der Hunde verrät sie. Wir reiten schon im Bereich des Großgrundbesitzes; die Anwohner sind Inquilinos. Und Inquilinos, Abkömmlinge früherer Leibeigener, sind auch die Bewohner der mageren Örtchen Romeral, Villa Alegre, El Guaico und Calabózo, die sich mit kaum einem halben Dutzend jammervoller Ranchos vorstellen, und die man trotzdem auf der Karte findet, wohl damit sie nicht allzu leer bleibt.

¹ Die italienische Pappel, der häufigste Kulturbaum Chiles, ist erst 1804 eingeführt worden und liefert heute alles leichte Tischlerholz.

In etlichen der Ranchos wird ein kümmerlicher Wirtsbetrieb mit dem Ausschank von Wein und Chicha ausgeübt, auch kann man meistens etwas Käse und Brot bekommen. Durch das 1902 entstandene Alkoholgesetz ist derselbe ruiniert, da die Konzessionssteuern (Patente) viel zu hoch sind, und seitdem im Aussterben begriffen. Die Erlaubnis zu allem, was ein Inquilino in Handel und Wandel beginnt, hängt überdies vom Gutsherrn ab und kann jeden Augenblick widerrufen werden. Eine derartige Unselbständigkeit lähmt naturgemäß die gewerbliche Betätigung der Unternehmungslustigeren unter ihnen. So darf man sicher sein, auf alle Fragen, ob es dies oder jenes gibt, ein stereotypes „No hai!“ — „das gibt es nicht!“ — als Antwort zu erhalten. Es sind Stätten der Trostlosigkeit, der Anklage gegen den brutalen Egoismus einer kleinen, aber heute noch allmächtigen Kaste.

Bei Calabózo (der Kerker) erreichten wir etwas nach Mittag den Fuß der Kordillere. Von nun an wird der Weg frei, die Pappeln bleiben zurück, wir reiten im Tal des Rio Teno, den wir vorläufig zur Linken haben. Der Rio Teno, ein wilder Gebirgsstrom, der wasserreich der Ebene zubraust, entspringt einem See, welcher 3047 m hoch in nächster Nähe des Planchopasses, inmitten ewigen Schnees, gelegen ist und eine Ausdehnung von 3,2 qkm besitzt. Nunmehr wird der Weg erfreulich, die reiche Vegetation der Vorkordillere beginnt, und mit ihr entfaltet sich auch das Tierleben.

Die Felsabhänge, welche wir zur Rechten streifen, stehen im Schmucke der prächtigen, gelben Blütenbüschel der Pantoffelblumen (*Calceolaria*), orangefarbener, violett getüpfelter Gauklerblumen (*Mimulus*) und leuchtend rotgelber Amaryllideen. Stark duftende Sträucher und Bäume treten auf. Der Bóldo (*Boldoa fragrans*)¹, ein ungewein dicht belaubter Baum mit glänzenden, aromatischen Blättern und Früchten, die wirksam bei Leber-

¹ Fam. Monimiaceae.

leiden sein sollen; der ebenfalls heilkräftige Culén (*Psoralea glutinosa*), ein zierlicher Strauch der Leguminosen, bei dem Rinde, Blätter und Blüten einen angenehmen, aber intensiven Duft ausatmen, und der streng riechende Párqui (*Cestrum parqui*), eine Solanacee. Zwischen diesen überall Maquigebüsche (*Aristotelia maqui*)¹, deren Zweige schon voll von den begehrten, blauschwarzen Beeren sind.

Auf den äußersten Zweigspitzen eines Maquistrauches wiegt sich die reizende Lóica (*Trupialis militaris*), der Trupial Chiles, ein dunkelbraun gefiederter, amselgroßer Vogel, dessen Männchen mit seiner lebhaft roten Kehle und Brust eine der schönsten Erscheinungen der heimischen Ornis vorstellt. Oder es begrüßt uns die unscheinbare graue Téncá (*Mimus thenca*), die Singdrossel Südamerikas, von der Claude Gay entzückt meint, daß sie mit der Nachtigall an süßem, melodienreichen Gesange wetteifere und ohne Zweifel der beste Sänger der Neuen Welt sei. Auf unserm Pfade bewegt sich hüpfend ein Diúca-Pärchen fort, um alsdann aufzufiegen und von dem Telegraphendrahte aus (der sich noch bis nach Los Quéñes fortsetzt) unsere Karawane zu beobachten. Es kehrt uns seine weißen Vorderseiten zu; das übrige Gefieder ist rein aschfarben. Die Diúca (*Diuca grisea*) besitzt die fröhliche Munterkeit ihrer Sippe, der Finken, in hohem Grade. Sie ist größer als ihre europäischen Verwandten, aber wie diese immer bereit zum Tirilieren. Sie singt: „Jo, jo, schiu-schiro-schiri, schiu.“ Mit dem Nahen der Morgenröte erwacht sie und stimmt, nicht selten zu kleinen Banden vereinigt, ihr erstes Konzert an. Andrés Bello, der Sprachforscher, Staatsmann und Dichter, Venezolaner von Geburt, welcher in Chile eine zweite Heimat fand², hat der Diúca in seiner Ode an den 18. September, Nationaltag seines Adoptiv-Vaterlandes, eine Strophe gewidmet:

¹ Fam. Tiliaceae.

² In Chile von 1829 bis 1865.

Día feliz! Cuando asomó la aurora
Sobre la ajigantada
Cabeza de los Andes, ¡ la Dítica
Te cantó la alborada.

O hehrer Tag, an dem die Morgenröte
Sich um der Anden Riesengipfel schlingt!
O Tag des Glücks, an dem die Morgenröte
Die Dítica dir in dein Erwachen singt!

Der Weg steigt von Calabózo nach Los Quéñes allmählich an. Die Felsen bestehen aus andesitischen Konglomeraten und Tuffen. Los Quéñes befindet sich 44 km östlich von Curicó am Zusammenfluß des Rio Teno und Claro; letzterer kommt aus einem südlichen Seitental vom Planchon. Die Siedelung zählt etwa ein Dutzend ärmlicher Hütten, aber etwas entfernt von ihnen erhebt sich ein hoher Bau aus weißem Stein, der an diesem Orte überaus fremdartig wirkt: der Resguardo, die Zollstation; er beherbergt auch das letzte Post- und Telegraphenamtsamt. Man wird desselben schon in der Ferne ansichtig; mit seinen leuchtenden Mauern und glitzerndem Zinkdach inmitten der romantischen Gebirgswelt den Eindruck eines Schlosses erweckend, das sich vielleicht ein reicher Sonderling zur Weltflucht in dieser wilden Einsamkeit erbaute.

Der Cajon, d. i. die Schlucht, in der wir hinaufritten und die wir bis zur argentinischen Grenze verfolgen werden, gehört nebst dem des Rio Claro drei Brüdern Lazcáno: Prudencio, Agustin und Fernando. Letzterer war lange Jahre Senatspräsident und jüngst Präsidenschaftskandidat. Das Tenotal ist im Besitze Fernandos, während Agustin die linke, Prudencio die rechte Seite des Rio Claro einnimmt. Wir beabsichtigten, später dem Cajon des Rio Claro einen Besuch zu machen, weil er unberührter ist, wurden aber schon in Santiago unterrichtet, daß er vom Eigentümer gesperrt sei. Früher hatte in diesem der bessere Weg zum Peteróa hinaufgeführt. Wir versahen uns also mit einem Empfehlungsbriefe Don Fernandos an seinen

Bruder Prudencio und erachteten uns so gut ausgerüstet als möglich. Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als Don Prudencio, ein ältlicher Herr, uns in Romeral, wo er seinen ständigen Wohnsitz hat, den Brief des Bruders wutentbrannt zerrissen vor die Füße warf und sich in einen Strom von Beleidigungen ergoß, von denen auch einige uns trafen, die wir es gewagt hatten, ihm mit einem Briefe dieses Menschen, der doch bekanntlich der größte ‚Farsante‘ (Possenreißer) Chiles sei, unter die Augen zu treten. Ein uns unbekanntes Stück Familienzwistes, wahrscheinlich politischen Ursprungs, wie so häufig in Chile, enthüllte sich in brüsker Form; eine Seltenheit bei dem im allgemeinen sehr gemessenen Charakter der chilenischen Aristokraten. Übrigens gab er schließlich die gewünschte Erlaubnis.

In Los Quéñes trafen wir auf eine große Anzahl Inquilinos aus der Hazienda Don Prudencios, die sich bereits mehr als erlaubt gütlich an Chicha in einem Don Prudencio gehörenden Ausschank getan hatten. Es war ein rötlicher, stark zu Kopf steigender Most. Die Huásos gaben sich lärmend und schreiend der Torpeadura hin: sie suchten sich gegenseitig mit ihren Pferden von dem glatten Baume abzudrängen, welcher, der Länge nach auf niedrigen Pfosten ruhend, die Schenke gegen die Straße absperrt. Das Torpearen versetzt die Reiter in die größte Aufregung, die Pferde schäumen und bluten unter der erbarmungslosen Marter der riesigen Sporenräder und den unausgesetzten Schlägen. Natürlich geht auch dieser Kampf um Geld und Chicha. Die Zuschauer wetten.

Obwohl uns unsere Tagesleistung befriedigte und der Abend herniederkam, konnte ich mich nicht dazu verstehen, inmitten jener wüsten, angetrunkenen Rohlinge zu nächtigen. Das Kämmerlein, welches eventuell dazu hätte dienen können, war so leicht gebaut, daß es kaum einem Fußtritt standgehalten hätte; Bequemlichkeiten, wie ein Bett, gab es nicht. So brachen wir nach kurzer Rast auf und langten mit der Dunkelheit in La Jaula an.

Wir würden La Jaula als ein Vorwerk bezeichnen. Ich hatte bestimmt angenommen, auch hier für Geld und gute Worte ein Nachtquartier zu bekommen. Die ganz repräsentablen Gebäude bestärkten mich darin. Um so unangenehmer überraschte mich der rundweg abschlägige Bescheid. Es blieb nichts anderes übrig, als uns auf einer Wiese auszustrecken, die vom Kordillerenwinde bestrichen wurde, der so eisig vom Hochgebirge herabkam, daß mich ein krampfartiger Schüttelfrost befiel, ehe ich mich noch in meine Schaffelle retten konnte. Nachdem das Gespräch der Leute verstummte, die sich am offenen Feuer einen Imbiß bereitet hatten, war der brausende Teno das einzige, was man hörte. Über uns wölbte sich der Sternenhimmel, den kein Wölkchen trübte, mit dem Orion und südlichen Kreuz. So hob die erste Nacht an in der Kordillere, der noch 29 folgen sollten. Die erste war keineswegs die schlechteste.

Am andern Morgen, wo wir mit Sonnenaufgang rüsteten, überzeugten wir uns, wie zutreffend der Name Jaula (Käfig) für diesen Ort war, den Fluß und Gebirge derart eng umgrenzen, daß ein wenig Mauerwerk genügte, ihn vollständig abzusperren.

Bisher hatten wir noch hin und wieder Hütten an unserer Straße angetroffen, welche zurzeit von allerlei Stadtleuten bewohnt wurden, meist Schwindsüchtigen, die ihre Betten im Freien aufschlugen. Regenschauer sind jetzt nicht zu befürchten. Von nun an wird die Landschaft noch sehr viel verlassener.

Schon hinter Los Quéñes beginnt der Wald der Kordillere, der uns in dieser Breite (35°) bis in Höhen von etwa 1700 m folgt. Er unterscheidet sich wesentlich von dem des entsprechenden Küstengebirges durch das Fehlen von Bellota, Tique und der Myrtensäume, von denen nur ein einziger zierlicher Vertreter, der Arrayán (*Myrtus chequen*), erschienen ist. Dagegen besitzen die Bosques der Anden Zapfenträger. Die uns auch hier in ihren Schatten aufnehmenden Charakterbäume der Anden Mittelchiles sind Canélo, Lítire, Quillái,

Maitén, Língue, Peúmo und Bóldo. Alle sind immergrün. Canélo und Bóldo haben wir bereits kennengelernt. Der Litre (*Lithraea caustica*)¹ ist nur ein kleinerer Baum, welcher kaum mehr als 7 m hoch wird, sich sehr stark verzweigt und in ein braungrünes Laubgewand von großen, ganzrandigen und lederartigen, gegenständigen Blättern hüllt. Er liefert ein eisenhartes Holz, macht sich aber durch seine giftigen Blätter recht gefürchtet. Bei manchen Personen rufen sie bei bloßer Berührung lebhaftere Entzündungen der Haut hervor. — Der Quillái (*Quillaja saponaria*), eine Rosacee, gilt als einer der wertvollsten Bäume Chiles. Seine Rinde schäumt mit Wasser wie Seife und enthält tatsächlich den Seifenstoff, das Saponin, der sich auch extrahieren läßt. Quilláirinde ist ein famoser Fleckenreiniger, vorzüglich zur Wäsche wollener und seidener Stoffe und wird in bedeutenden Mengen ausgeführt. Auch das mittelharte Holz schätzt man für feinere Arbeiten. Die schuhartigen, hölzernen Steigbügel der Huásos, welche mit reichgemusterten Ornamenten in Kerbschnittmanier verziert zu sein pflegen, werden aus dem weißen Quilláiholz angefertigt, und zwar meistens von geschickten Burschen auf dem Lande. Auch in Los Quéñes habe ich auf der Rückreise einen solchen Künstler bewundern können. Der Quillái erreicht bis zu 10 m Höhe und ausnahmsweise gegen 2 m Dicke. Öfters vermorscht er vollständig im Innern, was seinem Wohlbefinden keinen Abbruch tut. Er ist nicht besonders dicht verzweigt und die Äste gehen stark auseinander. Seine elliptischen, glänzenden, hellgrünen, lederartigen Blätter sind ganzrandig oder unregelmäßig schwach gezähnt und wechselständig. Ende Januar sahen wir ihn im Schmucke weißer Blüten, die sich zu kleinen Trauben vereinigen. Der Quillái steigt von seinen Genossen mit am höchsten (weiter nördlich über 2000 m) in das Gebirge hinauf. Leider wird ihm von den Rindensuchern (Cascarilleros) arg zu Leibe gegangen, denen wir mit ihren schwarz-

¹ Fam. Anacardiaceae.

braunen Lasten oft begegnen. Früher entrindeten sie die Bäume meistens nur so weit, als sie langen konnten.

Der graziöseste unter den Waldbäumen Mittelchiles, die ihre undurchdringliche, schwere Belaubung meistens geradezu panzert, so daß sie, von der Sonne getroffen, wie der Peúmo, einer kompakten, strahlenden Erzmasse gleichen, ist der Maitén. Die erste Silbe des Namens ist ein Omen: es ist ein mailicher Baum, leicht und luftig wie die Birke. Das helle, weiche Laub der schlanken Blätter fließt an seinen Zweigen herab, die sich wie bei der Trauerweide in langen Strähnen niedersinken. Aber die Äste des Maiténs streben kräftig auseinander und kühn in die Höhe, und so vereinigt dieser Baum das Liebliche und Starke in seltener Weise. Der Maitén (*Maytenus boaria*, Fam. Celastraceae) reckt sich bis zu 14 m empor und wächst selten gesellig. Seine weiß-purpurnen Blüten erscheinen schon im Frühjahr, aber sie sind klein und sprießen einzeln. Das nach außen weiße, nach innen zu rötliche Holz ist hart und geschmeidig und für Tischlerarbeiten geschätzt. Língue (*Persea lingue*) und Peúmo (*Cryptocarya peumus*) sind riesige Lorbeerbäume, welche eine Höhe von 25 m erreichen können. Beide besitzen eine ungemein dichte und glänzende Belaubung. Ihr Holz ist hart; besonders das des Língue, von dem es eine weiße und rote Sorte gibt, wird in letzterer Qualität wegen seiner Härte und Elastizität sehr begehrt und auch zum Schiffsbau verwandt. Die Rinde beider, aber wiederum vornehmlich des Língue, spielt die wichtigste Rolle in der Gerberei. Man extrahiert sie fabrikmäßig nebst derjenigen des Muermo in Valdivia. Dagegen liefert nur der Peúmo eßbare rote, große Früchte, die ihn wundervoll schmücken, gern verzehrt von den Landleuten, nachdem sie dieselben etliche Zeit in warmem Wasser ausgezogen haben, um einen bitteren Beigeschmack zu entfernen. An lichten, steinigen Stellen wächst häufig ein kleiner Strauch, der Colihuái (*Colliguaya odorifera*), dessen Holz und Blätter, namentlich wenn sie verbrannt werden, einen starken Duft erzeugen. Sie enthalten einen giftigen

Milchsaft, mit dem die Indianer früher ihre Pfeile bestrichen. Er gehört zu den Wolfsmilchpflanzen und ist der Wirt eines bronzefarbigen Prachtkäfers (*Ectinogonia buqueti*).

Von La Jaula verengt sich das Tal des Teno, welches sich dort rechtwinkelig nach Süden gewandt hat, mehr und mehr. Unser Weg verwandelt sich in einen schmalen Saumpfad, der öfters beinahe von den Wassern des Flusses genetzt wird, meistens jedoch in beträchtlicher Höhe an Dioritwänden und oft jäh abfallenden Trümmerhalden entlang läuft. Gegen Mittag erreichten wir den wildesten Teil des Tenotales, eine Art Höllental: die mächtigen Berge, welche mit gewaltigen Felswänden steil abfallen, treten unmittelbar an den Fluß heran. Das nackte Gestein baut sich stockwerkartig übereinander und ist derart zerspalten und zerschlissen, daß es an vielen Stellen wie aus Säulen zusammengesetzt erscheint. Die Nischen in schwindelnder Höhe sind angefüllt mit dem Schutt zertrümmerter Berggipfel, der sich in die Tiefe zu ergießen droht. Die Vegetation vermochte nur in Gestalt einiger Farne hier und dort Fuß zu fassen. Durch diesen Felsenengpaß bricht sich donnernd der Teno Bahn, dessen gletschergrüne Wasser wie im bacchantischen Taumel vorwärts stürmen. Hoch hinauf spritzen und stäuben seine sich bäumenden Wellen, so daß die Luft von sprühendem Naß geschwängert ist und die Sonne ihr buntes Spiel mit dem farbigen Bogen treiben kann. Dem Pfade Raum zu gewinnen, wurde der Fels gesprengt, aber trotzdem mußten unsere Tiere durch die Fluten.

Dicht hinter dem Durchbruch des Teno, dessen Tal sich alsbald wieder weitet, nahm ich zum erstenmal jenes scheltende, nur den P a p a g e i e n eigene Schreien in den Lüften wahr und sah ein Pärchen, den Fluß kreuzend, auf die hohen Schotterterrassen zufliegen, die in einiger Entfernung unsere Gebirgsschlucht abschließen. Die lärmenden Gesellen waren Loros, im Indianischen Tricágües geheißen (*Cyanolyseus byroni*), welche in jenen senkrecht abfallenden Geröllwänden in Erdlöchern nisten. Man

hörte die Jungen die Alten begrüßen. Der Tricágüe ist dunkelolivfarben und wird über $\frac{1}{2}$ m lang, bewohnt aber nicht nur Chile, sondern auch Argentinien und Paraguay. Mein Interesse wurde indes von jenen übermütigen Schreihälsen abgelenkt, dem Teno zu, welcher gerade über einige Steinkolosse hinwegsetzte, denn in dem Gischt bewegte sich ein Vogel, gaukelte auf den wilden Wassern, tauchte in sie unter und ergötzte sich in dem dahinstürmenden Elemente, wo man meinte, daß es alles Lebende augenblicks zermalmen müßte. Cortacorriente, die Stromdurchschneidende (*Rhaphipterus chilensis*)¹ heißt er und gehört zu der Familie der Säger (Mergidae). Die Stromkreuzerin sieht wie eine Ente aus und besitzt deren Größe. Sie ist ein sehr hübscher, bunter Vogel mit gelbem Schnabel, weißem Hals — das Weiß durchsetzen ein Paar schwarze Längsstreifen —, schwarz und weiß geschecktem Rücken, schwarzer Brust und braunem, schwarzgetüpfeltem Bauch. Auf den Flügeln folgen sich Schiefergrau, Grün und Braun, voneinander durch weiße Säume getrennt. Der Bürzel ist schieferfarben, der kurze Schwanz braun. Die Flügel bewehrt ein starker, spitzer Sporn. Dieses merkwürdige Geschöpf lebt einzeln und immer in bedeutender Höhe in den reißenden Strömen der chilenischen Anden. Gay meint, daß es zwischen 1200 und 1700 m am häufigsten sei und nur bei strenger Kälte ausnahmsweise bis auf 500 m herabkomme. Die Cortacorriente ist ungemein scheu. Beim geringsten Geräusch taucht sie unter, um erst, weit entfernt, wieder zu erscheinen.

Im niedrigsten Gesträuch nistet das kleine, braune Täubchen der Kordillere, die Tortolita cuyana (*Columbula picui*), welches am liebsten auf dem Boden umherläuft, darin dem Túrco und Tapacúlo nachahmend. Der Túrco (*Hylactes megapodius*) ruft seinen Namen und der Tapacúlo (*Pterotochus albicollis*) verdankt ihn der Gewohnheit, den Schwanz steil aufwärts zu tragen, denn

¹ Auch *Merganetta armata* Gould.

er bedeutet: „Bedecke den Hinteren!“ Beide sind hier sehr zu Hause, und wir sehen diese braunen, kräftigen, hochbeinigen Vögel mit dem kurzen, emporgerichteten Schwanze häufig auf den kahlen Abhängen hin und her schießen, bis sie bei unserem Herannahen halb laufend, halb fliegend unter lautem Rufen verschwinden. Außerdem scheuchen wir immer wieder kleine Banden des glänzend schwarzen chilenischen Stares, des Tordo (*Curaeus aterrimus*), und einer graubraunen, schwarzköpfigen Drossel (*Turdus fuscoater*) auf. Wir hören das Zwitschern des Anden-Stieglitzes, des Jilguero de la Cordillera (*Chrysomitris uropygialis*), der freilich, weniger bunt als der unsere, sich mit Schwarz und Gelb begnügen muß, ferner des Chirihue (*Sycalis arvensis*), eines kleinen, braungelben Finken, und hoch über uns das der Schwalben, die mit den Papageien an den steilen Abhängen wohnen. Nahe dem Wasser nistet der kleine, schwarze, auf dem Rücken rotbraune Colejial (*Centrites niger*), ein chilenischer Fliegenschnäpper, welcher stets die Nähe der Flüsse aufsucht und an ihren Ufern und selbst in ihnen auf den Steinen umherhüpft, und der ihm verwandte, bis auf die schneeweißen Schwungfedern rein schwarze, Runrun (*Lichenops perspicillata*).

Vor Los Cipreses hatten wir noch eine besonders beschwerliche Stelle, die Loma Alta überschreitend, zu bewältigen. Der Saumpfad führte in schwindelnder Höhe über nackten Fels, in den öfters Stufen eingehauen waren, am Grat des hohen, nach der Flußseite hin jäh abfallenden Bergrückens entlang. Ein schneller Abstieg brachte uns nach Los Cipreses, wie La Jaula ein Vorwerk, in dem man, wie wir bald sahen, ein Weniges säte und besonders Vieh hielt, aber eine erklecklichere Einnahme wohl von den Passanten erzielte, die hier rasteten, und für deren Tiere Talaje, d. i. eine Gebühr für Benutzung der Weide, erhoben wurde. Es gab einen Tages- und Nachtobulus von je 10 Centavos das Stück. Man konnte auch innerhalb des sogar mit Zink gedeckten Hauses nächtigen, natürlich ohne Betten. Wir zogen jedoch die freie Natur

vor. In diesen Baracken pflegt es von Ungeziefer und besonders Flöhen zu wimmeln. Der Ort hat seinen Namen von den Zypressen (*Libocedrus chilensis*), welche noch heute hier wachsen. Auf der anderen Seite des Flusses sieht man einen jungen Bestand, dicht beim Hause einige alte, die aber einen ganz falschen Begriff von diesem herrlichen Baume geben, da sie eine rundliche, bizarre Wipfelkrone auf häßlichem, mit dünnen Ästen bewehrtem Stamme tragen. Wir werden sie in ihrer ursprünglichen, majestätischen Schönheit später am Rio Claro kennenlernen und wollen alsdann auf sie zurückkommen.

Los Cipreses liegt in einem Talkessel. Im Süden sieht man das breite Schneehaupt des Cerro Colorado (3500 m). Die Berge, welche uns rings umgrenzen, und deren Rücken nach dem Teno abfallen, sind nur in ihren unteren Teilen mit Bäumen und Sträuchern ziemlich dicht bekleidet. Die Vegetation verliert sich schnell der Höhe entgegen; der Grat ist nackt.

Worin besteht der eigentümliche Reiz der Kordillerienlandschaft? Wie würde ein Maler sie malen?

Ich lasse ihn seine Staffelei an einem Punkte aufstellen, den wir morgen berühren werden. Dicht vor ihm senkt sich eine breite, fahlgelbe Erdschwelle gemächlich wie eine letzte Stufe in das Tal hinab. Sie ist in den leuchtend roten Schimmer von tausend feuerfarbenen Amaryllideen¹ getaucht, welche blattlos aus dem Boden aufschossen, und der Rand einer Trümmerhalde, die jene Schwelle noch erreicht hat, hüllt sich in die blau orange-farbenen Blütenwogen einer Scrophulariacee², deren dichte Pracht der Wind bewegt. Dann folgt ein Durcheinander gewaltiger, loser Felsstücke und wiederum eine mächtige Schutthalde, bröckeliges Gestein und Grus, alles nackt; nur das Felsengewirr dicht vor uns ist grellgelb getupft durch die Blütenbüschel der Calceolarien, und zerstreut leuchten, wie rubinfarbene Lichter, die großen,

¹ *Habranthus chilensis*. ² *Schizanthus retusus*.

einzelnen Blüten der *Renilla*¹. Wie Kulissen schieben sich von rechts und links schroffe Bergrücken vor und bedrängen den Strom in der Tiefe mit dem hellgrünen Wasser, daß er sich bäumt und sein Gischt die langen Zweige des *Maiténs* peitscht, der hart am Ufer aufwuchs. Ihre Flanken sind mit einem graugrünen, buschigen Pflanzengewirr bedeckt, aus dem aber überall der Fels in anstehenden Blöcken oder übereinandergeworfenen Massen hervorstarbt. Auf ihren Graten erblicken wir die Profile der von langem Schaft getragenen Kolben blaublühender *Chaguáles*². Das ist die Nähe. In der Ferne sieht man die vielen Gebirgsausläufer sich vor- und übereinander schieben und vermag ihre abwechslungsreich gestalteten Rücken nach Osten und Westen oft so weit zu verfolgen, bis der Schnee sie krönt. Sie sind fast kahl, aber das Gestein, aus dem sie gebildet, der Fels oder die Konglomerate, vielfach geschichtet, sind von verschiedenartiger Färbung, und die Sonne, die alles mit Licht durchdringende chilenische Sonne, weckt die mannigfaltigen Farben, verleiht ihnen Kraft und gibt auch dem Toten und Trostlosen etwas Lebendiges. Den Abschluß unseres Bildes erzeugt ein gewaltiger Gebirgsstock, welcher sich breit und wundervoll gegliedert in den tiefblauen Äther hineinhebt. Der ewige Schnee füllt seine Schründe und Mulden, sein gezackter Grat aber und die Felsenschroffen treten blaugrau aus dem blendenden Weiß hervor. Und über allem strahlt der sattblaue Himmel, den kein Wölkchen trübt; nur wie ein Fähnchen löst sich zuweilen ein weißes Dunstgewebe von den Firnen, aber es verbraucht im Aufsteigen.

Nirgend erblicken wir jene freundlichen Wiesenmatten, die sich in den Alpen bis an die Schneegrenze hinaufziehen, denn das Gras wächst staudenartig, in Büschel versprengt; nirgend kleidet Fels und Hänge jenes saftige Grün der Farne und Moose wie dort. Dagegen gewahrt man überall die gewaltigen Spuren der

¹ *Calandrinia discolor.* ² *Puya alpestris.*

Zerstörung: es ist, als ob der Schöpfer seines Werkes nicht froh geworden, dasselbe wieder zusammenrütteln wollte. — Wie vieles Fremdartige und Gegensätzliche birgt die Natur! Die Blumen, welche aus dem nackten, steinharten Erdreich in riesiger Fülle aufsprießen ohne irgendwelches Grün. Die leuchtende Farbenpracht der Blüten und der Artenreichtum auffallender Pflanzenerscheinungen, die sich auf einem engen Raume zusammendrängen, und dann wieder diese unabsehbaren, öden Steintriften und Bergeshänge. Dazu kommt die Verlassenheit, der weite, nur durch das Felsengebirge selbst begrenzte Ausblick, die ungewohnte Deutlichkeit, mit der alles sich abzeichnet, und als Folge dieser die Unmittelbarkeit, mit der sich das Gewaltige, ob nah oder fern, dem Auge darbietet. Hier bin ich, bestaune mich!

Bei Los Cipreses bekamen wir den schönsten Schmetterling Chiles zu Gesicht, die prächtige *Castnia eudesmia*, die an unser rotes Ordensband erinnert und die blaublühende Puya besucht. Außerdem sahen wir vielfach eine kleine Varietät der *Pyrameis carye*, mit viel intensiver als gewöhnlich ausgeprägtem Schwarz und Rot, ferner die kleine, gelbe *Rumia aurantiacaria* und drei verschiedene *Satyrus*-Arten.

Auch entdeckten wir einige Laufkäfer, die schwarze *Calosoma vagans*, den *Carabus chilensis*, in der Varietät mit dem blaugrünen Protorax. Die Gattung *Carabus* (oder *Ceroglossus*) ist in Südchile namentlich durch wundervolle Höhenvarietäten in Goldgrün, Tiefschwarzgrün, Bronze verschiedener Tönung und Blau bis Blauschwarz reich vertreten, nach Norden geht sie indes nur wenige Meilen über den 35° hinaus. Ferner eine zu den Rüsselkäfern gehörende grau-grüne Art von *Platyapistes*, welche seltsamerweise nur hier und fern an der Küste bei Constitucion gefunden wurde. Auch eine neue Art derselben Familie (*Otidoderes buergeri* Germain) belohnte die Jagd.

Auf den Wegen der niederen Kordillere gibt es kaum ein häufigeres Geschöpf als eine sehr große (4 cm lange), braunrote Grabwespe, welche meist dicht an der Erde

hinfliegt (*Sphex latreillii*). An den Ufern der Bäche und Ströme bewegen sich Scharen der gesellig lebenden Arten der Gattung *Bembex*, ebenfalls Grabwespen, die ihre Eier in den Sand legen und verscharren. Die Larven werden mit Insekten genährt, welche ihnen die Eltern zutragen, nachdem sie dieselben betäubt haben.

Bei Los Cipreses beobachtete ich eine kleine Heuschrecke (*Oedipoda cinerascens*), welche dem braun-gelb-rötlichen feinen Geröll, auf dem sie sich bewegte, in der Färbung vorzüglich angepaßt war. Eine andere (*Oed. signatipennis*), mit gelben, kräftigen Linien an Brust und Hinterleib, bewohnte nur das trockene Gras, während sich eine dritte, rein grüne Art ausschließlich im grünen Grase vorfand. Alle drei sind gemein und beleben denselben, mehrere Hektar großen Weideplatz und halten sich dennoch stets räumlich voneinander getrennt. Im dünnen Grase kommt hier noch ein anderes Anpassungswunder, nämlich eine dünne, strohgelbe Gespenstheuschrecke (*Proscopia*), vor. Der Chilene nennt sie Palote oder Caballo del Diablo, Teufelspferd.

In Los Cipreses waren während der Nacht noch einige Reisende angelangt, welche über den Planchonpaß nach der argentinischen Stadt San Rafael wollten, so daß am Frühmorgen ziemliches Leben herrschte, namentlich bei der Belastung der Maultiere, was nie ohne kräftige Flüche abgeht.

Auf unserer Weiterreise hatten wir einige Male schöne Ausblicke in Seitentäler mit prächtigen Schneebergen im Hintergrunde. Wir sahen das zerklüftete, spitze Haupt des Pichuante und das breite, dem Cerro Colorado ähnelnde Massiv der Gloria. Nach einigen Stunden erblickten wir Los Maiténes, ein Vorwerk, das sehr hübsch zwischen Maiténes an dem 15 m hohen, entgegengesetzten Ufer des Teno liegt, und bald danach erreichten wir eine ausgedehnte Ebene, eine alluviale Anschwemmung, die dicht mit Sträuchern bestanden war. Wir befanden uns bereits in der Gestrüppregion.

Einen hervorragenden Anteil nimmt an der Zusammensetzung des hohen, aber lichten Busches ein Leguminosenstrauch, die *Rétama*, der chilenische Ginster (*Anarthrophyllum*), von dem mehrere Arten der Hochkordillere eigentümlich sind, indem sie erst zwischen 1800 und 3000 m auftreten, oft gewaltige, grabhügelartige Polster erzeugend. Ferner ein *Spartium*-artiger Strauch, der *Camán* (*Retamilla ephedra*), sodann ein scheinbar ganz aus langen, spitzen, grünen Dornen zusammengesetzter Busch, der die Blätter bereits abgeworfen hat und den allfremdartigsten Eindruck macht (*Discaria americana*), eine *Colletia*, die ebenfalls dornig und kahl in die Luft starrt — alle drei Rhamnaceen —, und eine strauchartige, wohlriechende Verbenacee (*Diostea juncea*) mit weißen Blütenrispen, die zurzeit von einer großen Buprestide (*Pithiscus souverbi*) besetzt ist. Hier, und noch reichlicher bei Los Cipreses, wächst ein hoher Strauch, der an die Heide erinnert, in Wahrheit aber zu den Nachtschatten gehört, der *Pichi* (*Fabiana imbricata*), und ein holziger Lippenblüter, der *Oreganillo* (*Gardoquia gilliesii*), dessen braune Zweige dicht in ein überaus kleinblättriges Laub gehüllt sind, das von zarten, weißen Blüten durchbrochen wird. Natürlich fehlt es nicht an dem für die chilenische Flora so charakteristischen Genus *Baccharis*, einer zweihäusigen Komposite, welche hier unter anderen durch einen doldenartig verästelten Strauch vertreten ist, dessen zierliche, keilförmige Blätter nur die Spitzen der Zweige bekleiden. Er steht zurzeit im Schmucke seiner seidglänzenden, wolligen, weißlichen Blütenpinsel. Noch mehr aber zieht ein anderer Korbblütler (*Chuquiragua oppositifolia*) unser Augenmerk auf sich durch die glänzend goldgelbe, gemeinschaftliche Blütenhülle, die sich aus sehr großen, stacheligen Blättern zusammensetzt und offenbar zur Klasse jener auf Anlockung von Insekten berechneten Schaugebilde gehört. Aber leuchtender und prächtiger sind die Sonnenrosensträucher mit ihren großen und zahllosen, dunkelgelben Blüten, welche der Chilene *La Maravilla*, das Wunder, nennt. Wir stehen in-

mitten übermeterhoher Büsche (*Flourensia corymbosa*), die ihre auf schwankem Stiel sitzenden Blüten von 4 bis 5 cm Durchmesser uns entgegenrecken. Sie werden nur noch übertroffen von der Flor de Granada, der *Mutisia*. Dieses wundervolle Pflanzengeschlecht treffen wir als einen graziösen Kletterstrauch mit graugrünen, tief ausgezackten und dadurch stacheligen, in eine kurze Ranke verlängerten Blättern und herrlichen, purpurroten Blüten.

Zwischen dem Strauchwerk fehlt es auch nicht an niedrigen, meist einjährigen Blütenpflanzen, die sich durch satte oder leuchtende Farben auszeichnen. Allen voran die weithin sichtbaren, weißen, großen Blüten einer stark nesselnden Loasacee (*Caiophora coronata*), Ferner gibt es prächtige Zieste (*Stachys*), blaurote Malven (*Cristaria*), gelbe, orangefarbene und dunkelviolette Pantoffelblumen, darunter die *Calceolaria arachnoidea* und *thyrsoiflora*, letztere mit sehr schmalen, linealen Blättchen, verschiedene *Senecio*-Arten, Tabake (*Nicotiana scapigera*), so weit verbreitet in den höchsten Anden, ein Santelgewächs mit dicken, orangefarbenen Blütenähren (*Quinchamalium linarisides*), gelbviolett blühende Berglinse (*Phaca*), von der einige Arten, z. B. *nubigena*, sich noch über 3500 m hinaus finden, und die wie von einem weißen Filz überzogene *Leuceria andryaloides*, eine Komposite mit rosenroten Blütenköpfchen. Außerdem beobachtet man mehrere krautige Kletterpflanzen: die sehr hoch klimmende, gelbblühende Monjita (*Scyphantus elegans*), eine Loasacee (*Loasa heterophylla*), und eine reich verästelte und belaubte, im Schmucke langer Blütenrispen prangende Bignoniacee (*Eccremocarpus scaber*), von den Eingeborenen Chupechupe genannt. Schließlich sei einer Immortelle (*Triptilion spinosum*) mit den himmelblauen, aber noch leuchtenderen Blüten unseres Vergißmeinnichts gedacht, der zarten blau-purpurnen Blüte der *Godetia cavanillesii*, der rosig angehauchten des Rodalán (*Oenothera mutica*), beides Nachtkerzen, und des massenhaft vorhandenen purpurn blühenden Sauerklees (*Oxalis*) sowie einer

reizenden, ebenfalls mit vielen Purpurblüten ausgestatteten *Calandrinia*, deren schmale Blätter und etwa bis 20 cm hoher Stengel mit einem dichten Pelz feinsten, weißlicher Härchen bedeckt sind. Nun muß ich noch etliche Merkwürdigkeiten erwähnen. Wir fanden zum erstenmal das Kordillerenveilchen (eine echte *Viola*), welches ein ganz apartes Aussehen hat, da die Blätter eine sehr dichte, fest zusammengepreßte Rosette von 3,5 cm Durchmesser bilden, die sich dem Boden andrückt und einer holzigen Pfahlwurzel entspringt. Unser Veilchen hat rhomboidisch gestaltete, langgestielte Blättchen — die Stiele sind mit einem Wollpelz besetzt — mit hellrostfarbenen Unterseiten und stand bereits in den Samen. Die dreiteiligen Kapseln waren zum Teil geöffnet. Es hatte wohl schon im Oktober seine blauen, purpurnen, gelben oder weißen Blüten entfaltet. Ferner wächst hier stellenweise massenhaft ein Korbblüter (*Haplopappus peteroanus*), welcher so stark Harz schwitzt, daß er sogar völlig grün vortrefflich brennt, und endlich erblicken wir die wilde Kartoffel (*Solanum tuberosum*) — wie ich meine, nicht ohne Andacht.

In diesem so mannigfaltig zusammengesetzten, nach seinem Leitgewächse Retamal genannten Busche lärmten Tausende von Zikaden (*Cicada rubrolineata*) mit solcher Kraft und Ausdauer, wie ich es in Chile an keinem anderen Orte gehört habe.

Zwischen Los Cipreses und dem Retamal hat sich der Teno sein Bett in Felsen gegraben, die ihn als ein zer-rissenes und zertrümmertes Geklüft begleiten und in wild-verzerrten Massen aus ihm hervorragen. Der Ungestüm des Stromes ist noch bedeutend gewachsen. Trotzdem sahen wir wiederholt die Cortacorriente in seinen Wassern ihre Taucher- und Schwimmkunst üben. Wir ritten nunmehr, allmählich ansteigend, dem Rio Malo entgegen und trafen zunächst auf verlassene Erzgruben, weiter hinauf jedoch, am Rio Vergara, auf die Minen von San Rafael, aus welchen wohl noch heute Kupferkies zutage gefördert wird. Den Rio Vergara mußten wir über-

schreiten, da wir an dem Bergrücken seines rechten Ufers, der Cuesta de Vergara, entlang zu reiten hatten, um zum Paß zu gelangen. Da es noch ziemlich früh am Tage war, bot die Durchfurchung auch für die Lasttiere keine Schwierigkeiten. Die vom Schnee gespeisten Flüsse schwellen von Mittag ab stetig an, um gegen Abend am wasserreichsten zu sein. — Wir beginnen jetzt den entscheidenden Anstieg, welcher uns in südöstlicher Richtung auf beschwerlichem und steilen Pfade stetig bergan führt. In einer Nische, in die ein Wasserfall herniederstürzt, habe ich die letzten höheren Sträucher und sogar noch ein Bäumchen angetroffen, das sich mit einer *Mutisia* geschmückt hatte. Es waren der ganz mit gelben Blüten überzogene, stachelige Palo amarillo (*Berberis montana*) und der Olivillo, ein Baum, welcher zu den Rosaceen gehört (*Kageneckia angustifolia*), aber durch die dichte, grüne Belaubung mit den mattglänzenden, hellgrünen, sehr langen und schmalen Blättern an eine Weide oder Olive erinnert. In ihm, nicht rankend, sondern nur sich stützend, war die *Mutisia linearifolia* hinaufgeklommen, deren nadelartige Blätter der Haftorgane entbehren. Ihre orangefarbenen, großen Blüten leuchteten wunderbar prächtig aus dem lichten Grün des Wipfels hervor. Fürwahr, ein schönes Bild, mit dem die Gesträuchregion von uns Abschied nahm!

Die Cuesta de Vergara ist aus Dioriten gebildet, die steil zum Flusse abfallen, an dem der Weg zunächst noch entlang führt. Aber er verengt sich stellenweis derart, daß der zwischen Fels und Wasser übrigbleibende schmale Pfad kaum dem Pferde genügt. Dann folgte das letzte Stück bergauf über hartes, rotes Gestein, und um 1 Uhr wateten unsere Tiere im ewigen Schnee. Eine Stunde später bewegten wir uns wieder etwas abwärts und trabten einer sumpfigen Ebene entgegen. Punkt 2 Uhr überschritten wir die chilenisch-argentinische Grenze.

Die Landesgrenze fällt hier mit der Wasserscheide zusammen — was keineswegs überall, zum Kummer der Chilenen, zutrifft — und wird durch eine

kaum merkliche Bodenerhebung gebildet. Östlich derselben nimmt der Rio Negro, wie westlich der Rio Vergara aus Morästen seinen Ursprung. Es ist die Scheide zwischen Pazifischem und Atlantischen Ozean.

Wir befanden uns auf einem schneefreien, am Fuße des Peteróa gegen 2900 m über dem Meeresspiegel gelegenen Hochplateau, welches von vulkanischem, gelbbraunen Sande — Bimsteinmassen — oder grobem Geröll aus vulkanischen Bomben dicht bedeckt ist. Zunächst herrschte dieses, später jener in unabsehbaren Feldern vor. Nach Nordosten senkt sich das plateauartige Tal zu dem im Entstehen begriffenen Rio Negro hinab, sich in Wiesengrund mit kleinen Lagunen und Morästen verwandelnd. Wir hielten uns dicht am Vulkan und gelangten nach einem scharfen Ritze, auf dem wir stark mit dem eisigen Winde zu kämpfen hatten, mittels einer Biegung nach Südosten erst bei einbrechender Nacht bei den Bädern an. Die unliebsame Verzögerung hatte unsere Karawane verschuldet, auf die wir an der Grenze mehrere Stunden warten mußten. Ich war bereits in lebhafter Sorge, daß ihre Führer den Lockungen des Weinfasses erlegen wären; tatsächlich hatten sie indes, mit besserer Erfahrung als wir ausgerüstet, sich in den Retamales, als letzter Gelegenheit, mit Brennholz versehen.

Wir lagerten bei einem der großen, uns entgegenstarrenden Felsblöcke wiederum unter freiem Himmel, ohne anderen Schutz als den Fels und einige Kisten, die wir um uns herum aufgestapelt hatten, an der Grenze des ewigen Schnees. Denn seine Linie senkte sich aus einer Höhe von 5000 m am Tacora (Prov. Tacna) allmählich bis hier auf fast 3000 m herab. Am Aconcagua verläuft sie 4000 m hoch, an den Vulkanen Llanquihues weicht sie nicht mehr als 1500 m zurück.

Am folgenden Morgen sahen wir uns gründlich in den Bädern um. Vorläufig waren wir die einzigen Kurgäste und konnten unter den verschiedenen Wohngelegenheiten, Reminiszenzen an die Steinzeit, auswählen. Sie dankten ihre Entstehung der Natur und dem Fleiße früherer Be-

sucher. Zunächst lud eine recht geräumige, unterirdische Höhle ein, welche unter einem der gewaltigen Felsblöcke ausgeschachtet war, ferner stand eine Art Steinzelt zur Disposition, das der Zufall zusammengefügt hatte, mehrere Blöcke gegeneinander neigend, und weiter sahen wir rohe, mannshohe zyklopische Mauern, die im Windschutz einiger Steinkolosse halbkreisförmig errichtet waren. Diese Kombination sagte uns am meisten zu, da sie unter Benutzung unseres Segeltuches wesentlich vervollkommenet werden konnte. Wir erhoben sie zu unserem ‚Hotel‘. Überdies war der Felsblock unserer Wahl genügend unterwühlt, um eine geräumige Dunkelkammer für unsere photographische Tätigkeit abzugeben. Nachdem wir eine ebenfalls geschützte Stelle als Küche ausfindig gemacht hatten, durften wir uns als hinlänglich häuslich eingerichtet betrachten.

Unser Zweck war die Jagd mit Gewehr und Kätsher. Zunächst galt es, sich über die Natur unserer Jagdgründe zu informieren.

Die Schwefelbäder des Planchon befinden sich am Fuße des Planchongletschers und des Vulkans Peteróa; jener begrenzt sie im Westen, dieser im Norden. Nach Süden werden sie durch einen Gebirgskamm eingefast, der sich im scharfen Winkel von dem Gebirgsstock des Gletschers ostwärts abbiegt. Nach Osten öffnet sich die vom Rio Negro durchströmte Hochebene, welche erst in ziemlicher Ferne durch mäßig hohe Gebirgskämme einen Abschluß findet.

Der Gletscher des Planchon, dessen blaugrünes, zerschlissenes Eis uns aus nächster Nähe entgegenstarrt, wird jederseits durch gewaltige Felsmassen eingeschlossen, so daß er sich in einer Mulde befindet. Eine mächtige Schneeschicht bedeckt ihn gleichmäßig wie ein schweres Tuch. Nur sein der aufgehenden Sonne zugewandter Absturz, das Gletschertor, läßt das nackte Eis zutage treten und gibt dem ersten Nebenfluß des Rio Negro, ihn lebensfähig machend, seinen Ursprung. Der Gletscher hat sich in früherer Zeit weit in das vor ihm liegende Tal ausgedehnt und viele Spuren seiner Tätigkeit

hinterlassen. Die vornehmsten sind die riesigen Blöcke der Endmoräne, unter denen wir lagern, und die sich, etwa $1\frac{1}{2}$ km vom Gletschertor entfernt, auf dem Aschefelde zerstreuen. Diese, oft 8 m hoch und bis zu 10 m breit und dick, bestehen aus Andesit, bröckeligen, andesitischen Tuffen und schwarzer, fester andesitischer Lava oder auch aus basaltartigen Andesiten — man bezweifelt das Vorkommen echter Basalte in Chile —, deren Flächen oftmals prachtvoll poliert sind. Der Planchongletscher ist einer der nördlichsten jener an der Magelhaensstraße beginnenden Gletscherkette der chilenisch-argentinischen Anden.

Die Bäder befinden sich zwischen dem Gletscher und der Stirnmoräne. Hier breitet sich ein an heißen Quellen überaus reiches Terrain. Etliche wurden in primitive, durch Ausschachtung erweiterte und von Steinwällen umhegte Bassins gefaßt. Wahrscheinlich ursprünglich Arbeit der Hirten, die unsere Gegend seit langem mit ihren Schafen aufsuchen. 3 oder 4 solcher Badewannen sind besonders bevorzugt und benamst als Dr. Pertucio mit einer Quelle von 38° , Valenzuela von 40° , Solitario von 41° und El Macho, dessen Temperatur ich nicht kenne. Übrigens gibt es Quellen von 55° . Alle zeigten sich in ergiebigster Tätigkeit. Das Wasser ist braungelb und geruchlos; seine Analyse (nach E. Espinoza) ergab:

Schwefel:	0,164	Chlormagnesium:	0,009
Schwefelsaures Natron:	0,040	Eisenoxyd:	0,086
Schwefelsaures Magnesium:	0,046	Kohlensauren Kalk:	0,065
Kochsalz:	0,016	Kohlensaures Natron:	0,078
Kohlensäure: im Übermaß vorhanden.			

Die Quellen werden von Rheumatikern aufgesucht. Außerdem frequentieren den Ort seiner Höhenlage wegen Phthisiker. Die nächsten Tage sollten bereits den Beweis dafür erbringen. Es gab Zuzug. Zuerst ein junger, schwindsüchtiger Seminarist und darauf ein älterer Mayordomo einer nicht allzufernen Hazienda. Jener nur mit einem Diener, dieser von seiner Familie begleitet. Beide Parteien logierten sich unter je einem Felsblock in einer Höhle ein. Bald darauf erhielten wir noch anderen

Besuch in Gestalt eines Reiters, der sich als Abgesandten ‚Don Jaimes‘ legitimierte, um Kurtaxe und Talaje zu erheben. Ich habe mich jedoch angesichts der beschriebenen Bequemlichkeiten nur dazu verstehen können, ein Weidegeld zu bezahlen.

Der Peteróa gehört nach A. Pissis, dem Vater der Geographie Chiles, zum Massiv des Descabezado (3830 m), eines mächtigen, auf chilenischem Gebiet (südwestlich von uns) gelegenen Vulkans, dessen Gipfel ein ungemein ausgedehnter Krater einnimmt, weshalb er wie ‚geköpft‘ aussieht. Weitere vulkanische Erhebungen dieses gewaltigen Gebirgsstockes sind der noch südlichere Cerro Azul (3745 m), ebenfalls mit mächtigem Krater, dessen Nordrand aber eingestürzt ist, so daß er ein spitzes Haupt bekommen hat, östlich von ihm der Descabezado Chico (3330 m), nördlicher (uns am nächsten) der breite Colorado von 3500 m und schließlich an der über den Planchonpaß verlaufenden Grenze der Peteróa, dessen Höhe 4090 m beträgt. Übrigens schwanken die Höhenangaben, so hat z. B. der Colorado seit Pissis um rund 500 m ab-, der Peteróa hingegen um annähernd 400 m zugenommen¹.

Der Peteróa erhebt sich etwa 1000 m über das Hochplateau. Um ein übersichtliches Bild von ihm zu gewinnen, müssen wir in das Längstal zurückkehren und uns an die Mündung eines Cajons begeben, der sich nach Süden öffnet und La Punilla genannt wird. Hier genießen wir den eigenartigen Gipfel in seiner ganzen Breite. Er gleicht dem Fuße eines ungeheuren Kegels, denn er ist gleich dem Descabezado durch einen riesigen Krater abgestumpft, dessen von Nord nach Süd gerichtete Längsachse nach P. Stange 3 km beträgt. Die Kraterwände der Ost- und Westseite sind eingestürzt, so daß die des Nordens und Südens wie besondere Gipfel emporragen. Letztere bedeckt blendend weißer Schnee, aus denen Felsschroffen nur an wenigen Stellen vorspringen. Vom

¹ Die Höhen sind nach einer für den 1902 durch Schiedsgericht geschlichteten chilenisch-argentinischen Grenzstreit entworfenen Karte eingetragen.

Krater hingegen zieht sich ein offenbar durch Asche dunkelgrau gefärbtes Schneefeld in die Tiefe. Der Peteróa gehört zu den tätigen Vulkanen. Im vorigen Jahrhundert haben eine ganze Reihe Ausbrüche stattgefunden, so auch einer im Erdbebenjahre 1835. Stange berichtete, 6 Jahre aus dem nördlichen Drittel des Kraters emporbringende Rauchwolken beobachtet zu haben. Diese wurden auch während seines Aufenthaltes im Januar und Februar 1896, besonders bei trübem, veränderlichen Wetter, stärker ausgestoßen und waren namentlich in der Frühe von einem ungemein intensiven Schwefelwasserstoffgeruch begleitet. Zu meiner Zeit war von alledem nichts zu merken. — Der einzige, heute noch nachweisbare Lavaerguß, der auf chilenischer Seite vor über 150 Jahren in das Tal des Rio Claro niederging, ist bereits mit einer üppigen Vegetation von hohen Quillaien und Maiténes bedeckt. Auch der Cerro Azul, der Blaue Berg, hat noch 1847 durch eine gewaltige Eruption weithin verheerend gewütet, dagegen dürften die beiden Descabezados erloschen sein. Das Peteróamassiv besteht nicht, wie Pissis angab, aus trachytischen Gesteinen, sondern, wie unser Landsmann, Dr. Pöhlmann, nachwies, aus Augitandesiten.

Der Peteróa bildet mit dem Gebirgsstock, in welchen der Gletscher eingebettet ist, eine einheitliche Masse; zwischen Gletscher und Vulkan erhebt sich aber noch ein mächtiger, breiter Felsrücken, und zwischen diesem und dem Vulkan ist ein gewaltiges Schneefeld in eine flache Vertiefung gesenkt. Seine Wasser gewinnen ihren Abfluß durch eine tief mit senkrechten Wänden in den Vulkan einschneidende Schlucht, deren Tor uns zugekehrt ist. Ich vermute, daß sich aus ihm einstmals ein zweiter mächtiger Eisstrom ergossen hat, dessen Rest noch in einem kleinen nördlichen Gletscher des Peteróa vorhanden ist.

Es fehlen einige Worte über die Ebene. Von der Endmoräne erstrecken sich die Felder mit gelblichem Sande in sanfter Neigung noch weit dahin, dann folgen

andere, welche von grobem Gestein wie beschottert aussehen, dann morastige Gründe mit kleinen Wassertümpeln, umhegt von saftigem Wiesengrün, das sich rings an Bergkämmen bis zu den Schneefetzen hinanzieht. Die Ebene wird durchfurcht von den brausenden, der argentinischen Pampa zustrebenden und zum Rio Negro sich vereinigenden Gebirgsbächen. Zuweilen erblickt man die dunklen Umrisse eines Pirque: zyklische Mauern, im Rechteck mannshoch aufgeführt, mit einem Eingang an einer der Ecken, die sich Hirten zum Schutze errichteten.

In diesen Höhen erhebt man sich mit Sonnenaufgang. Der Morgen ist fast windstill, die Sonne wirkt belebend nach der eisigen Nacht. Etwa gegen 9 Uhr erwacht auch die Natur; wir sind ihr hier ausnahmsweise voraus. Nun erst öffnen die Blumen ihre Kelche, zeigen sich die Schmetterlinge und die besonders zahlreichen, blumenbesuchenden, kleinen Fliegen. Eher noch etwas später schlüpfen die Eidechsen unter den schützenden Steinen hervor, und wagt es auch ein Skorpion, sich an der Sonne zu wärmen. Die Vögel sind schon früher mobil. — Bereits um 10 erhebt sich eine aus Westen kommende Brise, die sich mit jeder Viertelstunde verstärkt und gegen Mittag, zum Sturme geworden, so wild und ungestüm gebärdet, daß sie mit ihren Stößen den Sand aufrafft und ihn uns zornig ins Gesicht schleudert. Sie gönnt uns auch nicht, in Ruhe unser Mahl zu verzehren; wie ein Schuß, so plötzlich, setzt sie ein und schlägt uns die Suppe aus dem Teller. Kein Restchen blieb darin. Und nun sticht die Sonne; die Luft wird so trocken, daß wir fühlen, wie sie gierig unsere Haut ableckt, die unter ihrem feuchtigkeitsdurstigen Saugen austrocknet und zerreißt. Eine photographische Platte, welche in Ancud im Januar 24 Stunden zum Trocknen bedurfte, benötigt hier kaum drei. — Der Arbeitstag in der Hochkordillere währt kurz. Es ist der sechsstündige, denn schon um 3 Uhr schließen die Blumen ihre Kelche, ziehen sich Schmetterlinge, Fliegen und Eidechsen zurück. Das Leben erstirbt fast 4 Stunden vor

Sonnenuntergang, denn das Tagesgestirn verschwindet erst um 7 Uhr hinter den Berggipfeln. Es folgt eine lange Dämmerung. Der Seewind erlischt gegen Nachmittag. Abends weht ein anderer, aber minder heftig. Nachts nähert sich die Temperatur dem Nullpunkt. Ein neues Tierleben erwacht: es regt sich von Ratten, die aus den Höhlen und Steinklüften hervorkommen, ungestüm nach Abfällen suchen und sich schließlich bis an unseren Schlafsack heranwagen, um die kahle, nach außen gekehrte Haut der Schaffelle zu benagen.

Die Pflanzenwelt des Tales und der Gebirgskämme vor uns bietet ein völlig anderes Bild als jene, welche wir, die Cuesta de Vergara hinansteigend, verließen. Sie schmiegt sich in diesen Höhen mit den täglich wiederkehrenden orkanartigen Stürmen dem Boden auf das allerinnigste an. Die Kräuter entfalten sich in flachen Rosetten, die holzigen Gewächse in niedrigen Kissen. Nur an wenigen besonders geschützten Plätzen findet man zwerghafte Sträucher mit schwach aufstrebender Verästelung, wie *Pernettya* (eine Ericacee), die nadelblättrige Berberitze (*Berberis empetrifolia*) oder *Colletia nana* und eine sonderbare, graugrüne Umbellifere, deren drei- oder vierteilige Blätter ebenso viele Stacheln bilden, und die sich in lockeren, beinahe fußhohen Kissen ausbreitet (*Mulinum spinosum*). Indessen machen sich besonders die Matten- und Sumpfpflanzen auch noch an der Grenze des ewigen Schnees durch leuchtende Farben oder ihre ungeheure Menge recht auffallend geltend. Zu ersteren gehört ein prächtig gelber, großblumiger Hahnenfuß (*Ranunculus peduncularis*), eine orangefarbene Pantoffelbume (*Calceolaria plantaginea*) mit sehr großen, dem Boden angepreßten, merkwürdig gestalteten Blättern, eine zierliche Gauklerblume (*Mimulus luteus*), deren kurzer, zarter Stengel immer nur eine einzige, aber sehr große, goldgelbe Blüte trägt, ein Wegerich (*Plantago pauciflora*) und eine zarte Lilie (*Nothoscordum*). Durch außerordentliche Fülle indessen, die Wiesen weißfärbend, wirkt *Calandrinia affinis*. Bei diesem reizenden Pflänzchen, einer Portulacacee, ent-

sprießt dem kurzen, dicken Rhizom eine Rosette ungemein schmaler, sehr langer Blätter, in deren Mitte sich ein förmliches Bukett zarter, weißer Blüten und Knospen entfaltet. Auch ein Sauerklee (*Oxalis*) mit großen, trichterförmigen, blauweißen Blüten tritt an manchen Stellen massenhaft auf, ebenso wie der niedrige, saftig grüne Maillíco (*Caltha andicola*), die blaßgelbe Dotterblume der Anden. Wenn wir den Grast Teppich näher betrachten, werden wir noch durch andere uns aus der Heimat bekannte Geschlechter überrascht. Wir gewahren an feuchten Plätzen zwerghafte, weiße Schaumkräuter (*Cardamine decumbens*), das quendelblättrige Sandkraut (*Arenaria serpyllifolia*) und an trockenen fast stengellose, gelbblühende Baldriane (*Valeriana macrorrhiza*) und pygmäenhafte Hungerblümchen (*Draba*).

Vorzüglich an den Bergeshängen, aber auch auf jenen weiten, mit Sand und Geröll bedeckten, dem Vulkan zunächst liegenden Feldern, die sich sanft zu dem bewässerten, von den Bächen durchfurchten Tale unseres Hochplateaus niedersenken, haben sich neben der an unser Fingerkraut erinnernden auffallenden Rubiacee *Cruckshanksia glacialis* mit den sattgelben, weitgeöffneten Blüten jene Kissen härterer Gewächse entwickelt, welche, obwohl gelegentlich von 1 m Durchmesser, dennoch ein einziges Pflanzenindividuum vorstellen, dessen oberirdische Teile einer mächtigen, vielköpfigen Wurzel entsprossen. Diese Kissen besitzen eine gelbe oder weißliche Färbung und sind oft mit einem dicken Pelz oder Filz weißer Haare bedeckt. Aber noch häufiger als jene leicht gewölbten Polster sieht man Ringe; von diesen sind die meisten offen, und so viele ich hier darauf ansah, bei allen war die Unterbrechung nach Osten gerichtet. Die Kissen oder Polster verwandeln sich in Ringe, indem ihre Mitte abstirbt, und die Ringe werden unvollständig, weil die ostwärts gekehrten Pflanzenteile zugrunde gingen. So sieht man in der alpinen Region der Anden oft unabsehbare Strecken mit solchen Kränzen geschmückt, die auch ihre Blütezeit haben. Sie werden am vorzüglichsten von Kompositen

(*Nardophyllum*), Umbelliferen (*Laretia*, *Azorella*, hier *apoda*) und Wegerichgewächsen (*Plantago*) gebildet.

Die Kissenbildung gewährt Schutz gegen übermäßige Feuchtigkeitsentziehung durch die Luft. In Chile haben sich 50 bis 60 Arten, die sich auf über 40, den verschiedensten Familien angehörende Gattungen verteilen, diesen kompakten Wuchs mehr oder minder angeeignet.

In der niederen Kordillere ist eine Gauklerblume (*Mimulus parviflorus*) an den Flußufern heimisch, welche durch ihre überaus kleinen Blüten leicht identifiziert wird. Ich sah sie zum letztenmal bei Los Cipreses und war nicht wenig verwundert, sie zu Füßen des Planchongletschers wiederzufinden. Sie hatte sich nämlich bei den heißen Quellen, und zwar in den Bassins selbst, in Gesellschaft eines Wassernabels (*Hydrocotyle modesta*) unmittelbar über dem Wasserspiegel angesiedelt und dichte Rasen erzeugt.

Unsere Jagd begann mit den Vögeln und endete erst bei den Insekten und Würmern. Säugetiere bekamen wir in all der Zeit, außer den Ratten, nicht einmal zu Gesicht.

Bei den Lagunen und in den Strömen erlegten wir die großen, blauschwarzen chilenischen Wasserhühner, die Tágua (*Fulica*)¹, welche ebenso geschickt wie Enten schwimmen und nach Schnecken (*Chilina*) fischen, den bunten Patito-jergon (*Ouerquedula flavirostris*) und den abgesehen von den weiß und grünen Flügeln, braunen Gansillo (*Bernicla dispar*). Das Jagen war keineswegs stets so ganz einfach, denn öfters mußte der Jäger nach dem Schusse dem rasenden Strome die Beute entreißen, und es hieß das widerwillige Pferd in die brausenden Wasser zwingen. Auf den sandigen Strecken ging es besonders auf Rebhühner. In der Hochkordillere wohnt ein großer Vogel, der Cojón (*Attagis gayi*), welcher auch von den Chilenen wegen seiner Ähnlichkeit mit unserem Rebhuhn² als Perdiz bezeichnet wird. Aber er ist viel

¹ Es gibt in Mittelchile 3 schwer unterscheidbare Arten: *F. armillata leucopyga* und *chloropoides*.

² Die chilenischen Rebhühner gehören nicht zu den Hühnervögeln

größer und mit seinem gelblichbraunen, dunkler getupften Gefieder vorzüglich dem gelbbraunen, schwärzlich gesprenkelten vulkanischen Sande angepaßt, auf dem er sich laufend bewegt. Dasselbe Färbungskunststückchen vollbringt ein kleineres, häufigeres Rebhuhn, der Petaquito (*Thinochorus orbignyianus*), das dem echten europäischen in der Größe näher kommt und sowohl in der Ebene als auch im Gebirge angetroffen wird, während der Cojón nur in ganz strengen Wintern bis in die Vorberge hinabsteigt. Auch der Chincól macht die Anpassung in der Farbe des Gefieders mit. Es ist der Spatz Chiles (*Zonotrichia pileata*), welcher hier oben in einem viel helleren Gewande umhereilt als in den in echter Schmutzfarbe starrenden Straßen der kultivierten Niederungen. — An kleineren Vögeln beobachten wir einen dunkelbraunen Regenpfeifer (*Leptoscelis mitchellii*) mit weißer Stirnbinde, welcher sein Nest am Boden zwischen Binsen baut, ferner den schwarzbraunen Molinero (*Upucerthia nigrofumosa*) und die aschbraune Agachadera (*Geositta cunicularia*), beide der Familie der Dendrocolaptiden angehörend. Ein recht häufiger Geselle war der Dormilón (Schläfer), ein aschfarbener Tyranne, mit gelbem Nackenfleck (*Muscisaxicola flavinucha*). Es gab auch einige kleine Sänger. Außer dem Jilguero der Kordillere hörten wir öfters den Zorzal mero, eine Drossel, von der gelegentlich sogar zwei Arten erschienen, indem sich zu der hier beständig heimischen *Dasycephala maritimā* noch *livida* gesellte. In den Lüften sahen wir nicht selten den Kondor schweben, er blieb uns zu hoch; dagegen erlegten wir mehrmals einen Falken, den Tiúque der Kordillere (*Milvago megalopterus*), mit dem schwarzen, metallisch blau bis purpurn schillernden Gefieder.

Soweit kam der bewehrte Jäger in Frage. Zur Erbeutung der übrigen Lebewesen genügten die Fangmethoden des Zoologen.

(Gallinacei), sondern bilden eine besondere, den Sumpfvögeln (Grallae) nahestehende Ordnung.

In der alpinen Region der chilenischen Anden gibt es keine Schlangen. Die Reptilien haben sich ihren besonderen Verhältnissen nur in wenigen Eidechsenarten anzupassen gewußt. In der Umgebung des Peteróa ist eine graublaue *Liolaemus*¹ häufig, bei der die Unterseite der hinteren Extremität und der Schwanzwurzel ziegelrot gefärbt ist. Die Gattung *Liolaemus* gehört zu den Leguanen (Iguanidae) und repräsentiert das artenreichste Eidechsen-geschlecht Chiles, welches in den verschiedenen Regionen und Höhen besondere und charakteristische Vertreter besitzt. Viel merkwürdiger ist jedoch ein anderer Saurier, der durch seinen plumpen Körper und den eigentümlich dornig beschuppten Schwanz nicht recht in die heutige Welt hineinzupassen scheint. Diese fremdartige, beinahe schwarze Eidechse heißt *Phymaturus palluma* und erreicht auch eine ganz ansehnliche Größe. Mitten auf ihrem Hinterkopfe bemerkt man eine weiße Schuppe, und unter ihr befindet sich ein rudimentäres drittes Auge, an dem Sehhaute und Linse sich noch gut erkennen lassen. Beide Eidechsen sind lebendig gebärend und nähren sich von Pflanzen. Sie fressen die Blütenknospen, z. B. von *Berberis empetrifolia* und *Acaena laevigata*.

Auch die Amphibien finden wir zwiefach vertreten. Wir überraschen unter Steinen eine Kröte, die weitverbreitete *Bufo spinulosus*, in einer Abart mit einem von stacheligen Warzen rauhen Rücken und eine Cystignathide, die zierliche *Paludicola*.

Man wird nicht erwarten, den Gletschern nahe ein reiches Insektenleben anzutreffen, aber eine Reihe von Geschöpfen dieser Ordnung hat auch dort noch günstige Lebensbedingungen erhascht. Die zarten, weit geöffneten Blumen der *Calandrinia affinis* besucht unermüdlich ein Gelbling (*Colias rutilans*), von dem die Männchen satt orangefarben, die Weibchen graugelb aussehen. Dieser kleine Schmetterling lebt in ganz Chile und wahrschein-

¹ Dieselbe wurde von Dr. E. Werner in Wien als neu erkannt und *L. buergeri* genannt.

lich im gesamten Südamerika und fliegt in Chile auch noch an der Meeresküste. Die Weibchen der alpinen Region sind aber, so lehrten uns eingehende Vergleiche, wesentlich schwärzer als die der Tiefe. Zu ihm gesellen sich zwei kleine Perlmutterfalter *Argynnis modesta*, der in der Ebene und in der Höhe lebt, und *A. euterpe*, welcher in Mittelchile ausschließlich die Anden bewohnt, nach Süden zu hingegen allmählich tiefer steigt und in Magallanes am Strande vorkommt; ferner einige Bläulinge und schließlich ein auch in der Ebene häufiger Dickkopf (*Hesperia fasciolata*) und etliche Eulen. In den Anden von Santiago steigt am höchsten *Pieris nymphula*, der sich mit ausgebreiteten Flügeln auf den Schnee setzt. Von den Käfern sind es hauptsächlich die Schwarzkäfer (Tenebrionidae), welche, unter Gestein verborgen, bis an die Schneegrenze gehen. Wir stöberten vier Arten von ihnen auf¹, außerdem zwei Rüsselkäfer² und je einen Lauf-³ und Prachtkäfer⁴. Auch die Hochkordillere ist, wie überhaupt Chile, verhältnismäßig reich an kleinen Fliegen, vornehmlich der Gattung *Syrphus* und verschiedener Acalypteriden. Zur besonderen Überraschung gereichte mir das Vorkommen von Skorpionen in dieser kalten Region.

Am 15. Januar beschlossen wir, unsere Zelte unter dem Gletscher abubrechen und in einen anderen Cajon überzusiedeln, da die Vögel inzwischen überaus scheu geworden waren. Wir wählten den La Punilla genannten, der sich in annähernd gleicher Höhe dem Vulkan gegenüber ziemlich genau nordwärts erstreckt. Die umliegenden Gebirgszüge haben hier teilweise ein höchst merkwürdiges Aussehen, indem ihre Flanken mit vielen Reihen zackiger, weißer Kämme besetzt sind, die, nebeneinandergereiht, vom Grat bis in die Nähe der Talsohle herniederlaufen. Oft sind es auch mehr isolierte, kegelförmige Erhebungen, immer aber machen sie einen höchst bizarren Eindruck. Diese Gebilde bestehen aus Gips, der z. T. durch den

¹ *Cerostena impressicollis*, *Epipedonota rugulosa*, *Praocis andina*, *Acute limbata*; letztere Germain Ms. ² *Adioristus* spec. u. *crassirostris*.
³ *Cnemalobus obscurus*. ⁴ *Ectinogonia speciosa*.

schmelzenden Schnee ausgelaugt und fortgespült wurde. Sie erinnern in hohem Maße an die Karrenfelder des Sántis.

Unterhalb eines kolossalen Felsblockes, der unterhöhlte einem Hirten nebst Jungen Nachtquartier gab, installierten wir uns. Der Schafhirt schien sich der neuen Nachbarschaft zu freuen, wenigstens regalierte er uns mit einem am Spieß gebratenen Hammelrippenstück. Die Hirten, welche die Hochkordillere mit ihren großen Schafherden während des kurzen Sommers — Ende Dezember bis Mitte März — aufsuchen und die Weiden der argentinischen Seite ausnutzen, sind ausnahmslos Chilenen. Manche kommen von der Küste und gebrauchen acht bis zehn Tage zum Aufstieg. Während die chilenische Flanke der Anden sich steil erhebt und entweder mit Gestrüpp und Wald bedeckt oder völlig kahl ist, senkt sich die argentinische sanft der Ebene zu. Ihre breiten, baum- und strauchlosen Cajones, von mäßig ansteigenden Bergkämmen begrenzt, bedeckt ein Grasteppich, der sich auch an den Höhen hinaufzieht. Die Weidetränken sind keineswegs herrenlos, und wie wir für unsere Pferde und Maultiere, müssen jene Hirten einen Tribut für jedes Schaf entrichten. Trotzdem finden sie offenbar ihre Rechnung.

Wir waren nunmehr in der glücklichen Lage, uns öfters einen Hammel kaufen zu können, der 5 Pesos (damals etwa 7 M.) mit Haut und Haaren kostete. Bisher hatten wir hauptsächlich von Charqui gelebt, mit dem wir eine zwiebelreiche Kartoffel- und Reissuppe kochten. Gelegentlich ersetzten aber die Körper unserer Jagdbeute das getrocknete Kuhfleisch. Ich sage die Körper, denn der Balg wurde abgestreift und konserviert. Die Hirten nährten sich von Ulpo und Hammelfleisch. Abends fanden wir uns vor der Höhle zusammen. Ihr lagerte sich eine breite Felsschwelle vor, die überdies, durch einen Pirque eingefasst, einem Balkon glich, und ergötzten uns an der Lesestunde, welche der Hirtenknabe von seinem Meister mit Hilfe einer brüchigen Fibel empfing, aus der langsam

und eintönig buchstabiert wurde: „La pi — sa da de nue — stra pi — sa — da“ (die Fußtapfe unseres Fußtrittes).

Bisher hatten wir uns sonniger Tage erfreut, aber eines Morgens war der Himmel bedeckt. Der Wind piff schon frühzeitig und jagte alsbald ein Hagelschauer in unser Tal; dann folgte ein Schneesturm und zwang uns, bei den Hirten Unterschlupf in ihrer Höhle zu suchen. Schließlich befanden wir uns zu sechsen unter dem Felsen, der kaum erlaubte, aufrecht zu sitzen. Der Eingang wurde mit einer steifgefrorenen Ochsenhaut versperrt. Am nächsten Morgen zeigte sich die ganze Gegend mit beinahe fußhohem Schnee bedeckt, der leicht und staubig war und in der Morgensonne unerträglich glitzerte, da auch eine nicht unbedeutende Kälte herrschte. Es dauerte etliche Tage, bis dank der Sonne wieder kleine, grüne Oasen erschienen, auf denen das Vieh sein unfreiwilliges Fasten unterbrechen konnte. Welch' Glück für uns, daß just an dem Tage vor dem Nevazón unsere Leute Holz geholt hatten, welches auch von der Punilla erst in einer halben Tagereise erreicht wird. Man trifft alsdann auf die niedrigen Gestrüppe eines knorrigen Leguminosenstrauches, den die Eingeborenen Cachocabra, d. i. Cuerno de Cabra, nämlich Ziegenhorn, nennen, der ein hartes, gelbes Holz hat (*Adesmia trijuga*). Er wächst in Höhen von 3000 bis 4000 m und trug zurzeit seine kleinen, gelben Schmetterlingsblüten.

Das Unwetter hatte einen längeren Aufenthalt für uns ziemlich zwecklos gemacht. Somit brachen wir nach einigen Tagen auf, um unsere Zeit lieber der Durchforschung des Clarotales zu widmen. Wir mußten bis Los Queñes zurück. Ein recht beschwerlicher Abstieg. Die Pferde versanken stellenweis bis an den Bauch im Schnee.

Der Rio Claro, Nebenfluß des Teno, fließt diesem parallel von Süden nach Norden und empfängt sein Wasser z. T. vom Cerro Blanco, einem südwestlich gelegenen Gebirgsstocke, und dem Nordabhang des Planchon. Das Tal fällt in mehreren breiten Terrassen von den einfassenden Bergrücken zum Rio Claro ab, dessen Bett in seinem

unteren Laufe wohl 20 m tief, von völlig senkrechten Wänden begrenzt, in die Talsohle einschneidet, welche eine horizontale Schichtung erkennen lassen, und an denen sich vielfach Pángues (*Gunnera chilensis*) mit den riesigen, rhabarberartigen Blättern angesiedelt haben. Nach etwa einer Stunde gelangten wir nach den Wirtschaftsgebäuden der ausgedehnten Hazienda, setzten unsere Reise aber nach Abgabe des Empfehlungsbriefes umgehend fort. Der Weg führte meistens dicht am Flusse entlang, beschattet von Quilláien, Lúmas, Peúmos, Maiténes und Canélos. Die Vegetation war viel prächtiger als im Tenotal, wo sie täglich den unausgesetzten rohen Angriffen der Reisenden preisgegeben ist. Gegen Abend machten wir auf einer Terrasse halt, die üppiges Gras bedeckte, an Wald grenzte, einen klaren Bach in der Nähe hatte und überdies einige Apfelbäume trug, die ein bequemes Aufschlagen unseres Zelttes ermöglichten. Am nächsten Morgen sollten wir uns überzeugen, daß wir trotz der vielfältigen Vorzüge schlecht gewählt hatten, denn wir wurden von Scharen gelber Bremsen (*Pangonia*) überfallen, die nicht vor Sonnenuntergang von uns abließen. Sie besitzen überdies einen ekelhaften Geruch, den man, wenn man einige zerdrückt hat, nur durch energisches Waschen wieder los wird. Man hätte, um sich ihrer zu erwehren, eine für ihre Stiche undurchdringliche Gewandung tragen müssen, denn sie setzen sich fast nie auf die Haut, stechen aber sehr bequem durch Ober- und Unterkleider hindurch. Damit nicht genug, erschien auch noch der große, mehr dem Süden eigentümliche, schwarzbraunrote Tábano (*Pangonia depressa*) und als Dritter im Bunde ein Moskito, so daß wir nach einigen Tagen wiederum weiter aufwärts wanderten, denn diese Plagen hören in einer Höhe von etwa 1700 m auf.

Unsere Reise führte uns an einigen Siedlungen der Inquilinos vorüber, die wegen der Größe des Gutes auf verschiedene Punkte verteilt werden mußten. Sonst sahen wir niemand. Das Tierleben war viel reicher und offenbarte sich viel sorgloser als im Tenotal, wo wir beim Abstieg alles wie ausgestorben gefunden hatten. Das kann

nicht wundernehmen, da jeder Chilene eine Büchse trägt, die er auf alles richtet, und im Januar die Reisezeit nach dem Planchon und über ihn hinweg beginnt. In 14 Tagen läßt sich da viel verwüsten. Den Rio Claro aber kreuzten die Loros, unablässig schreiend, in großer Menge, die Tencas wichen uns kaum aus und der Turco rief uns fast spöttisch nach. Hier nistet noch reichlich die rotbraun und goldviolett gefärbte Tortola (*Zenaida aurita*), die große chilenische Taube — ein begehrtes Wildbret — und der kleine, graubraune Comesebo¹ (*Siptornis humicola*), welcher eifrigst die Baumrinde nach Insekten und deren Larven durchforscht.

Einmal durchschritten wir einen wahren Park der prächtigsten chilenischen Waldbäume in solch wundervollem Durcheinander, wie ich es nirgend wieder gesehen habe. Im oberen Clarotal trafen wir auf alte Bestände des Roble (*Nothofagus obliqua*), der laubabwerfenden Buche Mittelchiles. In dieser Breite der einzige einheimische Baum, der sich seiner Blätter im Winter entledigt. Der Roble (Coyam) ist ein sehr hoher, stark verzweigter und dicht belaubter, braunrindiger Waldbildner, der ein recht wertvolles Baumaterial liefert. Sein überaus festes rotbraunes Kernholz heißt Pellín und ein Roblebestand daher auch wohl Pellinal. Im Clarotal hat der Roble fast die nördlichste Grenze seiner Verbreitung erreicht, denn er geht über den 33° kaum hinaus. — Alsbald gelangten wir abermals in das Gebiet der Cipreses, aber nunmehr traten wir bei 1400 m in dichte Haine gesunder, frischer Bäume oder ruhten im Schatten eines alten Riesen, den keine Axt verunstaltet hatte. Die jungen Zypressen sind spitze, schlank kegelförmige Bäumchen mit sehr üppiger Belaubung. 3 oder 4 m hoch gehen sie mehr in die Breite und werden lichter. Auch die ganz alten Bäume sind fast bis zur Wurzel belaubt, aber das Grün drängt sich an der Peripherie der reichen Verzweigung zusammen, so daß in

¹ Comesebo (Fettesser) wird noch ein anderer *Dendrocolaptide* (*Pygarrhicus albigularis*) genannt.

ihrem Astwerk überall Licht und Sonne spielen. Der Zypressenwald würde unter einem nordischen Himmel einen düsteren Eindruck machen, umflossen vom chilenischen Lichtmeer und im Schmucke seiner goldgrünen neuen Triebe, verliert er viel davon. Aber trotzdem gibt es kaum einen größeren Kontrast als sein im ganzen tiefdunkles Grün mit den blaugrau leuchtenden Berggipfeln und Felsen und den blendend weißen Schneefeldern. Häufig bilden jene Koniferen auch den Rahmen für die Durchblicke nach dem Planchon, dessen breites Haupt uns südöstlich mit seinem fast nackten, felsigen Grat und der von ihm herabhängenden riesigen Firndecke nahe tritt. Es verleihen die Zypressen, welche das Tal hier in geschlossenen Wäldchen füllen, dort an den Gebirgslehnen zerstreut wie ausschwärmende Kolonnen hinanklimmen oder in starrendem Felsgetrümmer Fuß faßten und die zerstäubenden Gletscherwasser begleiten, bald in jugendlicher Schlankheit, bald in der majestätischen Größe und Pracht des Alters der Kordillerenlandschaft einen solch eigenartigen Reiz wie keiner der anderen Bäume. — Die Zypresse oder Zeder der Anden (*Libocedrus chilensis*) ist eine nahe Verwandte der Alerce und findet sich vom 34° bis 44°. Sie erreicht 30 bis 40 m!

Der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur beträgt in dieser Höhe¹ und Breite im Januar und Februar im Mittel 15 bzw. 18°. Gelegentlich weitet sich die Differenz aber an einem Tage bis zu 22°. Die Nächte pflegen den Sommer hindurch wunderbar klar zu sein. Zuweilen zucken um die Gipfel die ‚relampagos de calor‘, Blitze der Hitze: das Kordillerenleuchten, stille elektrische Entladungen. Die Tage beginnen häufig dunstig und bringen eine vorübergehende Mittagsbewölkung, die nachmittags wolkenlosem Himmel weicht. Auch in diesen Lagen herrschen die stoßartigen und Wirbelwinde. Im April meldet sich der Winter mit zunehmender und

¹ Meine Schilderung stützt sich auf die meteorologischen Beobachtungen Dr. Knoches in dem Kupferbergwerk ‚El Teniente‘, 2134 m hoch, in der Cordillera de los Andes der Provinz Rancagua 36° 6' s. Br.

beharrlicherer Bewölkung, Garuas (Regennieseln), Regen-, Graupel- und Schneeschauern und einem Gewitter. Der Mai ist bereits der richtige Schneemonat. Im Juni, Juli, August sind Böen und Wirbelwinde selten; dafür tobt der Nordost in heulender vernichtender Wut. Über der Schneewüste flammen blaue Blitze und krachen Donner. Der Mond bekommt einen Ring — Halo —, ein Strahlenbrechungsphänomen, veranlaßt durch in höheren Luftregionen schwebende Eiskristalle. Die Schneedecke wächst bis in den September hinein. Erst der Oktober bringt den Frühling, der sich allein durch die Kraft der Sonne die Berge erobern muß, denn ein dem Föhn vergleichbarer Tauwind bereitet ihm nicht den Weg. Als Frühlingsboten kämpfen sich die bräunlichen Knospen der *Anemone chilensis* durch den Schnee; purpurne Rosettenveilchen erscheinen, und von den Sträuchern eröffnet der Coliguay den Blütenreigen.

Am 5. Februar langten wir wiederum in der Administration der Hazienda an. Das stattliche Haus des Mayordomos wird von den zur Ökonomie gehörenden Schuppen und Hütten der *Inquilinos* umgeben. Letztere sind das Allerdürftigste, was man sich vorstellen kann. Ihre Wände bestehen aus Brakenwerk, das oberflächlich mit Lehm ausgefüllt ist, und ihr Dach aus Maisstroh; sie enthalten nur einen einzigen Raum. Manche Frauen waren damit beschäftigt, Korn mit einem Steine zu zermalmen. Die *Inquilinos* sind zwar keine Hörige, aber trotzdem ist ihr Los nicht viel besser. Sie besitzen kein eigenes Land und erhalten für ihre Arbeiten von ihrem Patrón, dem meist in Santiago den Grandseigneur spielenden Besitzer, in der Hauptsache Naturalverpflegung: Bohnen und Brot; in Münze zwischen 20 bis 40 Centavos. Diese Leute nähren sich fast ausschließlich vegetabilisch und vornehmlich von Porrotos, Bohnen, aber nicht weißen, sondern einer minderwertigen, braunroten Sorte. Solche, mit Rindertalg gefettet, bilden nebst Brot die täglich wiederkehrende Hauptmahlzeit. In anderen Gegenden werden die Bohnen aber nur mit Salz, Wasser und Aji

gesotten. Weiter südlich treten Kickererbsen (Garbanzos) und Harina tostada an ihre Stelle.

Ihr unmittelbarer Vorgesetzter, der Mayordomo, Verwalter, ist in der Regel mit der niederen Gerichtsbarkeit betraut. Das Wahrzeichen dafür, ein langer, horizontaler, zweiteiliger Balken mit einer Anzahl Öffnungen für die Hand- und Fußgelenke, el Cepo, befindet sich vor seinem Hause und hat nicht bloß allegorische Bedeutung. Die Inquilinos sind Abkömmlinge der Indianersklaven und im wesentlichen noch heute Eigentum ihres Herrn, der mit ihnen so ziemlich nach Belieben schaltet und waltet. Ebenso wie in der Comisaría (Polizei) der Stadt spielt die Tortur auch noch auf dem Lande eine wichtige Rolle im Ermittlungsverfahren. Diebe überführt man, indem man sie am Dachbalken in sinnreicher Weise, Kopf nach unten, auf- und niederzieht, wie mir das einmal ein Kenner wohlgefällig ausmalte. Ist der Grundbesitzer Politiker, so hält er seinen Inquilinos winters einen Schulmeister, jedoch nur, damit sie ihren Namen schreiben lernen, denn nach dem Gesetze soll man das können, um wahlberechtigt zu sein. Die Wahlen fallen dann noch reinlicher aus als in Ostelbien. Auf den chilenischen Gütern gilt politisch durchaus ‚cujus regio, ejus religio‘. Um den Inquilino abhängig zu erhalten, gibt ihm sein Patrón Vorschüsse, die er abarbeiten muß, und erhält ihn in steten Schulden, was bei seinem Leichtsinne nicht schwerfällt.

Der chilenische Ackerbau steht noch vielfach auf niederer Stufe: „Der Pflug besteht aus zwei Stücken Holz, die Egge aus einigen zusammengebundenen Dornsträuchern; der freie Himmel ist die Scheuer, die Tenne das Feld, der Drescher das Pferd¹.“ In der Tat, auch jetzt noch ist es in kleinen Betrieben die Homerische Pflugschar und jene mit Steinen beschwerte Strauchegge aus den dornigen Ästen des Espino, mit welchen der Landmann den Boden ‚ritz‘ und ‚kitzelt‘. Das Getreide wird meistens mit der Sichel abgehauen, wobei das Stroh einen halben Meter hoch stehenbleibt. Dann folgt fast

¹ H. Kunz: Chile u. die deutschen Kolonien. 1891.

unmittelbar der Drusch, die Trilla, die sich zum Feste für die gesamte Hazienda gestaltet. Man kann diesen primitiven Brauch vom San Cristóbal bei Santiago auf den Äckern beobachten, die nach Conchalí zu liegen. Man reinigt ein Stück des abgeernteten Feldes, um eine Tenne zu bekommen, auf der die Garben im Kreise aufgeschichtet werden, über die dann ein Huáso ein Dutzend Stuten im sausenden Galopp immer im Zirkel dahintreibt, begleitet von dem betäubenden Lärmen und Schreien aller Anwesenden. „Wenn alles zertreten ist, beginnt die Reinigung, indem man mittels hölzerner Schaufeln Stroh und Erde, Stein und Korn in die Luft wirft, wo dann der Wind das übrige tut. Weht aber der Wind nicht, so wartet man, bis er weht.“

Der Getreidebau beginnt in der Provinz Coquimbo; dort in der Regel auf unbewässertem Lande — tierra de rulo —, so daß die Regenzeit (Juni, Juli) zur Aussaat erwartet werden muß. Im mittleren Chile tritt zu der natürlichen Bewässerung durch die ergiebigen Winterregen die künstliche mittels jener Kanäle, welche die der Cordillere entströmenden und dank des ewigen Schnees nicht versiegenden Gewässer ableiten. Sie laufen oft viele Meilen an den Vorbergen entlang — nicht selten mehrere übereinander —, überall Zweige zu Tale sendend, die tierra de riego schaffend, furchtbarer durch das Naß und die mineralischen Schätze, welche sie überfluten. Im Süden, jenseits des Rio Maule, verläßt sich der Landwirt wiederum auf den Himmel. Überall wird ein althergebrachter Fruchtwechsel beobachtet: nach dem Weizen, der nur auf der tierra de riego zweimal hintereinander gebaut werden kann, nutzt man den Acker mehrere Jahre als Weide aus, ihn mit Honiggras, Luzerne oder Klee besamend, darauf folgt eine kurze Epoche der Hülsenfrüchte, dann wiederum Weizen. Im Süden schiebt sich auch eine Brache in diesen Turnus ein. Vorwinter und Frühling sind Saatzeit. Die Ernte beginnt im Dezember. Der Boden des Längstales ist so reich an Stickstoff, daß ein Bedürfnis nach Salpeter kaum existiert, dagegen arm

an Phosphorsäure und Kali, weshalb sich die deutsche Kaliindustrie hier ein Absatzgebiet erobern möchte. —

Zwei Drittel der chilenischen Ackerfläche trägt Weizen, entweder den weißen Winterweizen oder die dunkle, harte, glasige, zu minderem Brote und Nudeln verarbeitete Sommerfrucht, trigo candeal (*Triticum durum*), der Feuchtigkeit liebend im Süden und auf bewässertem Grunde zur Bestellung gelangt. Daneben baut man im Zentrum Gerste und in der Frontera seit etlichen Jahrzehnten auch Hafer. Am geringsten, sich auf den Süden beschränkend, ist die Kultur des Roggens. Das Korn blieb die Frucht des Haziendados. Der Chacrero widmet sich dem Anbau von Kartoffeln, Mais und Hülsenfrüchten — Bohnen, Linsen, Erbsen, spanischen grauen Kickererbsen (*Cicer arietinum*) —, mit denen er das Feld in wechselnden Reihen bepflanzt. Die Erbsen (*Pisum*) walten jenseits des Mauleflusses vor, und die Kartoffel wird mehr als sonstwo in den Südprovinzen und auf Chiloë gepflegt.

Die Weizenproduktion (1917: 6 Millionen D.-Ztr.) wuchs nicht im Verhältnis zur Bevölkerung und befriedigt heute eben die Ansprüche des Landes. Unmittelbar nach der Ernte wird zwar etwas Weizen ausgeführt, aber im Winter holt man wiederum von außen herein. Dagegen kommt ein Überschuß an Bohnen dem Export zugute.

Das Getreide wird in der Regel zweimal bewässert, nämlich vor der Blüte und Samenbildung; Mais und Hülsenfrüchte dreimal.

Ein besonders wichtiges, Frühlingsanfang stattfindendes, ebenfalls gefeiertes Ereignis ist der Rodeo. Die Landleute stellen es über das Nationalfest am 18. September. Am Tage des Rodeo sind die Vaqueros (Kuhhirten) mit dem Lasso die Herren. Sie treiben das gesamte Großvieh einer Hazienda zusammen. Die Peone schreien den Treibern Weisungen zu, sie aber nicht mit Namen, sondern nach der Farbe ihres Poncho (Manta) anrufend:

„Atracale, manta paca!

- Dále la orilla, manta rosilla!

Dále la quebrá, manta rosá!
Echalo p'alla, manta payá [payada]!"

Das Hornvieh soll — von der durch Alkohol und betäubende Arre!-Arre!-Schreie wie in einen Taumel versetzten, von Hunden unterstützten, natürlich hoch zu Roß sich tummelnden Mannschaft — vereinigt, gezählt für die Milchwirtschaft, Mästung oder Verkauf geeignetes gesondert und für den Potrero zurückgehalten, das Jungvieh aber mit glühendem Eisen oder Ausschnitt der Haut gezeichnet werden, z. B. durch ein Stück aus der Nase, ‚a la perilla‘, oder an Hals oder Brust ‚a la campanilla‘. Außerdem wird es bei dieser Gelegenheit kastriert. Die letzte Prozedur ist natürlich die Glanznummer. Zu ihr eilen die Menschen von weit und breit herbei, sogar die gnädigen Fräulein. In der Regel werden die Testikel durch einen Schnitt entfernt, mitunter aber auch in das Innere des Tieres hineingedrückt, ein Martyrium für das Rind, welches in seinem Schmerze die grotesksten Sprünge ausführt und das wahnsinnigste Gebrüll erhebt, wodurch die allgemeine Heiterkeit nicht wenig gefördert, sich in Lachsalven Bahn bricht. Diejenigen, welche die Entmannung vornehmen, sind für diesen Zweig besonders talentierte Vaqueros oder Inquilinos. Sie arbeiten in der Hauptsache aus Lust und Liebe, denn kein anderer Lohn harret ihrer als die gekürzten Teile¹. Diese, die Criadillas, bilden übrigens einen Leckerbissen für hoch und niedrig. Gelegentlich erscheinen sie auch auf der Tischkarte der Santiaguiner Hotels.

Chile war früher in noch höherem Maße als heute ein Land der Viehzucht und Hirten. Die Provinz Coquimbo ist bekannt durch ihren Reichtum an Ziegen, deren Felle nach Frankreich wandern. Von Santiago bis Llanquihue erreicht die Rindviehzucht ihre größte Entfaltung, und vor allen im Territorium Magallanes blüht die Schafzucht. Pferde hegt man von Coquimbo bis in die waldreichen Südprovinzen. Das Schwein ist überall zu Hause,

¹ Cl. Gay: Agricultura. Bd. 1.

besonders aber in Llanquihue. Lama und Alpaka spielen in Tacna eine wichtige Rolle. — Das Vieh bleibt das ganze Jahr im Freien. Es kennt keinen Stall. Im Sommer wird es zu den Naturweiden der Anden hinaufgetrieben, winters verweilt es auf den künstlichen des Längstales und der Küstengebirge. Man hat die einheimische Rasse durch Kreuzung mit englischem und friesischem Blut aufgefrischt und verbessert. Von hervorragender Bedeutung ist die Milchwirtschaft. Man vertreibt die frische Milch emsig bis in die kleinsten Orte. Neben der Butterbereitung findet die Herstellung von Käse, dessen geringe Sorte aber ungemein mager und nicht gerade wohl-schmeckend ist, auf den Gütern große Berücksichtigung. Nach Kärger liefert eine Kuh durchschnittlich 3 bis 4 l Milch und ausnahmsweise bis 10 l. Ihr Fettgehalt nimmt gegen den Herbst derart zu, daß man mit einem Drittel weniger das gleiche Quantum Butter wie in der übrigen Zeit gewinnt.

Das Pferd, wie alle Haustiere, spanischen Ursprungs, soll vom andalusischen abstammen und wurde durch Araber, Yorkshires, Percherons verbessert. Es hat sich, wie überall in den Andenländern, durch sicheren Gang gleich vorzüglich den holperigen, von Hindernissen starrenden Gebirgspfaden als auch den schlüpfrigen Knüppeldämmen angepaßt. Freilich verlor es sein feuriges Naturell, dafür ein sanftes, folgsames Wesen eintauschend, eine Wandlung, die sich bei allen eingeführten Haustieren vollzog, und die sogar in gewissem Sinne der Mensch durchmachte und von jedem Einwanderer wiederholt wird. In Chile sind die Pferde sehr viel billiger als bei uns und im äquatorialen Südamerika. Im Juni 1914 kosteten in Santiago Reitpferde 48 bis 270 M. Ja, der Preis ging bei Stuten auf 17 M. herunter. Auch Mäuler sind billig: 22 bis 40 M. Stutenfüllen wurden für 43 M., Hengstfüllen für 65 bis 216 M. feilgeboten. Nach Martin kauft man eines der kleinen chilenischen Pferdchen für 18 M. Spottbillig aber waren die Pferde vor 30 Jahren oder gar Anfang des vorigen Jahrhunderts zu haben. 1881

erstand die Regierung, wie Ochsenius berichtete, 1300 Pferde für den Salpeterkrieg zu 23 Pesos pro Kopf, und 1820 bezahlte der General San Martin gar nur drei. Freilich besaß jener Peso den 4- bis 5fachen Wert des heutigen.

Wir verbrachten die letzte Nacht unter dem offenen Schuppen der Administration auf dem Ackerkarren angesichts der komfortablen Wohnung des Mayordomos, der uns mit keiner Silbe nahegelegt hatte, unter seinem Dache Herberge zu nehmen. — Wo passierte das in Kolumbien?

Die Flöhe sog'en uns fast aus. Am folgenden Tage langten wir wieder in Curicó an und lohten die Arrieros ab, um ohne Verzug nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Siebentes Kapitel.

Santiago.

Gründung und Gründer. — Das alte Haus. — Der Salon. — Vom Parque zur Plaza. — Brand der Compañia. — Calle Bandera. — Wie sich das Weichbild der Stadt entwickelte. — Conventillo und Casita. — Die Acéquia. — Santiagos Silhouette. — Stadtrat und Budget. — Die Quinta Normal. — Chilenische Kunst. — Die Kasten: la jente; Herkunft der weißen Chilenen; el mediopelo, Mittelstand; el róto. — Die ‚Palomilla‘. — Volkscharakter. — Der Mischling. — Zaubererschulen; vom Heiraten und Waschen. — Fremdenhaß. — Wohnungsanzeigen: „Man zieht Ausländer vor!“ — Der Gringo. — Toiletten und Luxus. Pijes und Futres. — Von Titeln und Anreden.

Meister Darwin bemerkte am 27. August 1834 in seinem Tagebuch über Santiago: „Von der Stadt selbst habe ich nichts Besonderes zu erwähnen, sie ist weder so schön noch so groß wie Buenos Aires, ist aber nach demselben Muster gebaut.“ Jemand, der von der Hauptstadt Argentiniens nach der chilenischen kommt, würde seine Eindrücke heute in dieselben Worte fassen können, nur daß jene inzwischen mit Riesenschritten, diese gemächlich sich entwickelte.

Aber heute wie einst ist Santiagos Schmuck seine Lage. Die Stadt, welche die Peripherie von Paris übertrifft — sie bedeckt 10 294 Hektar —, obwohl sie nur wenig über 400 000 Einwohner zählt, breitet sich im Angesichte der schneebedeckten Hochkordillere auf einer mit sanftem Abfall von Osten nach Westen geneigten Ebene aus. Wie eine Warte ragt aus ihrem Weichbilde der Cerro Santa Lucía, ein isolierter, zerklüfteter, schwarzer Andesitfels, den die Stadtväter, besonders unter dem kunstliebenden Benjamin Vicuña Mackenna, in phantastischer Weise mit Bastionen, Zinnenkränzen und Türmen, Grotten und

Triumphbögen und luxuriösen Aufgängen geschmückt haben, deren buntes und kapriziöses Mauerwerk durch ein Gewirr von Schlingpflanzen und die Wipfel der Eukalypten hervorleuchtet.

An seinem Fuße, 550 m über dem Meeresspiegel, gründete Pedro de Valdivia die Stadt im Februar 1541 als Santiago del Nuevo Estremo. Der Cerro hieß damals Huelén und diente alsbald dem Weinbau. Die Siedelung wurde rings von Wasser umspült: im Norden durch den Rio Mapócho, im Süden und Westen durch einen Flußarm und Kanal, welche mit dem Mapócho ein Dreieck bildeten, und an deren Stelle später Alameda und Avenida Brasil traten. Auch die fruchtbare Umgebung verteilten die ersten Bewohner unter sich. So war die neue Metropole wohl vorbereitet, einmal von blühenden Chacras umkränzt zu werden, welche später namentlich die linke Seite der Cañada de San Lázaro begleiteten, von denen sich heute noch etliche ganz im Osten, in der Providencia, erhalten haben. Nur das Land nördlich vom Mapócho, La Chimba, beließen sie den Indianern.

Die ersten Bürger Santiagos waren vornehmlich Krieger, Hauptleute des von Perú gekommenen Konquistadors, Pedro de Valdivia. So Diego Cáceres, Francisco Aguirre, Juan de Oliva, Juan Jofré, Rodrigo de Quiróga u. a. gebürtige Spanier, deren Namen sich in Santiago erhalten haben, aber auch Deutsche, denn der erste Prokurador der Stadt, Bartolomé Flores, hieß in Wirklichkeit Bartel Blumen oder Blumenthal und stammte aus Nürnberg; seine Tochter Agueda (Agathe) verheiratete sich mit einem anderen deutschen Hauptmann Valdivias, dem Pedro Lisperguer aus Worms, der in den Kämpfen gegen die Araukaner eine bedeutende Rolle gespielt hat. Das Geschlecht Lisperguer ist im Mannesstamm erloschen; ein Abkomme war der jüngst (1908) verstorbene Senador Federico Varéla, ein reicher Menschenfreund. Unser Landsmann Bartel,

welcher unter dem Cerro Huelén eine Mühle errichtete, schenkte einer angesehenen Indianerin, der Caciqua von Talangante (zwischen Santiago und Melipilla), sein Herz. Diesem Liebesverhältnis entsproß die Ahnfrau künftiger Geschlechter, Doña A g u e d a , welche erst 1632 verstarb.

Den in den Chroniken einfach als M a r i a , B e a t r i z , F r a n c i s c a usw. auftauchenden Indianerinnen verdanken übrigens viele Geschlechter ihren Ursprung. Sehr häufig führten die Urväter Santiagos eine doppelte Ehe, die offizielle mit einer Tochter Kastiliens und die der Liebe mit einer Indianerin. Die Kinder beider empfingen den Namen des Vaters, und auch die natürlichen wurden im Testamente bedacht. Das ist noch heute der Fall. So figurieren in Santiago zahlreiche illegitime Töchter als Eigentümerinnen von Häusern, die ihnen ihre Erzeuger hinterließen. Diese Jungfrauen bleiben meistens ledig, werfen sich der Kirche in die Arme und gewinnen oft als Beatas großen Ruf, der sich in der Klerisei erhöht und erhält, da sie namentlich Nonnenorden als Erben einsetzen. So gibt es schon ganze Straßen in der Hauptstadt, wo den frommen Müttern und Schwestern, den Carmelitas, Agustinas, denen der Ewigen Anbetung u. a., Haus bei Haus gehört.

Die kastilianischen Stammütter waren mitunter schon mit den abenteuerlustigen jungen Kriegen verheiratet, ehe sie ihre Konquistadorenlaufbahn begannen, und folgten ihren Helden später nach, wie Doña Marina Ortiz de Gaete ihrem Gemahl Pedro de Valdivia; diese freilich zu spät, sie langte erst nach seinem grauenhaften Tode an. Bei der Gründung Santiagos aber war nur eine Spanierin zugegen, die schöne und tapfere Ines de Suarez, welche die Chronik als ‚esposa de campaña‘, Feldgattin Pedro de Valdivias, bezeichnet. Als echte Krieger-Hetäre hat sie gelegentlich eines indianischen Überfalls sieben gefangene Kaziken eigenhändig erdrosselt. Rein indianischen Namen begegnet man unter den Grundbesitzern Santiagos, zum wenigsten in den ersten 50 Jahren, nicht. Gleichwohl befanden sich

Indianer unter ihnen, welche aber kastilianische Namen angenommen hatten. — So sehen wir denn alles, was an indianische Deszendenz erinnerte, von Anfang an unterdrückt, und nur heimliche, alte Dokumente erzählen z. B. von der wohlhabenden Indianerin Isabella, die sich ‚Jofré‘ nannte, ein Eckhaus an der Calle Mosquito erwarb und dann von einem Indianer ‚Alvaro de Aguirre‘ geheiratet wurde. Die Gesichter, die heute zu den Namen gehören, plaudern indes ganz öffentlich.

Von den Bürgern, ‚Vecinos, Nachbarn‘, waren die angesehensten die eingewanderten Spanier, die den Übernamen *Chapetones* erhielten, was soviel bedeutet als frisch angekommene, mit Land und Leuten wenig vertraute Leute. Nur sie durften laut königlicher Order Beamte sein und Handel betreiben. Nach ihnen rangierten ihre in Chile geborenen Nachkommen reinen Blutes, *Criollos* genannt, dann die *Mestizos*, Kinder Weißer und Indianer, und endlich die Indianer selbst, die *Chinos*, welche, soweit die Herrschaft der Spanier reichte, in Leibeigenschaft verfielen und genau wie das Vieh mit glühendem Eisen markiert wurden. Ausreißen pflegte man die Zehen über der Wurzel mit dem Machete abzuhacken. Damit sie an dieser Operation nicht verbluteten, mußten sie die Fußstümpfe in heißen Talg halten.

Die Stadt wurde, wie jede spanische Gründung, um einen quadratischen, freien Platz, die Plaza mayor, unbekümmert um die Terrainverhältnisse, in Vierecken von 100 bis 125 m Seitenlänge geometrisch regelmäßig mit senkrecht sich schneidenden Straßen angelegt. Ein solches Viereck, *Manzana*, wird naturgemäß von vier Straßen begrenzt. Ursprünglich ist jede *Manzana* in vier gleiche Teile, *Solares*, zerlegt und vier Parteien zugewiesen worden. Die Kirche lag an der Plaza und bestimmte die Orientierung der ganzen Stadt. Hier verfügte auch Pedro de Valdivia mit zwei *Solares* über eine volle Front. Nach 50 Jahren besaß Santiago bereits 14 Straßen, die, bis auf die Calle Merced, alle ihre Namen gewechselt

haben. Eine der Hauptstraßen, die vom Cerro nach Westen gerichtete Calle Catedral, hieß Bartolomé Flores. Die ursprünglichen Namen leiteten sich von besonders geschätzten Anwohnern her.

Anfangs ging es den Konquistadoren sehr schlecht. Der erwähnte indianische, mühsam abgeschlagene Angriff hatte ihnen mit Ausnahme von 3 Schweinen, 2 Hühnern und einem Hahne ihr gesamtes Vieh gekostet. Von dem Saatgut rettete die geistesgegenwärtige Ines nur vier Hände voll Weizen. So herrschte ein grausamer Mangel nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch an dem zum Abendmahl unentbehrlichen Weine. Und gerade letzterer Übelstand untergrub, trotz der vorhandenen Priester, wie Galdámes betont, die Moral der spanischen Krieger.

Dennoch zählte bereits im Jahre 1548 die siebenjährige Stadt vier Kirchen. 1553 erschienen die ersten Mönche in der Kutte der Franziskaner, darauf 1555 die Mercedarier, 1557 die Dominikaner, nicht viel später die Augustinernonnen und 1593 die Jesuiten, denen noch im selben Jahrhundert Augustinermönche und Klarissinnen folgten. Und allen wurde geschenkt und vererbt, alle gediehen; heute wohnen sie in Palästen, ganze Cuadras mit vierstöckigen, massiven Gebäuden, in bester Geschäftslage — sie vermieten die Läden — sind ihr Eigentum und in den Provinzen Landgüter jeder Art. Am Ende des 16. Jahrhunderts war Santiago mit 500 Bewohnern europäischer Herkunft die bedeutendste Stadt Chiles.

Von alten Wohnhäusern sind nur noch vereinzelte erhalten; denn Santiago ist wiederholt durch Erdbeben und 1783 durch eine entsetzliche Überschwemmung heimgesucht worden. Das alte Santiaguiner Haus, dessen Vorbild das spanische ist, erhebt sich unmittelbar an der Straße und besitzt eine breite Front mit torartigem Eingang, den öfters verzierte Pilaster und ein leicht geschwungener Bogen einfassen. Rechts und links befinden sich die geräumigsten Zimmer, meistens je ein zwei- bis dreifenstriges, die einzigen straßenwärts. Dann folgt der erste Hof, um den sich allseitig Gemächer gruppieren, in

welchen sich tagsüber das Leben der Familie abspielt, während von den beiden Vorderräumen einer als Salon zu Gesellschaftszwecken, der andere als Studio dem Hausherrn zu dienen pflegt. Zwischen erstem und zweiten Hof liegt ein sehr heller und großer, saalartiger Raum, das Speisezimmer, el Comedor. Den zweiten Hof umgrenzen die Schlafkammern, Dormitorios, und den dritten Küche, Vorratsräume und Unterkunftsstätten der zahllosen Dienstboten mit Kind und Kegel nebst dem sehr vernachlässigten „Örtchen“. Dann folgt mitunter noch ein Garten, in der Regel aber ist der erste Hof in ein wahres Paradies von Palmen, Musaceen, Bambus, Baumfarnen, Orangenbäumen und vielen blühenden Sträuchern, nebst schlingenden Jasminen, Winden, Nachtschatten und Glyzinen umgewandelt, so daß man ganz überrascht die Schritte hemmt, wenn sich durch die weitgeöffnete Pforte dieser, Sommer und Winter beinahe gleich entzückende Anblick darbietet. Die Wände des Hofes zeigen häufig eine himmelblaue Tünche, welche das Grün der Pflanzen trefflich hebt. In der Mitte pflegt ein Springbrunnen zu plätschern. Der Chilene liebt satte Farben, und früher war ein Anstrich der Hausfront in pompejanischem Rot gebräuchlich. Heute gibt es nur noch ein einziges solches Haus in der Calle Merced, das älteste zweistöckige, ein Majorat, das laut Testamentsbestimmung von den Erben unverändert erhalten werden muß. Sonst sind nun alle Farben gang und gäbe, was sehr zur Unterscheidung der Häuschen dient, in welche sich die weitläufigen Wohnungen der Ahnen bei den Urenkeln auflösten. Bei zweistöckigen Häusern haben die oberen Fenster stets Balkone oder einen äußeren Verbindungsgang, Corredor. Im Zentrum der Stadt sind jetzt schon die mächtigen, drei bis vier Geschosse hohen Steinkolosse vorherrschend; die einstöckigen werden es etwa in der 5. und 6. Cuadra von der Plaza mayor. Ihr Baumaterial besteht aus Adobes, lufttrockenen rechteckigen Lehmblöcken, die Zimmerdecken bilden dünne Rohrlagen mit Bewurf, das Satteldach Hohlziegel, welche winters unfehlbar den Regen durch-

lassen, der als Gotera, Tropfenfall, in die Stuben dringt und alle möglichen Geschirre mobilisiert. Die Flucht der einstöckigen Häuser wirkt eintönig, da ihnen Giebel, Erker und Schornsteine fehlen.

Sollte es uns vergönnt sein, einen Blick in die Zimmer zu tun, so lohnt sich das am meisten bei dem Salon. Es ist das gewissermaßen Nationale. Die Elemente eines chilenischen Salons sind ein Teppich, der den Boden vollständig bedeckt — er besteht aus ellebreiten Streifen, die aneinandergenäht werden; in der Peripherie wird die so hergestellte, meistens dunkelrote, nach Tapetenart gemusterte Alfombra mit unzähligen Stiften festgenagelt und erst fortgenommen, wenn sie verbraucht ist —, sehr viele Stühle, die in Reih' und Glied an den Wänden aufgestellt sind, und eine halb so große Anzahl Speikästen, damit je zwei einen gemeinschaftlich benutzen können. Je nach Vermögen kommt noch hinzu eine goldene Harfe (anstatt der Gitarre) oder ein Piano. Die Wände werden mit mehr oder minder kostbaren Bildern und prächtigen, gelegentlich riesigen Spiegeln geschmückt. Konsoltische mit Marmorplatten nebst kostbaren Uhren und Vasen, Säulen mit Büsten und Statuetten, vorzügliche Diwane, das alles wird Reichtum dem Salon einfügen, aber trotzdem wird er in der Hauptsache leer wie ein Tanzsaal erscheinen, in dem die Kunst nur die Wände zur Verfügung hat. Als solcher dient er auch. Er ist die Stätte der winterabendlichen Geselligkeit.

Das Santiago des 20. Jahrhunderts ist in einigen Teilen großstädtisch frisiert worden, namentlich auf dem Wege von der Plaza nach dem Parque Cousiño und der Rennbahn, dem Clubo Hípico. Denn das ist die offizielle Route, welche die Wagen nehmen mit den fremden Gästen, den Brasilianern, Ekuatorianern oder Argentinern, denen die Hauptstadt gezeigt werden soll. Fast alle Jahre nämlich besuchen sich die befreundeten südamerikanischen Republiken untereinander, um großartige Feste ewiger Verbrüderung zu feiern. In der Tat, die Straße des 18. September mit dem im modernen franzö-

sischen Geschmack erbauten Palaste der durch die Kohlen Lotas reich gewordenen Cousinsos und dem stilvollen Retiro des chilenischen Geschichtschreibers Barros Arana, alsdann die Alameda, eine an Breite und Länge mit der Rhambla Barcelonas wetteifernde Allee mit Pfefferbäumen und südeuropäischen Eichen, geschmückt von den Reiterstandbildern der Befreier San Martin, O'Higgins, dem Denkmal der beiden Amunátegui und den Hermen vieler nationaler Gelehrter und Staatsmänner machen einen hervorragenden Eindruck. Zumal die Alameda, vom Volke so genannt, weil früher dort Pappeln, Alamos, standen — ihr heutiger Name ist Avenida de las Delicias —, an welcher sich als Produkte des Wettbewerbs französischer, italienischer, deutscher und nationaler Architekten die schönsten Bauten romanisch, gotisch, griechisch, arabisch und byzantinisch anklingend oder im Geschmack der Renaissance aufreihen, einige, wie die mexikanische Gesandtschaft und der im maurischen Stil gehaltene, mit goldenen Kuppeln strahlende ‚Palacio de la Alhambra‘ der Conchas mit wunderbaren Vorgärten. Darauf geht es durch die Calle Estado oder Ahumada, die Hauptgeschäftsstraßen, wo sich Laden an Laden drängt und durchsichtige Warenhäuser eine Welt von Luxus zur Schau stellen, zur Plaza de Armas mit ihren zierlichen Anlagen und der breiten, zirkelförmigen, von elegantem Steinmosaik parkettierten Promenade.

Dieser, dem europäischen Markte nur mit Einschränkungen zu vergleichende Platz (denn er dient nur der Erholung und nie Geschäftszwecken) wird von einer geistlichen, einer staatlich-städtischen und zwei privaten Häuserfronten begrenzt. Die geistliche mit dem Palacio Arzobispal und der doppeltürmigen Kathedrale, einem prächtigen, mit großem Aufwande jüngst restaurierten Barockbau; die staatlich-städtische von der Post mit pompöser Säulenfassade, dem Telegraphenamt, welches das zierliche Türmchen mit ‚der Uhr‘ Santiagos trägt, und dem luxuriösen Rathause gebildet. Die privaten besitzen Laubengänge, die Portale Mac-Clure und Fernandez

Concha, in denen namentlich Früchte und Blumen ausgelegt sind. Durchschreiten wir nun noch die Galería San Carlos, Inspiration des Dichters Daniel Barros Grez, eine architektonische Glanzleistung, und werfen wir einen Blick auf das prächtige Kongreßgebäude hinter der Kathedrale zwischen Calle Catedral und Compañía, dessen Giebel eine imponierende Säulenhalle krönt!

An seiner Stelle befand sich bis zum 8. Dezember 1863 die Jesuitenkirche ‚La Compañía‘, nach welcher die angrenzende, von O nach W verlaufende Straße noch heute ihren Namen führt. Zur Feier von Mariä Empfängnis war sie an jenem Tage zwischen 7 und 8 Uhr abends voll von Menschen, namentlich Frauen besserer Stände, als ein Feuer — einer der Vorhänge entflammte — ausbrach, bei dem fast alle Besucherinnen ums Leben kamen, Opfer der Krinolinen, die sich an Gegenständen und untereinander derart verfangen, daß ein Entrinnen unmöglich wurde, zumal die den Pforten Zudrängenden stürzend die Ausgänge verstopften. Es sollen mehr als 2000 Personen umgekommen und kaum eine vornehme Familie verschont geblieben sein. Nach lähmendem Entsetzen ergriff die Bevölkerung eine wilde Erregung. Sie demolierte in blinder Wut die Trümmer der Kirche, da sich die Meinung festsetzte, die Jesuiten selbst hätten den Brand angelegt. — In nächster Nähe erhebt sich die Biblioteca Nacional. Als Sitz des Consulado, der ersten chilenischen Volksregierung, von großer historischer Bedeutung, spielte sich dort am 28. Januar 1823 in einem ihrer Säle die denkwürdige Abdankung des ersten Präsidenten Bernardo O'Higgins vor den Notabeln Santiagos ab, deren bewegten Vorgang ein Bronzerelief am Denkmal des Befreiers und ‚Directors‘ wirkungsvoll zur Anschauung bringt. — Unversehens befinden wir uns vor den Tribunales de Justicia und damit in der Calle Bandera, der Straße der Advokaten (an manchen Türen gewahren wir ein halbes Dutzend und mehr Schilder), der Banken, Makler und Antiquare. In dem ansehnlichen, aber keineswegs auffallenden Gebäude an der Ecke der Calle Huerfanos hat der bedeutendste,

2000 Mitglieder zählende chilenische Klub ‚El Club de la Union‘ seinen Sitz. Wer in Santiago und somit im Lande etwas vorstellen will, muß diesem Zentrum angehören, in dem die Fäden politischen und kommerziellen Lebens zusammentreffen. Dasselbe ist keineswegs exklusiv und nicht nur Rendezvous der Geburts- und Geldaristokratie, sondern ohne Unterschied der Partei aller Leute von Einfluß, wie Grund- und Minenbesitzer, Advokaten, Ärzte, Beamte, Unternehmer, Bankdirektoren, Importeure u. a. Die ausländischen Großhäuser pflegen ihre Vertreter in dasselbe einzukaufen, indem sie eine Aktie des Vereins, die um 1908 1000 Pesos kostete, erwerben. Der Alameda entgegenschlendernd, treffen wir auf den Regierungspalast, die Moneda, wo Präsident und Ministerien hausen. Der sehr imponierende, eine ganze Manzana bedeckende Bau, dessen Portale ausgesucht stattliche Kavalleristen in Galauniform bewachen, erstand versehentlich in Santiago, da seine aus Madrid kommenden, eigentlich für Lima bestimmten Pläne irrtümlicherweise in Chiles Hauptstadt hängenblieben. —

Die Entwicklung Santiagos, neben Valparaiso die einzige Großstadt der Republik, erfolgte im Anschluß an die aguas corrientes, die Hauptkanäle des reinigenden Acequiasystems, welche nördlich der Alameda von O nach W, südlich derselben jedoch von O nach S verlaufen. Die gleiche Richtung schlagen (wenn wir vom Zentrum absehen) die schöneren Straßen mit den Häusern der Reichen und Wohlhabenden ein, die sich auch eines besseren Pflasters, sorgfältigerer Reinigung, reichlicher Beleuchtung und der Straßenbahnen erfreuen. Man bekommt also die Vorstellung, daß in der nördlichen Stadthälfte die bedeutenderen die Längsstraßen, in der südlichen hingegen die Querstraßen sind. Aber sie gelten mit vollem Recht auch als die gesünderen, weil in den sie kreuzenden Straßen die Abzugsgräben als Verbindungen der dem natürlichen Gefälle folgenden Hauptstämme ein nur träge fließendes oder gar stagnierendes Wasser führen. Selbstverständlich hängt der Wert von Grund und Boden, ebenso

wie die Höhe der Hausmiete, in erster Linie von der Richtung des Straßenzuges ab. Jedem, der in Chiles Metropole lebte, werden die OW-Straßen San Pablo, Las Rosas, Compañía, Catedral, Huerfanos, Moneda und jenseits der Alameda die N-Straße Arturo Prat, Nataniel, San Diego, Ejercitu, Cochrane, Diesiocho zum mindesten in Erinnerung sein, während er von den entgegengesetzten wahrscheinlich nur die zentralen San Antonio, Ertado, Ahumada, Bandera und Teatinos behalten hat. Nach unseren Ausführungen wird es keiner Erklärung bedürfen, weshalb in Santiago, der klassischen Stadt der Kasten, gleichwohl eine örtliche Sonderung derselben nicht derart Platz griff, wie man erwarten möchte. Die oberen Cuadras der OW-Straßen beherbergen in ihren stattlichen, oft palastartigen Bauten zwar Jente und Plutokraten, der Barrio Matadero (Schlachthofviertel) und die an den Rio Mapocho grenzenden Gassen sind zweifelsohne Quartiere der Rotería, aber im allgemeinen finden sich die Wohnstätten des niederen Volkes überall, so daß man auch in der besten Straße nicht vor einem proletarischen Massenheim im Rücken geschützt ist. Ebensowenig gibt es in Santiago Fremdenviertel. Die Ausländer verteilen sich in den äußeren Barrios, von denen etliche dank der freundlichen, mit Bäumen bepflanzten Straßen — ich erinnere mich besonders gerne der Calle Lira, Carmen und Recoleta — oder der anmutigen Plätze, wie der Avenida Portales und der Plaza Yungai, recht einladend sind. Letzterer heißt nach einem peruanischen Orte, bei dem der General Bulnes 1839 Perú aufs Haupt schlug, welches sich durch den nach dort verbannten früheren chilenischen Präsidenten Freire (den Nachfolger von O'Higgins) gegen Chile hatte aufreizen lassen. Den schattigen Platz ziert auch ein sehr hübsches Siegesdenkmal.

Irren wir von jenen Pfaden ab, die, mit Trinidad-asphalt belegt, sich den Gummirädern der Karossen und Automobile der reichen Bergwerksbesitzer, Haziendados und Börsenmakler und der vielen reich scheinen wollenden Politiker anpassen, so werden wir manches Ungeahnte er-

leben. Der Asphalt hört auf, die Pflasterung ersetzt, wenn es eine gibt, ein Gewirr von Steinen, die Berge und Täler bilden und winters Seen und Inseln, oder wir waten in fußhohem Staube und nach Regen in unergründlichem, tiefschwarzen Schlamm. Das Trottoir besteht höchstens aus Huevitos, Eierchen, kleinen spitzen Kieseln, die ein verwöhnter Fuß zaghaft betritt. Die Häuser werden einstöckig, die Fenster sind zerbrochen und die vor langer Zeit getünchten Wände mit Millionen von Fliegen besetzt. Die Straßen riechen, die Häuser nicht minder; das Milieu ist Schmutz. Aber es ist nicht jener malerische, beinahe anmutende Italiens, nicht jener leichtsinnige Verfall, der von Sorglosigkeit und Lebensfreude erzählt, sondern er hat hier etwas Schweres, Dumpfes, er redet von Mangel und Verkommenheit. Aber was ist die verwahrloste Straße für ein Paradies im Vergleich mit jenen von der Außenwelt durch Tore abgeschnittenen Gäßchen, welche Conventillos heißen. „Wir leben in keinem Hause, wir wohnen im Conventillo“; wenn ich das hörte, erschrak ich.

Der Conventillo, Klösterchen, ist das Massenquartier der ärmsten Bevölkerung. Gegen 1912 gab es nach Wagemann in der Hauptstadt 1574 mit 27 000 Gemächern, welche 75 000 Menschen beherbergen, also bald ein Viertel der Bevölkerung. In Valparaiso schätzte ein chilenisches Blatt ihre Insassen auf den dritten Teil, nämlich 50 000. Neuerdings hat man in Santiago einen geringen Bruchteil niedergerissen und menschenwürdigere Behausungen geschaffen. Zwei langgestreckte Dächer begleiten einen schmalen, oft sonnenlosen Hofraum, der in der Mitte von einem tiefen, stinkenden, offenen Graben der Länge nach durchzogen wird, welcher allen Unrat aufnimmt. Unter den beiden Dächern befinden sich die ‚Zimmer‘, zwanzig und mehr in jeder Flucht, wenige Quadratmeter große, oft nur durch Bleche mannshoch gegeneinander abgeteilte Verschläge. „Auf den ersten Blick scheint es unmöglich, daß in diesen Baracken menschliche Wesen existieren können.“ So schrieben nationale Zeitungen der Hauptstadt. Im Winter strömt der

Regen auf die Bewohner, durchweicht den Boden der Räume, festgestampftes Erdreich, und verwandelt den Hof in eine Lagune; im Sommer trocknet der Graben aus und verpestet mehr denn je die Luft. Dabei sind viele Frauen Wäscherinnen, so daß der schmale Hofraum stets mit nassem Zeuge verhängt ist. In dem morastigen Unrat treiben sich zahllose rüdidige Hunde umher und verlebt die Nachkommenschaft ihre Kindheit. Schon die Namen, welche manche im Volksmunde führen, ‚Conventillo der Hunde‘ oder gar ‚die Pfeife des Teufels‘ (Chiflon del Diablo), lassen nichts Gutes vermuten. Das Schlimmste aber ist, daß diese Wohnungen, von denen ein Engländer gesagt hat, kein Negerstamm brauche sich auch nur annähernd scheußlicher zu schämen, häufig Kapitalisten gehören. Es ist kaum nötig, hinzuzufügen, daß diese Quartiere Brutstätten des Trunkes, Lasters, der Verbrechen und Epidemien sind, und der Tod als Würgengel der Säuglinge entsetzliche Orgien feiert. — Die haarsträubenden und trotzdem teuren Wohnungsverhältnisse, ein Zimmer kostet monatlich um 10 Pesos, des kleinen Mannes sind der Grund, daß der chilenische Roto (Mann aus dem Volke) oft in seinem eigenen Lande zum heimatlosen Wanderer wird. Es gibt in Chile eine nicht seßhafte, zwischen Nord und Süd hin und her flutende Masse ungelerner Arbeiter, Gañanes, von mindestens 24 000, die hier und dort Beschäftigung suchen und durch ihre Sitten und Physiognomien an die Nomaden barbarischer Zeiten erinnern. Zu ihnen kommen noch in den benachbarten argentinischen Provinzen weitere 80 000 vagierende chilenische Emigranten. (Luis Orrego L. u. Galdámes.)

Andere bessere, aber immer noch recht mangelhafte Wohnungen bieten jene Casitas, in die ein langgestrecktes, oft die ganze Front der Cuadra einnehmendes einstöckiges Haus derart abgeteilt ist, daß auf jede Familie ein Zimmer kommt, in welches man direkt von der Straße durch eine Tür tritt, die auch als Fenster dienen muß. Durch den Raum gelangt man mittels eines schmalen Ganges, an dem noch ein bis zwei kleine

Gemächer liegen, auf ein winziges, trotz aller Enge regelmäßig mit Topfgewächsen besetztes Höfchen; denn alle Chilenen sind sehr blumenlieb. Im Sommer ist eine solche Wohnung ganz leidlich, aber im Winter hat man die Wahl, zu frieren oder im Dunkeln zu sitzen. Die Casitas sind in der Regel nicht gedielt, sondern mit Backsteinen ausgelegt, über welche ihre Mieter Esteras, geflochtene Teppiche aus den Blättern der Totorá, dem Kolbenrohr (*Typha*), breiten. Einer Küche bedürfen die niederen Chilenen nicht; sie kochen alles auf dem Kohlenbecken, Brasero.

Als dezente Mietkaserne gilt die Cité: ein blinder, enger Straßenast, den unter gemeinsamer Bedachung eine größere Anzahl von Zwei- oder Dreizimmerwohnungen mit Miniaturhöfchen, Flur und eigener Haustür säumen. Die Gemächer liegen hintereinander.

Santiago war noch vor einem Jahrzehnt eine der ungesundesten Städte der Welt infolge seiner offenen Acéquias. — Wem, der in Mittelchile etliche Jahre zubrachte, steigt nicht eine Erinnerungswolke von säuerlich-faulen Gerüchen bei dem Worte Acéquia auf! Acéquia heißt Kanal. Ein Netz solcher Kanäle, dem Mapocho entspringend, durchzieht die gesamte Stadt und führt laufendes Wasser, das die Aufgabe hat, schier alles wegzuspülen, was diese chilenische Großstadt auswirft. Ein solcher Graben durchquert jedes Grundstück, meistens einen der letzten Höfe, wo sich dann über ihm jenes bereits erwähnte Häuschen aufbaut, dessen Sitz der Chilene gern mit einem Teppich benagelt. In der heißen Zeit der Wassermelonen werden auch deren riesige Schalen in die offenen Gräben geworfen; und alsdann streiken sie: ihre schwarzen, rundlichen Fluten treten aus und überschwemmen Straße, Höfe, Stuben. Sogar mitten in der Stadt sieht man gelegentlich die asphaltierten Luxusstraßen in Kloaken verwandelt, oft für viele Stunden, bis es dem mit langer Stange bewaffneten Taquero gelingt, den Taco, den Pfropf, zu finden, der übrigens auch eine kleine Leiche sein kann. Es gibt aber Gegenden, wo die

Acéquia geradezu fieberhaft häufig ihr Bett verläßt. Häufig trocknen die Acéquias auch beinahe aus und verpesteten alsdann das gesamte Haus, so daß man wochenlang mit übletem Geschmack umhergeht. Wo sie die Straßen kreuzen, sind sie meistens überdeckt, indes auf den Fußsteigen nur durch eine schlecht schließende, nicht selten halb in den Kanal gefallene oder ganz fehlende Eisenplatte.

Das ahnt man nicht, wenn man die Stadt, überflutet vom Licht der strahlenden, chilenischen Sonne, vom Cerro San Cristóbal aus in beinahe endloser Ausdehnung überblickt, diesen Berg in gewaltige Umarmung schließend.

Zunächst der Mapócho, der heute in ein festes Bett gezwungen ist, das Alleen von buschigen Pappeln begleiten, dann der Santa-Lucia-Hügel mit seinen pittoresken Bauwerken und dem luftigen Mirador, Aussichtstempelchen, auf höchster Spitze, alles im Grün halbversteckt. Westlich die roten, schlanken Türme der Mercedarier von zierlicher Architektur, die altersgrauen von Santo Domingo, die hellen der Kathedrale, bei der aber noch mehr die gewaltige Kuppel auffällt, mehr südlich die Doppeltürme der Jesuitenkirche, welche an die Unserer Lieben Frau in München erinnern, die kolossalen, blitzenden Kuppeldächer der Universidad Católica und zwischen dem Häusermeer Pappeln, fremde, lichte Araukarien mit ihrer merkwürdig regelmäßigen Verzweigung, düstere Zypressen und hier und dort eine chilenische Palme mit kugeliger Krone und noch sehr viele Kirchen, denn die Stadt zählt zum mindesten 60 katholische Gotteshäuser. Im Norden und Westen schließen die malerischen Kämmen der Küstenkordillere das Bild, im Süden öffnet sich die Ebene, und wie ein Hauch zeichnet sich noch das baumreiche San Bernardo ab; im Osten ragt die Vorkordillere von Las Cóndes und Apoquindo als gewaltige, steile Mauer empor, auf welcher mit den Jahreszeiten der Schnee kommt, wächst und verschwindet. Unser Blick gleitet zu ihr über die pfirsichreichen Flecken

Nuñoa und Los Guindos hinüber. Aber die Vorkordillere und der schwarzblaue Manquéhue, ein weit vorgerückter Andenkegel, werden übertürmt durch das gewaltige Massiv des 5430 m hohen Cerro del Plomo, der uns die ungeheuren, ewigen Schneefelder und die jähren, kahlen, reich gegliederten Felsschroffen seines breiten Gipfels zukehrt.

Das wunderbare Panorama der Hochkordillere, das jedem Fleck der Stadt seine Majestät zuwendet, ist die wahre Schönheit Santiagos. Ich glaube nicht, daß die chilenische Hauptstadt, wie die Eitelkeit seiner Bewohner meint, mit ihrer Avenida de las Delicias in siegreichen Bewerb mit den Boulevards jedweder Stadt der Welt treten kann —, aber was ihr die Natur verlieh, wird manchen Vergleich aushalten.

Die Geschicke Santiagos werden von der Municipalität, einem Stadtrat mit dem Alcalden an der Spitze, gelenkt. Die Stadtväter gehen aus Wahlen hervor, die, auf das engste mit den politischen verknüpft, sogar mit denen zum Kongreß zusammenfallen. So wiederholt sich in dieser Körperschaft dasselbe Schauspiel wie im Parlamente: ewige Unstetigkeit durch neue Parteikombinationen und unablässiger (oft monatlicher) Wechsel des Bürgermeisters und anderer Beamten. Die Einnahmen der Stadt ergibt in erster Linie eine Immobilien- und Mobiliensteuer, welche auch die Wertpapiere trifft und in Santiago 1 vom 1000 des Realwertes beträgt, aber erst bei 2000 \$ Vermögen einsetzt. Das ist eine lächerlich geringe Kontribution, wenn man bedenkt, daß mit 4000 Pesos eingeschätzte Häuser zwischen 800 und 900 Pesos jährlichen Mietertrag geben! Außerdem sind Gewerbetreibende (darunter auch Ärzte, Advokaten, Ingenieure), Geschäfte und Fabriken mit einer nach unseren Begriffen geringen Abgabe belegt, dagegen sehr stark die Ausschankstätten alkoholischer Getränke herangezogen. Man hat dieselben in drei Klassen geteilt; die zweite muß noch 800 Pesos jährlich der Stadtkasse zuführen. Ferner gibt es eine Schlachthofgebühr und

Wagensteuer. Schließlich trägt auch die elektrische Straßenbahn mit Pfosten- und Kilometergeldern nicht unerheblich bei. Aber aus allem ergibt sich, daß sich die beiden größten Städte Chiles, Santiago und Valparaiso (1918), mit einem Budget von 8,4 bzw. 5,3 Millionen Papierpesos¹ behelfen mußten. Sie versuchen damit einer Unsumme von Verpflichtungen zu genügen; unter anderen der Reinigung der Straßen, welche ein ganzes Heer von Arbeitern und Maultieren erfordert, ihrer Instandhaltung und Pflasterung, der Ausstattung der öffentlichen Plätze, der Fürsorge für mittellose Kranke und der Inspektion aller möglichen Betriebe. Genau wie beim Staatsbudget werden die Einkünfte trotz ihrer Kärglichkeit hauptsächlich durch Beamtengehälter verschluckt und direkt vergeudet und veruntreut wie vor etlichen Jahren, wo die Stadtväter bei den Sitzungen einer Periode von 10 Monaten für 15 000 Pesos ‚Tee‘ getrunken hatten. Natürlich ist die Stadtverwaltung überaus verschuldet, und Pfändungen, die selbst den Spiegeln des Munizipaltheaters ihre Siegel aufdrücken, sind an der Tagesordnung, ebenso wie ein wochenlanges Versagen der unbezahlt gebliebenen Reinigungspolizei. —

Als Hauptstadt besitzt Santiago verschiedene Landesinstitute und Sammlungen, von denen die wichtigsten am Ende der Weststadt den Komplex der Quinta Normal bilden. So genannt, weil den jungen Landwirten dort an der Hand eines Mustergutes und Institutes Gelegenheit gegeben ist, sich praktisch und theoretisch zu vervollkommen. Von den weitläufigen Anlagen wirkt am schönsten der Park, ein Juwel mit seinen vielen Bäumen aller Zonen: herrlichen Wellingtonien, Eukalypten, Araukarien, Magnolien, Dracaenen, Palmen, mächtigen Trauerweiden, die sich in Teichen spiegeln und einem stolzen, weißblinkenden Bau, dem Museo Nacional, als Rahmen dienen. Dieses enthält die von Gay begonnenen und R. A. Philippi fortgeführten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen. Man

¹ Etwa ebensoviel Goldmark.

sieht es ihnen noch heute an, wie hastig und mit welch beschränkten Mitteln sie zusammengetragen wurden. Das Landeseigentümliche hinterläßt im Gegensatz zu Buenos Aires kaum irgendwelchen Eindruck, indessen wird der Geschmack der Rotos, welche Sonntags förmlich zu seinen Sälen wallfahren, schon eher befriedigt, namentlich durch die karikaturenhaften, wächsernen, phantastisch bekleideten und behangenen Völkertypen. Er fühlt sich natürlich über alle unendlich erhaben. Chiles Regierung betrachtet das Nationalmuseum, in das ein vornehmer Chilene wohl kaum je seinen Fuß gesetzt hat, denn auch als Stätte, deren vornehmste Aufgabe darin besteht, den Roto für einige Stunden dem Trunke zu entziehen. — Ein sehr viel bescheideneres Heim birgt Kunstschätze, eine hübsche Galerie chilenischer Meister nebst etlichen Bildwerken, darunter die fesselnde lebensgroße Bronze eines chilenischen Tambours. Unter den Gemälden überwiegt Landschaft und Porträt. Dem Landschaftsmaler bietet Chile ein unerschöpflich wunderbares Feld, welches er bereits in den zentralen Provinzen mit ihren Palmenmotiven, köstlichen Herbststimmungen und reich gegliederten Felsküsten mit Glück auszubeuten beginnt. Dagegen werden wir uns mit den leichenhaften, kreidigen Menschenantlitzen nicht befreunden können. Das Nackte blieb dem chilenischen Künstler eine von der prüden Gesellschaft versagte Frucht; wenigstens in seiner Heimat.

Die nationale Kunst wurde 1849 durch Gründung einer Malerakademie erweckt, der zunächst für zwei Jahrzehnte ein Neapolitaner, Alejandro Cicarelli, guter Zeichner, aber mittelmäßiger Maler, vorstand. Ihm folgten Ernst Kirchbach, ein Schüler des von der Romantik beeinflussten Historienmalers Schnorr von Carolsfeld (Dresden), dann nochmals ein Italiener florentinischer Schule und schließlich heimische Größen. Seit Anfang der sechziger wurden Jahresausstellungen veranstaltet, und nach einem Dezennium glaubte man den chilenischen Geschmack reif fürs Nackte und wagte es mit einer ‚Susanna‘ und ‚Badenden Venus‘. Der kühne Versuch des

Salons scheiterte am heftigen Einspruch des Klerus, und die tief in allen Schichten wurzelnde Prüderie ließ eine Wiederholung nicht zu. Aus der nicht geringen Zahl der Maler ragen hervor der Landschaftler Antonio Smith, welcher Sonnenuntergänge, Mondscheinstimmungen, feuchte Nebelmorgen am Meere bevorzugte; Pedro Lira, Geschichte auf die Riesenleinwand bannend — den Tod des Kolumbus, die Gründung Santiagos —, aber auch ins Alltagsleben greifend, wie in seinen Steinbrucharbeitern — muskulöse Kraftgestalten bezwingen in Hundstagsgluten den Fels —; Antonio Caro, neben großen Historien — Abdankung O'Higgins', der Tod der Carreras — das heimatliche Genre pflegend — Cueca, Rodeo, Velorio; Onofre Jarpa — weiche, gefällige Landschaft — und Somerscales (schottischer Herkunft), der als Marinemaler die Heldentaten des Pazifischen Krieges im ‚Kampf am Kap Angámos‘ und ‚der Seeschlacht von Iquique‘ glorifizierte. „Die plastische Kunst erstand und lebt in Chile durch Nicanor Plaza.“ Er ist der Schöpfer der erwähnten Susanna, des von uns abgebildeten Caupolicán, eines Chuecaspielers, und als Gegenstück dieser kraftstrotzenden Indianergestalten eines in Schmerz und Verzweiflung aufgelösten ‚Liebesgrames‘ (‚Mal de Amor‘), in dem der Marmor „zu schluchzen“ scheint. Plaza war so glücklich, in Virginio Arias einen selten talentierten Jünger heranzuziehen. Dieser schuf eine Daphne und Chloë, aber seinen Ruhm verdankt er einer eigenartigen Kreuzabnahme: während die schmerzreiche Mutter hilfreiche Hand bietet, den köstlichen Leib zu bergen, naht völlig hüllos Magdalena, die heiligen Füße zu küssen. Ein zweiter Schüler, José Miguel Blanco, sucht seine Modelle in der Heimat. Er verewigte den Roto, und jener sympathische, knabenhafte Tambour ist von ihm. Die chilenischen Künstler befruchtet nicht allein Paris, es wird ihnen zum Wirkungskreise.

Im anschließenden Botanischen Garten dürfen wir nicht etwa eine derart gepflegte Anlage vermuten, wie sie die kleinste westindische Insel unter englischem Zepher

schmückt, indessen sind die Gewächshäuser zur Blütezeit der Orchideen sehenswert. Wir gelangen in den Zoologischen Garten. Er verdankt seinen Ursprung, wie so manches in Chile, dem siegreichen Salpeterkriege. Man verpflanzte nämlich auch die lebende Tiersammlung Limas als Beute nach Santiago. Da das Klima den meisten Geschöpfen recht schlecht bekam und keines ewig lebte, denn eine Ergänzung wurde ebensowenig besorgt wie bei den geraubten Zeitschriften, war es mit diesen Herrlichkeiten bald zu Ende. Die Kadaver wanderten allgemach in das Museo Nacional, wo sie heute, wie z. B. der Elefant, für ihr kurzes chilenisches Erdenwallen ausgestopft entschädigen müssen. Die leer gewordenen Käfige füllte man mit Hunden. — Nun sind wir dem eigentümlichen Kuppeldache nahe, welches die Sternwarte verrät. Ihren letzten Direktor, einen Deutschen, haben die Chilenen 1913 mit ehrenrührigen Anklagen in den Tod gehetzt.

* *

*

Santiago ist das Paris Chiles, ja es ist noch mehr, es ist Chile. Wenn der Huáso eine Reise zur Hauptstadt macht, so sagt er: „ir a Chile“, nach Chile gehen. Das Volk Santiagos ist das Volk Chiles. — Der Chilene selbst unterscheidet drei Kasten: la Jente, el Mediopélo und el Róto.

La Jente, die Aristokratie, stellt die Nachkommenschaft jener spanischen Einwanderer vor, deren Geschlechter sich vor indianischer Blutmischung bewahrt haben, und reich gewordener jüngerer Immigranten verschiedener Nationalität. Die Konquistadore Chiles stammten, wie Cortéz und Pizarro, aus der armen Estremadura, in deren stillen Städten man noch heute Andenken an die verwegenen Eroberer Amerikas trifft, wie in Cáceres das Sonnenwappen Montezumas.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte spanischer Zuzug besonders aus dem Baskenlande, dessen Bewohner man für die am wenigsten mit keltischem Blute vermischten Iberer hält, und die sich gleich den Katalonen

durch Fleiß und Erwerbssinn hervortun. Sie sollen im chilenischen Volkskörper ausschlaggebender geworden sein als ihre Vorläufer, die Estremeños. Der Chilene leitet von den Basken seine wirtschaftlichen Vorzüge, aber auch seine so sehr ins Breite gehende Schreibseligkeit her. Der Übergang von Kastiliens Krone an die Bourbonen als Folge des spanischen Erbfolgekrieges gewann auch für unseren Freistaat Bedeutung: das Mutterland öffnete diese Kolonie der französischen Einwanderung, welche nicht auf sich warten ließ. Ferner erschienen Irländer, darunter O'Higgins (der Stammvater des Befreiers Chiles), und nach der erstrittenen Unabhängigkeit Engländer und Nordamerikaner, denen erst sehr viel später Deutsche folgten.

Diejenigen, welche bereits in Spanien dem Adel angehörten, waren sehr gezählt; es ist kaum ein halbes Dutzend gewesen, denn Chile genoß, als armes Bergland verschrien, keinen guten Ruf. Die meisten der frühesten Ankömmlinge waren obskure Soldaten der iberischen Halbinsel, deren kriegerische Verdienste im Kampfe gegen die Indianer mit Nobilitierung und Grundbesitz belohnt wurden, und von denen etliche den frischen Wappenschild alsbald mit allen denkbaren Verbrechen besudelten¹. Spätere Generationen erkaufte zu den gegründeten Majoraten ein ‚von‘, den Titel eines Grafen oder Marquis und schmückten die Pforte ihres Hauses mit einem Wappen, Prädikate und Prärogative, welche während der Unabhängigkeitskriege, die zur Republik führten, aufgehoben wurden. Die Namen der Patrizierfamilien, deren man etwa 80 zählt, sind ein internationales Gemisch: García-Huidóbro, Irarrázaval, Larrain, Vicuña, Tórres, Mackenna, Cox, Walker, Roß, Edwards, Lyon, Mac-Clure, Subercaseaux, Matte u. a.

Die chilenische Aristokratie ist noch heute exklusiver als die unsere. Es ist leichter für jemanden, der ihr nicht

¹ Domingo Amunátegui Solar: La Sociedad Chilena. Santiago, 1901—04.

angehört, Präsident der Republik zu werden, als in sie hineinzuheiraten. Denn obwohl in Wahrheit die Herrscherin des Staates — Chile ist eine Oligarchie —, zeigt sie sich nicht erpicht, die Zügel ausschließlich selbst in der Hand zu halten, sondern hat dieselben wiederholt genehmen Persönlichkeiten außerhalb ihrer Kaste anvertraut. Die Aristokraten sind Grundbesitzer, Viehzüchter, Getreide- und Weinbauer im großen; ihre oft riesigen Haziendas, die mit deutschen Fürstentümern an Ausdehnung wetteifern, liegen im mittleren Chile; meistens bekennen sie sich zur konservativ-klerikalen Partei. Ihre Söhne, soweit sie ihnen nicht als Erben in der Bewirtschaftung der Güter nachfolgen, widmen sich dem Studium der Jurisprudenz oder werden Priester. Etliche treten auch wohl in einen angesehenen Mönchsorden wie den der Dominikaner von der Recoleta ein. Übrigens läßt der chilenische Aristokrat, wenn es sich um einen lohnenden Erwerb handelt, seinen Standesdünkel beiseite. Den Yankee als Vorbild, greift er zu, wo es etwas zu verdienen gibt: als Martillero (Auktionator), Jerente irgendeiner Versicherungsgesellschaft, Makler oder Viehhändler.

Neben dem Landespatriziat hat sich dank des ungeahnten bergmännischen und kommerziellen Aufschwungs im letzten Säkulum eine Geldaristokratie entwickelt. Ihre Häupter — Multimillionäre — traten mit jener der Geburt und Tradition in Wettbewerb um Einfluß und Ansehen. Beide Machtgruppen stehen sich indes nicht als Rivalen gegenüber, sondern begünstigen die einer zwiefachen Auffrischung gleich vorteilhafte Blutsvermischung.

Mediopelo, halbes Haar, ist die vorzügliche Bezeichnung für jene breite Volksmasse, die sich zwischen Spaniern, beziehungsweise europäischen Einwanderern der ersten Jahrhunderte und den Indianern entwickelte; ein Kreuzungsprodukt, oft aus natürlichen Seitenschößlingen hervorsprossend, das sich auch nicht als solches verleugnet. Für den Fremden ist es anfangs schwer,

zwischen Jente und Mediopelo genau zu unterscheiden, der Chilene dagegen vermag schon dem Namen nach zu urteilen. Das Mediopelo ist in sich selbst gegliedert, enthält den Mittelstand, aber auch einen guten Teil der höheren Beamtenwelt und verliert sich in den Kreisen der Arbeiter. So gehörte z. B. der um 1908 amtierende Rektor der Universität zum ‚Halben Haare‘. Diese Kaste ist das vorwärtstreibende Element, die Intelligenz des Landes, aber auch das ämterhungrigste, chauvinistische und fremdenfeindliche. Familiennamen, wie Valenzuela, Zapáta, Contréras, Muñóz, Cordéro, Oyarzún, Soto, Núñez, Leteliér, Quijada, Néira, Ortíz, sind typische. Während die Jente feine, helle europäische Gesichter und stattliche, meist schlanke Figuren hat, ist das Mediopelo in der Regel dunkel, klein, korpulent.

Der chilenische Mittelstand entwickelte sich erst mit der jüngsten Einwanderung und beschränkt sich beim Fehlen eines Bauernstandes auf die Stadt. Hier finden wir den unseren ähnelnde Verhältnisse nur in den deutschen Siedelungen, wo sich neben den Industrien das selbständige Handwerk entfaltete. Der nationale Handwerker steht auf niedrigster Bildungsstufe und bleibt im allgemeinen auch in seinem Fach ein Pfuscher, weil er alles mögliche begann und liegen ließ, ehe er sich auf seine Spezialität festlegte. Numerisch überwiegen die Schuhmacher. Auch Bäcker, Klempner und Schreiner sind meistens Eingeborene. Erst in neuerer Zeit haben sich etliche Zweige in Gremios gildenartig organisiert. Die Tischler z. B. gründeten die auf Hebung ihres Standes und gegenseitige Unterstützung bedachte ‚Sociedad Fermin Vivaceta‘.

Die Frau des Mittelstandes findet Beschäftigung als Cobradora, Kassiererin, der Straßenbahn, am Schalter der Post, als Lehrerin oder verwertet als Heimarbeiterin die in den Escuelas profesionales erworbenen Fertigkeiten. Die wohlhabenderen Töchter dringen in die gelehrten

Berufe. Besonders lockt sie das Instituto Pedagógico und die Medizinschule.

Rótos, d. h. Zerlumpte, wird die Schicht des niederen Volkes genannt, aus welcher sich vornehmlich der Tagelöhner und Arbeiter rekrutiert. Breite Gesichter mit vorspringenden Backenknochen, gedrungene Gestalten kennzeichnen sie, besonders aber die Säuferphysiognomie, denn der Róto ist der beharrlichste Trunkenbold der Welt. Róto ist kein Schimpfname. Es gibt kleine Geschäfte, die sich ‚Zum Róto‘ nennen, und sogar eine Zeitung, der ‚José Arnéro‘, welche sich als das Organ des Róto anpreist. Mehr wie einmal habe ich auch einen stolz ausrufen hören: „Soy Róto, Señor, Róto Chileno!“ „Ich bin ein Róto, mein Herr, ein Róto Chiles!“ Im Róto pulsiert das indianische Blut am reinsten. Übrigens ist der Róto besonders charakteristisch für die Großstadt. *La China*, die China, ist die Frau des Róto, die Chinita seine Tochter. Früher, zu spanischer Zeit, wurden damit nur die *Indianer* frauen und -mädchen bezeichnet, und man nannte damals auch die Indianerburschen *Chinos*. Das Wort ist Quechua und hat nichts mit den Bewohnern des himmlischen Reiches zu tun.

Der Róto arbeitet nur, wenn er muß. Auch der beste ist ‚San Lunero, Montagsheiliger‘. Höherer Verdienst hat ebenso, wie bei den Handwerkern, wo der übertriebene Schutz Zoll solchen zeitigt, Verminderung der Arbeitstage zur Folge. Er versucht sich im Norden als *Minero*, im Süden als Feldarbeiter, in den Häfen als *Fletero* und *Péon*, in den Städten des Binnenlandes als Maurer und Gelegenheitsarbeiter, aber auch als Soldat und Polizist und, wenn alles versagt, als Bandit. Auch bei Prozessen blüht, wie *Martin* ergötzlich berichtete, sein Weizen. Soll ein *Alibi* oder sonst eine zweifelhafte Sache bewiesen werden, so kann sich der Wohlhabende Dutzende solcher Zeugen erkaufen, die alles beschwören, was verlangt wird. Ganz auf der Höhe steht der Róto im Kriege und während der Revolution. Er hat die Schlachten gegen *Perú* und *Bolivien* gewonnen. Trotzdem schämt sich das Vaterland

seiner und sperrte während der Zentenarfeier Tausende in Corrales, um sie dem Anblick der fremden Gäste zu entziehen. Aus dem niederen Volke rekrutiert sich die zahlreiche Dienerschaft der Besitzenden. Die Frauen sind Wäscherinnen. Man zählte solcher 1907: 63 000.

Die größeren Städte enthalten ein starkes Kontingent heimatloser Kinder und Burschen, die Palomillas, welche sich ehrlich und unehrlich durchschlagen als Zeitungsverkäufer oder Ratéros, Gelegenheitsdiebe, aber nicht bettelnd, wie es denn in ganz Chile wenig um Almosen Flehende gibt. Sie besitzen ausnahmslos Übernamen, und oft sind es die einzigen, mit denen sie aufwarten können, wie: Porroto blanco (weiße Bohne), Ojo de Pollo (Hühnerauge), el Palomo (Täuberich). An den Sommernachmittagen bevölkern sie mit Vorliebe den nahen Hügel San Cristóbal, um dort in den Bewässerungsgräben zu baden oder zu spielen, natürlich um Geld: à la Chapita, indem sie Fichas, 2½-Centavos-Stücke, in die Luft schleudern und auf Kopf oder Wappen setzen, oder à la Caballito, Stöckchen in den Bach werfen, wettend, welches zuerst ein bestimmtes Ziel erreichen möge; denn sie sind vom Spielteufel besessen. Man sieht sie stets bandenweise, Große und Kleine gemischt, und in ewigem Streit. Wegen fünf Centavos ziehen sie das Messer. Man liest häufig, daß zwei Zeitungsjungen um den Verkauf eines einzigen Blattes in solche Wut geraten sind, daß sie nicht eher voneinander abließen, bis einer tot am Platze blieb. Noch zu meiner Zeit nächtigten sie in einer mächtigen, wüsten Baracke an der Calle Moneda, in unmittelbarer Nachbarschaft des Regierungspalastes.

Der Charakter und das Wesen des Chilenen weist trotz der sehr verschiedenen sozialen Stände manche gemeinsamen Züge auf. Alle Chilenen sind schweigsame, ernste Leute. Prahlen, Lachen und laute Lustigkeit gibt es nicht. Natürlich, wenn sich der Róto betrunken hat, wird er lebhaft, aber mehr in Gebärden als in Worten. Die Chilenen der guten Klassen sind sehr nüchtern, sie essen lieber, als daß sie trinken. Bis ins höchste Alter sind

auch beim männlichen Geschlecht Süßigkeiten überaus beliebt, ebenso schwärmt alles für Früchte. Wenn man länger in Chile gelebt hat, wird man durch nichts mehr bei frisch Angekommenen überrascht, als durch ihr lautes Wesen. Es können Hunderte von Chilenen beisammen sein, ohne daß man anderes als ein Summen vernimmt. Zwerchfellerschütternde Lachsalven sind bei den Einheimischen geradezu Phänomene. Der Chilene lächelt, aber er lacht nicht. Auch wenn er befiehlt, dämpft er seine Stimme; kurz, er könnte als Vorbild dienen. Man wird daraus mit Recht schließen, daß ein lärmendes, von hundert Schreien vibrierendes Straßenleben nicht existiert; aber man hört auch keinen Gesang, kein Ritornell, kaum einen pfeifenden Jungen.

Alle Chilenen sind ‚sumamente ventajeros‘, d. h. un-
gemein auf ihren Vorteil bedacht und dem Fremden gegen-
über auch auf den ihres Landes. Es fehlt ihnen nicht an
Unternehmungsgeist und selbst Wagemut, wie die Hausse-
jahre von 1904 bis 1906 hinlänglich bewiesen. Sie folgen,
durch schnelle Auffassungsgabe und praktischen Sinn
begünstigt, dem Gewinn auch außerhalb ihrer Landes-
grenzen. Auch enthusiasieren sich die Chilenen leicht.
Sie sind un-
gemein neuerungssüchtig. Es taucht nichts in
Europa auf, was sie nicht leidenschaftlich begehrten. Da-
gegen sind sie, impulsiv und sprunghaft, weder beharrlich
noch zuverlässig. Außerdem gelten sie als die geborenen
Besserwisser. Weitere gemeinsame Züge sind alt-
eingewurzelter Haß gegen die Peruaner, Nationalstolz und
Vaterlandsliebe; diese grenzt an Fetischismus.

Der Chilene aus guter Familie ist, was sich schon in
seiner stolzen Haltung ausdrückt, überaus selbstbewußt.
Der Dünkel steht Pate an der Wiege des Säuglings. Man
lese und bestaune folgende Anzeige:

Geburt.

Es kam zur Welt der **Herr** Francisco Larráin
Peró, Sohn des Herrn Don Francisco Larráin S.
und seiner Gemahlin Elena Peró¹.

¹ Der Chilene fügt dem Geschlechtsnamen des Vaters den der
Mutter ohne das verbindende y (wie es in Spanien Brauch) hinzu.

Die Aristokraten halten auch darauf, fortgesetzt in den Zeitungen eine Rolle zu spielen, bald als Abgereiste, Angekommene, Erkrankte oder Festgeber. Ihre Diners und Tertúlias (Abendgesellschaften) werden mit allen Einzelheiten, den Roben und dem Menü beschrieben, und gelegentlich illustriert ein Klischee die Verteilung der Sitze. So werden wir nicht überrascht sein, in Chile von jenem Übermaß kolumbianischer Höflichkeit, welche sich uns in all und jedem zu Diensten stellt, eine etwas gedämpfte Ausgabe vorzufinden und die Phrase nach erfolgter Vorstellung: „Sie verfügen über einen Diener mehr“ eher aus Kindermund als von den Lippen Erwachsener zu hören. — Ein Wort verdient die Art der Begrüßung: jüngere Damen Umarmung und Kuß; ältere Damen und die Herren Umarmung und liebevolles Beklopfen der Schulter. Fernerstehende geben sich die Hand.

Das Mediopelo ersetzt das Selbstbewußtsein häufig durch eine forzierte Frechheit; das niedere Volk hingegen ist unterwürfig und läßt sich viel mehr gefallen wie bei uns. Seine Behandlung von seiten der Polizei ist rücksichtslos und oft roh. Mir klagte gelegentlich ein Mann aus dem Volke: „Uns, die Armen, behandelt man schlechter als die Hunde.“

Obwohl sich der Chilene überaus klug dünkt, hat er sich zu allen Zeiten von geschickten Abenteurern ausbeuten lassen. Vor einigen Jahrzehnten verstand es ein Kavalier, der unter dem Namen Parraf auftauchte, die Santiaguiner Gesellschaft um Vermögen zu prellen, indem er vorgab, aus gewöhnlichen Metallen Gold machen zu können, und 1907 feierte der ‚Conde‘ de Baschieri, ein italienischer Industrieritter, wahre Triumphe. Dieser Gauner umkleidete sich mit einem religiös-mystischen Nimbus, verwandelte seine Wohnung in eine Kapelle und veranlaßte die Gläubigen nur dazu, Kerzen zu stiften, die aus einem bestimmten Geschäft gekauft sein mußten und nachts wieder dorthin zurücktransportiert wurden. Der Mercurio erzählte, daß der wunderkräftige Graf geraume

Zeit hindurch zwischen 500 und 2000 Pesos täglich erschwindelt hat. Außerdem glaubt, zum wenigsten der niedere Chilene, so ziemlich alles, selbst folgende Geschichte, die sich 1904 bei Curicó zugetragen haben sollte und in den Zeitungen der Hauptstadt Spalten ausfüllte: In Chépica lebte eine arme Wöchnerin, welche mit Schmerzen beobachtete, wie ihre Huáhua (Säugling) an Nahrungsmangel dahinschwand, denn ihre Brüste schienen versiegt. Erst nach manchem Tage löste sich das Rätsel: eine große Schlange (Culebrón) war allnächtlich zu ihr gekrochen, hatte sich an ihren Brüsten bis zu deren Erschöpfung gesättigt und — so raffiniert war dieses Geschöpf — dem Säugling seine Schwanzspitze als Lutscher in den Mund gesteckt, damit er nicht schrie.

Laval, der es doch als Chilene wissen muß, führte 1910 noch sechs im Lande verteilte Zaubererschulen auf und zitierte ein nicht geringes Rüstzeug langatmiger Beschwörungsformeln. Er spricht auch von Hexensabbaten, ‚alquelarres‘, die auf dem San Cristóbal (angesichts der Hauptstadt) in den Donnerstagsnächten begangen werden.

Ein ausländischer chilenischer Beamter nannte die Chilenen ha b s ü c h t i g wegen ihres arabischen, g r a u s a m wegen ihres spanischen und d i e b i s c h wegen ihres indianischen Blutes. So beschaffen finden wir denn auch namentlich die mittleren Volksschichten als die am intensivsten gemischten.

Man mag die Behauptung, daß die Mischlinge mehr die Fehler als guten Seiten ihrer Stammeltern vereinigen, ‚als abgegriffene gedankliche Scheidemünze‘ an den Pranger stellen, man wird damit bei Leuten, die mehr als flüchtige Erfahrungen sammelten, wenig Eindruck erzielen. Gerade in Chile bieten die Söhne aus den Mischehen unserer Landsleute ein uns besonders gut verständliches, ja aufdringliches Objekt, um die Probe aufs Exempel zu machen, welche leider nicht zugunsten der Rassenkreuzung sprechen wird. Wir werden bei dem chilenisch-deutschen Blute chilenische Höflichkeit und deutsche Zuverlässigkeit vermissen; wir werden von der glühenden Vaterlandsiebe

des Chilenen nur einen matten Abglanz spüren; wir werden auf germanische Rechtlichkeit, Ausdauer und Gründlichkeit vergebens in den Tiefen der Seele des Mischlings schürfen, dagegen auf Genußsucht, Geld- und Machthunger stoßen. Ich halte es aber für sicher, daß im Laufe späterer Generationen (im Sinne der Mendelschen Vererbungslehre) ein Rückschlag erfolgen und die Auslese korrigierend wirken wird.

Dem Chilenen gebricht es im allgemeinen an moralischem Mut, namentlich mangelt ihm die nötige Charakterstärke, Personen so zu behandeln, wie er von ihnen denkt und spricht. Das verführt ihn zu unzähligen versteckten und anonymen Angriffen; und als traurige Folge sind die Chilenen unter sich mißtrauischer als gegen den Ausländer. Wir sind im Anfang wie benommen, wenn wir sehen, wie selbst hochgestellte Personen, die sich noch gestern in niederträchtigster Weise in den Zeitungen bekämpften, übermorgen als intime Freunde miteinander wandeln und reden; wir verstehen es nicht, wie offenkundige Feinde sich mit Umarmung begrüßen und mit enthusiastischem Redeschwall ihrer Liebe und Hochachtung versichern. Aber was heute Feind ist, ist morgen Freund. Sympathien und Antipathien, die durchs Leben gehen, existieren kaum. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, das gilt dort in Gesellschaft und Politik. Bei den Chilenen kann alles sich vereinen und alles sich trennen. — Mir hat es oft geschienen, als ob der Chilene ein schlechter Menschenkenner sei; wenigstens irren sie sich bei ihren Wahlen so häufig, daß man ihnen zurufen möchte: „Wählt den einen und nehmt den anderen!“ Treue und Anhänglichkeit sind selten. — Der Chilene ist Opportunist, er stimmt sich auf den Heiligen oder Atheisten, je nachdem wie der Wind weht. Indessen ist er abergläubisch-religiös; selbst Radikale, geschworene Feinde der Kirche, tragen ein Amulett auf der Brust, unter der Kleidung verborgen. Das niedere Volk wird von einem fatalistischen Zuge beherrscht. Sterben gilt ihm wenig. Sogar Personen im blühendsten Alter, Burschen zwischen 12 und 15 Jahren, reden von

künftigem Tun mit dem Vorbehalt, „wenn ich dann noch lebe“.

Man heiratet im allgemeinen früh. Der Mediopelo-Jüngling, sobald er ein kleines Amt ergattert hat. Er zieht mit seiner jungen Frau in das Haus seiner oder ihrer Eltern, so daß sie nur für ihre Garderobe zu sorgen haben. Die junge Frau bringt keinen Trousseau mit. Meistens nur sich selbst. Man bedarf auch nicht viel Raum. Die Habseligkeiten birgt ein Koffer. Sie und er haben nicht mehr Wäsche, als von einer Woche zur anderen erforderlich ist; denn es wird allsonntäglich der Wochenverbrauch zur Wäscherin geschickt, um Sonnabends wiedergeholt zu werden. Die beiden Hemden oder die beiden Paar Strümpfe usw. werden auch nicht gestopft, sondern, wenn sie verbraucht sind — das Wieweit ist persönlicher Geschmack — fortgeworfen und ersetzt.

Der Róto läßt überhaupt nicht waschen. Er trägt Hemd und Unterhose, bis sie sich auflösen; alsdann begibt er sich zum Mapócho, wo Tag für Tag, in verstärkter Zahl aber Sonnabends und Sonntags, Frauen mit prächtigen Manschettenhemden, die vorteilhaft in Körben ausgelegt sind, und baumwollenem Unterzeug hocken, und gewandt sich coram publico neu; die schwarzen Fetzen fliegen in den Fluß.

Während bei den einigermaßen situierten Familien die Eltern, wie bei uns, lange Zeit über das Kindesalter hinaus für ihre Nachkommen sorgen, ist das beim niederen Volke völlig umgekehrt; hier ernähren die Kinder häufig schon vom zehnten Lebensjahre an ihre Erzeuger, die sich nicht entblöden, ihren Nachwuchs unbarmherzig auszusaugen. Sogar der Staat nimmt darauf Rücksicht. Wenn er z. B. junge Leute für seine Escuela de Grumetes, die Marine-matrosen-Schule, wirbt, macht er ausdrücklich bekannt, daß dieselben, welche bei freier Station 30 Pesos Löhnung empfangen, ein Drittel den Eltern geben müssen. Dieser Anteil kann von ihnen direkt erhoben werden.

Die Aristokratie zeigt sich mindestens nicht ausländerfeindlich. Dagegen verhehlt das Mediopelo seinen

Fremdenhaß von Jahr zu Jahr weniger. Namentlich die ähnliche Ziele wie unsere Sozialdemokraten verfolgende demokratische Partei bekämpft die Ausländer in Wort und Schrift und macht sie für den Ruin des Landes verantwortlich. Bei der in den Einwanderern fortschrittliche Elemente fürchtenden Geistlichkeit fanden fremdenfeindliche Tendenzen von jeher gefällige Aufnahme. — Es ist verkehrt, sich das Chile von heute besonders ausländerfreundlich vorzustellen; das war einmal. Die neue Generation läßt durch ihre Volksvertreter vergiftende Ströme auf alles Nichtnationale ausgießen. Man muß die Schmäbung A. J.s, Inhabers eines preußischen Ordens, über die in Chile domizilierten und aktiven deutschen Offiziere gehört haben, man muß seine Brandreden gegen die ausländischen Bankinstitute lesen, die nichts mitgebracht hätten als einen Direktor und ein Schild, oder M. C.s Philippikas gegen die fremden Arbeiter, an denen er kein gutes Haar läßt, oder die Lamentos in den Zeitungen, daß die mit chilenischem Blute erkauften Nordprovinzen nur dazu dienen, die Gringos zu bereichern! — Die verächtliche Art und Weise, in der mit ausländischen Beamten umgesprungen wird, die man los sein will, weil Einheimische ihren Posten erstreben, übersteigt unsere Begriffe. Es wird eine pöbelhafte Zeitungshetze gegen sie entfacht, die gelegentlich solche Dimensionen annimmt, daß, wie vor Jahren bei der Verfolgung der langjährigen französischen Leiter der höheren Ackerbauschule, die ganze französische Kolonie Front machte und die gemeine Presse zu boykottieren drohte. Nicht selten streicht man einen fremden Beamten, dessen man sich entledigen will, einfach hinterücks im Budget.

Nur die Hausbesitzer als Vermieter schätzen die Gringos und inserieren bei Ausbietung einer Wohnung: man bevorzugt Ausländer, oder nur für Ausländer, oder Preis 80 Pesos monatlich, für Ausländer billiger! Und das sind Vollblutchilenen, die solche Annoncen loslassen, auf die man tagtäglich stößt. Warum zieht auch der Chauvinist Ausländer als Mieter vor? Erstens, weil diese

bezahlen, der Chilene aber nicht selten heimlich zu entweichen strebt. Mehr wie einmal habe ich einen Schutzmann vor einem Hause tagelang promenieren sehen, um einen solchen Exodus zu verhüten. Zweitens, weil der Ausländer fremdes Eigentum achtet und instand hält, der Chilene indes verwüstet und verkommen läßt. Während unser Mittelstand sich im Scheuern und Putzen nicht genug tun kann, wird in einem Mediopelohause niemals anders gereinigt als mit dem trockenen Besen. Weder Türen noch Fensterbänke werden je gescheuert, nicht einmal die Fenster putzt man; aber Kinder und Erwachsene besudeln die Fußböden, die Tapeten, bemalen die getünchten Wände, demolieren die Schlösser, kurz, in Jahresfrist ist ein neues Häuschen für anständige Leute oder Ausländer unbewohnbar geworden.

Die Fremden werden vom Volke nicht als *Estraneros*, sondern mit dem Übernamen *Gringos* bezeichnet. Der freundliche *Róto* hängt nicht selten als schmückendes Beiwort ein *de Mierda*¹ an. Das Wort *Gringo* soll früher nur auf die Engländer angewandt sein. Die Franzosen schimpft man *Cavachos*, Schneckenesser, und die Deutschen *Animales*, Tiere, Bestien, wegen der Assonanz mit *Alemán*. Wenn man Glück hat, kann man von sich selbst, sogar in den Bureaus der Ministerien, als *Gringo* sprechen hören. Schon zwei- bis dreijährige Kinder rufen dem Fremden auf der Straße ein möglichst verächtlich prononziertes *Gringo* nach. Viel seltener hört man die Koseform *Gringito*.

Der Chilene ist, wie im allgemeinen der Romane, auf Äußerlichkeiten gestellt. Das geht so weit, daß ihm ein großer Mensch viel mehr imponiert als ein gelehrter. Auch gegen körperliche Defekte hat er starke Antipathien. Er beurteilt den Fremden viel mehr nach seinem Auftreten als nach seinen Leistungen. Ein kontrahierter Ausländer von kleiner Statur, unscheinbarem Aussehen, oder mit einem Gebrechen behaftet, wird nie für voll angesehen werden, trotzdem er sich als hervorragend

¹ *Gringo de Mierda*: Sch . . . Fremder!

tüchtig erweisen mag. Dagegen kann jemand mit 1,80 m Länge und 1,20 Brustumfang, der auf gewaltigen Beinen einherschreitet, von vornherein auf eine gute Karriere rechnen, wenn es auch mit seiner geistigen Ausrüstung hapern sollte, vorausgesetzt, daß er schnell leidlich die Landessprache radebrecht, um den Chilenen einige Schmeicheleien sagen zu können. Der Chilene will pousiert sein; Genies erwartet er keine. Dutzendweise habe ich an maßgebenden Stellen gehört und noch viel öfter gelesen: „Wer wirklich tüchtig in seinem Fache ist, kommt nicht nach Chile, der findet auch in seinem Vaterlande einen guten Platz.“ Den Zug in die Ferne begreift der Chilene überhaupt nicht. Er sehnt sich vielleicht mal für einige Zeit nach Paris, sonst aber möchte er sein geliebtes Santiago höchstens sommers verlassen, um an die kühlere Küste zu fliehen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Chilenen vielfach Nietten bei ihren Kontrahierungen gezogen haben, aber, auch diese Erscheinung ist interessant: die Nullen sitzen am festesten.

Selbstverständlich pflegt auch der Chilene an sich selbst das Äußerliche in erster Linie. Man wird wenige finden, die nicht Lackstiefel trügen. Der Zylinder ist die gängigste Kopfbedeckung bei jung und alt. Die Tracht dunkel. Die geschniegelten jungen Herrchen werden Futres und, wenn sie ganz in Modegecken ausarten, Pijes genannt. Sie erfreuen sich eines kräftigen Hasses seitens des Roto, der sich in einem „Futre mugriento, Futre piojento — schmutziger, lausiger Modex!“ Luft macht. Der Siutico, Typ des armen, sich als Stutzer gerierenden Schluckers, welcher sein einziges, fadenscheiniges Jackett „selbst der Mode entsprechend änderte, wendete und verkürzte“, gehört einer vergangenen Zeit an. Die Frauen verhüllen sich tagsüber mit der Manta, dem spanischen, auf die Schultern hinabfallenden Kopftuch. Erst abends auf der Plaza entfalten sie ihren Staat, einen oft erstaunlichen Luxus. Kleine Mädchen sieht man in weißen Atlaschuhen, seidenen Strümpfen, Spitzenkleidchen und riesigen Hüten mit gewaltigen Straußenfedern. Die Toi-

lette einer chilenischen Dame muß ein unerhörtes Geld kosten. Ihr suchen die geringeren Stände nachzueifern. Ein altes Übel. Schon Poeppig hat sich über den auf den Promenaden zur Schau getragenen Prunk nicht genug verwundern können, und nach Ochsenius gehören Damentoiletten, die nur einmal öffentlich gezeigt werden, aber 25 000 M. kosteten, nicht zu den großen Seltenheiten. Der Chilene verausgabte seine Einnahmen in erster Linie für Kleidung. Man behauptet, daß manche jener feenhaften Erscheinungen, wie sie auf dem Abendkorso auftauchen, für die Küche nur noch Bohnen erschwingen können. Jedenfalls bin ich häufig überrascht gewesen, zu sehen, was für elegante Gestalten, männliche und weibliche, aus Hütten schritten, die bei uns nur allerärmste Landarbeiter beherbergen würden. Das Vermögen einer großen Anzahl ist aber auch mit dem, was sie anhaben, erschöpft.

Wer es sich irgend leisten kann, hält Equipage oder ein Automobil, um die Fahrt vom Parque Cousiño bis zur Plaza mitmachen zu können. (Andere Teile Chiles dürften auch kaum dazu geeignet sein.) — Eine Mutter bat einmal den Direktor der aristokratischen Schule zu den ‚Heiligen Herzen‘ um Erlaß des Schulgeldes für ihren Sohn, da sie in großer Not sei. Der sparsame Priester wand sich hin und her, und schließlich sagte er: „Aber die gnädige Frau ist doch, wenn ich nicht irre, in eigenem Gespann vorgefahren.“ „Ja,“ antwortete sie, „was bin ich, wenn ich das nicht mehr habe.“

Der enorme Luxus im ersten Jahrzehnt unseres Säkulums, in dem sich die Zahl der Viktorias und Kraftwagen in Santiago verfünffacht hat, war eine Folge des Spekulationsfiebers. Viele schickten, als die goldenen Hoffnungen trogen, ihre Kutscher nebst Gefährt auf die Straße, um Geld zu verdienen, andere boten sie zur Vermietung in den Zeitungen aus, und etliche energische Väter wollten sich ihrer entledigen. Über eine mit solchem Versuch verbundene Familienszene enthielt der ‚Ferrocarril‘ von 1907 ein kleines Stimmungsbild. Am ersten Tage Entsetzen der Mutter, Ohnmachtsanfälle der

Töchter; der Vater blieb fest. Am zweiten Weinkrämpfe der gesamten weiblichen Familie; der Vater ließ sich nicht erweichen. Am dritten war Beruhigung und Trost eingezogen; die Mutter erklärte dem Familienhaupte: „Ein reicher uneigennütziger Freund — wirklich ganz uneigennützig — hat sich bereit erklärt, das Auto zu bestreiten; wir sind also gerettet.“ Der Vater ging, ohne eine Silbe zu erwidern, und der Artikel schloß mit einer Reihe von Gedankenstrichen.

Chile ist ein Land ohne Orden und im allgemeinen auch ohne Titel und Würden. Wo dieselben ausnahmsweise eine Rolle spielen, wie der Doktor des Arztes und die militärischen Rangstufen, übertragen sie sich nicht auf die Frau. Dagegen genießen die höchsten Verwaltungsbeamten, Minister, Intendanten, Richter der Berufungsinstanzen u. a. von Amts wegen die Anrede ‚Usía‘ (statt Usted) oder ‚Su Señoría‘, Euer Hochwohlgeboren. Der Präsident ist die einzige Exzellenz. Aber auch die Spitzen der Behörden bleiben im Freundes- und Bekanntenkreise Don Juan, Don Luis oder gar Luchito oder Pedrito. „El Pedrito me costó un ojo de mi cara, das Peterchen kostete mir ein Auge“, soll die alte Frau Edwards mit Bezug auf ihre pekuniären Opfer gesagt haben, als Pedro Montt¹ endlich triumphierte.

¹ Präsidentschaftskandidat; 1901 ohne, 1906 mit Erfolg.

Achtes Kapitel.

Der Hauptstadt Fest- und Trauertage.

Die Santos; Cuécas und Tonadas. — Volkstümliche Lieder und Romanzen. — Die Remolienda im Himmel. — Eine Tertulia. — Die Frau aus dem niederen Volke. — Ein Tag in der Hauptstadt: Straßenleben. Die Señora in der Elektrischen. Korso. Chilenische Schönheiten. — To go shopping. Tanda und Stadttheater. Volksbelustigungen. — Remates. — Der Mob als Herr. — Ein protegierter Saquéo. — Die Feste: Pascua. Semana Santa. El mes de la cruz. Dieziocho. — Prozessionen. — Von Engeln und Gevattern. — Auf dem allgemeinen Friedhof. — Der Tag der Toten. — Die Tragödie von Lo Cañas. — El velorio del anjelito.

Die Geselligkeit des oberen Tausend sucht die europäische zu kopieren. Es gibt sogar schon Kindermatineen. Die der mittleren und unteren Kreise hingegen hat einen nationalen Anstrich.

Hauptfeste sind die Santos, von denen sich besonders der Namenstag der Mutter einer tüchtigen, oft mehrere Tage und Nächte andauernden Feier, Remolienda, erfreut. Dann wird ein Zicklein oder ein Hammel gebraten, oder es werden Arrolladas, stark gewürzte, mit Speck gespickte Rouladen aus Schweinefleisch aufgetragen, der Wein in mächtigen, strohumflochtenen Damajuánas, die 20 Liter fassen, besorgt und ein Salpicón, ein Salatpotpourri aus allen möglichen Fleischsorten, insonderheit Kalbsfüßen, und gekochten Bohnen, Zwiebeln, Kartoffeln, roten Rüben, Kresse, Kohl, Kopfsalat, Ají u. a. bereitet. Auch Ponche cabezón wird gereicht, d. h. Branntwein oder Pisco mit Wasser oder Milch gemischt. Die Hauptsache aber, die immer wieder Appetit und Durst anregende, ist der Nationaltanz, die Cuéca.

In der Cuéca, einem veränderten spanischen Zweitanz im Sechachteltakt, von denen die bekanntesten

Bolero und Jota sind, wirbt der Herr um die Gunst der Dame. Er stellt sich als ein Nahen, Fliehen und Changieren dar, in dem das Gewicht bald auf die Zehen, bald auf die Hacken verlegt wird — manche Partien sind ausschließlich Zehentanz — und beide, Männlein und Fräulein, ein Schnupftuch schwenken. Ihn begleiten die Harfe, eine dumpfe Trommel und der oft zu schrillen Schreien anschwellende Gesang sämtlicher Anwesenden. Aus der Ferne hört man dumpfes, monotones Stampfen, in regelmäßigen, kurzen Pausen von dem gellenden Diskant der Weiber unterbrochen. Die Melodie hat etwas Breites, Langatmiges und langaushallend Schlep-pendes. Sie ist eher wehmütig als fröhlich und paßt sich ausgezeichnet einer halb trunkenen Gesellschaft und Stimmung an; auch gelallt verliert sie wenig von ihrer Eigenart.

Die Texte sind zahllos und oft sinnlos. Mitunter endlose Wiederholungen weniger, improvisierter Worte, wie:

En la noche, no hai coche.

Ay — Ay — Ay — Ay!

In der Nacht gibt's keine Kutsche.

Ai — Ai — Ai — Ai!

Oder vielfach Liebeslieder, nicht selten obszöner Natur, Wortspiele und Parallelen und dann nicht ohne Reiz:

Si la suerte me elevera

Hasta el trono de los reyes,

Tu serias quien mandabas,

I quien dictaba mis leyes.

Abogados i amantes son parecidos,

Porque todos concluyen, suplicando i pidiendo;

Suplicando i pidiendo, si, con diferencia,

Que unos piden justicia i otros clemencia.

Wenn mich das Schicksal erhöbe

Auf einen Königsthron,

Deinen Befehlen gehorchen,

Wäre mein schönster Lohn.

Liebhaber und Advokaten haben manches gemein:

Eine Bitte wird jedes Schluß seiner Rede sein.

Indessen ohne Zweifel, ein Unterschied besteht:

Gerechtigkeit bittet dieser, doch jener Milde erfleht.

Preciso es tener cuidado
Con los finjidos amores,
Causa que la hipocresía
Tiene túnica de flores.

Las esterioridades de una pasión
Encubren los delitos del corazón,
Del corazón que si, y que en ausencia
Le dicen que son flores en apariencia.

Gut ist es, auf der Hut zu sein
Vor geheucheltem Liebesleide,
Denn die Falschheit nahet sich
Eingehüllt im Blumenkleide.

Die Leidenschaft wird leicht zum Hehler,
Denn sie verdeckt des Herzens Fehler.
Und obgleich der Liebe entrückt,
Erscheint es festlich mit Blumen geschmückt.

Desengañame con tiempo,
Si no me piensas querer,
Si no me tienes amor,
Porque me haces padecer?
Mas quiero un desengaño,
Que me consuma;

In no vivir penando por una duda. —
Por una duda si. Ay! quien pudiera
Hacer, que un imposible posible fuera!

Reiße mich bald aus meinem Wahn,
Willst du mich lieblos verlassen!
Wenn du mich nicht lieben kannst,
Was soll ich leidend verblassen?
Besser du enttäuschest mich gleich,
Als daß ich mich verzehre.

Ich kann nicht leben in des Zweifels Qual. —
In des Zweifels Qual. Ach! wer verstünde,
Daß Unmöglich in Möglich sich wende!

Wird nicht getanzt, so wird gesungen, Liebeslieder,
Tonadas, mit Gitarrebegleitung:

La brisa i la risa.	Windesfächeln, Mundes- lächeln.
Cuando el céfiro blanco colora,	Wenn der Zephir, der weiße, sich rötet,
Van las tranquilas aguas ajitar.	Erwachen die Wasser aus nächst- licher Ruh'.

Oh! se encrespa la faz de las olas;	Oh! dann kraust sich das Antlitz der Wellen;
Oh, que bella es la brisa del mar!	Oh, wie herrlich bist Meeresbrise dann du!
Es inutil soñar Con lo que brilla entre mares lejanos. Eso, yo, no lo puedo alcanzar.	Was soll mir der Traum Von dem, was da glänzt in fernen Meeren? Ich werde nimmer es schaun.
Pero cuando tus labios de rosa	Doch, wenn deine Lippen gleich der Rose
Se entreabren en dulce sonrisa, Todos dicen, es mas hermosa, Que el mar, el cielo i la brisa.	Sich halb öffnen zu süßem Lächeln, So sagen alle, daß es viel schöner Als Himmel und Meer und der Brise Fächeln.
Es inutil soñar Con lo . . .	Was soll mir der Traum Von dem . . .
Cuando el sol la mañana colora	Wenn die Sonne den Morgen purpurn malt,
El oriente su diáfano velo,	Den Osten schmückt mit durch- sicht'gem Vliese,
La estrella mas linda se dora:	Und der schönste der Sterne golden strahlt:
Oh, que bella es la brisa del cielo!	Oh, wie lieblich ist dann des Himmels Brise!
Es inutil soñar Con lo que brilla entre mares lejanos. Eso, yo, no lo puedo alcanzar.	Was soll mir der Traum Von dem, was da glänzt in fernen Meeren? Ich werde nimmer es schaun.

Liebesgram. (Eine typische Tonada.)

Yo adoro á una ingrata bella
Un tanto más que a mi vida:
Me estoy muriendo por ella,
Y se hace desensentida.

Ein undankbar Mädchen hat mich betört,
Ich liebe es mehr als mein Leben:
Ich sterbe, wenn es mich nicht erhört,
Will es mir Liebe nicht geben.

Por influjo de mi estrella
Y como amante rendido
Sin saber si soy querido
Yo adora á una ingrata bella.

Ob es mir jemals Liebe beschert?
In den Sternen steht es geschrieben,
Ich muß die kalte Schöne lieben:
Ein undankbar Mädchen hat mich betört.

Aunque se muestra homicida
Y huir de mi amor procura,
Yo amo su rara hermosura
Un tanto más que á mi vida.

Es hat mir keinen Trost gegeben.
Es flieht. Ist's Antwort nicht genug?
Ach, deine Schönheit ward mein Fluch:
Ich liebe es mehr als mein Leben.

Tengo de formar querella
De su cruel indiferencia,
Pues sabe con evidencia
Me estoy muriendo por ella.

Es sieht, wie sich mein Herze verzehrt,
Es fühlt, wie meine Pulse schlagen.
Ach, aller Welt will ich es klagen:
Ich sterbe, wenn es mich nicht erhört.

Bien sabe de que es querida
De mi amante corazón,
Sabe mi tierna pasión,
Y se hace desensentida.

Es ahnt das allerfeinste Weben
Der schmerzsvollen Leidenschaft,
Die mich nun bald von hinnen rafft:
Will es mir Lieben nicht geben.

Oder ein Spottlied auf die Argentinier, ‚Cuyanos‘, die auch verächtlich ‚Cheyes‘ genannt werden, weil sie sehr häufig che! als Interjektion einstreuen.

I hasta las mismas mujeres	Und sogar von unseren Frauen
Quieren darles a los Cheyes	Sollt Ihr ehrenvoll, Ihr Cheyes,
Una lección mui honrosa:	Einen Denkkettel bekommen:
I hasta tomarse Mendoza	Bis sie Mendoza genommen,
Quieren pegar a los Cheyes!	Woll'n sie Euch prügeln, Ihr Cheyes!

Lieben heißt queren und laut und hell schallt es bis auf die Straße hinaus:

Dicen que no nos queremos,
Porque no nos ven hablar.
A tu corazón y al mio
Se lo pueden preguntar!

Sie sagen, daß wir uns nicht lieben,
Weil sie uns nicht sprechen sehn.
Laß fragen sie dein Herz und meines,
Die Antwort soll balde geschehn!

Die Mehrzahl der angeführten Liedchen ist mir von Bekannten zugetragen worden. Ich weiß nichts über ihren Ursprung. Dagegen verdanken wir Julio Vicuña Cifuentes eine Sammlung populärer Romanzen mit eingehenden Erläuterungen.

Es ist kaum verwunderlich, daß sich unter den von allem Grausigen und Verwegenen angezogenen sangeslustigen Chilenen das abenteuerliche spanische Volkslied einbürgerte und nicht allein fortlebt, sondern auch ein nationales Genre erstand, welches natürlich den Huaso-Bandido feiert. Der Vortragende — kein Professionist — begleitet seine Strophen kräftig, fast lärmend, auf einer Gitarre, dem ‚guitarrón‘, mit 25 bis 30 Saiten.

Noch klingt das Heldenlied vom Cid:

Victorioso vuelve el Cid
de San Pedro de Cardeña
de la guerra que ha tenido
con los Moros de Valencia.
El abad y monjes salen
á recibirlo a la puerta, . . .

Siegreich kehrt der Cid zurück
von San Pedro de Cardeña
aus dem Kriege, den er führte
mit den Mauren von Valencia.
Abt und Ordensbrüder schreiten,
ihn am Tore zu empfangen, . . .

Sehr viel gepflegter sind aber heute die in Spanien und Portugal weit verbreiteten und trotz, oder wie Julio Vicuña hinzufügt, gerade wegen ihres abstoßenden, anstößigen Inhaltes beliebten Balladen ‚La Delgadina‘, ‚Die Schlanke‘, und ‚Blanca Flor y Filomena‘.

Ein König besaß drei Töchter, schön wie Silber. Die jüngste hieß Delgadina und in diese verliebte er sich. Aber das Kind beschwor ihn bei Gott und der Jungfrau, sie nicht zur Gattin ihres Vaters, der Stiefmutter ihrer Geschwister zu machen:

Un rey tenia tres hijas
bonitas como la plata,
y la menorcita d'ellas
Delgadina se llamba.
Un dia, estando en la mesa,
mucho el padre la miraba:
— Qué me miras, padrecito,

qué me miras, que me matas?
No te he de mirar pues, hija,
si has de ser mi enamorada?
— No permita Dios del cielo
ni la Virjen soberana,
que sea mujer de mi padre,
madrastra de mis hermanas.

Der unnatürliche Vater schloß die Widerspenstige ein und ließ ihr Salzfleisch und Galle als Nahrung und Trank reichen. Am siebenten Tage öffnete die Ärmste das Fenster und bat einen der Diener, welche mit den Ihren im Garten arbeiteten, um einen Schluck Wasser. Ach, der Diener wollte wohl gerne der Infantin den Trunk reichen, aber der König würde ihn köpfen lassen:

Criados por ser criados
que me deis un poco de agua
que el corazón se me seca
y el alma ya se me acaba.

Como te la doy, señora,
como te la doy, infanta,
que si tu padre lo sabe
la cabeza me cortara! —

Nach abermals sieben Tagen erscheint sie wiederum am Fenster und fleht zum Bruder, danach zu den Schwestern und schließlich zur Mutter. Immer die jammervolle, gleiche Klage, immer die gleiche Antwort:

Como te la doy, mi vida,
como te la doy, mi alma,
que si tu padre lo sabe
la cabeza me cortara! —

Ach, wie geb' ich's dir, mein Leben,
ach, wie reich' ich's dir, mein Herz du,
wenn's dein Vater sieht, er läßt mir
kurzerhand das Haupt abschlagen.

Und endlich nach fünfmal sieben Tagen sucht sie das Herz des Vaters zu erweichen. Vergebens. Der König beruft sich auf sein Wort. Nach einer Woche öffnen sich die Fenster zum letzten Male, aber ohne daß Delgadina erscheint:

Se han abierto las ventanas:
Delgadina está en la cama
de los anjeles rodeada,
La Virjen está á su lado
con una corona blanca. —

Wieder öffnen sich die Fenster:
Delgadina fand Erlösung,
holde Engel an der Seite;
und die süße Himmelsjungfrau
schmückt sie mit dem weißen
Kranze. —

El padre está en el jardin
y el diable se lo llevaba.

Der Vater steht im Garten drunten,
wo der Teufel mit ihm abfährt.

„Blanca Flor y Filomena“, wiederholt gekürzt und entstellt die Sage von Prokne und Philomena. Eine Donna besitzt die in Schönheit und Tugend strahlenden Töchter Blanca Flor und Filomena. Ein türkischer Ritter heiratet erstere und liebt gleichzeitig Filomenen. Er führt seine Gattin weit fort in die Fremde und kehrt nach neun Monaten zurück mit dem Auftrage Blanca Flors, ihr die Schwester zu senden, da sie sich Mutter fühle. Nach einigem Sträuben vertraut man dem Schwager die sonntäglich geschmückte Jungfrau:

Y á las ancas se la lleva,	Sie reitet rittlings auf seinem Pferde.
y en la mitad del camino	Mittewegs klagt er
le significó sus penas.	ihr sein Liebesleid.
Después de haberla gozado,	Er entehrt sie und
la lengua le redigó	beraubt sie der Zunge.
y con sangre de su lengua	Mit dem rinnenden Blute
un boletito escribió.	beschreibt Filomena einen Zettel,
welchen sie einem vorübergehenden Hirten für Blanca Flor mitgibt.	
Der Mörder sieht es und stürzt sich vom Felsen in den Tod. Der Teufel beladet sich mit seinem in tausend Fetzen zerstückten Körper.	

Auch das berühmte französische Revolutionslied ‚*Ma l-borough s'en va-t-en guerre*‘ verirrte sich nach Chile und erhielt sich in veränderter Form:

Mambrú se fué á la guerra,	Mambrú zog hinaus ins Feld.
no sé cuándo vendrá,	Wer weiß es, wann er wiederkehrt,
si será por Pascua	wird's Ostern sein,
ó por la Trinidad.	wird's Pfingsten sein?
La Trinidad se pasa,	Pfingsten, Pfingsten ging dahin,
Mambrú no vuelve más	Herr Mambrú kehrte nicht zurück.
la reina, que lo espera,	Die Königin, die ihn erhofft,
muy impaciente esta.	vergeht bereits vor Ungeduld.
A la torre mas alta . . .	Zum höchsten Turm steigt sie hinauf . .

Im Jargon des Landvolkes wird der *Huaso Perquenco* (Federnfluß, Wasserfeder) besungen. Er flieht auf fuchsrotem Pferde, von 8 Soldaten verfolgt, welche ihn nicht einzuholen vermögen. Drei Morde hat er vollbracht: einen Geizhals mit verhungertem Gesicht, einen verräterischen Bruder und ein Weib durchbohrte sein Messer. Die Soldaten rennen ohne Verschnaufen, aber

Perquenco wird niemand fangen. Um Mitternacht erreicht er ein entlegenes Gehöft und befiehlt dem Wirte, einem Gevattersmann, sein Patenkind und die anderen Mädchen zu wecken, damit sie ihm vorsingen:

Ayá va el guaso Perquenco
en su cavayo alacán:
ocho sorda' o' lo siguen
y no lo pue' en arcanzar.
Trré muerte' 'icen que deve
ar gorpe de su puñal:
uno era un viejo avariento
con cara'e necesi'á',
l'otrrro un' ermano ttraidor
que lo vino a denunciar,
y tam'ién una mujier
que lo queria engañar.

Corran, corran lo' sorda'o',
corran, corran sin parar!
Yo sé qui ar guaso Perquenco
niguno lo va á arcanzar.
A medio noche llegó
cerca de la Rinconá',
a la casa di un compaire
[aya] jué á desensillar:
Que se levantan los niña',
que se levante mi a'ija';
aqui está er guaso Perquenco
para oir una toná'!

Anmutig und leicht geschürzt fließen Quintillas und Décimas, Fünf- und Zehnzeiler:

Un día sali á pasear
en un caballo trotón,
al dar vuelta la alameda
topé con un bodegón.

Eines Tages fiel's mir ein,
spazierenzugehn
auf einem blanken Pferde.
Bald sah ich vor einer Kneipe mich
stehn.

Pregunté si habia vino,
me dijeron: si, señor.
Pregunté qué vino habia:
Un vinito y un borrón.
El vinito pa las niñas
y el borrón pa mi, patron.

Ich fragte, ob's Wein geben werde.
Euer Diener, mein Herr,
natürlich gibt's Wein.
Wollt' herb' oder süßen befehlen!
So schenk' er mir den herben ein,
den süßen den Mädchenkehlen!

Que corre... tintín, que corre...
tintón,
que corre la lezna, que corre el
punzón.

Es eile.. tintón, es eile... tintín,
es eile die Ahle und der Pfriem.

Estaba el barbero en su barbería
con su guitarrita cantando la vi'a.

Es kratzt der Barbier und schlägt
den Schaum
und klimpert und singt von des
Lebens Traum.

Pregunté si habia cena,
me dijeron: Si señor.
Pregunté qué cena habia:
Dos gallinas y un capón.

Ich fragte: Was gibt es zu speisen?
Euer Diener, mein Herr,
schon warten im Saal
ein Truthahn, zwei Hühner, die jungen.

Las gallinas pa las niñas	So richte man mir den Truthahn zum Mahl,
y el capón pa mi, patrón.	die Hühner den Mädchenzungen!
Que corre . . . tintín, que corre	Es eile . . . tintón, es eile . . . tintín,
. . . tintón,	
Pregunté si habia cama,	Ich fragte: Was gibt es als Lager?
me dijeron: Si señor.	Euer Diener, mein Herr,
Pregunté, que cama habia:	das macht keine Last,
Dos almuadas y un colchón.	'nen Strohsack, zwei Pfühle zu wissen.
Las almuadas pa las niñas	So schüttle man mir den Strohsack zur Rast,
y el colchón pa mi, patrón.	die Mädchen bettet auf Kissen!
Que corre . . . tintín, que corre	Es eile . . . tintón, es eile . . . tintín, . . . —
. . . tintón.	

Der um das Volksschulwesen recht verdiente Abelardo Nuñez sammelte die Kinderlieder. Unter den wehrhaften Knabensängen fanden auch deutsche Heimatsrecht:

Ich hatt' einen Kameraden,	He tenido un compañero,
einen besseren findest du nicht . . . und	no hai un mejor . . . und
Wer will unter die Soldaten . . .	El que quiere ser soldado

Die Volksmuse bemächtigte sich auch der Heiligen in neckischen, aber nicht immer respektvollen Versen:

Estaba San Robustiano	San Robustian in Pflirsch saß
arrib' un albaricoque	mit einer Spritze in der Hand
con una jeringa en la mano	und zielt — natürlich nur aus Spaß —
apuntándole a San Roque	dem heiligen Rochus aufs Gewand.
i San Roque le decia:	Der aber rief: „Man sehe dort
„miren que viejo tan chulo!	den Paiyas! Wart', nun reiß' ich dir
no te quite la jeringa	die ganz verwünschte Spritze fort,
i te la meta en el c . . . !“ (Laval)	Und du erhältst mir ein Klystier!“

Sie verpflanzte die Remolienda in den Himmel. Gott Vater gibt die Erlaubnis. Sankt Peter spielt den Gastgeber: Wein, Ponche, einen Salpicón und Tortillas besorgend. Die heilige Ines und Margareta zupfen Harfe und Gitarre, Sankt Irene singt und der heilige Nikolaus rührt die Trommel, während Nepomuk zu Schmaus und Trunk animiert.

Salió a bailar San Crispin	Es schreitet zum Tanze San Crispin
con Santa Rosa de Lima.	mit Limas heiliger Rosa.

Que bien bailaba la indina!	Wie dreht sich geschickt die Graziosa!
Parecia un volantin!	Sie schwebte wie ein Volatin ² !
Medio alegre un Serafin	Beschwippst schon ein wenig, ein Sera- phin
saltó al medio gritando: „Aro,	springt vor und schreit gellend: „Aro!
dijo 'ña Pancha Lecaro! . . .	Sagte Donna Pancha Lecaro ³ ! . . .
Sirvase un trago, mi linda,	Beliebet ein Gläschen,
d'esta mistela ¹ de guinda	's ist Kirsch, holdes Bäschen,
qu'es de la que hace 'ño Alfaro!“	wie ihn braute Don Alfaro!“

Also feiern die himmlischen Notabeln auch von Zeit zu Zeit eine Curadera, d. h. eine Alkohologie. Leider hat sich Ramon Laval nicht getraut, uns auch diese mitzuteilen.

Häufig überraschen Studenten oder junge Kaufleute töchterreiche Familien, um eine Nacht — denn sie kommen nicht vor 10 Uhr — mit Gesang und Tanz zu feiern. Jeder bringt eine eß- oder trinkbare Gabe mit.

Überaus lebenswahr hat Albert Malsch⁴, welcher einige Jahre als kontrahierter Lehrer in Santiago zu-brachte, den Hergang einer Tertulia (Abendgesellschaft) in einem Mediopelo-Hause in seinem ‚Letzten Winkel der Welt‘ geschildert. Ich kann nichts Besseres tun, als ihn, wenigstens auszugsweise und in freier Übertragung, erzählen zu lassen.

Die Glocke ertönt heftig. Die Fräulein Espumilla (Schaumschläger) im verschwenderisch erleuchteten Salon eilen zu den Spiegeln und beißen sich in die Lippen, um ihnen mehr Farbe zu geben. „Panchita! (Diminutivum von Franziska), die Tür!“ schreit die Mutter mit schriller Halsstimme. Während die alte Dienerin und Köchin langsam den Hof durchquert, bricht Madame Espumilla unter einem Asthmaanfall auf einem Sofa zusammen. Die Criada (ein als Kind aufgezogener Diensthote) führt zwei weibliche Wesen, Mutter und Tochter, in den Salon. „Wie geht dir's, Elvira, was hast du gemacht?“ rufen die

¹ Getränk aus Kirschegeist, Zucker, Zimt. ² Kleiner Drache. ³ Der Musik Halt gebietende, zum Umtrunk aus den Potrillos auffordernde Redensart.

⁴ Alberto Malsch: El Ultimo Rincon del Mundo. Dos años en Chile. Spanische Übersetzung. Santiago 1907.

Bürger, Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile.

Damen, sich gegenseitig liebkosend, indem sie sich mit sanften Schlägen die Schultern klopfen. Jedoch gleichzeitig denken sie: wie häßlich sieht sie aus, aber desto besser. Und Elvira ihrerseits: wie zwei Papageien! Dann alle mit hoher Stimme: „Oh, wie freuen wir uns! Welches Glück!“ Sie umarmen und küssen sich von neuem; d. h. sie küssen in die Luft, weil sie Angst haben, sich gegenseitig Creme und Puder zu zerstören, mit dem sie ihre Gesichter frisch firnißten. (Die Chileninnen bemalen sich wie eine Leinwand.)

Die beiden Mamas schwatzen nunmehr im Sofa, aber Señora Espumilla ist nicht bei der Sache. Sie denkt: wieviel Arbeit alle Sonntage! Und wahrhaftig, es ist nicht einfach, die Aurora mit ihren 24 zu verheiraten, und Mariquita tritt ins 22. Selbst heute standen beide Kinder den ganzen Tag in der Küche in zerlumpte Kleidern und ausgetretenen Pantoffeln, um Dulces zu backen (Zuckerwerk), die ein Händler abholt und auf der Straße verkauft.

Stimmen junger Herren auf dem Gange. Es ist Juanito mit seinen Freunden.

In der Tat, etliche gummiartige Jünglinge mit gelecktem und festgeklebtem Haar, wachsbleichen oder gelben Gesichtern nahen unter tiefen, schnellenden Verbeugungen. Der eine ist Student der Rechtswissenschaften, der andere schon Advokat. Beide sind künftige Minister. Sie heißen Arturo Jaramillo und José Cerda. Sie sind die gewöhnlichen Gäste der Sonntagabende. Cerda kommt, weil man von einem reichen, alleinstehenden Onkel munkelt, den die Espumillas in Buenos Aires haben sollen; und Jaramillo hat ebenfalls seine Gründe . . . Und noch ein Herr erscheint: lächelnd, tänzelnd, die Ellenbogen fest an den Körper gedrückt, die gewaltige Nase, die wie ein Vorgebirge aus dem braunen Gesichte starrt, mit mächtigem Kneifer. „Der Herr Abgeordnete, Don Roberto Estéban!“ kündigt ihn die streng duftende Panchita an. Schnell wie ein Pfeil schießt der kleine Herr auf die Damen zu und übt die

wunderlichsten Bewegungen mit seinem sprunghederartigen Genick aus.

Aurora setzt auf dem Piano ein. Eine Stimme fragt: „Wo verbrachtest du den Nachmittag, Juanito?“ „Natürlich bei den Rennen.“ „Hast du verloren?“ In dessen Juanito ist indigniert aufgesprungen: „Señorita?“ Auch Elvira erhebt sich, mit dem ganzen Golde ihres Gebisses lächelnd (die Chileninnen tragen allgemein viele auffallende Goldplomben in den Vorderzähnen). „Wer ist diese junge Dame?“ erkundigt sich Estéban. „Wie, Sie kennen sie nicht? Es ist die Tochter eines reichen Gerbers.“

Neuer Besuch erscheint.

Oh, welch' herrliche Überraschung! Herr Dr. Muller (eigentlich Müller, Deutscher) und seine Gemahlin, Frau Prado de Muller (die verheiratete Frau behält den Mädchennamen).

„Aber ist es keine Belästigung?“ „O bewahre, im Gegenteil!“ „Welch glückliches Zusammentreffen!“ Die Entschuldigungen dauern an. Herr Muller wälzt die Schuld auf seine Frau. Ein Walzer beginnt. Der Herr Deputierte tanzt mit Mariquita.

Oh, mein Gott, seufzt die Mutter, wenn das glücken sollte. Denn Estéban gilt als gesetzlicher Erbe einer englischen Witwe, deren Haus 1891 durch den Pöbel gestürmt und geplündert wurde. Er steht am Vorabende, 100 000 Pesos zu empfangen. 100 000 Pesos! Und es scheint, daß ihm die Kleine gefällt. Keinen Sonntag versäumt er. Er ist sehr jung, ohne Frage, und man sagt, daß die Choristinnen vom Ballett aber in der Ehe regelt sich so vieles.

Man tanzt, man schwatzt. Juanito erzählt, daß man zum Gefängnisdirektor einen Mörder ernannte, der 10 Jahre abgesessen hat. „Und warum nicht?“ argumentiert Cerdá. „Er hat seine Schuld an die Gesellschaft abgetragen und ist überdies ein enthusiastischer Liberaler.“

„Haben Sie die Bohème gesehen?“ „Vorzüglich! Meine Modistin, eine Französin, versicherte mir, daß sie in der Pariser Oper nicht besser gegeben wird.“

„Indes, wo ist Frau Muller geblieben?“ „Sie holt mir ein Taschentuch.“ „Oh, was Sie sagen!“ „Ja, die Señora ist eine perfekte Hausfrau, gleich denen meines Vaterlandes; trotzdem sie Chilenin ist, stopft sie meine Strümpfe“, führt der Herr Doktor weiter aus.

Frau Prado de Muller aber zieht, während sie das Taschentuch ihres Gatten sucht, ein Briefchen aus dem benachbarten Überzieher und flüstert Jaramillo ein Tausendthank zu.

Cerda reicht eine Tüte mit Zuckerwerk herum. Aurora probiert. „Oh, wie extra! Woher sind sie?“ „Vom fliegenden Händler, Sie wissen“ In der Tat, Aurora scheint ihn zu kennen. „Juanito selbst hat mir gesagt, daß Sie dieselben sehr schätzen.“ „Ganz entschieden, Juanito ist kein Dummkopf.“

Unter hohlem und geschmacklosen Geschwätz geht die Zeit hin. Señora Prado de Muller, die musterhafte Hausfrau, obgleich Chilenin, preßt sich die Hände mit Jaramillo und liebäugelt mit Estéban, der Erkundigungen über den Onkel in Buenos Aires einzieht und aus den verschiedenen Angaben die Wahrheit zu erraten trachtet. Señora Espumilla beschäftigt sich mit dem Speikasten. Elvira und Juanito aber sind verschwunden, und nach einer Weile ruft der Jüngling, schallend in die Hände schlagend, zu Tisch.

Batterien von Bier- und Weinflaschen — letztere enthalten ein chemisch reines Landesprodukt — beschweren die Tafel, deren Mittel- und Glanzpunkt ein kalter Kapaun bildet, welcher in einer Mayonnaise schwimmt. Es fehlt auch nicht der Causéo, ein Salatallerlei, und außerdem füllen rote Rüben, in einer Abundanz von Öl, große Schalen. Elvira erzählt von einem interessanten Picknick und ihren Erfolgen dort, obwohl sie es nur aus der Beschreibung einer Freundin kennt. Estéban macht sich als Politiker wichtig und behauptet, daß

es in demselben Monat noch 5 oder 6 Ministerien geben müsse, denn 30 Kandidaten unter den Deputierten seien noch nicht in der Lage gewesen, die Ausgaben ihrer Wahl kompensieren zu können. Man erhitzt sich mit der Abnahme der Flaschen. Alles spricht durcheinander. Dann folgt die Verdauungsmüdigkeit und ein Flirt mit verstohlenem Händedruck und Küssewerfen; auch die Füße finden sich in verständnisvollem Einklang. Erst gegen 2 Uhr bricht man auf. Die Señora Espumilla hat ihren ersten Schnarcher bereits getan, während die ‚musterhafte Hausfrau‘ sich möglichst für das Strümpfstopfen entschädigte.

So wird es noch viele Sonntage gehen, bis vielleicht Mariquita, die Jüngere, einen Freier gefunden, der ein Amt hat, das ergiebig genug ist, seine Frau, die Schwiegermutter und die sitzengebliebene Schwägerin zu ernähren, denn alle werden zu ihr ziehen, das ist selbstverständlich. In Chile wird die gesamte Familie mitgeheiratet. Der einigermaßen Wohlhabende schleppt einen Troß armer Verwandter durchs Leben. Ich kannte einen Haushalt von drei Personen; zwei Schwestern führten ihn ihrem ebenfalls ledigen Bruder, einem Offizier. Sie hatten regelmäßig 15 weitere Personen an ihrer Mittags- und Abendtafel, nur bei sehr starkem Regen ging die Zahl der ungeladenen, aber selbstverständlichen Gäste auf 12 herunter.

Während die Frauen und Mädchen des Mediopelo, auf Äußerlichkeiten und Lebensgenuß gestellt, eine leichtfertige, lockere Gesellschaft sind, bei der die Tugend eine Frage des Angebots ist, gilt die Frau aus dem niederen Volke als Muster der Treue. Sie steht zu ihrem Manne und nur zu ihm, gleichviel, ob er ihr gesetzlich angetraut oder nur durch den ‚Cura Palqui‘ verbunden ist, d. h. durch die Gewohnheit. Sie läßt sich nachts, wenn er berauscht nach Hause kommt, von ihm durchprügeln, und morgens tut sie alles, um ihrem geliebten Cucho (Augustin) oder Luchito (Luis) den Katzenjammer erträglicher zu machen. Die Treue des niederen Weibes,

die sie auch ihrem Patrón bewahrt, jene hündische, aber felsenfeste Ergebenheit, welche ihr elementarster Charakterzug ist und die Kindesliebe bei weitem übertrifft, gibt sich wahl- und quallos. Sie unterscheidet nicht zwischen Chilenen und Gringo, sie heftet sich an den geliebten Mann. Aber nicht allein die Liebe fesselt das chilenische elende Weib, auch Guttaten, denn sie ist auch dankbar wie ein Hund. Diese wunderbare und in ihrem düsteren Milieu erstaunliche Eigenschaft ist indianisches Erbteil. Deshalb findet man sie auch nur in den niederen Sphären. Hat ein vermögender Ausländer eine Frau aus der besseren chilenischen Gesellschaft geheiratet und er verarmt, so verläßt sie ihn unweigerlich. Es ist bekannt genug, welche ungeheuren Vorteile die Konquistadore ihren indianischen Geliebten verdanken, z. B. Cortéz seiner Marina, einer mexikanischen Häuptlingstochter aus dem Stamme der Tabascaner. Sie vergessen ihr Volk über den Mann, dem sie sich hingeben. — Vor einer Reihe von Jahren hatte ein Deutscher in Tomé ein Verhältnis. Er ging fort, nicht ohne der Verlassenen die Wiederkehr zu versprechen. Und die Frau erstieg jahraus, jahrein täglich einen Hügel, um Ausschau nach den Schiffen zu halten. Mit der Zeit kannte sie alle die Dampfer, die Engländer und die Deutschen. Bald, nachdem ein Rauchfähnchen am Horizonte auftauchte, wußte sie, von woher er kam, und ob sie hoffen durfte. Die tausendfältige Enttäuschung hat ihrer ausdauernden Treue nichts anzuhaben vermocht.

Das Weib aus dem Volke, die China, führt besonders den Namen der heiligen Filomena — keine Chilenin der Aristokratie ist auf diesen Rufnamen getauft. Es wagt den Höherstehenden nicht mit Usted anzureden, sondern nur mit Euer Gnaden, Vuestra Merced. Es ist unterwürfig und demütig, immer dienstbereit und zufrieden, es hetzt sich vom Morgen bis zum Abend ab und vergönnt sich doch eine bescheidene Fröhlichkeit; es spricht mehr mit den großen, schwarzen Augen als dem breiten Munde — wie viele Worte mag wohl sein ärmlicher Sprachschatz enthalten? — Und was ist sein Los? Einige Stunden Schlafs

auf dem Erdboden unter Lumpen, ein bißchen Essen in einem Napfe am Rande der stinkenden Acéquia und alle Jubeljahre ein Kleid, aber das recht lang, denn es muß auf der Erde wie eine Schleppe nachschleifen. So geht es durch dick und dünn, Morast und Staub. Das ist aber auch seine einzige Kaprice.

Auch dieser chilenischen Menschenspezies hat Albert Malsch ein Kapitel gewidmet, eine wahre Perle seines interessanten Buches über sein zweijähriges chilenisches Abenteuer. — Er und einige Kollegen fanden eines Nachts ein armes Menschenkind fiebernd auf der Straße liegen, von seiner chilenischen Herrschaft am späten Abend fortgejagt, weil es hustete. Sie erbarmten sich des Weibes und ließen ihm etliche Pflege angedeihen, so daß es leidlich gesundete. Von dem Augenblick an bestand sein Leben nur noch in einem fanatischen Kultus ihrer Wohltäter. „Es ist die allereinigste Person unter den Chilenen, die wir vermissen. Jenes Wesen, welches so rein gar nichts Anziehendes besaß, hat uns mehr gegeben, als wir ihm vergelten konnten. Und so hatten wir doch das Glück, in unserer Verbannung wenigstens eine Seele zu finden, die uns nur Liebe entgegenbrachte, während alle übrigen Heuchler und Gauner waren.“

Die niedere Frau, das Marktweib und die Hökerin, kann nicht gut ohne zwei Genüsse existieren: die Zigarette und den Matecito; das ist ein zum Becher umgestalteter Flaschenkürbis, aus dem mittels einer Röhre der übermäßig gezuckerte Tee der Yerba-mate, eines im östlichen Paraguay gedeihenden baumartigen Strauches (*Ilex paraguayensis*, Verwandten unserer Stechpalme), geschlürft wird. Auf dem Lande kann man Alte beobachten, die den Matecito kaum aus der Hand lassen. Früher wurde der Aufguß der ‚Yerba‘ von allen Klassen anstatt des echten Tees getrunken, aber die Wohlhabenden nahmen ihn aus silbernen Gefäßen, die häufig dem Kürbis nachgebildet waren und oft prachtvoll getriebene, reichverzierte Stücke vorstellten. — Man hat vor dem Kriege Anstrengungen gemacht, dem Mate auch in Deutschland Freunde zu ge-

winnen. Die Abkochung soll eminent durststillend sein, erschöpfte Kräfte schnell wiederherstellen und äußerst anregend auf die Nerven wirken, ohne selbst bei reichlichem Genuß Beschwerden zu hinterlassen. Dagegen mangelt dem Südamerikaner das Aroma.

*

*

*

Das Straßenleben Santiagos erwacht bei Tagesanbruch mit den vom Lande kommenden Milchhändlern und den Straßenkehrern. Diese arbeiten ohne Wasser, und wer gelegentlich zwischen 7 und 8 hinaus mußte, hat anstatt der Morgenfrische die Augen voll Staub und Sand bekommen. Ein Chilene der Gesellschaft schläft alsdann noch. Im Frühling folgen alsbald die Frutilleros mit ihren großen Erdbeeren und zu anderen Zeiten die Orangen-, Sandia-, Melonen- und Traubenhändler, oder der für den Puchero hochwertige Verdurero mit Sellerie, Salat, Möhren und vor allem Zapallos (*Cucurbita pepo*), den großen Kürbissen mit honigfarbenem, mehligem Fleisch, das stückweise verkauft wird. Die Zeitungsjungen, alles Rotitos, schreien ihren ‚Ferrocarril‘, ‚Mercurio‘, ‚Porvenir‘ oder die vom Erzbischofe gebannte ‚Lei‘ aus, d. h. letztere nicht alle! Die Dienerinnen und Köchinnen beginnen ihr unablässiges Gelaufe zum Despacho, dem Kramladen, der stets an der Ecke der Cuadra liegt, um für einen Fünfer Kaffee und nach einem Weilchen für einen Fünfer Zucker, dann für ebensoviel Holz oder Reis usf. zu holen, denn im chilenischen Haushalt kauft man nichts auf Vorrat, sondern in möglichst kleinen Portionen. Selbst für 5 Centavos Fleisch wurde früher abgegeben. Auch besorgt man nicht gerne vieles auf einmal, sondern gerade wie es kommt, so daß eine Person den ganzen Tag zwischen Haus und Despacho hin und her pendelt, aber in den Laden stets mit einem stereotypen „Ich bin sehr eilig“ hineinstürzt. Die Chilenin versteht mit Vorräten nicht sparsam zu wirtschaften und der Gatte hat wohl recht, wenn er sagt: „Der Despacho ist meine Sparbüchse“.

Zwischen 9 und 10 verlassen Señoras und Señoritas ihre Wohnungen mit der schwarzen Manta drapiert, um eine Messe zu hören, bald in dieser, bald in jener Kirche, und besetzen oft die Wagen der elektrischen Straßenbahn, die unter gellendem Schellen dahinsausen, vollständig. Die Manta ist häufig so tief über das Gesicht herabgezogen, daß man nur den Mund sieht. Mitunter ist die Manta weiß, dann hat ihre Trägerin, welche man Beata nennt, ein Gelübde getan; es handelt sich um ein Bußgewand. — Es ist sehr interessant, die Chilenin zu beobachten, welche einen Wagen der Straßenbahn in Anspruch nehmen will. Sie rechnet damit, keinen Platz zu finden, solchen aber von einem männlichen Passagier zu erobern. Sobald der Wagen naht, beginnt sie zu lächeln. Aber das Lächeln formt sich nicht auf einmal, sondern erschließt sich wie die Knospe zur Blume. Seinen Höhepunkt erreicht es, wenn die Dame energisch bis in die Mitte des Wagens vorgedrungen ist. Dann strahlt es erwartungsvoll und verheißend unter langsamer Wendung des Kopfes nach allen Seiten, dann blitzen die Goldplomben wie die Scheinwerfer eines Leuchtfeuers. Und schließlich — irgend jemand erhebt sich — ein warmer Dankesblick, sie sinkt auf den Sitz und das Lächeln erstirbt, aber ganz allmählich; es welkt auch wie eine Blüte. Das Gesicht erstarrt zur Maske, es wird apathisch und ausdruckslos. — Die Santiaguinerin ist keine angenehme Nachbarin. Mit ihrem unglaublich fetten Gesäß zwängt sie sich rücksichtslos in die fürchterlichste Enge, unsichtbare Wolken penetranter Parfüms entströmen ihr, und sie ist die wandelnde — Flohherberge.

Im elektrischen Straßenwagen kann man noch mancherlei Studien machen. So wird der Fremde durch die Leidenschaftlichkeit überrascht, mit welcher der eine für den andern bezahlen will. Ein halbes Dutzend Hände recken sich der Cobradora entgegen und kämpfen miteinander, den Obolus, 5 oder 10 Centavos, entrichten zu dürfen. Kinder wollen für Erwachsene das Fahrgeld auslegen, Schüler für den Lehrer. Das gibt zu erregten Szenen

Anlaß; für uns viel Lärm um nichts. Viel dramatischer aber sind die Auftritte, wenn ein Halbbetrunkener den Aufstieg gegen den Willen der Schaffnerin erzwingen will. Dann bilden sich Parteien unter den Fahrgästen, Schimpfworte fallen, und ich habe es selbst gesehen, wie eine hilflose Beamtin von einem Herrn der besseren Gesellschaft geohrfeigt wurde.

Um 11 Uhr ist Almuertozeit, man nimmt das zweite Frühstück. Im Hotel werden kalter Aufschnitt, Cazuela de Cordero und Sonntags de Ave — eine rundliche Kraftbrühe von Hammelfleisch oder Huhn mit Kartoffeln und Kürbis —, danach Fisch, ein Gemüsegang, Beefsteak und Eier oder Pfannkuchen serviert. In den Haushaltungen häufig nur eine Cazuela. Erst um 12 oder 1 Uhr ruft der Dienst die meisten Beamten, die dann bis 4 oder 5 an irgendein Bureau gefesselt sind. In den Winter- und Frühlingsmonaten beginnt gegen 6 Uhr die Ausfahrt der vornehmen Welt zum Parque und danach der Corso auf der Plaza, wo die Gespanne, schwere Landauer, elegante Viktorias oder zierliche Breaks nebst Kraftwagen das Rondell umgeben, in dessen Musiktempel eine Militärkapelle oder die der Polizei (das ‚Orfeon‘ unter deutschem Dirigenten) aus Opern und Operetten oder Märsche, ja selbst Potpourris deutscher Studentenlieder spielt. Um diese Zeit lustwandelt dort Santiago, soweit es was anzuziehen hat. Die glücklichen Besitzer von Equipagen, die sich gelegentlich zu drei Ringen stauen, ziehen es vor, dieselben nicht zu verlassen, trotzdem sie meistens geschlossen bleiben; hier und dort sieht man eine Señorita, weit aus dem Fenster vorgebeugt, in animierter Charla (leichter Unterhaltung) mit einem Verehrer.

Die chilenischen Schönheiten, die sich natürlich überaus graziös geben, erregten stets die enthusiastische Bewunderung jedes deutschen Ankömmlings. Ich habe noch eine ganze Galerie vor mir liegen, Kunstdrucke aus dem Zig-Zag, welches à la Scherl gerne dem Kultus der Person dient. Helle Gesichter von Alabasterblässe und Durchsichtigkeit oder zartem Inkarnat, lebhaft dunkle Augen, anziehende

Profile, etwas niedrige Stirn, stark ausgebildete Nase, prachtvolles, üppiges Haar, starke Brauen und fast immer ein dunkler Lippenflaum, der sich bis zum richtigen Schnurrbärtchen verstärken kann. Auch blaue Augen und blondes Haar sind keine großen Seltenheiten. Sie wirken am berückendsten als Kontraste, wenn uns das hellere germanische oder tiefdunkle keltische Augenblau aus beinahe schwarzer Wimpern- und Brauenbeschattung entgegenstrahlt. Ihre biegsamen, anmutigen Figuren, die zierlichen Füße und Hände vollenden den faszinierenden Eindruck. In reiferen Jahren neigt die chilenische Dame zur Fülle, während ihr Gemahl sich schlank und elastisch erhält und im Gegensatz zum Nordeuropäer sein erst spät ergrauendes Haupthaar bis ins hohe Alter konserviert.

In den Mittagsstunden ist die Plaza der Lieblingsaufenthalt der fliegenden Händler, jener mit den Plumeros (Abstäubern aus Straußenfedern), und der Turkos (syrischen Türken), mit Band, Knöpfen und ähnlichem Kram hausierenden oder der im Umkreise beschäftigten Rótos. Abends dagegen ist das fahrende Volk wie weggeweht. Es ist seltsam, daß die Armen alsdann die Plaza nicht zu betreten wagen, sondern in ehrfurchtsvoller Entfernung der Musik lauschen und die luxuriösen Toiletten der Damen und Kinder — nun anstatt der Manta in kostbaren Hüten — bestaunen. Die Klasse der Enterbten hat in diesem Lande noch einen enormen Respekt vor der privilegierten, indessen regt es sich schon verdächtig in ihr, das Werk ausländischer Agitatoren. Zur abendlichen Fahrt zur Plaza bevorzugt auch die vornehme Gesellschaft, soweit sie nicht über Equipagen verfügt, das Oberdeck der elektrischen Wagen, tagsüber unbestrittener Sitz des Róto.

Die Stunden des *to go shopping* liegen hauptsächlich zwischen 3 und 5. Die Geschäfte gehören zumeist Ausländern. Die Engländer besitzen verschiedene recht umfangreiche Lampenhandlungen, die aber außer allen möglichen Beleuchtungsapparaten eiserne Bettstellen, Bade- und Kücheneinrichtungen und Wasserleitungsanlagen führen. Ferner Provisionshäuser für den Haushalt;

diese sollen enorm unter dem Kreditgeben leiden, da die chilenische Hausfrau lieber das Haushaltsgeld in die französischen Warenhäuser für Toiletten bringt, wo aber bar bezahlt werden muß. Die Franzosen beherrschen die Manufakturbranche uneingeschränkt. Die Deutschen zersplittern sich. Ihre Juwelier- und Kunstläden sind die ersten, auch im Buchhandel schreiten sie an der Spitze. Eine recht bedeutende Stellung haben sich deutsche Juden erworben. Die Italiener sind beinahe die alleinigen Inhaber der zahllosen Kramläden, aus denen der mittlere und kleine Chilene cincowise seine Wirtschaft bestreitet, ebenso wie der Türke der Kurzwarenhandlungen und billigen Basare. Der Spanier hat die Stadt und das ganze Land mit Leihhäusern beglückt, die alle florieren und Namen führen, als ob in ihnen nicht gewuchert, sondern gesamaritert würde. Das Volk aber schätzt sie ganz richtig ein, und daß dies die Besitzer würdigen, davon zeugen die eisernen Beschläge der Türen, die denen unserer alten Stadttore nichts nachgeben. Der Spanier ist darum bei einer Volkserhebung, wie sie der Oktober 1905 sah, am meisten gefährdet.

Im Sommer bevölkert sich die Plaza erst nach der Comida, welche um 7 oder 8 genommen wird und den Puchero als besonders typisches Gericht bringt, zu dem, wie ein chilenischer Humorist meinte, alles taugt, sogar die Haare der Köchin. Im übrigen ist sein Corps de Résistance Rindfleisch, das mit den billigen Gemüsen der Jahreszeit gekocht wird. Ihm folgt ein Teller mit Porotos, Bohnen, und eventuell noch ein Braten von einer Zähigkeit, die wir bei Stiefelsohlen vermissen. Bis tief in die Nacht hinein hören wir noch die Stimmen jener Knaben, die, mit einer Laterne bewaffnet, in schleppenden Rufen ungesäuerte, mit Fett gebackene oder in heißer Asche geröstete gesüßte Brote anpreisen als:

„Tortillitas bien calientitas!“ oder „Tortillas buenas!“ und die merkwürdig langgezogenen Pffiffe der Guardianes, Polizisten, ich weiß nicht, ob als

Warnsignale für die Einbrecher oder zur Beruhigung der friedlichen Menschheit.

Dem Bedürfnis nach Abwechslung und Vergnügen wird in Santiago in mannigfaltiger Weise Rechnung getragen. Nur an den wenigen Regentagen fallen die abendlichen Konzerte auf den öffentlichen Plätzen aus. Während auf der Plaza de Armas sich die Hautevolee ein Rendezvous gibt und diese zu einem exklusiven Zirkel gestaltet, sind die Plätze und Avenidas der peripheren Barrios das Stelldichein der Nachbarschaft und bekommen somit einen lokalen Anstrich. Hier finden sich auch die fliegenden Händler ein: der Barquillero mit seiner großen roten Trommel, aus der man süße Blätterkuchen gewinnen kann, der Eisverkäufer, der Fruchtehändler und der Tortillero.

Für billiges Geld kann man in ein anspruchsloses Theater, die Tanda, gehen. In einem solchen finden abends zwischen 8 und 12 in der Regel drei Vorstellungen etwa einstündiger Einakter, Zarzuelas, statt. Man darf sich beliebig für die erste, zweite oder dritte Tanda (so benennt man auch jedes einzelne Stück) ein Billett lösen, je nachdem man Zeit und Lust hat, da keine Zarzuela mit der anderen zusammenhängt. Die gebotenen Stundenstücke sind hauptsächlich spanischen Ursprungs. Im allgemeinen halb Lustspiel, halb Operette, führen sie in verschiedenen Verwandlungen irgendeine ergötzliche Episode vor. Manche sind reizend, z. B. ‚La Viejecita‘ (Das Alterchen), in dem sich Grazie und Burleske anmutig mischen, oder ‚El Seminarista‘, die Erlebnisse eines jugendlichen Klosterzöglings in Paris vorführend. Hin und wieder begegnen wir auch deutschen Operetten im Zarzuelakleide, z. B. einem kondensierten Vogelhändler als ‚Vendedor de Pajaros‘, oder dem Bettelstudenten als ‚Guitarrico‘. Die Schauspieler sind Spanier.

Juli bis Oktober zieht in das Stadttheater eine italienische Operntruppe ein, welche jedes Jahr frisch von drüben anlangt und neben der niemals fehlenden Aïda

und dem Barbier von Sevilla auch einige ältere Wagnersche Stücke bringt. Die vornehme Welt besucht das Theater aber mehr, um gesehen zu werden als zu sehen und zu hören, und konversiert mit einer Ungeniertheit, die wohl einzig dastehen möchte. Indessen hat sie einigermaßen das Recht dazu, denn die reichen Familien ermöglichen überhaupt den überaus kostbaren Luxus eines europäischen Ensembles, indem sie das Vorkaufsrecht auf Logen und Sitze mit ansehnlichen Summen steigern. Die Palcos werden nämlich jedes Jahr vor Beginn der Saison verauktioniert, und die besten erzielen bis zu 20 000 Pesos.

Das niedere Volk wird vom Theater im allgemeinen nicht angezogen. Dem ärmlichen Zirkus am Mapocho, wo man für 20 Centavos drei bis vier Stunden unterhalten wird, bringt es schon mehr Sympathien entgegen, besonders wenn sich Ringer produzieren; denn überall, wo Leib an Leib gekämpft wird, man verrenkte oder gar blutende Glieder erwarten kann, ist der Chilene zu finden. Das beuten die Unternehmer weidlich aus: Lucha hasta la muerte, Kampf bis zum Tode, prahlen die Zettel, und der Róto ist gefangen. Aber gleicher und vielleicht noch größerer Beliebtheit erfreuen sich die Hahnenkämpfe, namentlich in den kleinen Orten. Hier geht es in der That häufig bis zum Tode des einen Gegners, freilich erst, nachdem er kaum noch eine Feder hat, die Augen ihm ausgehackt, das Gehirn vom Sporn zerrissen und das stolze Geschöpf in eine zuckende, blutende Masse verwandelt wurde. Diese abscheulichen Belustigungen finden auch in den Vororten Santiagos statt; ein ‚Richter‘ leitet sie, und es werden große Summen in Wetten dabei umgesetzt.

Die Wetten sind es auch, welche zu den Pferderennen, die Sonntag und Montag stattfinden, bei jedem Wetter Tausende heranziehen. Im übrigen, die größte Leidenschaft ist und bleibt für den niederen Chilenen der Alkohol. Mit Schnaps beginnt er den Tag, „para matar el gusanillo“, um das Würmchen zu töten (er meint damit wohl das kneifende Hungergefühl), mit Chicha und Wein

endet er ihn. Daran hat kein Alkoholgesetz etwas gebessert. Es ist ein Laster der Rasse, das nur mit ihrer sozialen Hebung bekämpft werden könnte, vornehmlich auf dem Gebiet der Wohnungspflege.

Zu dem, was die Santiaguiner Winterwochen sonst noch an Abwechslung bringen, gehören auch die *Remates del mensaje de casa*, die öffentlichen Versteigerungen sich auflösender Haushaltungen. Man schleppt nicht, wie bei uns, Möbel, Bilder, Schaustücke und sonstigen Hausrat in ein frostiges Auktionslokal, sondern beläßt alles an seinem Platze, selbst die Nippes. Nur empfängt jedes Stück eine diskrete Nummer. So ist das Wandern mit dem lebhaften *Martillero* durch *Entree*, *Salon Escritorio*, *Comedor* und die *Dormitorios* bis zur *Cucina* interessant und lehrreich. Amüsant wirkt die pfißige Art des Versteigerers: der listige Auktionator bietet z. B. niemals zwei Gegenstücke zusammen, sondern eines nach dem anderen aus. Der glückliche Erwerber einer Stutzuhr entdeckt, daß sie ihm ohne Fuß zufiel und nunmehr dieser, koste es was es wolle, erworben werden muß. Ebenso geht's mit Büsten und Konsolen und vielen anderen Dingen. Natürlich werden gerade solche Situationen von den bestellten *Palos blancos*, Strohmännern, weidlich ausgenutzt. —

Ein heiteres, harmlos lärmendes Volksleben wie in Italien werden wir nirgends finden. Nicht mittags im *Mercado*, den Markthallen, wo die Landleute und Arbeiter in den Garküchen ihre *Zopaipillas* und gerösteten Maiskolben verzehren, nicht dort am *Mapocho*, wo sie sich an offenen Tischen bei mit Fruchtsaft und namentlich einer Tunke gekochter *Mote*¹, *Huesillos*² oder *Helados*³ versammeln, die sie leidenschaftlich lieben, nicht in den Buden, in denen sie ihre *Sandias* auslöffeln.

Das nervöse, lebhaftes, unruhige und stürmische Temperament der lateinischen Rasse hat eine Umwandlung beim Überschreiten der *Kordillere* erfahren. Es wurde

¹ In Lauge gekochte Weizen- oder Maiskörner.
Pflirsiche.

² Getrocknete
³ Gefrorenes.

gesetzter und ernster, weniger glänzend, vernünftiger, schwerfälliger und ruhiger. Die Nervosität ging verloren. In Chile kennt man keine Volksbewegungen, der agitatorische Funke erlischt, sobald er niederfällt; er trifft nicht das nötige Pulver an, um eine Explosion herbeizuführen. Denn das Volk ist kalt und argwöhnisch: es hört und mißtraut; es beobachtet, aber es läßt sich nicht fortreißen. In Chile wird weder der im langen, kamelshärenden Mantel auf Sandalen einerschreitende Apostel noch ein Paul Déroulède Propaganda machen. Niemand reißt die Menge mit sich, man wird sie nicht leicht gegen Obrigkeit und Gesetz aufreißen. So ungefähr schrieb der ‚Mercurio‘ im November 1901, als die argentinische Presse sich wegen der Grenzstreitigkeiten erregte. — Der chilenische Volkscharakter ist im ganzen richtig beurteilt, aber, daß er wandelbar ist und andauernden, agitatorischen Einflüssen nicht widersteht, hat das Jahr 1905 und noch eindringlicher die neueste Zeit bewiesen. Zweifellos, der Chilene ist apathisch, und seine Ruhe gilt ihm soviel wie dem Münchener Privatier; er ist ferner durchaus abgeneigt, sich in lärmenden Versammlungen kapern zu lassen, aber dem stillen Werben von Haus zu Haus, den Einflüsterungen geschickter Manager, die als Gäste seine Schwelle betreten, verfällt er bald. Der Chilene muß nur erst warm werden, er muß die Leute erst beriechen, dann aber bleibt er nicht mehr unempfindlich.

Am 22. Oktober 1905 veranstalteten etwa 30 000 Personen einen Umzug, um gegen den Viehzoll zu protestieren, und wandten sich schließlich zur Moneda, dem Sitz der Regierung, die nur von vier Soldaten bewacht wurde. Sie waren drauf und dran, in dieselbe einzudringen, als der wachhabende Offizier die Tore schließen ließ. Damit wurde aber die Wut der Demonstranten jäh entzündet. Bis zum Abend hatten sie, was von elektrischen Lampen und Gaslaternen existierte, vollständig in der gesamten Stadt zerstört. Sie rissen die Bänke aus, die mächtigen Masten der Telephone, demolierten die Statuen, kurz, die ‚ruhigen Chilenen‘ hausten

wie trunkene Vandalen. Das Militär war bis auf wenige Mann im Manöver, und so blieb der Populacho bis zum 24. beinahe unumschränkter Gebieter der Straße; beinahe, zum Glück erwies sich die Polizei loyal. Und nun begann der beliebteste Sport des chilenischen Rótos, der Saquéo, der ihm übrigens von der Creme und der Geistlichkeit des Landes 1891 gelehrt wurde: sie stürmten und plünderten die Geschäfte, vorzüglich solche mit berauschenden Getränken. Erst am 25. waren Soldaten genug am Platze, um mit Erfolg den proklamierten Belagerungszustand durchführen zu können. Die Kompagnien kampierten auf der freien Straße, überall gespenstisch beleuchtet von hoch zum Himmel emporflammenden Gasfackeln; denn man hatte, um nicht im Dunkeln zu bleiben, die geköpften Kandelaber angezündet. 500 Tote wurden in jenen Tagen, im Zustande, wie man sie fand, in die Fosa común, in jene tiefe, runde Erdgrube des allgemeinen Friedhofs, geworfen, welche eigentlich nur die Skelette der verfallenen Grabstätten aufnimmt. — Diejenigen, welche am spätesten wieder auftauchten, als das normale Leben die Tage der Anarchie ablöste, waren Priester und Mönche, sonst zu den typischen Straßenfiguren zählend. Für die Polizei wurden in wenigen Tagen 200 000 Pesos Gratifikation gesammelt; hätte sie versagt, deren Kontingent in der Hauptsache aus jungen, 17- bis 22jährigen Burschen besteht, wäre Santiago ein Trümmer- und Leichenfeld geworden. Am schlimmsten Tage zählte sie 53 Verwundete und 4 Tote in ihren Reihen.

Die entsetzlichsten Tage hat Santiago am 28. und 29. August 1891 erlebt, als der Pöbel die Siege des Revolutionsheeres von Concón und Placilla in seiner Art feierte, dazu von den Edelsten und den Priestern der Nation auf Kosten der unterlegenen Partei aufgehetzt. Das sind unvergeßliche Stunden des Saquéos gewesen; dem Róto läuft noch heute das Wasser im Munde zusammen, wenn er sich ihrer erinnert. Da hat man ungestraft plündern und morden können, denn alle Behörden waren vor dem drohenden Anmarsch des Revolutionsheeres geflohen.

„Die mit roten Bändern und improvisierten Fahnen ausgestatteten Pöbelhaufen wuchsen auf der Straße von Minute zu Minute, ihre Vivas auf die Opposition und deren Führer brüllend. Es dauerte nicht lange, so kamen sie heran mit Möbeln, Körben voll Wäsche, Kleidern, Geschirr, Hausrat, Gardinen, Teppichen, Zimmerschmuck, kurz allem, was ein reiches Wohnhaus bergen kann. Es waren die verlassenen Häuser der hervorragendsten Anhänger Balmacedas, welche man der gerechten Sache des so lange geknechten Volkes preisgab¹.“ Die Führer waren Söhne aus den vornehmen, siegreichen Geschlechtern und Priester, die mit Glocken der Volksmeute die Wege bahnten und die Häuser bezeichneten! Der Palast des Claudio Vicuña, eines der edelsten Chilenen, das Haus der Mutter des unglücklichen Präsidenten, die Wohnungen seiner Minister, des Intendanten, des Bürgermeisters, der höheren Offiziere, die dem Gestürzten die Treue bewahrt hatten, im ganzen etwa 50, wurden total ausgeplündert. Spiegel, Büfets, Pianos, Marmorvasen, ja sogar Türen und Fenster, Holzleisten, Seidentapeten, alles wurde weggeschleppt und fand sich z. T. in den Lehmhütten des Róto wieder. Selbst die Schulen wurden ausgeleert; in den wissenschaftlichen Kabinetten eines Lehrerseminars ließ man nur das menschliche Skelett zurück. Das Räubern begleiteten zahllose Bluttaten. Menschen wurden an Pferde gebunden und auf der Plaza zu Tode geschleift². Glücklicherweise folgten Regentage, und die kann das Volk nicht vertragen. — Wie in Santiago, ging es in Valparaiso zu.

Auch für die Ausländer waren das bange Stunden. Die Deutschen, namentlich die vor kurzem kontrahierten Lehrer (über 80), standen ausnahmslos mit ihren guten Wünschen auf seiten José Manuel Balmacedas. Einer derselben veröffentlichte später folgende Zeilen: „Als der erste große Pöbelhaufen von über 200 Männern und Weibern, nach einem neuen Opfer seiner Raublust

¹ Hugo Kunz: Der Bürgerkrieg in Chile. Leipzig 1892.

² Nach einem Augenzeugen.

spähend, durch meine Straße herankam, in der ich nach einem Zwischenraum von 4—500 m das erste anständige Häuschen bewohne, war mir nicht ganz so vergnügt zumute, wie die Kerle auf der Straße glauben mochten. Was tun? Türen und Fenster schließen? Das hätte ausgesehen, als wenn man sich nicht über den Sieg der ‚gerechten Sache‘ freue. Also die Fahne herausstecken, ein rotes Band ins Knopfloch und alle Mann ans Fenster! ‚Viva la Oposicion‘, rief uns das Gesindel zu, und grinsend antworteten wir: ‚Viva la Oposicion! Viva Canto!‘ Es kam zwar nicht aus vollem Herzen, aber doch aus voller Kehle. Da wurde die Bande gemächlich und zog weiter. Bald kehrte ein Teil schwerbepackt aus einer Nebenstraße zurück. Sie hatten wieder ein Haus heimgesucht.“ Die Opfer sind niemals entschädigt worden.

Seltener, viel gezählter sind die Tage, an welchen die Bevölkerung Santiagos von einer großen, edelen Begeisterung fortgerissen wurde. Einen solchen brachte das Jahr 1895, als Claudio Vicuña, der Freund Balmacedas, nach fünfjähriger Verbannung wieder in seine Heimat einzog und über 50 000 Bürger ihn im Triumphzuge geleiteten. Claudio Vicuña ist eine der schönen Figuren aus dem alten Chile, ein Charakter, der sich bis an sein Lebensende getreu blieb. Indes zog er sich, obwohl Senator, angewidert von dem Treiben seiner Landsleute, schließlich von der Politik zurück.

* * *

Der alltägliche Pulsschlag des Santiaguiner Lebens belebt sich viermal im Jahre stärker, zu Weihnachten, Ostern, in den Tagen des 18. Septembers und am 1. November, dem Totenfest.

Die Weihnachtszeit fällt in heiße Sommertage; der Beginn des neuen Jahres bringt die Ernte. Es ist die Zeit der Claveles (Nelken) und der Alvaháca.

„Claveles i alvahácas
Para las niñas retacas.“

„Nelken und Alvaháca
Sind gut für Backfische.“

¹ del Canto, einer der Führer des Revolutionsheeres.

Beide werden in kleinen Sträußen an allen Orten feilgeboten. Die Alvaháca (*Ocimum minimum*) ist eine unscheinbare, gelblichgrüne, aber duftende Labiate, die aus Ostindien stammt und bei den Chilenen ungemein volkstümlich wurde. Was uns Weihnachten ein Tannenreis und den Engländern ein Mistelzweig, gilt den Chilenen die Alvaháca.

Die chilenische Weihnacht, La Pascua de Navidad, ist mehr ein Volks- als ein Familienfest, das in der Hauptstadt in der Alameda gefeiert wird. Tausend bunte Fähnchen, Wimpel, Lämpchen und Lampions werden zwischen den Bäumen aufgehängt, zieren und beleuchten auch die Verkaufsstände, welche mit Früchten beladen sind — es beginnt die Zeit der Durazos¹, Priscos¹, Ciruelas² und Frühbirnen — und allerhand kleinen, primitiven Tonfiguren, Töpfchen und Vasen. Da sieht man à la Chilena gesattelte Pferde, reitende Huásos oder ein Inquilinoehepaar zu Roß, er vorn, sie hinten an ihn geklammert. Außerdem gibt es nationale Dulces, die unentbehrlichen Helados und Horchata, Mandelmilch. Tagsüber wandelt inmitten dieser einfachsten Herrlichkeit auch die elegante Welt; wenn aber die Nacht hereinbricht, kommt das Volk zu seinem Recht; dann wird erst an offenen Tafeln ordentlich gegessen, vor allem die auf dem Brasero bereitete Hühnersuppe, und darauf Cueca getanzt und getrunken; letzteres mit solcher Hingebung, daß man die Chicha- und Weinleichen am nächsten Tage lang am Boden hingestreckt sieht. Die heilige Nacht, oder wie der Chilene sagt, die gute Nacht, la noche buena, ist es, die vor allem mit Gesang, Cueca und Umtrunk unter freiem Himmel gefeiert wird. Das eintönige, dumpfe Gestampf, welches den Rhythmus des Tanzes bekräftigt, durchbricht hin und wieder eine helle Kinderstimme, die dem Jesusknaben, dem Niño-Jesús, singend verspricht:

„Te voi a dar una gorra,	„Ein Mützchen woll'n wir dir
	schenken,
I para que te diviertas	Und damit du dich auch vergnügst,

¹ Verschiedene Sorten Pfirsiche. ² Pflaumen.

Te pondremos en la cuna
Un caballo ensillado¹“

In die Wiege dir legen
Ein gesatteltes Pferd.“

Der Chilene, vor allem der Landbewohner, schätzt nichts höher als ein Reitpferd; für ihn ist es die Krone der Gaben.

Und eine Verkäuferin ruft:

„Pasar a probar caseros,
Las frutas de la estación!
Están en plena sazón,
Señoritas, caballeros!“

„Ihr Hauswirte kommt von nah und fern
Und kostet die Früchte der Jahreszeit!
Nicht reifere findet ihr weit und breit,
Meine verehrten Damen und Herrn!“

Die Karnevalstage, welche in die Hundstagsgluten fallen, tollt nur die Jugend ein wenig und sucht die Passanten mittels kleiner Spritzen zu taufen.

In der Karwoche herrscht die Kirche allmächtig, und in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag muß jeder Gläubige mindestens in sieben Tempeln seine Andacht verrichtet haben. Die elektrischen Wagen fahren alsdann bis zum Frühhorgen, vollgepfropft von den schwarzen Chileninnen in der nonnenhaften Umhüllung der Manta. Man küßt die Wundmale des Gekreuzigten, welcher zu diesem Zwecke von seinem hohen Platze an der Wand herabgenommen und vor dem Altar aufgebahrt wurde. Links und rechts stehen Knaben, Spenden einsammelnd. Aus dem Hintergrunde ertönen Melodien oder die dumpfen Gebete der Mönche und Priesterschaft.

In der prächtigen Augustinerkirche an der Calle Estado ist es aus irgendeinem Grunde unmöglich, den Heiland von der Wand herabzuholen. Um aber den Gläubigen die wundertätige Lippenberührung zu verschaffen, wurden Seile mit jedem Wundmal verbunden, die sich unten in zwei Quasten gabeln, so daß jedesmal vier Personen gleichzeitig das Fluidum der Gnade aufzuküssen vermögen. Natürlich sind hier vier Knaben mit Tellern placiert.

Die sich manchmal zu leidenschaftlichem Schluchzen steigende Zerknirschung ist ebenso oberflächlich wie jeder ihrer Gefühlsausbrüche. Wenige Minuten später

¹ A. Malsch: El ultimo Rincon del Mundo.

kann man dieselben Gestalten auf dem Rundgang der Plaza de Armas treffen, wo sie an diesem einzigen Abend in der Manta, die nun ein wenig koketter gerafft wird, flirten. Sonst ist die Manta mit Anbruch der Dunkelheit verpönt, denn diese Kopf- und Schulterhülle, obwohl die ausschließlich legitime für den Kirchenbesuch — noch vor wenigen Monaten riß eine Fanatikerin in Valparaiso einer Dame den Hut vom Kopfe, in welchem sie es gewagt hatte, das Gotteshaus zu betreten —, wird alsdann zum Zeichen jener Geschöpfe, welche der käuflichen Liebe dienen.

Im Mai, welcher in frommen Kreisen auch ‚Mes de la Cruz‘ (Monat des Kreuzes) genannt wird, ist es seit alters Sitte, das Kreuz zu schmücken. Das am Wege oder eine Höhe beherrschende mit Blumen und jenes der Wohnung zur Zierde und zum Schirm dienende mit Draperien. Nicht selten jedoch verwandelt man es, wie Ramon Laval erzählt, durch Hosen, Rock, Poncho und Chupalla, den großen Strohhut des Huaso, in eine Puppe. Das Herausputzen geschieht in den ersten Maitagen, und nun folgen vier Wochen lang eigenartige Festlichkeiten der Verehrung. Wie in Andacollo warten Chinos dem Kreuze tanzend und singend auf. Die Ordnung erhält mit Säbel oder Peitsche („huasca“) ein Teufel mit Fuchsschwanz. Unter den gebräuchlichen Lobpreisungen überraschen etliche durch ihre Zartheit:

„En el cielo hai un naranjo
todo cubierto de azahares;
lo cuida el niño Jesús
para la Virjen, su madre.“

„Im Himmel gibt's einen Orangenbaum
ganz voll von weißen Blüten;
ihn hütet das liebeiche Jesuskind
für seine Mutter, die Jungfrau.“

„En el cielo hai un peral
cargado de piedras finas;
lo cuida el niño Jesús
para la Virjen Maria.“

„Im Himmel gibt's einen Birnenbaum
behängt mit Edelsteinen;
ihn hütet das liebeiche Jesuskind
für seine Mutter Maria.“

Die Entkleidung in der letzten Maiennacht beginnt zwar ebenfalls mit Rosenkranz und Litaneien, indes der häufige Umgang der ‚potrillos‘, gefüllt mit dem ‚buen gloriado‘, dieser Riesenbecher, voll Branntweismischungen,

lösen bald den geistlich-frommen Zwang. Man tanzt und singt weltlich, und der Wettstreit lüstern improvisierender Versschmiede verhallt erst bei Tagesanbruch im Alkoholrausche. Übrigens veranstalten auch spekulative Wirte solche Kreuzesfeiern.

Der 18. September, der Dieziocho, ist das Erinnerungsfest an die Unabhängigkeit. Ganz Chile steht alsdann im Zeichen der Rennen, der Feuerwerke, der Cueca und des Betrinkens.

In Santiago dauert die Feier vom 18. bis 20. und bekommt eine besondere Weihe durch den Präsidenten, der nur dies eine Mal an die Öffentlichkeit tritt. Er wohnt dem Hochamt in der Kathedrale bei, eröffnet die Frühjahrsrennen und hält eine Truppenrevue ab, d. h. die Bataillone defilieren an seinem Staatswagen vorüber, denn seit 1851 war kein Landesoberhaupt Soldat. Das Volk vergnügt sich im Parque Cousiño, wohin die Familien bis zum Säugling auswandern, für den ein Bett mitgebracht ist, und tut sich gütlich an den mitgenommenen Eiern und kalten Hühnern, an Chicha, Wein und Bier, das mitunter aus großen Hörnern getrunken wird. Natürlich ist die Harfe zur Cueca nicht vergessen, und überall sieht man Paare: sie zierlich, er mehr oder minder herausfordernd mit groteskeren Bewegungen, und hier und dort ein ganz junges Blut, das in stiller Inbrunst, nur auf seine Füße starrend, völlig im Tanze aufgeht. Auch die Fonda, das enge Tanz- und Trinkzelt mit den zahllosen bunten Papierwimpeln und Lampions, zu der die berittenen Huáso fast den Eingang versperren, ein Überbleibsel Alt-Chiles, ist noch da. Auch in ihr wird nur Cueca getanzt und aus mächtigen Litergläsern, die von Lippe zu Lippe gehen, der Durst gelöscht. Das Nationalfest ist einer der wenigen Tage, und vielleicht die einzigste Gelegenheit, wo sich die verschiedenen Kasten, natürlich unter voller Wahrung des Abstandes, gemeinsam vergnügen, denn durch das Getriebe des Volkes fahren die eleganten Karossen des Highlife. Sogar die fremden Nationen suchen etwas von der Fest-

freude zu erhaschen; man sieht flache, fesch herausgeputzte Wagen, Colondrinas, mit dem Sternenbanner; das deutsche bringen die Beamten der Brauerei zu Ehren.

Zum täglichen Straßenleben, so kann man beinahe sagen, gehören die Prozessionen. — Wer irgendeinen Anspruch darauf unter den himmlischen Notabilitäten erheben kann, in Chile wird er sicher befriedigt. Die bedeutendsten sind Fronleichnam, welche sogar in zwei Auflagen erscheint, jene der Mercedarier, der Virjen del Carmen (der Schutzpatronin des chilenischen Heeres) und des Señor del Mayo. Die großen Prozessionen prunken mit zahlreichen Andas, überlebensgroßen szenischen Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen, welche zu schleppen nur die Kräfte der Rótos ausreichen, die sündenvergebungsbrünstig unter ihnen dahinkeuchen. Manche Gestalten sind so groß, daß die Drähte der Elektrischen gehoben werden müssen, um sie durchzulassen. Jede Anda hat deren mehrere, die sich über einen sehr umfangreichen Bretterboden verteilen, der mit Palmen, Grotten und Häuschen geschmückt ist. Bei der Prozession zu Ehren der benedeiten Protektorin der chilenischen Armee zieht diese natürlich mit, vertreten durch alle Waffengattungen. Da auch Artillerie dabei ist und die Geschütze durch Maultiere gezogen werden, erscheint auch das Kreuzungsprodukt von Pferd und Esel im Defilee vor der kriegierfreundlichen Virjen.

El Señor del Mayo, der Herr des Maies, ist ein Christus am Kreuz der Augustinerkirche, welchem sein Dornenkranz bei dem Erdbeben vom 13. Mai 1647 auf die Schultern geglitten war, und der sich, während sonst alles stürzte, aufrecht erhielt. Von Stund ab galt sein Kultus als bestes Präservativ gegen Erderschütterungen. Jenes von unterirdischem Donner begleitete Beben verwüstete die Stadt, nachdem sie auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblickte und auf 300 Häuser und 10 000 Seelen angewachsen war, von Grund aus. 1200 Menschen, meistens Kinder, verloren ihr Leben. Es überraschte die bereits schlafenden Bewohner um 10½ Uhr nachts vollständig, da

es sich weder durch Getöse noch leichtere Stöße angezeigt hatte. Zehn Zentner schwere Steine der Kathedrale flogen, ‚als wenn sie von Kanonen fortgeschossen wären‘. Es war, ‚als ob die Berge sich eine Schlacht lieferten‘. Der Señor del Mayo hatte sich übrigens schon seit alters, wie er noch Señor de la Agonía genannt wurde, als höchst wunderkräftig ausgezeichnet, freilich auch durch seine Strenge. Eine Doña Catalina de los Rios, welche nichts Geringeres als die Lucrezia Borgia Santiagos gewesen ist — so berichtet Benjamin Vicuña S. — suchte seine Absolution durch die reichsten Mandas und zahllose Messen zu erkaufen. Umsonst, immer wieder, wenn sie sich in ihren alten Tagen vor ihm niederwarf und die Knie wund scheuerte, wandte er die Augen ab, fort von der größten Sünderin Chiles. So starb sie unerhört.

Mitunter, namentlich am Weißen Sonntag und am 8. Dezember — Mariä Empfängnis —, wandeln engelartige Wesen in Santiagos Straßen. Es sind das die beiden Tage, an welchen die Kinder zum ersten Male zur heiligen Kommunion schreiten. Die kaum 12- oder 13jährigen Mädchen werden bei diesem Gange von Madrinitas begleitet, jüngeren Genossinnen, die, ganz in Weiß gekleidet, mit großen versilberten Gänseflügeln auf dem Rücken, ernst ihrer feierlichen Mission entgegentrippeln (ich sagte lieber schweben). Die Firmlinge nahen ebenfalls in weißen, oft von silbernen Bändern und Geweben durchbrochenen Gewändern, das Köpfchen von einer weißen Manta umhüllt und in der Rechten die Kerze nebst der weißen Lilie, alles seraphisch und zart bis auf die ungemein wirklichen Waden, welche sich schon frühzeitig zu lebensfroher Prallheit zu runden pflegen, und die das kurze Kleidchen gar nicht den Versuch macht zu verschleiern.

Madrinas und Padrinos spielen in allen gesellschaftlichen Kreisen die bedeutendste Rolle. Gevatterin und Gevatter gelten manchmal mehr als die Eltern, und der reiche Cumpadre soviel wie ein Erbonkel. Compadre

bzw. Comadre — der Chilene spricht Cumpadre — nennen sich die Eltern des Kindes mit den Gevattern und umgekehrt. Aber nicht allein Täuflinge, Konfirmanden und Hochzeiter haben — letztere je einen männlichen und weiblichen — Paten, sondern alles, was sich irgendwie unter geistlicher Assistenz taufen und einweihen läßt, wie eine neue Dampfspritze, eine Schule, eine Brücke, Pferdebahngleise oder das Standbild der Jungfrau und das des Heilandes. Sind die Statuen groß, so sind die Gevattern Erwachsene, entsprechen sie dem Kindesalter, so sind es Kinder. So werden die Knaben bester Familien die Gevattern irgendeines Jesusknaben, der in Erz oder Holz für einen Altar, ein Waisenhaus oder eine Schule gestiftet wurde. Padrino del Niño-Jesús!

Am 1. November erwacht die Stadt früher als sonst. Die elektrischen Wagen sind oben und unten überladen mit einer kränzetragenden Volksmenge; was an Kutschen aufzutreiben ist, saust in Karriere die Straßen entlang; zahllose Männer, Frauen und Kinder eilen kränzebeladen dahin, und schließlich treffen alle in jenen Straßen zusammen, die nach den Friedhöfen führen: der Independéncia und der Recoleta. Es ist der Tag der Toten, el día de los muertos, der mit Allerheiligen zusammenfällt.

In den Zeiten, wo Chile spanische Kolonie war, begrub man auf Friedhöfen nur die Armen, die durch ansteckende Seuchen Hingerafft und Hingerichtete; alle übrigen fanden ihre ewige Ruhe in den Kirchen: der Kathedrale, den Gotteshäusern der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner. Jedoch Anfang des vorigen Jahrhunderts machte sich mehr und mehr ein unerträglicher Geruch in den Tempeln geltend, und die Leute wurden von einer solchen Furcht vor Epidemien erfaßt, daß die Regierung Maßnahmen ergriff, die zur Gründung des heutigen Allgemeinen Friedhofs führten. Freilich war er bis zu den achtziger Jahren nicht für jedermann, sondern nur für Katholiken; Andersgläubige nahm ein daranstoßender, aber sorgfältig getrennter Zipfel auf. Erst während des

Kulturkampfes unter dem Präsidenten Santa Maria (1881 bis 1886) wurde seine Verweltlichung und auch die aller anderen der Republik durchgeführt. Infolgedessen schufen sich die intransigenten Katholiken unter Führung des Klerus in Santiago und im Lande besondere, die Cementerios Catolicos, die, in allen größeren Städten rasch heranwachsend, bald ein pomphaftes Aussehen gewannen. Den Cementerio Jeneral traf sogar der erzbischöfliche Bannfluch, und erst nach dem Frieden mit der Kurie unter Balmaceda wurde er wieder rehabilitiert.

Die Friedhöfe sind Totenstädte. Sauber gepflasterte, sich rechtwinkelig schneidende Straßen werden durch prächtige Baumreihen eingefast: düstere Zypressen, glänzende Orangen- und Zitronenbäume, breitblättrige Magnolien und zarte Casuarinen beschatten die Mausoleen, Bauten mannigfaltigster Stile. Wir sehen die finstere Architektonik Ägyptens: den Tempel mit den abgeschrägten Säulen und Mauern und die sphinxbewachte Pyramide; die heitere griechische Fassade; den schweren romanischen Typ; die gotischen Spitzbogen und schlanken Türmchen und selbst die glänzende arabische Architektonik, wie sie in Spanien uns überkommen ist, nachgeahmt in dem gewaltigen Grabmal Claudio Vicuñas, dessen prächtiger, kuppelgekrönter Oberbau von 48 Säulen getragen wird, über die sich jene hufeisenförmigen maurischen Bogen wölben. Als Baumaterial dienten selten Marmor oder Granit, sondern meistens die grauen, grünen und schwarzen Andesite.

Alle Straßen haben Namen: bald wandeln wir in jener der berühmten Männer, der Magnolien oder Casuarinen, der Calle Infante oder Central. Über dem Portal, welches in das Totenhaus führt, steht der Name der Familie, seltener der einer einzelnen Persönlichkeit. Es ist Kapelle und Grabstätte zugleich; der Pforte gegenüber befindet sich der Altar. In besonderem Maße ziehen die großen Mausoleen der Körperschaften und Vereinigungen

das Auge auf sich. Die Bomberos, die Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr, besitzen einen solchen gemeinschaftlichen Totenpalast, die Invaliden, die Genossen der gegenseitigen Hilfeleistung und manche Handwerker- und Arbeiterverbände.

Der Tod hebt in Chile die trennenden Schranken der Kaste nicht auf. Kein Róto, kaum ein Mediopelo endet in einer der Straßen; die bevölkern dieselben Geschlechter, welche die Paläste in den oberen Cuadras der Calle Catedral, Compañía, Huérfanos oder der Alameda bewohnen. Das wohlhabendere Mediopelo findet in den Nichos, das ärmere und der Róto in Gräbern eine kurze, vorläufige Ruhestatt.

Die gesamte Peripherie des Gottesackers faßt ein etwa 2½ m tiefes und 4 m hohes Mauerwerk ein, welches Tausende von horizontalen Gewölben enthält, die mit großer Regelmäßigkeit über- und nebeneinander liegen. Die oberen sind nur mittels Leiter zu erreichen. Jeder Stollen ist genau so groß, um einen der landesüblichen, flachen Särge hineinschieben zu können; danach wird sein niedriger Eingang vermauert und mit einer Platte, welche Namen und Daten trägt, verschlossen. Den Angehörigen bleibt es unbenommen, einen Nagel über ihm einzuschlagen, um einen Kranz aufzuhängen, oder eine kleine Blechwanne darunter zur Aufnahme von Blumen zu befestigen. Diese engen Verliese werden Nichos genannt. Um ihrer Gesamtheit etwas die trostlose Monotonie zu nehmen, hat man sie gruppenweis (vielleicht von 80 bis 100) durch Pilaster abgeteilt und mit einem flachen Bogen überwölbt, der eine Inschrift trägt. Diese individualisiert einen solchen Totenstock, und so ruht jemand z. B.:

„Wo die Feinde des Herrn in Scham und
Verachtung verschwinden werden“

oder

„Wo die Wahrheit und Gerechtigkeit
nimmer aufhört“.

Es ist überhaupt viel von Gerechtigkeit die Rede, wie der Mensch ja geneigt ist, den Himmel mit dem anzufüllen, was er auf Erden nicht hat: der Eskimo mit Brettern, der Chilene mit Gerechtigkeit.

Die Gräber der Enterbten nehmen ausgedehnte, Patios genannte Vierecke ein. Kinder und Erwachsene liegen der Raumersparnis wegen getrennt. Die Gräber werden aber nicht wie bei uns in den unvorbereiteten Boden gegraben, sondern ein Patio ist von vornherein zum Gräbernetz durch Längs- und Quermauern hergerichtet. Die so entstandenen Grabkisten, deren Wände sich aus roten Backsteinen aufbauen, sind mit der ausgeschachteten Erde wieder angefüllt worden. Es liegen also beinahe unzählige Grabkisten beisammen, deren jede für die Aufnahme eines Sarges reicht, der kaum metertief eingesenkt und von Erde überwölbt wird. Je zwei, einander gegenüberliegende Gräber besitzen ein gemeinschaftliches eisernes Kreuz, das in einem schweren, aber nicht in die Erde eingelassenen und somit transportablen Sockel ruht. Da Frauen und Männer durcheinander liegen, kommt es häufig vor, daß die eine Fläche der Kreuzarme Geburts- und Todestag einer *Carmela* oder *Filomena* trägt, während die andere der Erinnerung an einen *Ramon* oder *Pedro* dient.

Man kann sich nichts Traurigeres vorstellen als solche Friedhofsvierecke, riesige Massengräber mit endlosen, gleich großen, gleich gearbeiteten, genau gerichteten Kreuzerreihen. Zumal die Patios de los parvulos, die Kinderviertel, wo *Mariquita* mit *Juanito* das kleine Schablonenkreuz teilt. Und trotz aller Ärmlichkeit sind die Gebetteten nur kurze, sehr kurze Gäste. Die Erwachsenen vier Jahre und die Kinder gar nur zwei! Dann müssen sie neuen Kolonnen Platz machen. Der Totengräber schaufelt die Erde fort und deckt das Sarggetrümmer auf; das Holz legt er zurück, es dient ihm für die Küche, die Reste des Menschenkindes aber, die Knochen, den Schädel und den Zopf, tut er in seinen Sack; so schreitet er stumpfsinnig vor, im Winter lang-

samer, im Sommer unheimlich schnell, und füllt den Sack mit des kleinen Enriques Schädel — er hat kaum das Lallen gelernt — und Pepitos Beinknochen, die sich schon ganz wacker mit den Hunden getummelt hatten, und dem kastanienfarbenen Haare der Rosita, mit dem ihre Mutter einst voll Bewunderung vor den Nachbarinnen renommierte. — Wenn der Sack voll ist, schleppt er ihn zur Fosa común, der großen offenen Grube, wo schließlich alles zu Staub wird. — Ich habe mehr als einmal dabei gestanden, wenn der Arbeiter seines düsteren Amtes waltete, habe gesehen, wie gut sich oft die Gewandung erhalten hatte und fast immer das Haar, und wie rasch Sarg und Knochen zerfallen waren. Ich habe mir auch die effektive Liegezeit genau gemerkt, sie war z. B. bei einem Erwachsenen vom 13. Juli 1904 bis in den November 1907, also noch geringer, als sie sein soll.

So ändert der Friedhof seine Bevölkerung im Bereich der Höfe alle 2 bis 4 Jahre beinahe vollständig, denn nur ganz wenige dieser Grabstätten werden beweiinkauft; man erkennt solche sogleich: ihr Kreuz trägt die Inschrift Restos, Überreste von León Ortiz oder Maria Zambrano. — So löscht der breite, schwarze Pinsel Tag für Tag eine Reihe von Namen hinweg, und der spitze, weiße malt neue auf die frische Firnissschicht für ein ephemeres Verbleiben, denn die Glocke, welche über dem dreitorigen Portal das Nahen neuen Zuzugs mit drei harten, weithin hallenden Schlägen verkündet, ruht nimmer und dröhnt selbst in das Gepränge des Totensonntags. Und doch, einmal oder zweimal hat auch die Huáhua, der Säugling, sein Fest, der einer allzu frühen Bekanntschaft mit der Sandia erlegen ist. Denn welche Mutter versäumte es, das Kreuzchen nicht wenigstens mit einem Papierkranz zu schmücken? Und wenn diese der Fosa común verfällt, ist wahrscheinlich schon eine neue Huahuíta durch die Puerta ancha, die breite Pforte, eingezogen, in dem primitiven, blauen Särgelein mit kleinem, gelben Kreuze von Nachbarskindern getragen. Nicht allein Kinder bringen Kinder zur letzten Ruhe,

fröhlich schwatzend, als wenn's zum Zirkus ginge, auch Erwachsene Erwachsene, denn die Leichenwagen sind teuer.

364 Tage ist der Friedhof verlassen. Die Gräber in Blumenbeete zu verwandeln, ist wenig üblich; so bedürfen sie keiner besonderen Pflege. Das Reich der Toten dient lernenden Schülern oder Studenten zum beliebten Retiro. Am 1. November vermag es aber die hereinflutende Menschheit kaum zu fassen. Der chilenische Sommer hat am Allerheiligentage seinen Höhepunkt erreicht. Die dunklen Zypressen des Cementerio sind überschneit von den weißen Blütenperücken der Kletterrosen, oder sie leuchten im Schmucke der himmelblauen Jacarandá (Glyzine), die hoch in ihnen hinaufschlingt, oder blau-lilafarbener, ausdauernder Winden. Die Orangen blühen und der echte Jasmin, so daß die Luft, schon reichlich von Düften geschwängert, süß und schwer wird durch die Lasten an Kränzen und Gewinden, welche ohn' Unterlaß herbeigetragen werden. Überall ist man beschäftigt, zu schmücken oder zu reinigen; ein ganzes Heer von Burschen ist hilfsbereit mit Besen und Leitern, Hämmern und Nägeln, Gießkannen und Blumenbehältern ausgerüstet, um für einen Obolus bis zur höchsten Nische hinaufzusteigen, unmittelbar unter jenem: „Wo die Gerechtigkeit nimmer aufhört.“

Die lebenden Blumen haben den Vorrang. Weiße Rosen, Kallas, Margareten und Schwertlilien, aber auch blaue, wie Veilchen, Agleien und blaue Irideen; denn auch Blau und Violett und selbst noch Lila sind außer Weiß die Farben, welche man für Totenkränze verwenden darf. Freilich in den Patios wird es mit dieser Etikettenfrage weniger genau genommen; da leuchtet uns auch die brennende Liebe entgegen, und anstatt der frischen Blumen werden Kränze aus getrockneten, grellgefärbten Immortellen oder aus gekräuseltem Papier dargebracht. Aber es bleibt nicht allein beim Schmücken, der Tag wird auch benutzt, um für das Seelenheil der Toten zu beten,

und überall erblickt man Gruppen von Frauen, die halblaut im Chor die entsprechenden Formeln leiern.

Das ist der Galatag der Toten. Auf den Altären der Mausoleen brennen Kerzen. Die Blumen verhüllen in ihrer Fülle beinahe die Sarkophage, Kranzgewinde umschlingen die Pforten der Totenhäuser, verdecken die Marmorplatten der Nichos und selbst die Kreuze der Armen drückt ihre Last. Die Gruft der Invaliden hat militärische Posten bekommen, vor den Altären knien Gestalten, die sich in Flehen und lautem Jammer erschöpfen. Ein Meer von Blumen und ein Strom von Gebet und Klage trifft zusammen und durchbrandet in hohen Wogen die weiten Gefilde der Toten. — Im Hintergrunde leuchtet die Kordillere weiß und starr, und vor einem Nicho, dem nicht Strauß noch Kranz gespendet wurde, schmettert ein *Chercán* sein Lied, der zwischen Marmorplatte und Backsteinwand sein Nest gebaut hat. Der Friedhof hat noch viel Raum; noch decken weite Flächen Olivenwälder, Weiden, Pappeln, Syringen, süßlich duftende Robinien und Gerste, die schon ihre jungen Ähren zeitigte. — Morgen kommen noch einige Nachzügler. Dann wieder Einsamkeit. Acht Tage später sind Arbeiter tätig, die welken Kränze zu entfernen; es hallt nur ihr schwerer Schritt in den Totenstraßen und gegen Abend jener der die Kübelgewächse begießenden Knaben. Aber die Glocke gellt von Stunde zu Stunde in das Schweigen hinein. Dann bringt ein kleines Gefolge einen neuen Sarg, meist ohne Priester, ohne Andacht und Nachruf. In wenigen Minuten ist er in Nische oder Gruft versenkt.

Verweilen wir noch einen Augenblick auf dem Allgemeinen Friedhof. Wenn wir seine Straßen auf und nieder schlendern, werden wir nach einem ersten Rundgang kaum Gelegenheit haben, uns irgendwo festzusehen, wie auf einem italienischen Campo Santo, denn hier sind die Totenkapellen mit einem Kreuze oder einem schablonenhaften Engel geschmückt und nirgends entdecken wir eine bemerkenswerte Skulptur. Indes manches,

was auf die Geschichte des Landes Bezug hat. Das einfache, kastenartige Totenhäuschen Manuel Montts, eines der bedeutendsten chilenischen Präsidenten, lehrt uns, daß es früher einmal in Chile solider herging, der glänzende Tempel, welcher die sterbliche Hülle des Generals Baquedano, des Siegers von Tacna und Arica, enthält, daß die Chilenen nicht unter allen Umständen undankbar vergessen, und schließlich entrollt uns ein Monument, die Statue des Vaterlandes darstellend, welche einen Jüngling, eingehüllt in die chilenische Fahne, in ihre Arme schließt, eine furchtbare Tragödie. Wir lesen:

Pro Patria

Lo Cañas

Agosto 19 i 20 de 1891.

Auf einer anderen Seite zahlreiche Namen. Starben ihre Träger den Heldentod?

Während der Revolution gegen den Präsidenten Balmaceda diente Lo Cañas, ein unweit Santiagos am Fuße der Kordillere gelegenes Landgut des klerikalen Häuptlings Carlos Walker Martinez, wohl an sechzig Jünglingen, manche kaum dem Knabenalter entwachsen und alle aus den vornehmsten Familien, zum konspirierenden Steldichein. Sie begeisterten sich für die vermeintliche Freiheit, ihre Schlager waren: hoch die Konstitution und ein Pereat dem Tyrannen Balmaceda. In diesem Tyrannen verehrt man heute einen unverstandenen, vom Kriegsglück nicht begünstigten Porfirio Diaz. — Von jenen geheimnisvollen Zusammenkünften hatte einer der Väter, Vicente Borne, Wind bekommen; er machte sich auf zum Präsidenten und setzte ihn in genaueste Kenntnis von dem Komplott, freilich unter der Bedingung, daß das Leben seines Sohnes geschont würde. Balmaceda kämpfte in jener Stunde gegen den Untergang: die Flotte war abgefallen, die Nordprovinzen, und damit die Geldquelle, verloren, die Landung eines Landheeres von 10000 Mann, durch einen deutschen Offizier geschult und mit-

befehligt, im Zentrum der Republik eine Frage weniger Tage. In der Tat, sie erfolgte am 20. August bei Concón. Wieviel die Treue seiner Landsleute wog, hatte er bereits hinlänglich erfahren, und so mag er bitter gelächelt und genickt haben. Jedenfalls entsandte er in der Nacht vom 19. August einen Obersten mit 75 Mann Infanterie und Kavallerie, indes mit keinen anderen (nachweislichen) Vollmachten, als die jugendlichen Verschwörer gefangenzunehmen. Freilich war die Ausführung eine andere: grausig und blutdürstig wie die wilde Soldateska dieses Landes.

Der Gutshof wurde umzingelt, das Haus mit den Verschwörern in Brand gesteckt. Als die unglücklichen Jünglinge, dem Erstickungstode zu entrinnen, ins Freie entwichen, schoß man sie nieder, in den Knien, wie sie, mit zum Himmel gefalteten Händen, um Gnade und Erbarmen flehten.¹ Kaum dem vierten Teil gelang es, ihr Leben von den Soldaten mittels Geld zu erkaufen, welches sie ihnen entgegenhielten. Das waren diejenigen, welche auch in der Todesangst nicht vergaßen, daß in Chile selbst in den verzweifeltsten Lebenslagen der Peso kaum versagt. Nach beendeter Ausplünderung mordete man auch die Verwundeten und ebenso die halbwegs Santiagos eingefangenen, nach der Schreckensstätte zurückgeschleppten Flüchtlinge. Die nachträglich in scheußlichster Weise verstümmelten Leichen wurden letzters zu verschiedenen Haufen zusammengetragen, abwechselnd mit Heu und Holz bedeckt und dann angezündet. Der Verwalter des Gutes ist über Petroleumflammen langsam zu Tode geröstet worden, weil er das Versteck seines Patrons, des Carlos Walker, nicht verraten wollte. Dieser hatte sich auf ein in den Anden gelegenes Vorwerk zu retten vermocht, wo er sich drei Tage lang in einem Misthaufen verborgen hielt. Er brachte es später zu hohen Ehren als Senator der Republik und zeichnete sich durch den mächtigsten Schnurrbart und die größte Frömmigkeit vor allen anderen im Lande aus. Freilich ist er an seinen anrühigen Aufent-

¹ Hugo Kunz: Der Bürgerkrieg in Chile. Leipzig 1892.

halt noch oftmals erinnert worden. Sein Majordomo, ein Huaso, der sich für seinen Herrn zu Tode martern ließ, gab ein glänzendes Beispiel der von uns oft gerühmten Treue des niederen Volkes.

Die Reichen und Wohlhabenden treten ihren letzten Gang in Karossen an, von denen die teuersten in einem überladenen Pomp von allegorischen Figuren, Straußenwedeln und Vergoldung strotzen. Der Sarg ruht inmitten prächtiger Spiegelscheiben, so daß man seine kostbare Ausführung genugsam bewundern kann, zumal er von Blumen nur geschmückt, nicht verhüllt wird, da die Kränze ein zweiter Glaswagen nachführt. Das Gefolge fährt in geschlossenen Landauern, dem Genuß der Zigarette hingegen, hinterdrein. Alles im schnellen Trabe, so daß ein Leichenzug wie eine Erscheinung an uns vorüberfliegt. — Mädchen, welche im blühenden Alter sterben, eilen im Wagen mit weißen Federbüschen und Verzierungen ihrer ultima morado, der letzten Behausung, entgegen.

Von heute auf morgen wird der Tote zu seiner endlichen Wohnung hinausgeschafft, ohne Sang und Klang, in hastiger Fahrt. Nur die Huáhua (Wauwa), die hat noch ihr Fest. — Jenes Unmaß äffischer Zärtlichkeit, das die niedere italienische Mutter ihrem Bambino angedeihen läßt, bekommt auch die Huáhua oder Huahuíta¹ zu kosten, an der die Nachbarschaft nach Belieben küßt und streichelt und ihr nicht selten den Todeskeim einimpfen wird. — 80000 Huáhuas sollen jedes Jahr dahinsiechen; 40 auf jedes Tausend der Bevölkerung²! Aber jede Huahuíta verwandelt sich stracks in einen Schutzengel der Familie, in einen ‚Anjelito‘, ein Engelchen. Sobald sie die Augen geschlossen, wird sie gefeiert.

Ein weißes Kleidchen mit Goldflittern bekommt sie an und Schmuck in das dünne Haar. Das Gesicht wird mit neuen Cincos (den kleinsten Silbermünzen) oder bunten Oblaten verziert. Man richtet sie auf und befestigt sie, daß sie wie ein kleines Jesuskind auf erhöhtem Platze an

¹ Huáhua, kosend Huahuíta, indianisch (Quechua).

² Ferrocarril, 10. Februar 1909. Kongreßverhandlung.

der Wand steht oder einem improvisierten Altar mit Tüll-
draperien, Blumen und Kerzen (Velas). Deshalb heißt das
Fest auch ‚el velorio de anjelito‘. Es wird Kindern bis
zu sieben Jahren zuteil. Zunächst beginnt es ernst und
feierlich mit religiösen Gesängen, aber allgemach, wenn
das Quema'o (Branntwein mit Wasser und geröstetem
Zucker) seine Wirkung getan hat, beginnt der Tanz, die
Cuéca; Eltern, Gevattern und Verwandte, alles tanzt Tag
und Nacht bei Agua ardiente, Wein und Chicha und jubelt
über das neue Engelchen, den neuen Fürsprach im Himmel.

No lloréis, madres amables,
aunque les tengáis amor:

se entristece el anjelito,

se enoja Nuestro Señor¹.

Oh, weinet nicht, ihr Mütter,
wenn ihr's auch tausendfach
geliebt,

das Engelchen: es trauert eurer
Tränen,

ihr macht den Herrn betrübt.

Ja, es wird sogar verborgt, das Engelchen, an eine
befreundete Familie, die noch keines hat. Auch dort ehrt
man es mit der stampfenden Cuéca und opfert ihm Alkohol-
ströme. So geht es, bis das Engelchen unerträglich wird
oder die Polizei kommt und dem Unfug steuert und es
endlich Ruhe bekommt in dem flachen, blauen Sarge mit
dem gelben Kreuze, den lachende Kinder hinaustragen.

¹ J. Vicuña Cifuentes, Romances populares y vulgares. San-
tiago 1912.

Neuntes Kapitel.

Santiagos Umgebung im Wechsel der Jahreszeiten.

Nuñoa. — Der San Cristóbal. — Apoquindo. — Puente Alto. — San José de Maipo. — Peñaflores. — San Bernardo. — Santa Inés. — Der Busch Mittelchiles. — Das St.-Johannis-Sommerchen. — Frühling! — Sommer und Herbst. — Chile das Land der Früchte. — Die Fahrten der Erdbeere. — Von Kirschen und Pflirsichen. — ‚Elque nisperas come.‘ — Im ‚Portal‘ und auf der ‚Plaza‘.

Die ersten Monate, welche der Fremde in Santiago verbringt, vergehen ihm unter den vielen neuen Eindrücken rasch, aber wenn sie zu Jahren sich häufen, wird er mehr und mehr unter der Enge der großen Stadt leiden. Denn über sie hinaus ist ihm die Welt für den alltäglichen Gebrauch so gut wie verschlossen. Schlamm und Staub, ermüdend langweilige Chausseen, beträchtliche Unsicherheit versperren die großartige Umgebung, nach der sehnsüchtig seine Blicke schweifen, auch den wagemutigsten Wanderer. Man muß schon über viel Zeit und ein Reitpferd verfügen — bei dem teuren Unterhalt kein billiges Vergnügen —, um in die Natur zu gelangen. So bleiben die meisten auf die Stadt selbst angewiesen. Ein Spaziergang zum Parque Cousiño (einer Stiftung der an den Kohlen Lotas zu vielfachen Millionären gewordenen Familie Cousiño) mit den wundervollen Aromen und manchen anderen australischen Bäumen oder der Quinta Normal (beide mit Restauration), wo die Jugend eine kleine Eisenbahn, ein ärmliches Karussell und spuckende Lamas erwarten, oder auch ein Schlendern vom Bahnhof, wo sich um das stattliche Hotel der Edwards ein neues Geschäftsviertel bildet, die Alameda hinauf, deren etwa 4 km lange unterhaltende Siegesallee mit dem lächerlichen

Kolumbusdenkmal abschließt: eine Riesensäule trägt das winzig kleine Brustbild des Entdeckers — muß für viele als sonntägliche Erholung genügen. Auch der Cerro Santa Lucia, welcher einen prächtigen Rundblick über die Stadt eröffnet und die Anden in all ihrer Majestät entrollt, wird den Fremden immer wieder zur Besteigung locken und ihn wohl in mond hellen Nächten aus dem seichten Trubel der parfümgeschwängerten Plaza de Armas zu seinem Mirador hinaufziehen, denn es gibt nichts Köstlicheres als das gewaltige Schneegebirge im Mond- und Sternenglanze dieses wolkenlosen, seltsam durchsichtigen, stahlblauen Firmaments. Letztens könnte noch ein Gang zum Parque Forestal in Frage kommen, einer neuen, etwas eiligen Schöpfung mit billigen Bäumen und trüber künstlicher Lagune, auf der sogar gerudert und gesegelt wird, und dann dem Rio Mapocho auf seinem Mauerdamme folgend zur Providencia und schließlich nach der Vorstadt Bellavista hinüber mit der Quinta des Erzbischofs und Straßenzügen erzbischöflicher Gründung mit erkatholischen Namen, wie Calle Purissima, Pio IX, León XIII und — freue dich, deutsches Zentrumsherz! — Mallinkrodt.

Aus der ländlichen Avenida Vicuña Mackenna, in der die wüsten Trunkstätten des Róto behaglichen Mittelstandswohnungen weichen, fährt die Elektrische nach den zwischen Pappeln, Pfirsichen und alten Walnußbäumen zerstreuten, oftmals recht dürftigen Ranchos der Siedlung Nuñoa. Hier war die Quinta Ossa viele Jahre von besonderer Anziehungskraft für unsere Landsleute. Der vornehme Herrnsitz mit fürstlich ausgestatteter Villa, schönem Park, reichen Gewächshäusern nebst weitläufiger Wein- und Feldwirtschaft gehört dem einstmals sehr begüterten Patriziergeschlechte Ossa, welches als Gärtner einen Schüler des berühmten Palmen-Wendland, einen Hannoveraner, engagierte. Bei Einrichtung des Orchideenhauses legte er seiner Gebieterin, der alten Doña Ossa, ein ausländisches Preisverzeichnis der seltenen und kostbaren Pflanzen zur Auswahl vor, ihm wurde aber bedeutet:

„Warum sich solche Mühe machen, bestellen Sie einfach den ganzen Katalog!“ Hier weilte häufig der Erzbischof zur Erholung, denn die Ossas waren überaus fromme Leute. Man erzählte von einem, er versichere jedesmal betauernd dem Himmel, daß er sich nicht aus Wollust den Ehefreuden hingeebe, sondern lediglich zur Vermehrung der christlichen Gemeinde. Inzwischen sind die Kinder der alten Dame gefolgt, nachdem sie den größten Teil ihres Vermögens in Paris verpraßt hatten. Ihrem nunmehr erwachten Geiz fiel auch der ergraute Gartenmeister zum Opfer, der sich, ohne Dank verabschiedet, in die bittere Notwendigkeit versetzt sah, zuguterletzt noch einmal zu beginnen. Er starb bald darauf am ‚Pago de Chile‘. — Heute verwandelt sich das Nuñoa der Stroh- und Lehmhütten in eine Villenkolonie gleich dem der Kordillere noch näheren Los Guindos (Die Sauerlärschen), und man hat die Auswahl unter den meist von Italienern geführten und nach Städten ihrer Heimat benannten Gartenwirtschaften, um sich unter dem Rebendache, einem Mispel- oder Walnußbaume mit dem Blick auf die Kordillere bei Wein, Brot und Salami oder auch einem gebratenen Hähnchen gütlich zu tun. Liebespärcchen werden das selten fehlende *Chambre separée* dem Draußen vorziehen, zumal die Abende empfindliche Abkühlung bringen.

Zur Frühlingszeit wird der Naturfreund aber, koste es, was es wolle, den Bann der Stadt durchbrechen und wahrscheinlich zunächst den Cerro San Cristóbal erklimmen, dessen Gipfel (850 m) der Erzbischof mit einer himmelnden Jungfrau krönen ließ, während die Nordamerikaner dort droben eine Sternwarte errichteten. Ein geringer Obolus erkaufte uns den Zutritt zum steil gegen die Stadt abfallenden Hügel, dessen langgestreckter Rücken sich mit den Anden verbindet. Er dient als das bedeutendste Steinreservoir der Provinz, und ungeheure Brüche und Schutthalden verunstalten seine Flanken. Die Rebhuhnblume ist bereits verwelkt, aber mancherlei Sträucher der Vorkordillere zeitigten ihre vornehmlich gelblichen, hauptsächlich von allerlei Fliegen besuchten,

unscheinbaren Blüten. Weite Strecken bedeckt die grau-grüne, wilde Artischocke (Cardo), die Wassergräben säumen prächtige Pantoffelblumen, und hin und wieder trifft man sogar einen verkümmerten Quillai. In den Lüften schwebt in zitterndem Fluge ein großer Raubvogel, der Bailarín (Tömja). Man kann auf dem sich allgemach senkenden Grat bis nach Conchalí wandern, wo es einen Wasserfall zu bewundern gibt und viele Süßkirschen wachsen. Für die durch das weidende Vieh ramponierte und dezimierte Vegetation entschädigen herrliche Ausblicke über die riesige Stadt, das Längstal und die Anden. Auch die Berge von Renca, welche der Lenz etwas reichlicher schmückt, bieten wenigstens einen Abglanz jener entzückenden, in der unberührten Bergwelt wuchernden Pflanzengemeinschaft.

In der Nähe des in der Oststadt gelegenen Bahnhofs Pirque halten morgens primitive Stellwagen für die Besucher der Bäder von Apoquindo. Dort, wo sich das Mapochotal, aus den Anden tretend, weitert, sprudeln in einer Höhe von 800 m etliche 20° warme Chloralkaliquellen, zu deren Ausnutzung ein modernes Etablissement — sogar mit Schwimmbad — erstand. Ein schöner Garten, auf einem natürlichen Altane sich breitend, mit weiter Ausschau ins Land und gute Beköstigung machen den Aufenthalt zum angenehmsten, zumal die Umgebung hier, dank der Dominikanermönche, denen Berg und Tal gehört, ihre wundervolle und eigenartige Natur bewahren konnte. Etwa 6 km weiter aufwärts im Mapochotal treffen wir auf die Siedlung Las Condes mit höher im Gebirge ausgebeuteten kupfer- und silberreichen Minen. Dieser Ort ist Ausgangspunkt für die Besteigung des die Hauptstadt beherrschenden Cerro Plomo (5430 m) und seines gewaltigen Nachbarn, des Cerro Bismarck (4600 m), wie ihn die deutschen Turner Santiagos, die beide bestiegen, genannt haben.

Im August 1900 benutzte ich das von Station Pirque nach Puente Alto sich wendende Bähnchen, um das Maipotal kennenzulernen. Bei Puente Alto sollte aus den

Wassern des Rio Maipo die Kraft für den elektrischen Betrieb Santiagos gewonnen werden. Nachdem man etliche Jahre hindurch ausländische Ingenieure und eine Legion Arbeiter beschäftigt und Hunderttausende vergebend hatte, ließ man die halbfertigen Werke liegen. Der Ort besitzt die mit deutschem Kapital groß angelegte Fábrica Nacional de tejidos de punto, eine Wirkerei von Strümpfen und Unterzeugen. Ein kleiner Verdeckwagen führt uns auf mählich ansteigender, einsamer Straße, dem Maipo folgend, in eine sich mit jeder Biegung großartiger entwickelnde Gebirgswelt, die sich an dem sonnenhellen Augusttage herrlich darbot. Nach etlichen Stunden erreichten wir den Flecken San José de Maipo. Sehr geschützt, rings von mächtigen Bergen eingeschlossen, an denen der Schnee noch tief herabhing, war in dem günstig zur Sonne sich dehnenden Tale der Frühling trotz der höheren Lage (945 m) weiter voran als bei Santiago. Die Mandeln blühten nur noch hier und dort in versteckten Winkeln der Schattenseite, während an den sonnigsten Hängen bereits die Knospen des Pfirsichs sich röteten. Sein angenehmes Klima führt dem Orte viele Lungenleidende zu, und das einzige, von einem Franzosen gutgeführte Hotel Francia konnte als Asyl Schwindsüchtiger gelten. Der Platz selbst, kaum 1000 Seelen zählend, ist ein Stück zwischen Häuser gefaßte Landstraße, die sich zu der unerläßlichen Plaza weitet. Ein unendlich langweiliges Kordillerennest, aus dessen dürftigen Fondas das Stampfen und langatmige Schreien der Cueca hallt. Die Kranken, durch die Öde des Tages gemartert, suchen sich beim nächtlichen Glücksspiele zu animieren. — Wer einmal in Maipo weilt, wird den Besuch der Puente del Diablo, einer natürlichen Brücke, beritten in etlichen Stunden erreichbar, nicht versäumen. Der wasserreiche, wilde Gebirgsfluß bahnt sich herrisch seinen Lauf in fürchterlicher düsterer Klamm unter Felsen hindurch, von denen herab wir nun in eine enge, gähnende, donnernde und gischende Tiefe schauen. Wir befinden uns auf dem Wege zu den beiden Pässen Piuquenes (4000 m) und

Portillo Mendocino (4350 m), jener auf der Grenze, dieser auf argentinischem Gebiete, getrennt durch das Tal eines am Tupungato entspringenden Flusses. Über sie führt die kürzeste, auch von Darwin benutzte Verbindung zwischen Mendoza und Santiago, da sie aber um etliche hundert Meter höher und durch die Überwindung zweier Längsketten ungleich beschwerlicher als der Uspallatapaß ist, blieb sie von jeher den Viehtreibern überlassen. Die Anden gipfeln hier in den Riesenhäuptern des Tupungato (6550 m) und des noch tätigen Vulkans San José (5830 m).

Vom Hauptbahnhof entspringt auch ein südwestlicher Schienenstrang, welcher vorläufig nur bis Melipilla, dem Vierteufelsstädtchen, reicht, aber demaleinst durch eine nordwestlich durchs Küstengebirge sich windende Trasse den Anschluß auf die Valparaisobahn bei Quilpué bekommen soll. Der Santiaguiner benutzt ihn hauptsächlich für Peñaflor, wo das Mediopelo gerne die Temporada (Januar, Februar) verbringt, und sich dann als Badegelegenheit die schattigen Mühlen- und Bewässerungsgräben zunutze macht. Dem Ausländer bietet Peñaflor ein Sonntagsziel. Den freundlich ländlichen Ort am Rio Mapocho verbinden Omnibusse mit der reichlich entfernten Station. Man hat ihn rasch durchwandert und bald entdeckt, daß sein Schönstes der Garten des Gasthauses ist, wo man zu almorsieren pflegt.

Die gleiche Erfahrung bringt ein Ausflug nach San Bernardo. Das Städtchen, kaum hundert Jahre alt, dem Befreier Chiles, Bernardo O'Higgins, zu Ehren benannt, ist im Fluge genossen. Wir freuen uns der dankprachtvoller Baumreihen schattig-kühlen Straßen mit den einstöckigen bunten Häusern — häufig Landsitze wohlhabender Santiaguiner —, werfen einen Blick auf die Plaza, welche das Standbild des Gründers, eines Haciendados dieser Gegend, schmückt, und besteigen den an und für sich unschönen, kahlen und durch Steinbrüche verunstalteten Cerro de Tango. Weite Rundschau lohnt uns. Aber sonst gibt es nichts. Die Umgebung zumal verhält sich abweisend spröde. Also zur Fonda! Wiederum ein

kleines Gartenparadies, gute, billige Beköstigung, die bekannten Weine. — Der Regierungsbezirk, dessen Hauptstadt (12000 Einwohner) wir in San Bernardo kennenlernten, ist Victoria getauft worden, denn dem Rio Maipo entgegen breitet sich ein Schlachtfeld, wo der argentinische General San Martin am 5. April 1818 den entscheidenden Sieg über die Spanier erfocht.

Die nächste Haltestelle südlich von San Bernardo heißt Nos. Ich stieg dort einmal im Herbst in Begleitung des Direktors vom Botanischen Garten aus, um Santa Inés, der bedeutendsten Handelsgärtnerei Chiles, einen Besuch abzustatten. Gründer und Besitzer ist ein Chilene, sogar der Aristokratie, Don Salvador Isquierdo, welcher selbst den Führer machte. Ihre Hauptstärke besteht in der ungemein reichen Baum- und Strauchschule, aber auch alle möglichen sonstigen Nutz- und Schmuckpflanzen werden gezogen. Jetzt standen die Chrysanthemen mit ihren riesigen Blüten im vollen Flor; im Frühling entfaltet die wunderbare Azaleensammlung ihre märchenhafte Pracht.

Die nördliche Umgebung Santiagos erschließt nur die Valparaisobahn. In den Orten Lampa und Tiltil haben sich Niederlassungen der Indianer erhalten, welche dort Goldgruben auswuschen. Sie laden nicht zum Verweilen. Auch die sommers austrocknende Lagune von Batuco lockt höchstens den Jäger zur Jagd auf allerlei Rohrvögel. Nur die heilkräftigen Bäder von Colina, gleich jenen Apoquindos Besitz der Dominikaner, erfreuen sich hauptstädtischen Zuspruchs.

Soweit die Ebene reicht, ermöglichen die vom Mapocho abgeleiteten Bewässerungskanäle rings um Santiago die blühendste Landwirtschaft. Die Weizenfelder schieben sich dicht an die Vorstädte. Die berühmten Viñen der Familie Subercaseaux grenzen an die südlichen Barrios, und wenig über Los Guindos hinaus dehnt sich das große und bekannte Weingut Macul. Bei Renca sind viele Morgen mit Erdbeeren bepflanzt. Von Nuñoa bis zur Kordillere breitet sich ein schier unabsehbarer Pfirsichhain. Besonders steht die Chacra- und

Quintawirtschaft in Blüte, sich der Obst- und Gemüse-
zucht widmend. Die Orangen werden groß und süß, nicht
minder Feigen und Kirschen (dagegen gedeihen Äpfel und
Birnen in dieser Breite nicht). Es fehlt auch nicht an
fetten Weiden für Milchkühe. So ist die große Stadt in
der glücklichen Lage, sehr viele ihrer Bedürfnisse aus dem
unmittelbaren Umkreise befriedigen zu können. Der
Wanderer jedoch, welcher diese Herrlichkeit schauend
genießen möchte, wird enttäuscht, denn sie versteckt sich
hinter undurchdringlich mit Brombeergerank gedichteten
Pappelreihen oder hohen Lehmmauern und im günstigsten
Falle hinter Hecken und Stacheldrahtzäunen. So muß er
sich eine Warte zur Umschau suchen und mit verstohlenen
Blicken durch ein offenes Tor, eine klaffende Lücke für-
liebnehmen. — Der das befruchtende Naß spendende
Mapocho versickert hinter der Stadt, tritt jedoch tiefer
wieder auf.

Die Santiago benachbarten Berge und Hügel sind
mit dem in Dornen und Stacheln starrenden, für Mittel-
chile so charakteristischen lichten Busch bedeckt, hohen
Säulenkaktus (*Cereus chilensis*), Espinos (*Acacia cavenia*),
Palhuénes (*Adesmia arborea*), stacheligen Bäumen oder
Sträuchern mit orangefarbenen Blütenknöpfen oder gold-
gelben Schmetterlingsblüten, mächtigen Berberitzen-
büschen (z. B. *Berberis actinacantha*), vom Volke Micháyos
genannt, dornigen Huañiles (*Proustia pungens*), eigentüm-
lichen, beinahe kahlen Kompositen mit narkotisch
duftenden, kleinen Blüten, und vor allem jenen merk-
würdigen Rhamnaceen aus dem Geschlechte *Colletia*, das
so artenreich in Chile entwickelt ist. Diese seltsamen,
gelegentlich mehr als mannshohen Sträucher sind oft
völlig blattlos, dagegen über und über mit beinahe stahl-
harten, langen, spitzen Dornen bewehrt. Sie umgeben
wirtelig die Ästchen, an denen die kleinen, unscheinbaren
rötlichen Blüten hervorbrechen. Zur gleichen Familie
gehört ein anderer, sehr häufiger, aber mit Blättern
bekleideter Dornstrauch, der Trevú (*Trevoa trinervis*).
Zwischen ihnen gedeihen etliche immergrüne, niedrige

Bäume und Sträucher mit lederharten Blättern, giftig wie Litre (*Lithraea caustica*) und Colihuái (*Colliguaya odorifera*), ein Wolfsmilchgewächs, stark duftend wie der Bóldo (*Boldoa fragrans*), ein dicht belaubter Baum, in dessen Früchten man ein gutes Mittel gegen Leberkrankheiten entdeckt haben wollte; schließlich noch hier und dort, alle überragend, der uns bekannte Seifenrindenbaum, Quillái (*Quillaja saponaria*) oder ein Peumo. Man nennt diese im Längstal vorherrschende lockere Pflanzengemeinschaft nach dem führenden Bäumchen, der *Acacia cavenia* (der in Südspanien und an der Riviera häufigen *A. farnesiana* verwandt), Espinales. Der Espino, indianisch Cavén, liefert das beste Brennholz und die in Mittelchile anstatt der Steinkohle benützte Holzkohle, ‚Carbon de Espino‘.

Die dornigen Sträucher, vor allem die undurchdringlichen, aber überaus lichten *Colletia*arten, gewähren einer Anzahl zarter Blütenpflanzen Obdach, die ohne dasselbe von dem weidenden Vieh im Keime vernichtet würden. So sehen wir in ihnen nicht selten bis in die Spitzen einen im übervollen weißvioletten Blütenschmuck prangenden Erdrauch (*Fumaria media*) klimmen oder reizende bunte Kapuzinerkressen (*Tropaeolum*), Winden mit weißrosafarbenen Blüten, die Correjuéla (*Convolvulus dissectus*), oder sie sind durchschossen von hohen, schlanken Liliengewächsen (*Leucocoryne*). Auch gewähren sie häufig einem kletternden Labkraut (*Galium chamissonis*) Unterschlupf, welches sich mit seinen, in zahllose Dolden aufgelösten Blütenständen festhält, und verschiedenen Berglinsen, die der Chilene Yervas locas, verrückte Kräuter, nennt, z. B. den purpurn blühenden *Phaca canescens* und *berteriana*. Freilich gibt es auch genug niedrige Gewächse, die sich selbst zu schützen wissen. So sehen wir die Felsen umspinnen von einer stachelblättrigen *Mutisia* mit großen, feuerroten Blüten, und frei und offen den Amor seco (*Acaena trifida*), eine Rosacee, aufschließen, deren kleine, stachelige Früchte sich dem Zeuge anheften und wegen solcher Anhänglich-

keit beim Volke ‚trockene Liebe‘ heißen. Ebenso verschmähen jegliches Versteck der chilenische Nachtschatten, Nátri (*Witheringia tomatillo*), mit den blauen Blüten und der gelbblühende Párqui (*Cestrum parqui*), beides Solanaceen von gewisser Bedeutung für die einheimische Pharmakopöe.

Überall zerstreuen sich die prächtigen, wie mit kleinen Sonnenblumen geschmückten Maravillabüsche (*Flourensia turifera*), die mannigfaltigen Pantoffelblumen — wer weiß, weshalb sie vom weidenden Vieh verschont bleiben. An besonders steinigen und sonnigen Stellen findet man die zarten Pajaritos (*Schizanthus pinnatus*), eine Skrophulariacee mit reizenden, violett-purpurnen Blüten, die hochrote *Calandrinia arenaria* und mannigfaltige Kompositen, wie die niedrigen, unserem Augentrost ähnlichen *Tripitilium*arten, jene mit weißem Pelz bedeckten Angehörigen der Gattung *Leuceria* mit karminroten Blütenköpfchen, Ruhrkräuter (*Gnaphalium*), *Senecio* u. a.

Die Bäche und Bewässerungsgräben, welche sich an den Hügelketten viele Meilen entlang ziehen, werden vor allem von den Chilcas, *Baccharis*sträuchern, beschattet, die sich mit dem duftenden Culén (*Psoralea glandulosa*) mischen, und zwischen welche hin und wieder eine baumartige Saxifragacee (*Escallonia pulverulenta*) mit prächtiger, glänzender Belaubung tritt, deren ungemein dichte, endständige, weiße Blüentrauben (an die des Ligusters erinnernd) sich zum Wasser neigen. Häufig bieten sich auch wahre Wäldchen eines südeuropäischen Eindringlings, der Visnaga (*Ammi visnaga*); sie sieht der Möhre ähnlich und ist oft bewuchert vom Cabello de Anjel, Engelshaar (*Cuscuta*). Weite Flächen verhüllt der Cardo (*Cynara cardunculus*); er stammt aus den Mittelmeerländern. Eines der schönsten Gewächse in den mittelchilenischen, die niederen Gebirge bedeckenden Gestrüppen ist die Chupachupa (*Eccremocarpus scaber*), eine kletternde Bignoniacee, mit großen, prächtig lackroten Blüten. Auf ganz steinigen Gefilden, z. B. in ausgetrockneten Flußbetten, kommt ein gestachelter, gelb

oder weiß blühender Mohn (*Argemone mexicana*) vor und macht sich unsere Königskerze breit.

Mittelchile ist durch die Natur reich gesegnet. Die Vegetation steht nur wenige Monate wirklich still. Im März und April scheint sie gelähmt von der sommerlichen Hitze, die den Boden zu einer ziegelharten und trockenen Masse erstarren läßt. Aber in normalen Jahren setzen bereits im April die Regen ein und erlösen und erwecken so rasch, daß schon im Mai ein Vorfrühling oder zweiter Herbst Feld, Berge und Gärten schmückt. Die Anhöhen überziehen sich mit einem grünen Gräserkleide. Dann auf einmal nehmen sie ein leuchtend gelbes Kolorit an, etwa wie eine Wiese, auf der Millionen von Hahnenfußkräutern blühen. Es ist ein Sauerklee, la Flor de la Perdiz (*Oxalis lobeta*), der mit seinen großen, gelben Blüten zuerst das Leben wiederfindet. Ihm folgen die zarten Dioscoreen.

Weiter im Süden, in den nun kahlen Wäldern der laubabwerfenden Buche, des Roble, brechen zur selben Zeit die Knospen einer bis in die Wipfel der Bäume kletternden Smilacée, des Copihue (*Lapageria rosea*) auf, welche mit ihren hängenden, dunkelrosenroten Trichterblüten vielleicht die Königin der chilenischen Blumen ist. — Die Flor de la Perdiz, Rebhuhnblume, wird fleißig von den beiden häufigsten chilenischen Schmetterlingen (*Pyrameis carye* und *Colias rutilans*) besucht. In den Gärten, in denen noch Rosen und Spätastern blühen, erscheinen Schneeglöckchen, Narzissen und Tazetten. So rüstet sich die Landschaft für den Veranito de San Juan, das Johannissommerchen, eine mit großer Regelmäßigkeit sich einstellende ununterbrochene Reihe winterlicher Sonnentage, in denen der Himmel in jenem heiteren, hellen Blau strahlt, das er bei uns nur bei bester Laune anlegt, und die Sonne mit ihren schrägen Strahlen nur erquickt. Die Luft ist vollständig rein und unbewegt, auch an den fernsten Gipfeln der Kordillere tritt der Aufbau der Felsmassen klar hervor. Das mittwinterliche Sommerchen Chiles lockt nun schon die

Mandelbäume zum Blühen, und im Juli, nachdem die Regen wiederum eingesetzt haben, bedecken sich hohe Akazien, die Arómos (*Acacia dealbata*), mit zahllosen gelben Blütenknöpfchen, die ihren starken, süßen Duft weithin verbreiten. Es ist ein fremdländischer Baum, der wie kein zweiter sich die Gärten, öffentlichen Anlagen und Alleen erobert hat. Gleichzeitig erscheinen in dem dunklen, an das der Kastanien erinnernden Laube des Nispero (*Eriobotrya japonica*) weiße, lose Blütentrauben und am *Eucalyptus* grünliche, die unausgesetzt von den schillernden Kolibris umschwirrt werden, welche um diese Zeit von der Kordillere in das Längstal herabkommen.

In der Regel setzt im August noch einmal die Kälte schärfer ein, aber in den letzten Tagen dieses Monats und spätestens im September erscheint der Frühling. Der chilenische Lenz ist fast über Nacht da. Man sieht es grüner werden von den aufbrechenden Knospen der Feigenbäume, von dem bräunlichen, jungen Laube, das an den steilen Ästen der Pappeln hinaufläuft, und von dem lichtgrünen, an den Zweigen hinabfließenden Blattwerk des Saucellorón (Tränenweide). Und dann taucht alles, soweit unser Blick reicht, in einen rötlichweißen Schimmer: die Tausende von Durazos, welche um die dürftigen Ranchos verstreut sind oder die weiten Obstgärten füllen, haben ihr Blütenkleid angelegt. Das junge Grün und das zarte, pfirsichfarbene Blütenmeer tritt in seiner ganzen, frischen Schöne erst recht durch den düsteren Hintergrund hervor, von dem es sich abhebt: das dunkle Schwarzgrün der riesigen, haushohen Brombeerhecken und die dunkelviolette Vorkordillere, die, nur wenige Meilen entfernt, bei Las Condes schroff emporsteigt. Die Pracht der Farben und Kontraste wechselt mit den Tagesstunden, mit der Lichtflut des Mittags und der niedersinkenden Sonne. — Wer das Farbenspiel des hereinbrechenden Abends bei Los Guindos genossen hat, wird es nicht wieder vergessen. Die hohe Vorkordillere ist noch mit Schnee bedeckt, der zu glühen beginnt; es vergoldet sich der schwarzviolette, nackte Fels und das

Blütenmeer überhaucht ein leuchtender, fast feuriger Schein.

Die ersten Frühlingsblumen von Berg und Tal sind eine Umbellifere (*Diposis bulbocastanum*), etliche Baldriankräuter, die *Loasa tricolor*, Anemonen (*A. decapetala*) und etliche *Dioscorea*arten, darunter ein reizendes Schlinggewächs mit auffallend schönen Blättern und grüngelben Blütentrauben. Darauf erscheinen in schnellem Tempo die Pantoffelblumen (*Calceolaria*), deren gelbe, orangefarbene oder auch purpurne und selbst weiße traubige Blütenstände aus dem schattigen Dickicht der Sträucher hervorleuchten; sie fassen auch die Bewässerungsgräben ein, schauen von den Felsschroffen und den heißen Geröllterrassen hernieder. Die *Tópatópas* wachsen niemals in dichten, größeren Beständen, sondern überall hier und dort. Auf den Hügeln bei Santiago, dem San Cristóbal und den Anhöhen von Renca, vornehmlich die Organita del Cerro (*C. corymbosa*), aus deren bodenständiger Blattrosette zahlreiche, dünne Stiele mit großen, lockeren, gelben Blütentrauben fußhoch zu förmlichen Sträußen emporschießen; ferner eine strauchartige, noch bedeutend höhere mit rotbraunem, dünnen Astwerk (*C. integrifolia*), die orangefarbene Pantöffelchen trägt; sodann eine mit dichtem Haarpelz bedeckte, schwefelgelbe (*C. glandulosa*), die sterilsten Plätze besiedelnd, und die purpurn blühende *C. purpurea*, welche sich gern über die Bäche neigt, und endlich die prächtige *C. latifolia* mit den besonders dichten intensiv goldenen Blütenständen.

Aber wie in den Kakteenwäldern Coquimbos, erwachen auch unter den Quiscos der Umgebung Santiagos mancherlei Zwiebelgewächse zu kurzer Daseinsfreude. Weite Strecken bedecken sich mit den brennend roten Blütentrichtern niedriger, blattloser Feuerlilien, Amancayes (*Habranthus phycelloides*) und jenen weißen, nur einen leichten violetten Anflug zeigenden, sehr wohlriechenden Blüten des Huilli (*Leucocoryne ixioides*). Ungemein häufig finden sich neben den gelben Pantoffelblumen die dunkelblauen Pajaritos (*Pasithea caerulea*), wo in der Tat die zahl-

reichen Blütchen wie kleine Vögelchen an langen, dünnen Stielen schaukeln. Zu ihnen gesellen sich rosenrote Flockenblumen (*Centaurea chilensis*), violette Onagraceen (*Geodetia*), leuchtend gelbes Ferkelkraut (*Hypochoeris chrysantha*) und Nuños, die binsenartigen Angehörigen der Irideengattung *Sisyrinchium* mit ihren zarten, schnell vergänglichen purpurnen Blütchen. Mit Tópatópas, Huillis und Pajaritos beladen sieht man im September die sich ihrer Frühlingsferien erfreuende Jugend die Berge verlassen, um das Haus für den Dieziocho zu schmücken.

Über den Blumenflor des Bodens recken die Espinos ihre noch blattlosen, aber dicht mit orangefarbenen Blütenwirteln bedeckten Zweige, deren durchdringender Veilchenduft dem Frühlingsodem die Würze verleiht, während la Maravilla del Campo, das Wunder des Feldes (*Flourensia thurifera*), ein schön belaubter, stattlicher Kompositenstrauch mit langgestielten, leuchtend gelben Blütenscheiben von 3—4 cm Durchmesser, wie kein anderes Gewächs das Auge bannt. Die Maravilla vergoldet oft mit ihrer tausendfältigen Blütenpracht die Hügel und Berge des mittleren Chiles.

Der chilenische Septembergarten ist, zumal auf dem Lande, an nichts reicher als an der äthiopischen Kalla. Das Weiß ihrer hohen, tütenförmigen Blüten bildet mit den dunklen Blättern einen wirkungsvollen Gegensatz. Sie fassen gleich Hecken Wege und Beete ein. Der Chilene liebt besonders weiße und stark duftende Blumen. Deshalb werden wir, je weiter auch die Jahreszeit fortschreitet, die Gärten niemals recht bunt finden. Es folgen weiße, prächtige Schwertlilien, Lirios genannt; an Geländern und Lauben entfaltet der echte Jasmin seine kleinen, sternförmigen Blütchen, und im Oktober, dem chilenischen Rosenmonat, füllen sich die Gärten mit Wogen weißer Rosen. Die Bevorzugung der weißen Farbe wird wesentlich durch die Kirchlichkeit veranlaßt. Bei den zahlreichen Prozessionen und Kirchenfesten spielen die weißen Blüten eine Rolle, außerdem aber haben viele Familien die Sorge für den Blumenschmuck

eines Altars oder Heiligenbildes für etliche Tage der Woche oder das ganze Jahr übernommen. Ihren Höhepunkt erreicht die Vegetation weit vor der Sonnenwende, Ende Oktober oder Anfang November. Das große Toten- und Blumenfest am Allerheiligentage fällt häufig schon mit dem Welken der nur einmal blühenden Rosen zusammen.

In der freien Natur, wenigstens auf den steinigen Cerros bei Santiago, geht die Frühlingspracht noch schneller vorüber. Ein Sommer folgt ihr hinsichtlich der Flora kaum. Indessen gibt es über Weihnachten hinaus immer noch Pflanzen, welche trotz der Dürre, wenn auch nicht recht grünen, so doch blühen. Zu ihnen gehören strauchartiger Gamander (*Teucrium bicolor*), Ziest (*Stachys albicaulis*), die Polster von *Haplopappus*, reizende Skrophulariaceen, die schon erwähnte zierliche *Schizanthus pinnatus* mit ihren weißen, violett und gelb gefleckten Kelchen und die prächtig lackrote Flor del Soldado (*Alonsoa incisaefolia*); ferner etliche Ruhrkräuter, darunter eines mit schlankem, hohem Stengel, der eine schwere, goldige Blütenähre trägt, die weißpelzige *Leuceria* mit den karminroten Blütenköpfchen, die niedrigen *Triptilium*-arten und feuerfarbene Amaryllideen: verspätete *Peregrinas* und *Amancáies* (*Alstroemeria haemantha*, *pulchra* und *Habranthus chilensis*). Auch *Cumingia campanulata* öffnet ihre blauen Glocken erst mit dem Blühen des lebhaft roten chilenischen Tausendgüldens und des Regenten dieser Herrlichkeit, des Säulenkaktus. Die letzten, welche man noch Ende Februar an den sonndurchglühtesten Plätzen findet, sind eine das kahle Gestein umklammernde Flor de Granada (*Mutisia*) mit feuerfarbener, prächtig großer Blüte, für die es gar nicht genug Sonne zu geben scheint, und der spärlich belaubte Huañil mit seinen unscheinbaren weißen, wunderbar stark duftenden Blütchen, welche mit denen des Heliotrops wetteifern. Schließlich haben wir noch der Pencas zu gedenken, jener großen, wilden Artischocken, die um Weihnachten ihre blauen Blütenköpfe emporrecken, und des Quintrals, der sich mit seinen feuerfarbenen Buketten in den Pappeln aufhängt und dort

lodert, bis ihr Laub sich färbt. Die Pappel ist es denn auch, welche der chilenischen Landschaft einen Abglanz der mitteleuropäischen Herbststimmung verleiht, indem ihre langen Alleen im Sonnenlicht ein buntes Spiel von jenen gelben, roten und braunen Farbentönen zeigen, wie unser Laubwald sie bekommt. Gegen die orangefarbenen Pappeln hebt sich in Chile das dunkle Grün der Weiden, die sich erst später entlauben. Hinter ihnen violette Berge, schneegekrönt, und blauer, wolkenloser Himmel. Im Süden verfärbt sich das Laub der sommergrünen Buchen in gelben und roten Tinten.

Man hat auch unsere herbstlichen Zierpflanzen nach Chile verpflanzt, wie Georginen, Zinnien, Asten, aber sie gelangen schon im Sommer zur Blüte. Erst im anderen Jahre, im Februar und März, kommen als echte Herbstblumen fast ausschließlich die Chrysanthemen zur Entfaltung, die namentlich als Topfgewächse, im Kalt-hause gezogen, wunderbar gedeihen. Übrigens setzen die Remontantrosen niemals mit Blühen aus, und man kann sich in jedem Monat an La France und Gloire de Dijon erfreuen. Die von Europa nach Chile eingeführten, das Laub abwerfenden Bäume, wie Pappel und Weide, behalten es in Mittelchile oft fast vollständig den ganzen Winter hindurch, so daß die jungen Blätter erst die alten abstoßen müssen. Namentlich bei der Weide ist das der Fall. Im allgemeinen gedeihen die in Europa kultivierten Schmuckgewächse auch in Chile prächtig. Eine Ausnahme bilden verschiedene Zwiebeln, insbesondere die Hyazinthen, welche selbst die besten Gärtnereien nur in kümmerlichen, wie rhachitischen, Exemplaren auszustellen vermögen.

Der unaufhörlichen Blütenfolge entspricht ein ununterbrochener Wechsel in den Früchten. Chile ist vielleicht nächst Kalifornien das an Früchten reichste Land der Welt, denn es gedeihen nebst etlichen tropischen sämtliche der subtropischen und gemäßigten Zone.

Von Januar bis März steht das Land im Zeichen der Sandias und Melonen. Namentlich die Sandias, die Wassermelonen mit dem roten Fleisch (*Citrullus vulgaris*), die auch in Südeuropa so begehrt vom Volke sind, bilden für den Chilenen, ob hoch oder niedrig, das Schönste des Jahres. Das gewöhnliche Volk, insbesondere der Róto, nährt sich in jener Zeit von kaum etwas anderem. Am Mapócho und in den volkreichen Stadtvierteln entstehen besondere Baracken, in denen tagtäglich ganze Wagenladungen an primitiven Tischen verzehrt werden. Das Stück kostet 15—50 Centavos, aber die teuersten besitzen eine kolossale Größe und können von einem nicht bezwungen werden. Billiger sind die gelben Melonen (*Cucumis melo*), welche dem Ausländer mehr zusagen und die er au naturel oder mit Zucker isst, während sie der bessere Chilene am leckersten mit Pfeffer und Salz findet. Bereits im April beginnt die Zeit der Trauben, der schwarzen und goldgrünen, welche ebenfalls zu den Früchten des Massenkonsums gezählt werden dürfen, so billig und beliebt sind sie, und Ende Winters sieht man in den offenen Fruchtständen Nisperas und Apfelsinen aufgetürmt. Die Orangen, las Naranjas, werden erst im September am wohlschmeckendsten. — Nur während des Winters geht die Auswahl der chilenischen Früchte zurück, und nunmehr machen sich importierte tropische, die von Brasilien oder Perú kommen, vor allem Bananen, Plátanos genannt, geltend. Die erste Frucht des Frühlings ist die Erdbeere. Ende Oktober bis in den Dezember hinein hört man schon frühmorgens die Frutilleros, die Erdbeerenverkäufer, von Renca und Conchalí kommend, ihre Ware, die in zwei Körben aus rohen Häuten über einem Maultiere hängt, ausrufen: „La Frutilla, la Frutilla!“ oder: „El Frutillero, el Frutillero; compra la Frutilla!“ Und dann kann man 100 Mammutterdbeeren anfänglich für 60—50, später für 40—30 Centavos erstehen.

Die Frutilla (*Fragaria chilensis*) ist eine einheimische Art, in den mittleren und südlichen Provinzen, vornehmlich in der Vorkordillere von Nuble und im Bereich

der Küste von Concepción bis zum Rio Palena und vielleicht sogar bis zur Magelhaensstraße verbreitet. Die Erdbeere ist das einzige chilenische Gewächs, welches wegen seiner Früchte nach Europa verpflanzt wurde. Dem französischen Gelehrten und Reisenden Frezier gebührt solches Verdienst. Er nahm im Jahre 1712 oder 1713 fünf Pflänzchen von Concepción mit, von denen er aber zwei dem Kapitän seines Schiffes als Vergütung für das zum Begießen erforderliche süße Wasser zu belassen hatte. Die übrigen drei brachte er nach Frankreich, und sie riefen alle jene Kulturen ins Leben, welche es bis 1820 gab; dann erst gestattete die größere Handelsfreiheit einen Nachschub¹. Nachdem sich die chilenische Erdbeere in Europa veredelt hatte und zu riesigen Dimensionen gezüchtet worden war, wurde sie wiederum nach Chile verschifft, hier jenen ausgedehnten Erdbeerchacras den Ursprung gebend, wie sie bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um Santiago herum bestanden. — Namentlich von Kindern wird noch eine kleine Sorte als Fresa angeboten, die der Chilene gern zur Bowle nimmt — er braut sich ein rundes Getränk aus zerquetschten Erdbeeren und Weißwein —, diese stammen von der gemeinen europäischen Erdbeere ab, die 1830 nach Chile eingeführt wurde.

Dem Frutillero folgt der Kirschenverkäufer, welcher aus der Ebene kommt, die sich am Fuß der Vorkordillere bei Los Guindos und Nuñoa ausdehnt, und wo außer Pfirsichen und Quitten Bäume mit süßen und sauren Kirschen, Cerezos und Guindos, fruchtbeladene Haine bilden. Das Jahresende bringt einen wahren *embarras de richesse*: Nisperas, Duraznos, Damascos, Ciruelas, Brevas, Tunas u. a. Was umschließt allein das Wort Durazno für eine Fülle von Früchten, die sich durch Größe, Form, Farbe, Glätte, Flaum, früheres oder späteres Reifen voneinander unterscheiden und dementsprechend verschiedene Namen im Volke führen! Der Pfirsich oder Durazno (*Prunus persica*) ist seit der Eroberung in Chile

¹ Cl. Gay: *Agricultura*, Bd. 2, p. 113—114.

heimisch und war schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts der gemeinste Obstbaum. Eine grünlich gelbe Sorte mit roten Wangen, bei welcher der Kern freiliegt, wird Prisco genannt. Die Durazos werden in Mengen getrocknet und dann, wenn es (wie meistens) mit dem Kern geschah, als Huesillos oder ohne ihn als Descorazados bezeichnet und vom Volke mit Mote gegessen. Ciruelas, Pflaumen, und Damascos, Aprikosen (*P. armeniaca*), sind ebenfalls schon lange in Chile heimisch und gedeihen wie die Durazos und sehr geschätzten. Quitten, aus denen ein Gebäck, dulce de membrillo, hergestellt wird und die man getrocknet als Orejones verkauft, am besten in Mittelchile, während die Feigenbäume, las Higueras, die im Dezember die größeren und saftigeren Brevas, im Herbste die kleineren und süßeren Higos liefern, im Norden noch besser fortkommen. Die getrockneten Feigen sind die der zweiten Ernte. Unter Tunas versteht man die Gaben eines ursprünglich auf den Antillen beheimateten Kaktus (*Opuntia tuna*). Die Nisperas — Mispeln — sind die gelben, rundlichen Früchte eines vor hundert Jahren aus Südeuropa eingeführten japanischen Baumes (*Eriobotrya japonica*), die in ihren traubigen Bündeln gebrochen werden. Sie haben einen säuerlichen Geschmack und sind ein wenig das Aschenbrödel unter ihren Genossen. Der Spanier hat einen Spruch, der diese Geringschätzung ausdrückt:

El que nisperas come
y bebe cerveza,
esparagos chupa
y besa a una vieja:
ni come, ni bebe,
ni chupa ni besa.

Wer Mispeln ißt
und Bier trinkt
und an Spargeln saugt
und gar ein altes Weibsbild küßt:
der ißt und trinkt und küßt nicht
und nicht zum Schlürfen taugt.

Das alles sind die Früchte der Menge. Wenn wir aber in das Portal Fernandez Concha, jenen die Plaza begrenzenden Laubengang eintreten, können wir unsere Liste noch ergänzen mit Chirimóyas, Páltas und Lúcumas von Quillota und Äpfeln und Birnen aus der Frontera. Der beiden ersteren haben wir bereits früher gedacht. Die Lúcumas ist bräunlich grün, von der Größe eines

Apfels und gehört einem dichtbelaubten Sapotaceenbaume (*Lucuma abovata*) an, der aus Perú stammt. In Chile gibt es auch eine wilde Art (*L. valparadisea*), welche die feuchten und schattigen Schluchten der Provinzen Aconcagua und Valparaiso bewohnt, deren viel kleinere Früchte wohl süß, aber zugleich adstringierend schmecken und darum nicht gegessen werden. Birnen und Äpfel liefert der Süden, vom Rio Biobio ab, in wahren Prachtexemplaren; es gibt Birnen von einer Größe und süßen Saftigkeit und Äpfel der verschiedensten Sorten mit einer Feinheit und Reinheit der Zeichnung und des Aromas, die unseren besten nicht nachstehen. Aus gewissen Sorten, besonders aber den verwilderten, welche in Valdivia, Llanquihue und auf Chiloë ganze Gehege, Manzanales, bilden, wird seit alters Äpfelwein, Chicha de Manzana, in vorzüglicher Qualität hergestellt, dessen Fabrikation von den Deutschen der Provinz Valdivia ausgedehnt und vervollkommnet wurde. Der Birnbaum geht nordwärts bis Tacna.

Und was gibt es noch? Deutsche Mispeln, saure und süße Limonen, hervorragende Mandeln, Walnüsse (an denen das Land so reich ist, daß jährlich für ein paar Millionen Mark exportiert werden), Avellanos, die chilenischen Haselnüsse, und Edelkastanien die schwere Menge. Dann noch etwas echt Chilenisches: Piñones, die Samen der Araukarie des Südens. Trotzdem ist die Liste der Früchte, welche im Laufe des Jahres an uns vorüberziehen, nicht erschöpft. Im Portal sah ich an einem Novembertage gleichzeitig ausgestellt folgende 15 Sorten: Frutillas, Fresas, Guindas, Cerezas, frühste Durazos (Corazones), Nisperas, Äpfel, Bananen, Ananas, Paltas, Chirimoyas, Lucumas, Tunas, Orangen und süße Limonen.

In einem Lande, in dem so mannigfaltige Früchte trefflich gedeihen, wird man auch die meisten und erlesensten Gemüse erwarten dürfen. In der Tat, wenn man die ‚Plaza‘, den in Hallen abgehaltenen Markt, besucht, kann man im Frühling die schönsten Artischocken, riesige Spargel, prachtvollen Blumenkohl, Möh-

ren, Rübchen, grüne Erbsen, Bohnen und verschiedenartige Salate, darunter den Berro (die Blätter der einheimischen *Cardamine nasturtioides*) bewundern. — Die Frau aus dem Volke wird aber von alledem höchstens etwas Berro, etliche Zanahorias, Möhren, und vielleicht ein paar junge Maiskolben, Choclos, mitnehmen und ihre Kauflust außer durch den Erwerb von Zwiebeln vornehmlich mit einem Stück Zapallo, Kürbis (*Cucurbita pepo*) für den Puchero befriedigen. Wahrscheinlich kauft sie auch ein Bund Cochayúyo oder Lúche (Meerlattich), Stiele und Blätter von Meeresalgen (*Durvillaea utilis* und *Ulva latissima*). Der Pilzfreund wird durch den Champignon (*Agaricus campestris*) überrascht, welcher in Mittel- und Südchile wild wächst, und einige einheimische Arten, z. B. *Pholiota edulis*. Schließlich sei erwähnt, daß auch für den Biertrinker gesorgt ist. Er kann seinen Durst sogar das ganze Jahr hindurch mit Radieschen und Rettichen anfachen, die zwar an pikanter Schärfe eingebüßt haben.

Zehntes Kapitel.

Klima, Krankheiten und Verbrechen. Das Erdbeben vom 16. August 1906.

Klima: Eigenart; von Nord nach Süd; Sonnenschein und Regen, Fröste und Nebel, Stürme und Gewitter im Jahresdurchschnitt. Mittlere Monatstemperaturen. Enorme Temperaturdifferenzen innerhalb 24 Stunden die Regel. Vom Barometer. — Krankheiten; solche der Atmungsorgane an erster Stelle. Erschreckliche Kindersterblichkeit. Prophylaxis. Blatternepidemien. Langlebigkeit. — Volksbewegung. — Verbrechen: Der betrunkene Róto. Asálto und Saltéo. 95,66 Morde auf 100 000 Einwohner. 2,3 Prozent der Bevölkerung passiert die Gefängnisse und Zuchthäuser. Eine traurige Statistik. Das Volk verteidigt die Übeltäter. Der ‚Infeliz‘. Vollzug der Todesstrafe. — Das Erdbeben vom 16. August 1906: Verlauf und Wirkung in Santiago und Valparaiso. Seine Ursachen nach Santiaguiner Zeitungen.

Das chilenische Klima wird gemäßigt durch die im südlichen Eismeer geborene, die pazifische Küste bespülende Humboldtströmung. Die im Norden und sommers auch im Zentrum vorherrschenden trockenen Südwinde sind die Ursache der regenarmen bis regenlosen Gebiete Nordchiles und des trockenen Sommers der mittleren Provinzen, während den winters und im Süden vorwaltenden feuchten Nordwestwinden die Winterregen Mittelchiles und das niederschlagreiche Klima der südlichen Territorien ihr Dasein verdanken. Die Anden verursachen die starke nächtliche Abkühlung. Trotz der geringen Breite des Landes bahnen sich im Innern die Eigentümlichkeiten eines kontinentalen Klimas an: heißer Sommer, kühler Winter. Über den Rückgang der Temperaturen und die Zunahme der Niederschläge von Nord nach Süd, mit denen eine stete Vermehrung der Regentage (Calera: 2 — Puerto Montt: 207) Hand in Hand geht, unterrichtet unsere Zusammenstellung.

(Nach dem Statistical Abstract von 1918)	Breite	Höhe in m	Temperaturen C°						Relative Feuch- tigkeit %	Nieder- schläge mm
			Mittlere			Absolute		Tägliche Schwan- kungen		
			Jahres-	Januar-	Juli-	höchste	niedrigste			
Orte der Küste										
Arica	18°28'	5	18,3	22,0	14,1	25,2	8,2	5,6	71	0,0
Iquique	20°12'	9	17,6	21,7	13,8	28,8	8,0	7,6	77	1,5
Taltal	25°25'	30	16,8	21,0	13,7	30,0	8,2	8,2	67	9,8
Caldera	27°03'	28	15,1	18,8	11,7	24,0	5,8	5,4	77	16,2
Coquimbo	29°56'	27	14,0	17,4	10,8	22,4	4,5	7,2	79	130,0
Valparaiso	33°01'	41	13,6	17,3	9,9	30,5	2,4	8,7	72	544,1
Punta Carranza	35°36'	30	12,0	14,5	8,9	22,4	1,0	7,6	85	718,3
Valdivia	39°48'	15	12,0	16,6	8,0	29,4	-0,8	9,4	80	2710,0
Puerto Montt	41°28'	5	11,7	15,6	8,1	25,0	0,0	8,6	87	2184,0
Melinka	43°54'	5	10,2	13,2	7,8	22,1	0,0	6,5	...	3347,3
Punta Arenas	53°10'	4	7,1	10,6	2,9	25,0	-5,0	7,6	69	463,8
Orte des Innern										
Copiapó	27°21'	370	16,0	20,2	12,0	70	17,2
Los Andes	32°50'	816	15,3	21,5	8,6	34,5	-1,0	17,9	59	365,4
Santiago	33°27'	520	13,8	20,0	7,7	34,7	-0,8	15,8	69	366,6
Rancagua	34°10'	500	14,0	21,5	8,8	34,5	-9,0	13,8	74	369,0
Talca	35°26'	107	14,1	21,6	6,6	36,6	-3,0	14,9	71	664,7
Concepción	36°50'	15	13,3	18,1	9,6	36,0	-1,0	11,1	79	1321,1
Contulmo	38°02'	50	12,0	16,6	7,7	31,0	-2,0	12,5	79	1889,6
Temuco	38°45'	112	11,1	16,0	5,8	35,6	-4,4	11,1	67	1314,0
Stationen der Anden										
Refresco	25°19'	1850	14,6	18,4	12,6	31,8	-2,0	17,6	...	2,4
El Teniente	34°06'	2134	9,5	14,0	4,6	22,5	-6,5	8,7	...	1132,6
Lonquimai	38°26'	970	7,8	14,4	-0,3	37,2	-17,4	15,9	75	2152,5

Das Klima Mittelchiles gehört zu den sogenannten paradiesischen, an denen bekanntlich Südamerika besonders reich ist. Es bezauberte Darwin, der den heiteren chilenischen Himmel Mitte August 1834 bei Valparaiso und Quillóta kennenlernte und dort helle Vorfrühlingstage genoß. Indessen werden wir erfahren, daß ein angenehmes Klima keineswegs ein ganz einwandfreies zu sein braucht.

Die durchschnittliche Schattentemperatur beträgt in Santiago 13,66°, aber dieses Mittel resultiert aus weit entfernten Zahlen, denn die enormen Auf- und Abstiege, welche das Thermometer im Verlaufe jeder 24 Stunden ausführt, sind so recht eigentlich das Charakteristische. Heiße Tage, kalte Nächte; zumal im Sommer.

Eine der höchsten Schattentemperaturen wurde am 31. Januar 1902 mit 34,2° beobachtet, eine ungewöhnlich hohe in der Sonne am 14. Januar 1901 mit 56°. Der niedrigste Thermometerstand — 7 Grad unter Null — ist aus dem August 1899 bekannt. Die größte Schwankung der Quecksilbersäule betrug also im Verlauf der letzten Jahrzehnte 41° bzw. 63°.

Die mittleren Monatstemperaturen und die Verteilung der Regen und Fröste sind folgende:

Santiago	Mittlere Monatstemperaturen		Regen mm	Fröste Anzahl	Relative Feuchtigkeit 1911
	Geschütztes Thermometer C°	Ungeschütztes Thermometer C°			%
Januar . .	19,91	27,06	0,67	—	59
Februar . .	18,79	25,09	1,93	—	65
März . . .	16,62	23,0	4,97	—	72
April . . .	13,19	20,3	15,11	1,6	72
Mai . . .	10,06	15,7	51,82	6,4	85
Juni . . .	7,85	11,9	73,53	9,0	82
Juli . . .	7,88	11,1	84,50	8,8	80
August . .	9	11,6	64,48	5,8	77
September .	11,43	17,4	33,30	1,9	73
Oktober . .	13,57	19,3	14,72	0,4	64
November .	16,59	23,9	5,84	0,2	58
Dezember .	19,07	27,1	5,14	—	56
Jahresmittel	13,66	19,45	Jahres- menge 356,07	34,1	Mittel 70

Im Jahresdurchschnitt erfreut sich Santiago 180 wolkenloser Tage und 84 halbbewölkter. 40 Male wird Nebel beobachtet, 34 Male stellen sich Fröste ein, an 47 Tagen regnet es oder rieseln die Garuas genannten nässenden Nebel und 203mal fällt Tau. Der Wassermesser zeigt im Jahresmittel 356 mm. 22 Male bebt die Erde erheblicher.

Die Jahre verhalten sich, namentlich was den Regen anbetrifft, sehr verschieden. 1903 z. B. brachte nur 33 Regentage und die Wassersäule erreichte nur 195 mm; 1900 schwoll sie in 53 auf 819,5 mm an. Damals folgten sich im Juli die Regentage fast ohne Unterbrechung. Die trockensten Monate sind Dezember bis Februar. Ein Januarregen gilt geradezu als Wunder. Die Regenzeit beginnt meistens im Mai, verstärkt sich im Juni und erreicht ihren Höhepunkt im Juli, um bereits in der zweiten Hälfte des August wieder erheblich abzuflauen. Den September kennzeichnet unser Aprilwetter. Es gab Jahre, wo während der Hälfte der Monate kein Tropfen Regen fiel, wie z. B. 1901, in dem Januar, Februar, April und September, November, Dezember absolut trocken geblieben sind, und andere, wo der Regen bis Juli auf sich warten ließ, so daß das entrüstete Volk den dafür verantwortlichen Schutzheiligen in den Brunnen warf, um ihn aus seiner Pflichtvergessenheit zu erwecken.

Eine Eigentümlichkeit ist die geringe Bewegung der Luft. Stürme sind äußerst selten. Im Frühling, September und Oktober hindurch, weht eine stärkere Brise; das ist die Zeit, in der alle Welt Drachen steigen läßt. Außerdem befremdet die Seltenheit der Gewitter. Es gibt Jahre, in denen es überhaupt zu keinen elektrischen Entladungen kommt, wie 1903; solche wie 1902 mit 12 Gewittern sind eine Ausnahme, denn im Mittel soll jedes Jahr nur 3 haben. Hervorragend merkwürdig erscheint es ferner, daß die Gewitter vornehmlich in die Winter- und Frühlingsmonate fallen, besonders August bis Oktober, und sich oft in wenigen, meistens 2 oder 3 Blitzen und Donnern schon am Vormittag erschöpfen. Aber an

manchen Tagen sieht man es stundenlang in den Anden wetterleuchten.

Das Gefährliche des Santiaguiner Klimas und auch im wesentlichen des chilenischen Längstales tritt erst unverschleiert hervor, wenn wir die Tages- und Nachttemperaturen ins Auge fassen. Ich will mich dabei auf das Jahr 1911 beschränken — denn diese elementaren Verhältnisse bleiben sich ziemlich gleich — und nur jene Temperaturen berücksichtigen, die das geschützte Thermometer registrierte, die beiden Tage mit den höchsten und niedersten Temperaturen eines jeden Monats bringend, zugleich aber das korrespondierende Minimum und Maximum desselben Tages hinzufügend, und schließlich die Differenz.

Santiago 1911 Instituto Meteorolo- jico	I			II			Differenz C°	
	Maximum (2—3 p. m.) C°	Datum	Minimum desselben Tages (5—6 a. m.) C°	Minimum (2—3 p. m.) C°	Datum	Maximum desselben Tages (5—6 a. m.) C°	I	II
Januar . . .	33,0	(12)	11,0	8,1	(11)	28,9	22,0	20,8
Februar . . .	34,0	(9)	9,1	7,4	(26)	25,2	24,9	17,8
März	28,5	(3)	7,8	6,3	(16)	22,0	20,7	15,7
April	32,0	(19)	4,0	1,9	(6)	24,2	28,0	22,3
Mai	23,4	(17)	6,5	2,0	(31)	16,4	16,9	14,4
Juni	22,0	(21)	2,2	—2,2	(19)	11,5	19,8	13,7
Juli	23,7	(9)	3,8	—1,9	(24)	17,8	19,9	19,7
August	24,0	(13)	5,0	—3,4	(5)	12,3	19,0	15,7
September . .	23,9	(9)	3,4	0,0	(5)	15,0	20,5	15,0
Oktober . . .	29,7	(20)	5,3	0,0	(4)	17,8	24,4	17,8
November . . .	30,6	(29)	7,7	6,2	(2)	24,5	22,9	18,3
Dezember . . .	32,0	(8)	11,0	4,5	(19)	24,5	21,0	20,0

Nunmehr werden wir, Maximum und Minimum vergleichend, inne, daß die Temperaturdifferenzen innerhalb 24 Stunden zwischen 20° und 30° betragen, und wir dürfen hinzufügen, daß sie von Dezember bis April nur vorübergehend unter 20° sinken. Am häufigsten und meisten nähern sich Maximum und Minimum an den Regentagen des Juni und Juli, aber ein Tag, wo sie nur 1,5° auseinanderliegen (15. Juli 1904 Max.: 7°, Min.: 5,5°),

ist sehr selten. Dem brüsken nächtlichen Wärmeverlust stehen starke Umschläge von Tag zu Tag an der Seite, namentlich von Mitte August bis Ende November.

Der mittlere Barometerstand Santiagos beträgt 715,05; 1902 wurde am 20. Juli der geringste Luftdruck (705,24) und am 16. August der höchste (726,55) beobachtet, Extreme, die seit 1860 nicht übertroffen worden sind.

Die Luft des Santiaguiner Himmels besitzt in den höheren Schichten eine wunderbare Klarheit. Die Dämmerung verrinnt, von prachtvollen Himmelsfärbungen begleitet, schnell. Der Äther ist häufig derart gold- und feuererfüllt, daß die uns zugewandten Ostabhänge jener Berge, hinter welchen die Sonne verschwindet, nachträglich in warmen Tönen erglühen.

Von den Winden sind im Jahresmittel 522 Südwest- oder Westwinde und 112 Nordwester. Im Sommer herrschen die aus Süden kommenden, im Winter die nördlichen vor. Die Nordwester sind Regenwinde; aber sie bringen nur die Feuchtigkeit; daß dieselbe sich kondensiert und als Regen niederkommt, dazu bedarf es eines Südwindes, der erkaltend in die Dunstmassen hineinfährt. Man beobachtet fast stets, daß der Regen erst mit steigendem Barometer anhebt, und in den Stunden, in welchen es heftig gießt, kann man die Vorwärtsbewegung der Nadel des Aneroids fast mit den Augen verfolgen. Der Wind legt im Jahresmittel in 24 Stunden 90,5 km zurück, seine Schnelligkeit sinkt gelegentlich auf 30 und erhebt sich selten über 150, nur ausnahmsweise wächst sie derartig, daß er 50 bis 90 km in der Stunde durchweilt, zum Sturme anschwellend; z. B. im Jahre 1901 gar nicht, 1902 viermal (Juni, Juli, August) und 1903 nur einmal (Juni).

Die mittlere relative Feuchtigkeit beträgt 73,5 Prozent. Im Sommer ist die Luft so wasserarm, daß ein längeres Wort während des Schreibens trocknet, im Winter hat man gegen das Verschimmeln zu kämpfen. Hagel und Schnee (der sofort schmilzt) kommen nur ganz

ausnahmsweise vor. Ich habe in Santiago nur einmal in 8 Jahren ein Schlackerwetter erlebt.

Das Sommerwetter zeichnet sich durch große Beständigkeit aus. Tag für Tag glühende Sonne, trockene Hitze. Das Firmament verharret Woche um Woche absolut wolkenlos in reinster Bläue.

Die starken Temperaturschwankungen bleiben naturgemäß nicht ohne Folgen für die Atmungsorgane. Winters und sommers wird man zwischen 7 und 8 Uhr morgens ein förmliches Konzert der hustenden, räuspernden, rülpfenden und expektorierenden Nachbarschaft hören, und man selbst wird nach wenigen Jahren einstimmen als Opfer einer Bronchitis. Die rüstigsten Personen jeden Alters sind ihr tributpflichtig. Aber auch ernsteren Lungen- und Kehlkopfleiden ebnet das Klima die Wege in Verbindung mit dem ungeheuren Staub und dem tuberkulös verseuchten Vieh. 1901 wurden in Santiago, dessen Bevölkerung man damals auf 330 000 schätzte (was wesentlich zu hoch war), 11 795 Todesfälle angemeldet. Die Todesursache war bei 2716 Lungenentzündung und Bronchitis und bei 1402 Tuberkulose. Gleichwohl betont Westenhöffer, daß die Tuberkulose, wenigstens in Santiago, mehr in Form einer akuten Infektionskrankheit auftritt, daß sie sicherlich soviel Menschenleben als in Europa koste, aber nicht halb soviel Personen von ihr befallen würden. Auch vermißte er die als ‚habitus phtisicus‘ bekannte Toraxform und folgert ein verhältnismäßig junges Bestehen der Krankheit für Chile. Nach Martin sind ihre verschiedenen Formen im Süden (z. B. auf Chiloë und den kleineren Inseln) häufiger als im Norden.

Die heiße Zeit mit ihrem Reichtum an Früchten erhöht wesentlich die Erkrankungen des Darmes, vorzüglich an Dysenterie. Hygienische Mängel sind auch für die Beharrlichkeit typhöser Fieber verantwortlich zu machen, welche den Ausländer mehr als den Chilenen bedrohen. Der Krebs ist ziemlich häufig, ebenso der an und für sich harmlose Kropf, nicht minder Echinokokkus-

erkrankungen und Milzbrandinfektionen. Dagegen ist die Kulturkrankheit unserer Zeit, die Arteriosklerose, fast unbekannt, und die gefährlichste Geschlechtskrankheit, die Syphilis, zieht bei den Chilenen, im Gegensatz zu den Ausländern und deren Abkömmlingen, selten Paralyse und Rückenmarksschwindsucht nach sich. Lepra, in Argentinien verbreitet, kommt in Chile nicht vor, ebensowenig das Gelbe Fieber. Die Malaria beschränkt sich auf Tacna. Leider fordern aber die Blattern — Viruela — ständig Opfer und schwellen in manchen Jahren zu das Leben hindermordenden Epidemien an.

Von den 11 795 in Santiago 1901 registrierten Todesfällen betrafen über 3900 Säuglinge bis zu einem Jahr und etwa 1400 ein- bis fünfjährige Kinder. Zwischen fünf und zehn sind es kaum 500; es ist das Lebensalter der geringsten Sterblichkeit, die sich nunmehr wieder erhöht und bei dem Alter von 20 bis 30 nahe an 1000, bei 30 bis 40 an 1200 hinanreicht, um alsdann abermals zu fallen. Die Tuberkulose veranlaßt das erneute Anwachsen. Unter dem jugendlichsten Nachwuchse räumen Keuchhusten und Brechdurchfall schrecklich auf. Auch die Masern fordern viele Opfer.

1901 kamen also in der Hauptstadt 38,4 Beerdigungen auf 1000 Einwohner, 1900 sogar 50 ‰. Nur ausnahmsweise übertrifft die Zahl der Geburten jene der Todesfälle. 1901 ergaben letztere ein Mehr von 1107 und 1900 sogar von 4385, und da handelt es sich um normale Jahre, nicht um solche wie 1905 und 1906, wo die Schwarzen Blattern die Republik durchzogen und viele Tausende hinhähten. Die Sterblichkeit steigt in den Sommermonaten und erreicht ihren Höhepunkt im Dezember und Januar. Im Winter geht sie auffallend zurück, April bis Juli dürfte die günstigste Zeit sein. Dieser Rhythmus wird durch die sich je nach der Jahreszeit überaus verschieden verhaltende Mortalität der Kleinsten bedingt.

Die große Kindersterblichkeit ist eine der traurigsten Erscheinungen unter den vielen beklagens-

werten in Chile. Mehr als ein Drittel (34,6 Prozent) aller Todesfälle betrifft in Santiago Säuglinge bis zu einem Jahr. In Talcahuano sogar 46 Prozent. Dagegen im Norden und Süden, entfernt von der typisch chilenischen Einflußsphäre, bessert sich, wie so manches andere, auch dieses Übel. In der Botschaft, mit welcher der Präsident am 1. Juni 1904 den Kongreß eröffnete, wurde hervorgehoben, daß die Kindersterblichkeit in der gesamten Republik von 75 Prozent aller Todesfälle auf 50 Prozent gesunken sei. Das enthüllt noch Ärgeres, als wir, dem 'Boletin de Higiene' folgend, berichteten. In Santiago beobachtete man 1903 den niedrigsten Stand der Kindersterblichkeit im Juli (26,8 Proz.), der sich bis September (28,3 Proz.) allmählich und im Oktober (36,9 Proz.) gewaltig verschlechterte, um im Dezember mit 44,6 Proz. zu kulminieren, sehr langsam bis Februar (39,6 Proz.), schneller im März (35 Proz.) und am jähesten im April auf 28,5 Prozent zu fallen.

Die große Hitze, die Früchtezeit, die häufige Überschwemmung der Straßen durch die Kloaken sind die Ursachen, weshalb der chilenische Sommer ein Vernichter des kindlichen Lebens ist.

Von der Art, wie man in Chiles Hauptstadt, dem Zentrum chilenischer Kultur und Wissenschaft, gegen Krankheit und Sterben ankämpft, bekommt man einen Begriff bei der Behandlung der Tollwut. Nicht etwa, daß man das Übel an der Wurzel anfaßte: der Legion von Hunden zu Leibe rückte, Leine und Maulkorb einführte, kurz, prophylaktische Maßregeln ergriffe, nein, der Gebissene wird geimpft, und so impft man jährlich zwischen 300 und 400!

Genau so ohnmächtig steht man den Pocken gegenüber, welche den Europäern bald nach der Konquista folgten. Man verschwendet jährlich Unsummen für Desinfektion, kann sich aber nicht entschließen, Impfwang einzuführen, weil das gegen die persönliche Freiheit geht, wie die Konservativ-Klerikalen behaupten! Dabei sind von 1879 bis 1902 56 498 Personen von den

Blattern hingerafft, eine Zahl, die sich nach der Epidemie von 1904 bis 1906 — sie wütete 1905 am fürchterlichsten in Valparaiso — um etwa 15 000 erhöht hat. So erlagen im Bereich der Republik im Jahre 1880 7254, 1886 7341 und 1890 bis 1892, wo sie von den Revolutionsheeren verbreitet wurden, 17 000 Personen. 1904 starben in Santiago allein im Lazarette 792 an dieser Seuche, nämlich 53,6 Prozent der Erkrankten, und in der ganzen Republik 1678; viele der Gesundenden verloren das Augenlicht. Aber das war erst der Vorläufer. In den Wochen der höchsten Not, im Juni 1905, ließ die Regierung zahlreiche Schüler der Escuela de Medicina nach Valparaiso transportieren, um mit dem Geistlichen voran (als der Person der höchsten Autorität!) zu impfen, was nur stillhalten wollte; aber die Leute flohen zu Hunderten vor solcher plötzlichen und befremdlichen Nächstenliebe, trotzdem jeder Geimpfte ein Los für eine Lotterie zur Belohnung bekam! Vom 1. Januar bis August 1905 wurden in Santiago 1200 Blatternerkrankungen angemeldet und in Valparaiso 10 000. 1909 schätzte man die Zahl der Blatternkranken allein in Santiago auf 8000 bis 10 000, und 1913 raffte sie 1687 Personen, davon 748 in der Hauptstadt, hin. In den Salpeterhäfen erscheint von Zeit zu Zeit die Beulenpest. 1886 bis 1888 wütete die Cholera, welche über den Uspallatapaß eingeschleppt wurde.

Fassen wir zum Schluß, das Gesamtgebiet der Republik berücksichtigend, die Haupttodesursachen zusammen, so ergibt sich für 1916 folgendes Bild:

	Auf 1000 Todesfälle		Auf 1000 Todesfälle
Typhus	15,31	Kinderkrampf . . .	37,2 (unter 1 Jahr)
Influenza	32,08	Herzkrankungen .	44,24
Keuchhusten	25,19 (1.—9. Lebens- jahr)	Lungenentzündung .	149,85
Krebs	13,37	Bronchial-Pneumonie	14,20
Hirnhautentzündung	30,64 (1.—9. Lebens- jahr)	Diarrhöen	51,2 (1.—9. Lebens- jahr)
Haemorrhagia cerebral	25,31 (unter 1 Jahr)	Angeborene Schwäche	90,74 (unter 1 Jahr)

Wie in anderen Ländern tiefer Kultur, ich erinnere an die Balkanstaaten, kontrastiert auch in Chile mit der

ungeheuren Kindersterblichkeit überraschende Langlebigkeit. Gelegentlich des Zensus von 1854 wurden bei einer Bevölkerung von 1,5 Millionen 588 Personen namentlich aufgeführt, welche das 100. Jahr überschritten hatten. Die älteste war 134 Jahre alt. (Ochsenius.) 1907 sind von 90jährigen und Höherbetagten 1465 gezählt worden.

Krankheit und Elend meiden in Chile die Straße. Am häufigsten begegnet man Blinden. Die Jugend macht einen robusten, wohlgenährten Eindruck. Unsere Kinder sind im allgemeinen zierlicher. Zweifellos spielt hier die Auslese eine Rolle: der Säugling, welcher chilenische Deshygiene und Verwahrlosung überstanden hat, muß kerngesund sein und sich infolgedessen besonders stark und kraftvoll entwickeln.

Die Chilenen heiraten — wenn sie diesen Schritt tun — frühzeitig. In Santiago wurden 1901 1428 Ehen geschlossen, 1902 1336, im allgemeinen sind es 4 ‰. Die Zahl der lebend Geborenen hält sich zwischen 10 000 und 11 000. Die Knaben überwiegen um knapp 200. Die Totgeburten machten 1903 5,4 Prozent aus. Die legitimen Kinder erreichten im selben Jahre 49,72 Prozent, also nicht einmal die Hälfte der insgesamt lebend Geborenen. Eine nicht geringe Anzahl lebt nämlich im Konkubinat, in welchem sie aber vielfach treuer zusammenhalten als in der rechtlichen Ehe.

*

*

*

In den letzten Jahrzehnten haben die Städte außerordentlich durch Zuzug vom Lande zugenommen. Santiago und Valparaiso beherbergen über $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung. Rechnen wir die Ortschaften bis zu 1000 Seelen als Städte, so gehört heute mehr als $\frac{4}{10}$ zur städtischen Bewohnerschaft gegen $\frac{1}{3}$ um 1875. Zurzeit gibt es 32 Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern, 13 mit mehr als 20 000, neun überschritten 30 000 und sechs 40 000. Großstädte sind Santiago mit über 400 000 und Valparaiso mit nahezu 208 000 Seelen geworden.

Von Dörfern in unserem Sinne kann im allgemeinen nicht die Rede sein. Wenn gleichwohl den 213 Städten an 5000 dörfliche Gemeinwesen mit 1¼ Millionen Bewohnern gegenübergestellt werden, so versteht man darunter weitzerstreute Siedelungen, welche aus politischen Gründen zu Comunas rurales zusammengefaßt wurden.

**Eheschließungen, Geburten und Todesfälle
im Gesamtgebiet der Republik.**

Provinzen	1913—17 wurden ermittelt auf 1000 Einwohner:				1917 waren unehelich von 1000 Geborenen
	Ehe- schließungen	Geburten	Todesfälle im allgemeinen	Todesfälle von Kindern unter einem Jahr	
Tacna	7,6	37,2	34,6	9,0	428
Tarapacá	5,1	27,2	26,5	6,7	423
Autofagasta	5,7	32,9	26,1	8,2	435
Atacama	4,0	36,0	24,3	6,9	554
Coquimbo	4,0	39,0	26,5	8,8	556
Aconcagua	4,5	36,7	24,7	8,6	457
Valparaiso	6,1	36,2	29,5	10,2	409
Santiago	6,6	38,1	34,6	12,9	428
O'Higgins	4,7	38,6	26,8	11,1	386
Colchagua	5,6	39,1	27,1	10,2	205
Curicó	4,5	37,2	26,0	9,3	315
Talca	5,1	41,4	33,3	12,5	363
Maule	5,8	41,6	25,1	8,4	300
Linares	5,6	38,8	28,3	10,6	324
Nuble	5,6	38,7	28,2	10,9	336
Concepción	5,6	42,3	31,4	11,2	437
Arauco	5,2	38,1	24,5	11,3	387
Bio-Bio	5,9	40,1	25,6	10,3	379
Malleco	6,6	38,4	25,4	10,6	300
Cautin	4,7	34,7	21,3	7,6	354
Valdivia	5,4	39,5	20,7	7,4	384
Llanquihue	4,0	41,5	22,2	8,8	485
Chiloë	5,1	41,0	24,0	8,9	261
T. Magallanes	8,5	41,8	18,4	5,8	206
Im Mittel	5,5	38,1	27,9	10,0	391

61 Personen starben 1901 in Santiago an plötzlicher Alkoholvergiftung und 22 543, darunter 2335 Frauen,

wurden 1902 wegen öffentlicher, ärgerniserregender Trunkenheit in Haft genommen. Unter ihnen befanden sich nur 596 Ausländer. Die Trunkenbolde gehören durchweg der Roteria an; nur 10 464 konnten schreiben und lesen, 393 wenigstens lesen, aber 11 686 weder das eine noch das andere.

Die Gier nach der Kneipe steigt am höchsten im Herbst (März bis Mai), der Zeit der Chicha, des Weinmostes, und sinkt im Winter. Die Besinnungslosen werden von der Polizei mittels Tragbahre in das Cuartel (Polizeirevier) geschafft, diejenigen, welche noch aufzurütteln sind, an den Sattel eines berittenen Schutzmannes geknüpft und fortgeschleift. Derartige Schauspiele kann man tagtäglich genießen, die sich gelegentlich wesentlich beleben, wenn die Frau oder das Kebsweib ihren Gemahl, mit reichlicher Unterstützung des Volkes, den Pácos (Schimpfname für Polizisten) entreißen will.

Alkohol und Kriminalität sind auch in Chile treue Gefährten. Aber in wenigen Ländern haben es die Dämonen der berausenden Getränke so leicht, den Verführer zu spielen, als im ‚Letzten Winkel der Welt‘, wo die Bevölkerung dem Verbrecher wie einer fastnächtlichen Ausschweifung entgegentaumelt. Wir dürfen von jenen Bestien nicht zimperlich schweigen, an denen Chile so reich ist, die morden, um zu morden, nur aus Lust am Blut. Der chilenische Róto gehört unter den zweibeinigen Raubtieren der Schöpfung zu den gefährlichsten (Middendorf). „Wehe dem, der sich einen Chilenen zum Feind gemacht hat, zumal einen aus der Hefe des Volkes; furchtbare Bluttaten mit entsetzlichen Verstümmelungen erzählen von der Wildheit des chilenischen Blutrausches.“ (Oberpfarrer Ende.)

In der Calle Puente reiht sich Chicheria an Chicheria. Eines Tages stürzte aus einer ein Mensch und rannte einem älteren Herrn das Messer in den Leib. Vor den Richter gebracht, wurde der Verbrecher verhört, was er mit dem Herrn gehabt habe. „Nichts!“ — „Nichts?“ fragt der Richter. „Wer war denn der Herr?“ Er kannte ihn nicht.

„Aber warum rannten Sie ihm denn das Messer in den Bauch?“ Antwort: „Porque me lo dió la gana!“ „Weil es mir Spaß machte!“ . . . In San Vicente, einem kleinen Seebade bei Concepción, machte ein Róto morgens um 8 Uhr die Wette um eine Runde Chicha, er wolle den ersten, der ihm beim Verlassen des Ausschanks begegne, niederstechen. Ein Knabe, der mit Medizin aus der Apotheke kam, war das Opfer!

Übrigens hat der Róto den Alkohol nicht nötig, sich zum Verbrecher aufzuschwingen, er ist dazu geboren. Betrachten wir einmal eine amtliche Liste auf die Ursachen hin, welche die Leute in vorläufigen Polizeigewahrsam führten. Wir lernen dabei auch ihre Spezialitäten kennen. Mir liegt eine Aufzeichnung vom Dezember 1904 vor. Also im Weihnachtsmonate, in Chile der erste Sommermonat, in dem die Luft noch angenehm ist, wurden in Santiago eingesperrt: 50 wegen *Asálto*, d. h. Überfall. Man asalteart jemanden am liebsten zu mehreren. Ein beliebter Trick besteht darin, den Angriff auf einer Brücke zu bewerkstelligen und das Opfer in das tiefe Flußbett des Mapocho (wo es ausgetrocknet ist) zu werfen, alsdann nachzuklettern und ihm alles, selbst das Hemd, zu nehmen. Mit einigen Kieselsteinschlägen wird es betäubt, wenn das nicht schon der Sturz besorgte. 64 wegen einfachen Raubes. Unterscheidet sich dadurch vom *Asálto*, daß man das Opfer nicht betäubt und ihm auch sonst nichts zuleide tut, wenn es still hält. 3 wegen Verdachts des *Saltéo*. Der *Saltéo* kommt seltener in der Stadt, dagegen ganz allgemein auf dem Lande zur Ausführung. Eine Räuberbande, meist mit geschwärzten Gesichtern, stürmt ein Landgut. Dabei werden nach Art der römischen Widder die Tore mit schwebenden Baumstämmen berannt und erbrochen. Man dringt, wie im Gefecht, mit Feuerwaffen vor. Diese etwas umständlichen und einen größeren Apparat erfordernden Räubereien sind dennoch überaus beliebt und ungemein häufig. 44 wegen schweren Diebstahls, bei dem Türen und Schlösser gesprengt werden mußten. 19 wegen Beraubungs-

versuches. Je 1 wegen Mordes und Kindesmordes und 2 wegen Mordversuches. 762 wegen leichten Diebstahls. 15 wegen Verdachts der Brandstiftung und 3 wegen versuchter usf.

Kurz, insgesamt wurden im Christmond 1904 in der Hauptstadt 3072 von der Polizei wegen der aufgeführten und anderer Übeltaten eingefangen. Aber das dürfte nicht ein Drittel, vielleicht nicht ein Viertel der Täter jener im gleichen Zeitraum wirklich vorgekommenen Vergehen und Verbrechen sein, denn Mörder und Räuber werden nur selten gefangen und die Diebe im allgemeinen nicht angezeigt. Welchem Geschäftsmann oder Hausherrn würde es einfallen, einen ungetreuen Dienstboten oder Angestellten dem Gericht zu überliefern? Er verläuft mehr Zeit und Stiefelsohlen, als dabei herauskommt.

Nach einer Statistik, welche ich einer Landeszeitung entnehme, werden in Chile jährlich 850 Personen ermordet, d. h. von 100 000 Einwohnern verlieren 28,33 ihr Leben durch Verbrecherhand, während in Deutschland nach demselben Artikel das gleiche Verhältnis 1,25 und in England nur 1 ist. In Wirklichkeit wäre Chile glücklich, wenn es eine solch niedrige Zahl hätte wie 850; indes wurden, wie amtlich feststeht, 1902 1032 und 1904 1008 Individuen als Mörder festgenommen, so daß sich die Verhältnisziffer auf 30 erhebt. Leider ist sie indes sehr viel höher, denn wie viele Verbrecher ent schlüpfen dem Arme der Gerechtigkeit in diesem dünn bevölkerten, gebirgigen und großen Lande mit der so nahen Grenze, den leichten Lebensbedingungen und dem perversen Volke, das den gemeinsten Übeltäter aus Angst oder Vorurteil verbirgt. Man meint, daß täglich 30 Mordtaten sich ereignen; vielleicht dürfte das etwas zu hoch gegriffen sein, aber ohne Frage sind es im Jahre nicht etwa Hunderte, sondern Tausende. In der Tat, der ‚Mercurio‘ vom 20. Mai 1902 schrieb in besserer Erkenntnis, der Beweis sei erbracht, daß die Ziffer der jährlichen Morde in Chile 2900 (und nicht 850) betrage und die Proportion 95,66 auf 100 000 (anstatt

28,33) sei. Er fügte hinzu: „Kein europäischer Staat kann uns diese traurige Suprematie bestreiten, mehr, wir besitzen sogar einen solchen Überschuß, um in siegreichen Wettbewerb mit irgendwelchem asiatischen oder afrikanischen Lande zu treten.“

Wann entfaltet man je eines der Santiaguiner Morgenblätter, ohne von mehreren raschen, frivolen Mordtaten nur im Weichbilde der Stadt zu lesen? Wann gingen aber drei Tage vorüber, ohne daß sie nicht einen besonders sensationellen Mord zu beschreiben hätten, etwa wie das Opfer gebunden auf einen Stuhl gesetzt, mit Petroleum übergossen und dann angezündet wurde — Schauertaten, wie sie mehrfach hintereinander aus Rengo herüberhallten — oder wie ein Landeskind aus ‚Familie‘ das entsetzliche Schicksal ereilt hat, von seinem eigenen Diener erdrosselt zu werden, oder wie zu grausiger Rache ein unglückliches Menschenkind in einen Hinterhalt gelockt und dort gesteinigt wurde. Man könnte einwerfen, überall kommen rohe Verbrechen vor, gewiß, aber bei weitem nicht in jener Fülle und zynischen Scheußlichkeit wie in Chile. Der chilenische Róto belustigt sich, wenn er mordet, er schlachtet mit derselben Wollust ab, wie seine Väter die Gefangenen verstümmelten und töteten.

Man mache sich nun ein Bild, wie sich diese Horden bei einem Feldzuge in Feindesland verhalten! Man wird den peruanischen Schilderungen, denen ich oft auf meinen Fahrten an der Küste zuerst mit ungläubigem Entsetzen lauschte, schließlich kaum mehr widersprechen. — Als ich mit etlichen Landsleuten nach Chile reiste, wurden wir bekannt mit einer ausländischen Dame, die in Perú beheimatet war. Wir hatten schon wochenlang keine schönen Früchte mehr gehabt, und da, in Coronel, erschienen Körbchen mit chilenischen, üppig und lieblich anzuschauen. Ein Herr kaufte der Dame eines; aber unvergeßlich wird mir die Gebärde sein, mit der sie ablehnte: „Früchte Chiles, aus diesem Lande, nimmermehr!“ Sie hatte sich bisher niemals über ihre Gefühle geäußert, so daß wir von ihrem Haß überrascht wurden. Er ist dem Peruaner

zur zweiten Natur geworden, etwas Selbstverständliches, von dem man kein großes Aufheben macht, und der nur gelegentlich eruptiv hervorbricht. —

1902 haben 70 182 Personen die Gefängnisse bevölkert, darunter 6734 Frauen. Das ist 2,3 Proz. der Gesamtbevölkerung. Ziemlich genau die Hälfte waren Analphabeten. Sie verteilten sich auf 1003 Mörder, 3273 Körperverletzer, 2475 Räuber, 7600 Diebe usw. Nicht uninteressant ist es, daß sich unter den Sträflingen 11 429 Personen befanden, die das 20. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Man sollte meinen, die Regierung hätte angesichts solcher Tatsachen ernstliche Maßnahmen zur Abschreckung getroffen. Das Gegenteil ist der Fall: „der Staat, weit davon entfernt, die Gesellschaft gegen die Angriffe der Verbrecher zu schützen, zieht geradezu das Verbrechen heran mittels seiner Strafanstalten und antiquierten Gesetzgebung“¹. Leider sind der neue, 1906 eingeführte Strafkodex und die moderne Prozeßordnung noch sehr viel günstiger für die Verbrecherwelt, da mehr Zeugen verlangt werden, das eigene Geständnis nichts gilt und nur die ‚a la luz del dia‘, bei Tageslicht begangene Delikte, für den Richter in Frage kommen sollen. So erklärt es sich, daß jüngst ein geständiger Kassenbote, der Gelder unterschlagen hatte, nicht verurteilt werden konnte, weil Zeugen fehlten! Die Zeitungen bewitzelten dieses unglaubliche Vorkommnis laut und derb genug².

Nur in einem Verbrechen ist der Ausländer dem Chilene über: in dem der Brandstiftung. Der Chilene versichert im allgemeinen seine Habe nicht, und ein nur Wohnzwecken dienendes Haus brennt kaum je ab. Dagegen pflegen die Geschäftsleute und besonders die Italiener sich gern durch ein Feuerchen zu sanieren. Aus diesem Grunde sind in Santiago Dezember und Juni (der Inventur vorausgehend) die Monate der Feuersbrünste, welche sich dank der Bauart, Windstille und guten Wehr in der Regel auf das angezündete Objekt beschränken.

¹ Mercurio, 13. Dez. 1905. ² Diario Ilustrado, 19. Januar 1907.

Aus der Kriminalstatistik, das Gesamtgebiet betreffend.

Es wurden bestraft 1917	Zahl	Verhältnis zur Einwohnerzahl	
		V. : E.	‰
Insgesamt	49 364	1 : 77	13,0
Wegen Trunkenheit	20 974	1 : 184	5,4
„ Diebstahls	8 395	1 : 460	2,2
„ Raubes	2 599	1 : 1500	0,7
„ Körperverletzung	3 562	1 : 1078	0,9
„ Mordes	1 308	1 : 3000	0,3

Die Bevölkerung nimmt sich im allgemeinen jedes Delinquenten an und sucht ihn dem Polizisten zu entreißen. Sehr hübsch schilderte einen solchen Vorgang der seriöse ‚Mercurio‘. Der Guardián will einen Betrunkenen, welcher sich lästig gemacht hat, festnehmen. Dieser weigert sich. Alsbald sind ein Dutzend Zuschauer versammelt und geben dem Widerspenstigen gute Ratschläge: „Mensch, gib dem Páco einen tüchtigen Faustschlag!“ — „Tritt sie in den Bauch, die Kanaille!“ — „Zieh’s Messer und gib ihr einen kräftigen Stich!“ — „Hol ihm den Menudo¹ heraus, diesem Páco!“ — Schließlich entsteht ein Kampf; der beinahe überwältigte Schutzmann ruft durch schrille Pfiffe berittene Gendarmen herbei, welche sich mit blanker Waffe Geltung erzwingen. Derartige Szenen spielen sich irgendwo in Santiago täglich ab. Aber sogar Angehörige besserer Stände mischen sich in solche widerwärtigen Händel; denn nichts ist dem Chilenen verhaßter als Gesetz und Ordnung und deren Organe. Darin empfinden hoch und niedrig gleich.

Die Aburteilung erfolgt erst nach einem langwierigen Prozesse, bei schweren Verbrechen selten vor einem Jahr. Wird die Todesstrafe verhängt, welche der Höchste Gerichtshof zu bestätigen hat, so entscheidet sich dennoch der Staatsrat, unter Vorsitz des Präsidenten, in der Regel für Begnadigung. Beharrt er indessen ganz ausnahmsweise auf Vollstreckung der ‚Letzten Strafe‘, so

¹ „Sácale luego el menudo al sol a este páco!“ Obszöne Redensart.

organisieren sich die verschiedensten Bevölkerungskreise vom Arbeiter bis zu den Damen der Aristokratie, um die Begnadigung, den *Indulto*, durch Meetings und Adressen zu erzwingen. Mir liegt ein solcher Aufruf vor. Der dreifache Mörder wird darin nicht anders als *Infeliz*, Unglücklicher, genannt und die Justiz als gesetzliche Mörderin bezeichnet. „*Arriba los corazones! Hoch die Herzen!*“ schließt er. Und sicherlich, für einen solchen Auswurf der Menschheit finden sich Herzen genug zusammen. Der Todesqualen der Opfer gedenkt niemand. Will die Masse nicht fruchten, so werden einzelne, besonders distinguierte oder populäre Personen vorgeschickt. Einmal erbat sich ein argentinischer Gesandter, der Santiago verließ, als letzte Gunst das Leben einer chilenischen Hyäne; ein anderes Mal wurde die Primadonna der Oper zum Staatsoberhaupte geschickt, um die Erhaltung eines Bluthundes für die Mitwelt zu erflehen. Der ‚*Infeliz*‘ wird dann vorläufig zu lebenslänglichem, später zu zwanzigjährigem Zuchthaus begnadigt, und meistens erlangt er in noch kürzerer Frist seine Freiheit, um sich unfehlbar abermals auf die Gesellschaft zu stürzen. Dann wiederholt sich der geschilderte Vorgang.

Im Zuchthause selbst braucht der chilenische Sträfling seinen beliebtesten Freuden nicht zu entsagen; denn hier massakrieren sich die Verbrecher untereinander. Ein besonders heftiger Kampf tobte am 17. Oktober 1903 im Zuchthause (*Presidio*) zu Santiago. Die Schlacht dauerte eine Viertelstunde. Bei der Unmöglichkeit, sie zu inhibieren, ließen ihr die Wächter freien Lauf. Als sie sich ausgetobt, waren auf dem Kampfplatz geblieben vier Tote: nämlich vier Mörder, welche zu 7, 15 und 19 Jahren begnadigt worden waren, und acht Verwundete.

Es gibt kein Gefängnis oder Zuchthaus, wo nicht die Zahl der Verbrecher die der Zellen ganz bedeutend übertrifft; mitunter um das Doppelte und Dreifache. Im *Cárcel* von Valparaiso kamen sogar 598 auf 32 Zellen.

Die Todesstrafe, welche nur höchst selten, ein- oder zweimal im Jahre, zur Ausführung kommt, voll-

strecken uniformierte Polizisten, die sich vorher zwei Tage im Schießen üben. Der Verbrecher wird von einem halben Dutzend füsiliert. Die letzten drei Tage verbringt er in der Capilla, um sich vorzubereiten und zu sammeln; leider sieht er sich aber darin durch ein Heer von Zeitungsreportern gestört, welche seine Psyche zu erforschen suchen und ellenlange Artikel über ihre interessanten Befunde bringen. Auch Geistliche verschiedener Orden besuchen ihn, von denen einer mit ihm — ich glaube, die Franziskaner haben das Vorrecht — die letzte Nacht durchwacht und zu seinem letzten Sitze, dem Banquillo (Schemel), begleitet.

Die Kriminalität ist in den verschiedenen Zonen Chiles sehr ungleich. Im Norden, in den Salpeterprovinzen Tarapacá und Autofagasta, wo die Bevölkerung hauptsächlich aus gewalttätigen Mineros besteht, betrug sie (1913 bis 1917) 35,4 bzw. 28,8^{0/00} der Gesamtbevölkerung, in Santiago 17,6, in Talca 28,5, in den Magallanes nur 7,6^{0/00} und auf Chiloë¹ sank sie auf 2,7^{0/00}, weil dort ein strenger Intendant durch ein Vierteljahrhundert Ordnung hielt. In den ‚deutschen‘ Südprovinzen hat sich das Banditenwesen letzthin stark vermehrt; es sind ganze Kolonistenfamilien bis auf einige weibliche jugendliche Angehörige, die den Mördern nach getaner Arbeit Kaffee kochen mußten, niedergemetzelt worden, wie beim Morde von Gorbéa. Trotzdem weist die Statistik von Arauco ab mit 8 bis 10^{0/00} ein freundlicheres Bild auf.

*

*

*

Die Westküste Südamerikas gilt als erdbebenreichstes Gebiet der Welt. Die unterirdischen Gewalten, welche so fürchterlich in Ekuador und Perú wüten, pflanzen sich auf Chile fort, steigern sich vielleicht sogar noch zwischen Arica und Iquique, beruhigen sich aber im äußersten

¹ „Das im Längstal so verbreitete entsetzliche Banditenwesen mit den damit verbundenen Raubmorden ist in Chiloë geradezu unbekannt.“ (Martin, Landeskunde v. Chile.)

Süden. Punta Arenas hat niemals ernstlich unter ihnen gelitten. Den Erdbeben folgen häufig Seebeben. Der Ozean erhebt sich als ungeheurer, turmhoher Wall über den Strand, stürmt landeinwärts und reißt zurückflutend alles Menschliche mit sich. 1868 versetzte er ein Kanonenboot der Union aus dem Hafen von Arica auf die ziemlich entfernte Plaza dieser Stadt. Seit der Konquista leben als verheerendste Bebenskatastrophen — Terremotos — die folgenden in Geschichte und Erinnerung fort: der 26. November 1605, 28. Oktober 1746, 13. August 1868 und 9. Mai 1877 als verhängnisvolle Tage für Arica, Pisagua und Iquique, an denen Erde und Meer sich verbündeten. Am 8. Juli 1730, 27. Mai 1751, 29. November 1822 und 16. August 1906 wurde Valparaiso nebst benachbarten Ortschaften heimgesucht. Der 13. Mai 1647 verwandelte Santiago in Schutt und Asche und begrub über 1000 seiner Bewohner. Besonders erscheint Concepción verfolgt. Zweimal im 18. Jahrhundert als Küstenstadt vernichtet, fiel es nach seiner Verlegung ins Tal von Mocha am Nordufer des Biobio am 20. Februar 1835 abermals einem Terremoto zum Opfer. Am 4. Mai 1633 und 7. November 1837 war die Erde in der Breite von Chiloë in Aufruhr. An jenem Tage verschwand Carelmapu (an der Meeresstraße von Chacao), an diesem gerieten die Isla Granda und das gegenüberliegende Festland bis nach Valdivia in entsetzliche Bewegung. Damals soll sich an vielen Orten die Erde aufgetan haben, „so daß die Menschen, um nicht in die klaffenden Spalten zu versinken, sich platt mit gespreizten Armen und Beinen auf den Boden legten“. — Der Ostfuß der Anden ist keineswegs bebenfrei. Eines der furchtbarsten Erdbeben der Neuzeit führte am 20. März 1861 zur völligen Zerstörung von Mendoza.

Die Wirkung jener von NNO nach SSW gerichteten Bodenbewegungen, welche vor 18 Jahren ganze Viertel Valparaisos vertilgten, vermag ich aus eigener Anschauung zu schildern.

Am 16. August 1906, einem Donnerstage, setzten fast genau 8 Uhr abends jene Erderschütterungen

(Temblores) ein, an die sich jemand, der seit Jahren in Chile ansässig, längst gewöhnt hat: der Boden bewegt sich wie schwankend, die Möbel tanzen leise und besonders die Türen zittern und rütteln nervös in Schloß und Angeln. Dabei knattert und ächzt das Holzwerk der Decke. Einige Sekunden horchte und beobachtete ich — man wird abgestumpft —, ohne meinen Sitz zu verändern, dann aber war es, als ob sich der Fußboden emporheben wollte, die Wände schienen sich auf und nieder zu schieben und Tür- und Fensterrahmen zu verzerren; die Möbel begannen, der leichte Tisch, welcher die Lampe trug, voran, mit rasender Schnelligkeit zu hüpfen. Nun drang ich hinaus auf ein enges Höfchen. Der Untergrund ging auf und nieder, die dicke Adobesmauer, welche mich vom Nachbargrundstück schied, flackerte wie das Leinenlaken eines Zeltes, die langen, spröden Schäfte des Bambus, den ich in mächtigen Kübeln zog, peitschten die Erde. — Eine Pause. — Zurück ins Zimmer. Die Lampe war schon ausgelöscht worden, aber der Petroleumofen brannte noch; ich riß die Schraube herunter. — Der Aufruhr setzte von neuem ein. Schwankend, links und rechts an die Flurwände prallend, erreichte ich die Straße. Hier war es nun, als wenn über ein Getreidefeld der Wind fährt; der gepflasterte Boden wogte, und so stieg man mit weitgespreizten Beinen auf und nieder, gleich einem Equilibristen, und hatte nur den einen Gedanken: wo wird sich die Erde auftun? Der Regen sprühte, aber es war trotzdem klar, und man sah, daß der nordöstliche Horizont wie im Wetterleuchten flammte. Die Bäume rauschten und bewegten sich, als wie vom Sturme hin und her gerissen; die Frauen, sonst so wasserscheu, lagen in den Knien auf den tiefenden Wegen, schlugen sich die Brust und schrien zur Maria und dem heiligen Antonius. Ein Krachen nahe: ein niedriges Haus war zusammengestürzt; ein Donner ferner: die oberen Stockwerke eines massiven Bauwerks waren herabgeschleudert. Die Sekunden deuchten Viertelstunden. Endlich trat Ruhe ein.

Der Regen wurde stärker, aber ich ging hinaus und durchpilgerte die Nachbarschaft. Natürlich blieb alles draußen, jammernd und wehklagend. Die Ziegel der Dächer besäten die Steige, hier und dort war eine Wand eingestürzt, indessen vollständige Ruinen sah man wenig. Man versteht das, wenn man bedenkt, daß die meisten einstöckigen Häuser aus oft meterdicken Wänden jener großen, plumpen, mit gehacktem Stroh angemengten Lehm-tafeln (Adobes) bestehen, welche außer Fachwerk (mit überspannener Einlage) die erdbebensicherste Bauart vorstellen. Übrigens ist der Untergrund Santiagos ein fester. Aber wie sah es in den Kram- und Geschirrläden, in den Destillationen aus! Die Borde hatten sich oft ihrer gesamten Last an Porzellan, Glaswaren und Flaschen mit Weinen und Likören entledigt, der Boden war ein Scherbenchaos, gebadet in Spirituosen. Nun begannen auch die Feuerglocken anzuschlagen; Brände sind die unausbleibliche Folge der Erdbeben. Gegen 11 suchte ich mein Häuschen wieder auf. Die Wanduhr war auf Punkt 8 stehengeblieben. Meine Innenwände zeigten einige Risse, als ob ein Blitz in sie hineingefahren wäre, einige Nippes waren zerbrochen, auf einem Anbau die Ziegel durcheinandergerüttelt, sonst kein Schaden. Das Häuschen selbst trug ein Zinkdach. — Genau um 11 schritt ein junger Chilene, einen Gassenhauer pfeifend, an meinem Fenster vorüber, lustig und wohlgemut, als ob er aus einer animierten Tertulia käme.

Das verheerende Erdbeben, der Terremoto, war vorüber, aber, wie eine mächtige Flut allmählich verebbt, so erstirbt auch ein gewaltiges Beben erst nach und nach in einer Reihe von Zuckungen, *N a c h b e b e n*, von denen etliche die Häuser und selbst die Bäume wieder gehörig rüttelten. Noch in den nächsten 4 Stunden bis Mitternacht entsetzten die Bevölkerung sechs weitere Erschütterungen und in den folgenden 24 17! Seit der Katastrophe um 8 Uhr abends des 16. August wurden bis zum Monats-schluß noch 67 Beben beobachtet, und im September schreckten noch 25 die verängstigten Bewohner auf. Erst

mit dem 26. September trat eine Periode verhältnismäßiger Ruhe ein. Jedoch brachte der Oktober noch 16 kurze und sanfte, der November acht, darunter drei heftigere, und der Dezember drei¹.

Das große Beben hatte 7 Uhr 58 plötzlich ohne irgendwelche Vorzeichen eingesetzt und pflanzte sich mit 5 oder 6 Schwingungen (von auffallender Weite) in der Sekunde von Norden nach Süden fort, begleitet von einem unterirdischen Getöse, wie wenn in der Tiefe enorme Massen zusammenstürzten. Das schreckliche Phänomen währte 4½ Minuten. Nur während jener zwei Minuten der größten Bebensintensität dauerten die elektrischen Ausflüsse, welche die Ebene und den gesamten nordöstlichen Horizont bis zu einer Höhe von 30° entflamten. Um 8 Uhr 7 folgte eine erneute Schwingungsreihe von gleicher Heftigkeit in derselben Richtung, aber nur 20 Sekunden lang.

Der Mittelpunkt des Bebens, welches zu den tektonischen gehört, wurde nahe der Küste zwischen Valparaiso und Quillota kalkuliert und seine Ausdehnung von Norden nach Süden kaum geringer als auf 2800 km und von Westen nach Osten in der Breite von Valparaiso auf 2000 km geschätzt, denn es ist von Arica (18° 43') bis nach Chiloë hinein (43°) und von der Insel Juan Fernandez bis Buenos Aires gespürt worden.

Der 17. August brachte einen wolkenlosen, sonnigen Tag. Santiago erschien vollständig verändert. Freilich von einer Zerstörung konnte keine Rede sein. Einige Dutzend Häuser hatten sich in Trümmerhaufen verwandelt, von monumentalen Backsteinbauten waren die überschweren Gesimse nebst einigen Mansarden herabgestürzt; man sah schiefe Türme und Turmkreuze, und es gab kaum ein Haus, das nicht geborsten und zerrissen war, manche waren auch abgedeckt, aber alles in allem: die Stadt stand, wenn es im Augenblicke auch ebensoviel schiefe als lotrechte Mauern geben mochte. Auch der Verlust an Menschenleben war nicht so hoch, als man

¹ Nach dem Bericht des staatlichen Observatorio Astronómica zu Santiago.

glauben mochte. 28 Tote und 98 Verwundete meldeten die ersten Berichte. Dennoch bot Santiago ein fremdes Bild, denn seine Bewohner, reichste und ärmste, lebten auf der Straße. Die Aristokraten in Zelten oder in ihren Kutschen, in denen ein Heiliger aufgehängt wurde, auf der Plaza und in der Alameda, die Armen in ihren schmutzigen Barrios vor den Pforten der arg zerzausten Conventillos. Eine große Anzahl Familien hatte sich in den Wagen der elektrischen Straßenbahn häuslich eingerichtet, die stehengeblieben waren, wo sie das Beben überraschte. Dasselbe Schicksal hatte die Eisenbahnzüge betroffen. Alle elektrischen Leitungen erwiesen sich zerstört; Santiago befand sich in völliger Isolierung. Auch nach Valparaiso hatten weder Telephon noch Telegraph standgehalten.

Die ersten Nachrichten von Valparaiso wurden durch Militärpatrouillen gebracht, von der Regierung ausgesandt; Hiobsposten schlimmer, als die schwärzeste Phantasie befürchtete. Ein Drittel der Hafenstadt, jenes neue, welches die Paläste der Großhäuser enthielt, war wie ein Kartenhaus zusammengestürzt, und in den Trümmern wütete das Feuer. Die bedeutendsten öffentlichen Bauten, das Gymnasium und Museum, der Palast der Feuerwehr, die Intendanz, das Viktoria- und Nationaltheater, die riesigen massiven Zollhäuser, die stolze Gobernación marítima, die prächtige Mercedarierkirche, die Markthallen, die luxuriösen Kollegs der französischen Väter und Nonnen, der Leuchtturm von Curau-milla: alles war in ein wüstes Tohuwabohu verwandelt. Was widerstanden, mehr oder minder Ruine. Die Gräber hatten sich aufgetan und die Leichen hinaus und in die Stadt hinuntergeschleudert. Die elegante Totenstadt mit ihren zahllosen und kostbaren Mausoleen und Tempelchen erschien wie durch und durch gewühlt. Kaum eine Säule war unversehrt, kaum ein Stein in seinem Lager geblieben. Es war ein fürchterliches und grauenerregendes Durcheinander von Marmor, Granit, Andesiten und Porphyren und zerquetschten und zerstückten Leichen und wild um-

hergeschleuderten metallenen Sarkophagen. Kolossale Bronzestatuen waren von ihren Sockeln gehüpft und hatten sich etliche Meter entfernt niedergelassen, die gewaltigsten Mauern gespalten und wie Kulissen verschoben. Schon zählte man an 2000 Tote; ganze Familien waren ausgestorben, und doch hatte man kaum noch daran denken können, zwischen den Trümmern zu suchen.

Aber die Schrecken des Erdbebens waren nicht die einzigen. Der Pöbel suchte sich zum Herrn der Situation zu machen. Menschliche Hyänen durchforschten die Stätten des Zusammenbruchs, ob sich nicht aus dem Balkengewirr mit Gold und Brillanten beringte Hände hilf flehend hervorstrecken möchten, und dann schnitten sie die Finger ab; andere wandelten mit Werg und Lumpen und legten Feuer an, um neue Verwirrung zu stiften. In diesen Tagen erstanden Valparaiso zwei Männer, denen es zu danken hat, wenn nicht das Feuer verzehrte, was die entfesselte Erdrinde stehenließ: der Major Schöne-meyer und der Intendant Larrain Alcalde. Diese haben alles niederschießen lassen, was bei lichtscheuem Werke betroffen wurde. Auch die Diebe mußten vor den Flintenlauf. Einige Hundert sollen der raschen, aber notwendigen Rechtspflege zum Opfer gefallen sein. Darunter ein Jüngling bester Familie, der einem freiwilligen Hilfskorps beigetreten war, aber auch in diesen Stunden seine Begierden so wenig meistern konnte, daß er eine Nonne an sich zu reißen suchte. Der Vater stand dabei, als er gefesselt in irgendeinem Winkel der Avenida Brasil das tödliche Blei erwartete, und bot für das Leben seines Sohnes 100 000 Pesos, das Doppelte und so fort — vergeblich.

Zwischen der Küste und Santiago waren ganze Städte von Grund aus vernichtet: das blühende Limache und San Francisco de Limache, Quilpué, Matanzas, Zapallar, La Ligua u. a. Bis hoch in die Kordillere hinauf waren die Bewegungen derartige gewesen, daß jemand sie verglich mit denen im Boot auf starkbewegter See. Im Hafen gerieten die ankernden Schiffe in Aufruhr.

Ein deutscher Dampfer der Kosmoslinie, die ‚Uarda‘, hatte das merkwürdige Schicksal, sowohl durch das Erdbeben von San Francisco in Kalifornien als auch dasjenige von Valparaiso in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Wir verdanken einem seiner Offiziere eine Schilderung, wie sich das furchtbare Schauspiel, vom Meer aus gesehen, präsentiert hat und in welcher Art und mit welcher Kraft das Beben den mächtigen Schiffskörper packte:

„Der 16. August war ein regnerischer, lauwarmer Tag. Die Tagesarbeit war vollendet, die Schiffsleute saßen nach dem Abendessen auf den Luken und spannen ein Garn. Die Offiziere befanden sich auf dem Brückendeck, und der Kapitän las, auf dem Sofa liegend, ein Buch beim Scheine der elektrischen Lampe. Da plötzlich ein Rütteln durch das ganze Schiff. Der Kapitän wurde auf seinem Sofa förmlich in die Höhe geschleudert. Gläser und Flaschen hüpften auf dem Tische und dem Bücherschrank herum, um dann auf dem Boden zu zersplittern. Mehrere Birnen der elektrischen Beleuchtung fielen von der Decke, in der Maschine polterte mit lautem Gekrach und Gedonner ein mächtiger Flaschenzugblock in den Maschinenraum hinab, er war aus seinem oben im Skylight befindlichen Lager herausgehoben worden. Der Erste Offizier kam herbeigestürzt, konnte aber bei den Stößen kaum stehen und rief: ‚Erdbeben! Wieder ein Erdbeben!‘ Fortwährend schüttelte sich das Schiff. Es war, als wenn es in kurzen Rucken in einem fort auf und nieder gestoßen würde. Von einem Stehenkönnen war keine Rede. Es war eine Bewegung in uns hineingekommen, als wenn wir gezwungen wären, auf einer glühenden Platte herumzutanzten. Eilig rannte der Kapitän an Deck. ‚Lassen Sie die Boote klar machen!‘ Dann griff er zum Sprachrohr und gab Befehl, den Dampf auf den vollen Druck zu bringen, um klar zu sein und in See gehen zu können, da eine Flutwelle zu erwarten war. Wenn sie kam, war es wahrscheinlich, daß das Schiff von der Vertauung gerissen würde. Noch immer war das Schiff in Bewegung. Endlich trat Ruhe ein. Aber sie dauerte nicht sehr lange, denn

kaum, daß man sich von dem Schrecken erholt hatte, ging die Bewegung von neuem los, fast mit der gleichen Heftigkeit. Doch jetzt fing das Schiff an, in seinen Vertauungen hin und her zu segeln, so daß die Ankerketten klirrten, aber hielten."

„Nachdem der zweite Stoß vorbei war, begann man Umschau zu halten. Auf der Reede schien soweit alles in Ordnung zu sein. Aber am Lande sah es schrecklich aus. Die ‚Uarda‘ lag etwa eine halbe Seemeile vom Lande ab. Über der Stadt qualmte noch der feuchte Dunst des kurz vorher gefallenen Regens. Mächtige Blitze schossen in die Höhe. Es waren die Kurzschlüsse der elektrischen Leitung. Sie haben auch die Veranlassung zu den Berichten gegeben, daß während des Erdbebens über Valparaiso ein Gewitter herniedergegangen sei. Erst kaum hörbar, dann aber zum Getöse einer Brandung anschwellend, scholl nun das Wehgeschrei der Unglücklichen aus der heimgesuchten Stadt herüber. Schrecklich hörte sich auch das Geheul der Hunde an, das dazwischen ertönte. Schaurig klang aus den Dunstmassen heraus das Wimmern und Stöhnen und Schreien. Bald loderte es hier und dort auf. Flammen schossen prasselnd gegen den dunkeln Nachthimmel, der schnell in Glut getaucht schien. Die im Hintergrunde liegenden hohen Gebirgsketten erschienen wie durch bengalisches Licht magisch erleuchtet. Die Feuersbrunst ging über die ganze Stadt. Es brannte an 15 bis 20 Ecken und Enden zugleich. Während der Nacht hatten wir keine Ruhe. Vom Lande her das Getöse und an Bord das Zittern und die Erschütterungen des Schiffes durch neue Erdbebenstöße, die sich erst am anderen Tage legten, wo die ersten Flüchtlinge an Bord kamen."

Auch ein geordnetes Regiment vermögen derartige Naturereignisse vorübergehend zu trüben. Wieviel nachhaltiger müssen Staatswesen und Gemeinden wie die am 16. August betroffenen erschüttert und verwirrt werden. Man stelle sich vor, daß dem Verwaltungsapparate zum Teil ein Obdach fehlte. Ausrangierte Eisenbahnwagen

wandelte man in Bureaus um. Der Musikpavillon auf der Plaza von La Ligua diente als Gefängnis; an seine Säulen angekettet, wurden die Mörder in ihm monatelang wie in einem Bärenzwinger gehalten. Jedesmal wenn ein anständiger Mensch vorbeiging, brachen sie in eine Flut von unflätigen Schimpfworten aus und stimmten ein bestialisches Geheul an.

Ferner: im allgemeinen erweckt Unglück Mitleid und drängt den Egoismus zurück. Leider war das damals in Chile vielfach nicht so. In den Tagen der höchsten Not, als es sogar an Trinkwasser gebrach, da die Leitungen zerstört waren, verkaufte der glückliche Besitzer eines Brunnens den Liter Wasser mit einem Peso. Die Eigentümer einigermaßen erhaltener Häuser verdoppelten und verdreifachten den Mietpreis, was in Chile rasch möglich ist, da auch die Häuser fast ausschließlich monatsweise vermietet werden. Der Zuzug richtete sich naturgemäß nach Santiago, wo die Hauseigentümer geradezu zynisch die Lage ausbeuteten. Aber was soll man anders erwarten in einem Lande, wo in nichts mehr spekuliert wird, als in Nahrungsmitteln, und diesem unsauberen Geschäft die Regierungsorgane in jeder Weise zu Hilfe kommen!

Wie unglaublich oberflächlich der Chilene ist, wie wenig ihm schließlich das gewaltigste Elend auch seines Landes zu Gemüte geht, solange nur sein eigenes Persönchen nicht betroffen wurde, lehrt ein Blick in die erste Santiaguiner illustrierte Zeitschrift, die den merkwürdigen Namen ‚Zig-Zag‘ (Zick-Zack) führt und Sonntags erscheint. Die Erdbebennummer vom 26. August enthält außer den üblichen, phrasenreichen Jeremiaden eine Fortsetzung in 6 Bildern jenes Zyklus, in dem in recht plattem Humor die Abenteuer eines Deutschen, des Herrn von Pilsener, in Chile geschildert werden. Selbiger hat sich an dem verhängnisvollen Abend in Frack und Lacks für den Besuch der Oper geworfen, wird vom Beben überrascht, stürzt auf die Straße, zieht hier mit ‚germanischer Kaltblütigkeit‘ das Notizbuch, um die Eindrücke auf der Stelle niederzuschreiben, und sieht sich plötzlich von einer

Schornsteinhaube wie durch einen allzu großen Zylinder bedeckt!

Über den Ursprung des Erdbebens konnte man sich alsbald in den klerikalen Zeitungen, dem ‚Diario Popular‘, dem ‚Porvenir‘ und dem im mittleren und niederen Volke am meisten gelesenen ‚Chileno‘, genau informieren¹. Alle drei waren sich darin einig, daß es aus Gottes besonderem Erzürntsein mit Chile resultiere. Während aber eine Richtung das Kapitel der Universität dafür verantwortlich machen wollte, weil es einen Radikalen zum Rektor gewählt habe (der übrigens nachher, wenigstens in seinen Amtshandlungen, in klerikale Bahnen abgescwenkt ist und sich als überraschend minderwertig erwies), neigte eine andere der Ansicht zu, daß der Kongreß die Verantwortung trage, weil eines seiner demokratischen Mitglieder die veraltete, sehr bigotte Eidesformel bei seinem Eintritt nicht habe leisten wollen, und schließlich fand auch die Ansicht Geltung, daß es die himmlische Strafe für die Verfolgung der Christlichen Brüder sei, in deren Erziehungsanstalt allerlei passiert war, so daß die Regierung sie schließen mußte.

¹ El Chileno vom 27. August 1906 und vorausgehende Nummern.

Elftes Kapitel.

Bildungsstätten, Literatur und Wissenschaft, Presse und Sprache.

Die ersten Lehrer Jesuiten. — Spottverse auf die Jesuiten. — Geburt der Staatsschulen. — Die Universität. — Drohnen und Arbeiter. — Der ordentliche Professor. — Fakultätssitzung. — Clases. — Studien und Studenten. — Besuch der Hochschulen. — Mittelschulen. — Instituto Nacional. — Lehrplan der Liceos. — Volksschulwesen. — Der Kontraktprofessor. — Staatspensionäre. — Die geistlichen Konkurrenzinstitute. — Analphabeten. — Schreibfreudigkeit des Chilenen. — Die Annalen der Universität. — Über etliche ‚Größen‘. — Ein wissenschaftlicher Kongreß. — Literatur: Historiker, Philosophen, Lyriker und Epiker, der Satyriker Joaquín Vallejos, Novellisten, Dramatiker, Natur- und Sprachforscher. — Die Zeitungen. — Sprache. — Der chilenische Jargon.

Das chilenische Schulwesen verdankt seine Geburt religiösen Orden, Franziskanern, Dominikanern und Jesuiten. Die beiden letzteren stritten im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts lebhaft um das Vorrecht, akademische Grade zu verleihen, und damit um den Besitz einer Universität. Die Jesuiten kreierte, gestützt auf eine Bulle vom 8. August 1621, welche ihnen erlaubte, akademische Würden auszuteilen, wenn 200 Meilen im Umkreis kein bereits berechtigtes Institut existiere, mit großer Feierlichkeit den ersten Bachiller (Bakkalaureus), den niedrigsten Grad. Aber die Dominikaner ahmten sie sogleich nach, und beide fuhren damit fort, bis 1756 dank königlicher Entschließung die Sankt Philipps Universität zu Santiago feierlichst eröffnet wurde. Die Gründung der ersten Hochschule, welche Chile intellektuell von Perú befreien sollte und Argentinien, Uruguay und Paraguay in ihren Bereich ziehen mußte, stieß auf große Schwierigkeiten, da die Krone Spaniens sie vom Besitz

eines eigenen Heims abhängig gemacht hatte. Um dieses erwerben zu können, verfiel die Santiaguiner Gelehrtschaft auf die originelle Idee, im voraus alle möglichen Grade und Diplome zu verkaufen. Die Nachfrage, namentlich nach dem Doktor, soll überaus befriedigend gewesen sein. Die ersten Inhaber der zehn vorgesehenen Lehrstühle, von denen in lateinischer Sprache über Theologie, weltliches und geistliches Recht, Medizin, Philosophie und Mathematik geredet wurde, waren Priester, hauptsächlich Jesuiten, welche in Wahrheit schon längst das gesamte Unterrichtswesen leiteten, dem die Dominikaner nur eine eifersüchtelnde platonische Liebe entgegengebracht hatten.

So erklärt es sich, daß mit der Vertreibung der Jesuiten, welche am 26. August 1767 auf Befehl Karls III., 335 an der Zahl, Chile verlassen mußten, die Instruktion des Landes einen schweren Schlag erhielt. Die Jesuiten waren Spanien zu reich geworden. — 1593 kamen acht dieser Väter nach Chile. Ihre Armut war erschrecklich, erzählt der Chronist, es fehlte ihnen an Geld, Logis und Essen zu bezahlen. Die Dominikaner nahmen sie auf, bis allgemeine Mildtätigkeit ihnen das Notdürftigste zusammenbrachte. Indes schon 70 Jahre später, fährt er fort, hatten sie sich auf 300 vermehrt, die mit Hilfe von 2000 Sklaven 59 Haciendas bewirtschafteten — darunter ‚La Compañia‘ in der Provinz Santiago mit einem Areal von 1714 qkm (!) —, unzählige Häuser besaßen, kurz, ein Vermögen von vielen Millionen Pesos ihr eigen nannten. Und dann kommt als bitterer Nachsatz: „Der größte Teil ihrer ungeheuren Reichtümer ist ihnen geschenkt worden.“ Und: „Es ist wunderbar, daß die Chilenen inmitten ihrer Armut sich so generös gegen die Väter erwiesen; aber das erklärt sich, weil jene Priester die gescheitesten, gefälligsten und arbeitsamsten Männer waren.“ Sie predigten an allen Orten, missionierten bei den Indianern, waren Lehrer der Jugend, Berater der Alten; jedoch auch Prozessionen mit fröhlichen Festen veranstalteten sie. In den Häfen unterhielten sie geräumige Lagerhäuser für ihre Produkte, die sie ohne Zwischen-

händler auf eigenen Schiffen ausführten. Gerbereien, Seilereien, Apotheken, Möbel- und Tuchfabriken (mit angeworbenen ausländischen Meistern), Eisenwerke größeren Stiles, aber auch Silber- und Goldschmieden wurden von ihnen geleitet. Daneben beschäftigten sie sich mit den Wissenschaften; Pater Miguel de Oliváres, der erste Geschichtschreiber des Landes, und Ignacio Molina, der Linné Chiles — beide in Chile geboren —, gehörten diesem erstaunlich vielseitigen Orden an, welcher aber den Neid nicht zum wenigsten unter den anderen religiösen Niederlassungen erregte, deren Väter, wie der satirische Dominikanermönch López, selbst ätzende Spottverse nicht verschmähten:

Tres cuartos para las tres
Ha dado el reló vecino;
Y lo que me admira es
Que, siendo reló teatino,
De cuartos sin interés.

Drei Viertel just auf drei
Gab kund der Theatiner
Turmuhr. Was ist dabei?
Ein Jesuitendiener
Gibt zinslos Viertel¹?! Ei!

Ein Engelsbild der Theatiner enthält im Munde ein ‚satis‘:

Un satis de amor divino
En esa boca se engasta:
Serás el primer Teatino
Que dandole, dijo ‚basta‘.

‚Genug‘ haucht dieses Engelsbild.
Wie befremdend solche Kunde,
Wo es um eine Gabe gilt,
Aus Theatinermunde!

Nach dem Auszuge der Jesuiten, deren Orden man ‚La Compañía‘ nennt, verwaiste der Unterricht auf dem Lande vollständig; in den Städten nahm sich seiner die Regierung an, jedoch blieb er nach wie vor hauptsächlich Geistlichen überlassen. Erst die Befreiung leitete einen Systemwechsel ein, aber der Laienunterricht bildete sich erst Ende der Dreißiger und Anfang der Vierziger des verflossenen Jahrhunderts heraus. Das umgestaltete Instituto Nacional und das Liceo der Stadt San Felipe waren die frühesten öffentlichen Anstalten. Das Budget von 1842 notierte zum erstenmal eine Summe, 25 195 Pesos (etwa 100 000 M.) für die Instrucción pública.

¹ Viertel: Cuarto, Cuartillo, kleine Münze.

Die Gründung weltlicher Staatsschulen wurde besonders durch den Mangel geeigneter Lehrkräfte erschwert, und so warb die Regierung namentlich im Interesse des Instituto Nacional eine Reihe fremder Gelehrter verschiedener Nationalität an, wie den exzellenten französischen Naturforscher Claude Gay, den Arzt Lorenzo Sazie (Franzosen), den Mineralogen Domeyko, einen Polen, den französischen Nationalökonom Courcelle Seneuil, dessen freihändlerische Grundsätze einen nachhaltigen Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Landes ausübten, den Mathematiker Gorbea (Spanier), den Geographen und Geologen Amado Pissis (Franzosen), den deutschen Astronomen Karl Wilhelm Moesta, den Literaten Joaquín de Mora (Spanier) und die Humanisten Vendelheyl und Justus Florian Lobeck (Deutsche). Diese wirkten zugleich als Professoren an der am 17. September 1843 feierlichst eröffneten Landesuniversität, deren erster Rektor der Venezolaner Andrés Bello, Grammatiker, Dichter, Schöngest und Staatsmann, war. Erst beträchtlich später trat in dieses Völkergemisch von Catedráticos unser inzwischen eingewanderter Landsmann, der Arzt und Naturforscher R. A. Philippi.

Während des verflossenen Jahrhunderts sollen im öffentlichen Unterricht Chiles 455 ausländische Professoren gewirkt haben. Darunter 291 Franzosen und nur 35 Deutsche, dagegen 37 Argentinier, 36 Spanier, 24 Engländer, 22 Italiener, 3 Peruaner, je zwei Bolivianer, Venezolaner und Nordamerikaner und ein Pole.

Die Universität zerfällt in fünf Fakultäten: theologische, juristische, medizinisch-pharmazeutische, philosophisch-linguistische und naturwissenschaftlich-mathematische, deren Stamm eine bestimmte Anzahl akademischer Mitglieder bilden, während die Lehrtätigkeit durch andere, die ordentlichen und außerordentlichen Professoren ausgeübt wird. Die akademischen Mitglieder gehören der Fakultät lebenslänglich an, die lehrenden nur so lange, als sie amtieren. Die theologische Fakultät besteht nur

aus Akademikern. Die eigentümliche Zusammensetzung des Universitätskörpers aus Drohnen und Arbeitern erklärt seine Entwicklung aus einer Art Akademie, der, mit gewissen Vorrechten ausgestattet, Verwaltung und Förderung des Unterrichtswesens oblag. Als solche rief sie Hochschulkurse ins Leben, welche geeigneten Lehrkräften anvertraut wurden, die nun nicht nur allmählich mit der Fakultät verschmolzen, sondern sich derselben nach jeder Richtung hin ausschlaggebend bemächtigten. Indessen liest und hört man noch heute von einem *Curso de Leyes*, *de Medicina*, *de Ingenieros*, *de Matematicas* usw. Auch als Behörde waltet die Universität durch ihren Rektor im Verein mit dem *Consejo de Instrucción pública* fort, da ihr das gesamte Mittelschulwesen unterstellt ist. Die Ernennung von Lyzealrektoren und -professoren hängt in erster Linie vom Rektor der Universität ab. Derselbe entsendet auch inspizierende *Delegados* zur Examenzeit in die Provinzen. Dem Rektor steht der *Secretario Jeneral* zur Seite. Oftmals aber ist dieser der tatsächliche Leiter des ganzen Hoch- und Mittelschulwesens, wie Jahre hindurch der selten begabte und ideal veranlagte *Dr. Luis Espejo Varas*. — Die außerordentlichen Professoren entsprechen unseren Privatdozenten, sind bei allgemeinen Wahlen jedoch nach zweijähriger Mitgliedschaft stimmberechtigt.

Die Universität setzt sich aus einer sehr stattlichen Mitgliederzahl zusammen. Theologische Fakultät 14 A¹, juristische 14 A und 24 O², medizinische 13 A und 27 O, philosophisch-linguistische 13 A und 5 O, naturwissenschaftlich-mathematische 15 A und 22 O³. Das *Claustro pleno*, die volle Versammlung des Universitätskapitels, z. B. zur Rektorwahl, füllt einen geräumigen Saal, da nicht weniger als 143⁴ (Extraordinarien nicht gerechnet) zusammenströmen, unter denen die ordentlichen Professoren ein geringes Übergewicht über die Akademiker haben. 1917 lehrten einschließlich Privatdozenten Rechtswissen-

¹ A, Akademiker. ² O, ordentliche Professoren. — Außerordentliche nicht berücksichtigt. ³ 4 O sind zugleich A. ⁴ 1904.

schaften 30, Ingenieurwesen 55, Architektur 22, Medizin 108 (!), Pharmazie 5, Zahnarznei 45, Schöne Künste 12 und am Instituto Pedagógico 21.

Der Rektor wird auf 4 Jahre gewählt, die Dekane der Fakultäten auf 3.

Übrigens ist das Hochschulstudium nicht auf die Hauptstadt beschränkt. Mit den Lyzeen von Valparaiso und Concepción ist ein Curso de Leyas verknüpft, durch dessen Besuch man die nötigen Kenntnisse zu der in Santiago abzulegenden Staatsprüfung erwerben kann.

Die ordentlichen Professoren besorgen, wenn wir von den kontrahierten Ausländern abgesehen, deren die philosophische und mathematische Fakultät die meisten zählt, nur im Nebenamte die hohe Aufgabe, der Jugend den Born der Wissenschaft zu öffnen. In der juristischen sind es Advokaten, Richter oder sonstige Staatsbeamte, in der medizinischen Ärzte, in der mathematischen Ingenieure, z. B. der Eisenbahn und Beamte des Ministeriums für öffentliche Arbeiten, und in der philosophischen auch Leute ohne geregelten Bildungsgang. In der medizinischen Fakultät lehrt ein vielbeschäftigter Arzt dreimal wöchentlich Histologie seit bald einem Menschenalter. Derselbe hat in seiner Jugend etliche Jahre in Deutschland studiert. Die praktischen Übungen leitet ein Student, der Wissen und Technik wiederum einem Studenten verdankt und wieder einem anderen vererben wird. Physiologie trägt ein Spezialist für Ohr, Nase, Kehlkopf vor. Zur Chemie rast in letzter Minute — dreimal wöchentlich zur anorganisch-organischen und drei andere Male zur biologischen — ebenfalls ein Arzt, der eine Buchdruckerei besitzt und ihren Gang in allen Einzelheiten (inklusive Korrekturen) leitet. Derselbe hatte vor wenigen Jahren ein kleines Malheur. Damals schuf die Regierung Alkoholinspektoren, die aber vor der Ernennung ein Examen ablegen mußten, zu dem sich auch der Herr Professor der dreifachen Chemie und früher auch der Physiologie meldete, unter vielen anderen zusammen mit einem Medizinstudenten, Herrn Alfredo C., denn die neuen

Posten sollten gut bezahlt werden; da aber ereignete es sich, daß der besagte Professor, ordentliches Mitglied der Fakultät, durchfiel und der Student brillant bestand! Die Anatomie wird ebenso behandelt; das Kolleg besorgt ein praktischer Arzt, die Übungen leiten ältere Studenten. Etliche Professoren lehren, ohne ein Zimmer, geschweige denn einen Apparat zu besitzen, und einer, Herr P., schickte meistens seinen Diener mit einem Zettel, auf dem den Studenten anbefohlen wurde, diesmal an Stelle des Kollegs von Seite 251—273 eines französischen Lehrbuches auswendig zu lernen! — Anfangs hält man das alles für unmöglich, man ist geblendet durch den Ernst und die Pose, mit welchen ein nationaler Profesor von seiner hehren Mission redet, dann wird man baff und schließlich gewöhnt man sich daran, die Studenten in Haufen stundenlang vergeblich warten zu sehen. Wenn sich diese Gelehrten wissenschaftlich betätigen, handelt es sich meistens um zwar recht breite, aber ziemlich wertlose Ergüsse. Zur Entschuldigung sei gesagt, daß die Professoren ihre Wahl in den Lehrkörper in der Regel nicht ihrer vermutlichen Fähigkeit verdanken, sondern ihrer politischen Färbung. So sind in die medizinische Fakultät seit Jahren nur Angehörige der radikalen Partei gewählt worden.

Die Fakultäten versammeln sich hin und wieder zu einer Beratung. Gut besucht sind nur diejenigen Sitzungen, wo es sich um Wahlen handelt. Jahre hindurch spielte in der medizinischen die Reform des Studiums eine Rolle; natürlich blieb es bei Projekten. Es wird endlos geredet mit monotoner, einschläfernder Stimme und, tief in die schweren Ledersessel gesunken, die Wolken der Zigarette verfolgend, gelauscht. Man kann aber chilenische Professorenlogik kennenlernen. Vor Jahr und Tag war die Regierung Chiles mit mehreren anderen südamerikanischen Republiken über die wechselseitige Gültigkeit der medizinischen Staatsexamina übereingekommen. Unter anderen auch mit Bolivien. Eines Tages betritt nun ein deutscher (in Deutschland approbierter) Arzt Chile, um

hier auf Grund seines auch in Bolivien erworbenen Titels und der Konvention Praxis auszuüben. Erstaunen und Enttäuschung chilenischerseits. Nein, so wäre das nicht gemeint, die Vereinbarung gelte nur para los hijos del pais, für die Landessöhne! Ich höre noch den Sekretär der Fakultät, welcher sich dadurch auszeichnete, daß er allmählich die verschiedenen Professuren durchprobierte, sich über solch unerhörtes Ansinnen ereifern. Und jeder gab ihm recht. — Man erfährt auch gelegentlich, wie gering die Herren im Grunde fremde Bildungsstätten einschätzen und wie sie ‚zum wenigsten‘ heute dasselbe leisten wie ihre europäischen Kollegen. Ganz erstaunlich ist es, mit welcher Kaltblütigkeit sie sich gegenseitig von Angesicht zu Angesicht beweihräuchern. Handelt es sich um eine Wahl, so pflegen sich die Interessenten mittels eines wissenschaftlichen Lebenslaufes zu empfehlen und auszuführen, weshalb sie sich besonders für das Fach geeignet glauben. Da entstehen Perlen unfreiwilligen Humors. Ein Anwärter fühlte sich berufen, weil er eine Bibliothek habe, weil ihm der fortwährende Rat eines älteren Freundes zur Seite stehe und seine Verbindungen in Europa es erwarteten, daß er Professor werde!

Das Universitätswesen leidet an einer außerordentlichen Zersplitterung der Fächer. 27 oder 28 ordentliche Professoren der medizinischen Fakultät, welche 1907 232 Schüler zählte! „Was lehren denn die alle?“ wird man entsetzt fragen. Nun, die Medizin hat den Vorteil, daß sich fast jedes Fach in äußeres, inneres und allgemeines zerlegen läßt; das ist auch geschehen, damit möglichst viele der Gloriele teilhaftig werden, die das Profesor de la Universidad ausstrahlt. Natürlich können die meisten Zweige nur eine kümmerliche Existenz fristen, zumal sie räumlich sehr beschränkt sind, denn die größere Anzahl ist in demselben Gebäude, der Escuela de Medicina, zu Hause.

Die Lehrkurse der Fakultäten sind in vielem Collegen zu vergleichen; ein jeder ist sehr selbständig, besitzt auch für nebensächliche und propädeutische Zweige eigene

Professoren und mitunter besondere Gebäude. Alles ist darauf zugeschnitten, möglichst viel Beamte anzustellen. Die Medizinschule zählt an Verwaltungsbeamten: den Delegado, den ersten und zweiten Inspektor, den Administrador und den Mayordomo. Trotzdem starrt sie vielfach in Schmutz, denn zum Reinmachen fehlt es an Leuten. Jeder Professor hat 1 oder 2 Adjutanten, Studenten, die nichts tun wollen und dafür 80 Pesos monatlich bekommen, aber den Diener, der nur 40—50 erhält, muß er mit 4 Kollegen teilen. Im Anfang des Jahres bleiben die Mozos (Diener) 3 Monate ohne Bezahlung. Das ist ihre Prämie von Staats wegen. Man mag danach ihren Eifer ermessen. — Das Kolleg bzw. Fach wird als Clase bezeichnet, z. B. Clase de Zoolojia, de Patolojia interna usf.

Ausländer kontrahiert man für höhere Lehrstellen auf 5 oder 6 Jahre. Chilenen werden entweder von der Fakultät gewählt, indem sie eine Terna bildet, der Regierung drei Kandidaten in der Erwartung vorschlagend, daß sie den erstgenannten wählt. Um sie zu pressen, setzt man an die zweite und dritte Stelle politisch oder sozial unmögliche Personen. Oder sie erobern die Lehrkanzel als Sieger eines öffentlichen Concurso. Schreibt man einen solchen, einen Wettstreit, aus, wie es z. B. mit der Professur für einen geburtshilfflichen Zweig geschah, so wird eine Kommission eingesetzt, welche die beiden Bewerber coram populo prüft. Unter den Studenten bilden sich zwei Parteien. Wetten werden abgeschlossen und bei jedem Punkte, den die um das hohe Amt mit Einsatz ihres gesamten Wissens Streitenden gewinnen, von irgendeiner Seite Beifall geklatscht, mit südlicher Glut, jauchzend und anfeuernd. Der damals Unterlegene wurde später als Akademiker gewählt und getröstet.

Die Studien sind langwierig und müssen bei Medizinerinnen 6, Juristen, Minen- und Bauingenieuren 5, Pharmazeuten und höheren Lehrern 3 und Zahnärzten 2 Jahre betragen. Geprüft wird so oft als möglich. Den Schluß eines jeden Jahres — das Jahr hat nur ein ‚Semester‘ — bildet ein Versetzungsexamen, das im März wiederholt

werden kann. Ferner ist in Medizin und Jurisprudenz noch eine Zwischenstufe, der Bachiller de Leyes oder Medicina, und schließlich der Licenciado zu erwerben, letzterer durch eine Abhandlung. Dann erst gibt das Staatsexamen dem monumentalen Bau der Kenntnisse die höchste Weihe, und der Kandidat ist nach 6 oder 7 Jahren Medico und Cirujano, Abogado, Ingeniero civil, und de minas oder nach 3 oder 4 Farmaceutico oder Profesor de Estado.

Besuch der Staatsuniversität im Jahre 1917.

Fach	Männer	Frauen	Fach	Männer	Frauen
Rechtswissenschaften (Einschließlich der Kurse von Concepción und Val- paraíso.)	903	8	Angewandte Kunst .	461	—
			Höheres Lehrfach . .	267	319
			Medizin	793	62
			Pharmazie	106	106
Ingenieurfach	265	1	Zahnheilkunde	172	56
Baufach	86	—	Ausbildung von Heb- ammen	—	125
Schöne Künste	82	135			

Auf der chilenischen Universität wird sehr viel gelernt und wenig begriffen. Die hastige Art, mit welcher die Vorlesungen abgewickelt werden, die eigene Unsicherheit mancher der Vortragenden in ihren Lehrdomänen, der Mangel an Demonstrationmaterial und das vorzügliche, so ganz und gar auf Auswendiglernen gestellte Gedächtnis der dortigen Jugend führen zu Produkten, die man am besten als lebende Grammophonautomaten bezeichnet. Man tippt, es schnurrt. Ich habe 8 Jahre hindurch die Beobachtung gemacht, daß man den jungen Chilenen zu nichts mehr zwingen muß als zum Sehen. Schwarz auf weiß die gehörten oder diktierten Worte nach Hause tragen und dort mit allen Unds und Alsos memorieren, das behagt ihm. So bemerkt man sie denn auch namentlich von Oktober bis Dezember überall in Universität und Medizinschule auf Bänken und Treppen oder in die Ecken gelehnt, auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen und in nicht geringer Zahl auf den Kirchhöfen, die Lippen bewegend, lernen und lernen.

Die Examenleistungen sind häufig verblüffend; man wird beängstigt durch den stürmischen Strom, den eine Frage entfesselt, noch mehr freilich, wenn er plötzlich stockt und der Unglückliche ihn mit romanischer Lebhaftigkeit mit Mund, Händen und Füßen wieder zum Fließen bringen will. Um ‚versetzt‘ zu werden, sind mindestens so viel Punkte nötig, daß auf jedes Fach drei kommen. Erhält der Schüler aber gar keinen oder nur einen Punkt in einem Fache, so hat er die Prüfung für alle Fächer zu wiederholen; zwei Punkte kann er kompensieren.

Die Lehrfreiheit wird der unseren ebenbürtig sein; von Lernfreiheit dagegen kann man kaum reden. Der Verlauf und das Wie des Studiums sind durch die Jahres-examina in einen ganz bestimmten Rahmen gezwängt; außerdem werden Präsenzlisten geführt und die Alumnos fleißig zum Repetieren aufgerufen.

Die chilenischen Studenten sind keineswegs kindlich, wie häufig gottlob noch unsere ersten Semester, oder ritterlich wie die folgenden, dagegen kindisch, albern, arrogant, heimtückisch, feige, streberhaft, lügnerisch und immer zu Balgereien geneigt, kurz, in ihrer Gesamtheit eine Horde ohne Benehmen und Ideale und ohne höhere Ziele als: Wie bestehe ich mein Examen und wie verdiene ich möglichst rasch und leicht viel Geld? Die meisten haben sogar schon ein Ämtchen. Übrigens will ich bemerken, daß meine Erfahrungen sich wesentlich auf die Mediziner beschränken, und daß kaum 2 Prozent der Söhne guter Familien dies Studium ergreifen. Sie rekrutieren sich aus dem Mediopelo, und ein kleiner Teil entstammt fremden Familien. Letzterer hebt sich allgemein sehr günstig gegen das rüpelhafte Gros ab, ebenso wie die gutartigen Bolivianer, deren stets etliche von den mageren Brüsten der chilenischen Alma mater zu profitieren suchen. Hinsichtlich ihrer Leistungen sind nach meinen Wahrnehmungen die besten Schüler die Italiener. Recht gute finden sich unter den Chilenen. Dem Deutschen liegt wohl das Büffeln ferner und darum glänzt er

weniger durch besonders auffallende Erfolge. Ein übertriebenes Maß von Bescheidenheit legten die Söhne Boliviens an den Tag.

Ein Studentenleben, dem unseren vergleichbar, gibt es nicht. Die auswärtigen Musensöhne wohnen in Familien in voller, sehr billiger Pension. Das dürftige Meublement ihres einzigen Zimmers bringen sie mit. Meistens sieht man sie vor dem Hause mit einem Buche in der Hand auf und ab schlendern. Der chilenische Student huldigt weniger dem Bacchus als der Venus. Wenn einige sich zusammentun, ein Fest zu feiern, so geschieht es mit einer übersüßen Bowle in einem jener töchterreichen Häuser, wo die Töchter keine Töchter sind. Ein Zusammenschluß zu Vereinen irgendwelcher Art fand nicht statt; neuerdings hat sich die gesamte Studentenschaft zu einer Föderation organisiert, die bisher aber nur durch ihr demagogisches, rohes Treiben die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Eine Zeitlang fanden sich die Herrn Studiosen allabendlich auf öffentlichen Plätzen zusammen, um in unflätigen Liedern einige Senatoren zu schmähen, die nichts anderes als ihre politischen Überzeugungen und Rechte zum Ausdruck gebracht hatten. Der Student ist bereits leidenschaftlicher Politiker. Er beglückwünscht das Parlament zu irgendwelchen Beschlüssen oder stellt ihm Tadelsadressen zu. Auch sein Lehrer ist ihm weniger eine Person des Respektes und der Verehrung als schmähstüchtiger Kritik.

Hat irgendein Dozent Schwierigkeiten mit der Studentenschaft, so wird er gemeiniglich den kürzeren ziehen, denn der Rat des Öffentlichen Unterrichts pflegt sich auf die Seite der unerzogenen Jünglinge zu stellen. So wurden letzthin der langjährige Delegado und Psychiater der Medizinschule, ein ebenso verdienstvoller wie vielseitig gebildeter Mann, und der Professor für Pathologie, welcher besonders für diesen Zweig auf Staatskosten in Europa ausgebildet worden war (beides Chilenen), aus ihren Ämtern gedrängt, weil sie in Ungnade bei den Herren Medizinern gefallen waren.

Das staatliche Mittelschulwesen wurde 1917 durch 42 Lyzeen für Knaben und 45 für Mädchen repräsentiert. Die Konstitution verlieh jeder Provinz das Recht auf mindestens ein Knabenlyzeum, und so kommt auf die 23 Provinzhauptstädte beinahe die Hälfte. Santiago besitzt jedoch sechs. Die übrigen verteilen sich auf volkreichere Städte. Die meisten Anstalten sind halbe, d. h. sie haben nur 3 Humanidadesjahre, und nur etwa ein Drittel Vollanstalten mit 6; außerdem sind verschiedene z. T. oder ausschließlich Alumnote.

Insgesamt waren in den höheren Knabenschulen 1917 17 213 Zöglinge immatrikuliert, von denen 14 196 leidlich regelmäßig erschienen. Die Frequenz der verschiedenen Lyzeen zeigt sehr bedeutende Differenzen. Am stärksten besucht war 1917 (wir lassen die vorbereitenden Klassen außer acht) das Instituto Nacional in Santiago mit 617 (541)¹, das Liceo von Valparaiso mit 400 (294) und das von Concepción mit 321 (303) Schülern; dagegen zählte jenes von Ancúd, das einzige der großen Insel Chiloë, nur 46 (42). Den Humanidades gehen bei allen Anstalten drei mit diesen verknüpfte Vorbereitungsjahre, La Praeparatoria, voraus. Die höheren Mädchenschulen besuchten 12 670 (10 009) Schülerinnen.

Der Unterricht der Knabenlyzeen lag 1907 in den Händen von 559 Profesóres, von denen diesen Charakter 142 als Volksschullehrer hatten, während 134 das Instituto Pedagógico besuchten; die übrigen waren Ärzte (34), Advokaten (43), Leute mit dem Abgangszeugnis eines Lyzeums (27) oder Ingenieure, Zahnärzte und Beamte irgendwelcher Art (39) oder aber einfach Menschen ohne Titel und Antezedenzen (117), denn in Chile ist der Lyzeallehrer oft genug eine allerletzte Zuflucht. 1917 hatte sich die Zahl der männlichen und weiblichen Lehrkräfte auf 900 und 739 erhöht.

Nur 22 Lyzeen funktionierten damals in fiskalischen Gebäuden, die übrigen in Miethäusern, welche sich öfter in größter Verwahrlosung befanden, da weder der Eigen-

¹ Offene Zahl Immatrikulierte, geklammerte Assistierende.

tümer noch der Staat für ihre Erhaltung sorgen wollte. Bei den Mädchenlyzeen ist das Mißverhältnis sehr viel größer: nur sechs besaßen ein eigenes Heim. Noch ärger machte sich dieser Übelstand bei den Elementarschulen geltend: nur für 337 standen öffentliche Gebäude zur Verfügung, 1877 hausten zur Miete.

Als Musteranstalt unter den Lyzeen erhielt sich das Instituto Nacional, an welchem noch heute meistens Universitätsprofessoren, darunter eine Reihe Deutscher, unterrichten. Chiles höchste Richter, gesuchteste Ärzte und bedeutendste Gelehrte verschmähen es nicht, an dieser Anstalt Bürgerkunde, Hygiene, Geschichte und Geographie — wie der größte Historiker des Landes, Diego Barros Arana — zu lehren. Schönschreiben erteilte der Prorektor der Universität. Die Schüler scheiden sich in Mediopupilos und Externos, d. h. solche, welche ihr Mittagsbrot, Almuerzo, in der Anstalt nehmen, und solche, die es zu Hause verzehren. Beide werden getrennt unterrichtet. So erreichte man, trotz der Schulgeldfreiheit, eine reinliche Trennung nach sozialen Gesichtspunkten, die nun einmal in Chile notwendig ist, will man die Eltern der Bessersituierten für die Staatsanstalten gewinnen. Das Instituto Nacional wird nächst dem mit dem Instituto Paedagójico verknüpften Liceo de Aplicación gerne von Deutschen besucht.

Balmaceda, der Schöpfer des modernen Unterrichtswesens, Berufer und Gönner deutscher Lehrkräfte, hatte im Westen der Stadt einen riesigen Bau für ein Lyzealinternat begonnen, welcher aber erst 1902 seiner Bestimmung übergeben wurde. Jedoch — tempora mutantur — mit französischen Schweizern als Professoren und als Pflanzstätte französischer Sprache und Lebensart. Für die Beamensöhne sorgen zahlreiche Freistellen.

Die Knaben pflegen in das erste Jahr der Humanidades zwischen dem 10. und 12. Lebensjahr einzutreten, so daß sie das ‚Gymnasium‘ zwischen dem 16. und 18. absolviert haben. Den Abschluß bildet die Bakkalaureusprüfung vor einer Universitätskommission in Santiago. Dieselbe be-

rechtigt zu sämtlichen Studien; bei manchen aber, wie z. B. Zahnarznei und Pharmazie, sind nur 4 bzw. 5 Jahre höherer Schulbesuch notwendig.

Die Lyzeen lassen sich am ehesten mit unseren lateinlosen Realschulen vergleichen. Es werden zwei fremde Sprachen gelehrt, von denen Französisch obligatorisch ist, die andere aber nach Wahl Englisch oder Deutsch sein darf. Der 1892 festgelegte, 6 Jahre währende Lehrplan ist folgender:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.
Kastilianisch	5	5	5	5	3	3
Französisch	2	2	2	2	1	1
Englisch oder Deutsch	3	3	3	3	2	2
Mathematik	5	5	5	5	4	4
Buchführung	—	—	—	—	2	2
Naturgeschichte	3	3	2	2	—	—
Physik	—	—	} 2	2	2	2
Chemie	—	—		2	2	2
Biologie und Hygiene	—	—	—	—	2	2
Geographie und Geschichte	3	3	3	3	4	4
Philosophie	—	—	—	—	2	2
Gesang	2	2	2	2	2	2
Zeichnen	2	2	2	2	2	2
Turnen	2	2	2	2	2	2
Religion	2	2	2	2	—	—
Gesamtstundenzahl	29	29	30	30	30	30

In der Biologie wird den Schülern auch Darwinismus verzapft. Vom Religionsunterricht, den in der Regel ein Geistlicher gibt, können alle diejenigen dispensiert werden, welche einen schriftlichen Wunsch des Vaters oder Vormunds beibringen. Der Mangel an Latein macht sich später bei den Studenten der Medizin sehr fühlbar; wissenschaftliche Namen vermögen sie kaum auszusprechen und auffallend schwer zu behalten. — Bei manchen Lyzeen sind Handarbeitsstunden eingeführt, wo die Jungen Papparbeiten herstellen, Kristallformen und anderes.

Die Mädchenlyzeen berechtigen nur ausnahmsweise zum Studium.

Die Chilenen sind allen Studien, die nicht im praktischen Leben von unmittelbarem Wert sein können,

abhold und haben deshalb die Institutos Comerciales, die Handelsschulen, stark (auf 11) vermehrt, welche an die Stelle der letzten drei Humanidadesjahre treten. Während des Krieges, im Banne der plötzlich so erstarkten industriellen Entwicklung, wandelten sie 5 Lyzeen und etliche Handelsschulen in Industrieschulen um, dieselben mit entsprechenden ausländischen Lehrkräften versehen. — In Copiapó gibt es eine Bergschule, in Iquique und Antofagasta blühen Salpeterindustrieschulen.

Das staatliche Volksschulwesen verfügte 1917 über 2992 Schulen mit 343 314 eingeschriebenen Zöglingen, von denen 209 798 einigermaßen regelmäßig erschienen. In Santiago von 57 761 sogar nur 32 225! An den Anstalten wirkten 6580 Lehrkräfte, von welchen jedoch nur ein Teil ein Lehrer- oder Lehrerinnenseminar absolvierte. 1906 war das Verhältnis: 1225 mit, 3414 ohne entsprechende Vorbildung. Mehr als die Hälfte aller niederen Schulen sind Escuelas mistas, in welchen sich beide Geschlechter vereinigen, jedoch nur von weiblichen Personen unterrichtet werden darf. Der Lehrplan der chilenischen Elementarschule enthält Anschauungsunterricht, Lesen, Schreiben, Grammatik, Diktat, biblische Geschichte, Rechnen, Geometrie, vaterländische und Weltgeschichte, Zeichnen, Gesang, Turnen und Handarbeiten; aber den meisten Fächern widmet man nur eine Stunde wöchentlich, lediglich den praktischen Arbeiten mehrere. Übrigens gibt es in den größeren Städten auch gehobene Volksschulen, in denen Naturwissenschaften und selbst die Elemente der Hygiene und Kosmographie gelehrt werden und Instrucción cívica, Bürgerkunde, hinzutritt.

Alle staatlichen Lehranstalten, die Universität nicht ausgenommen, sind frei. Vielfach werden sogar die Bücher geliefert.

Die Bezahlung der nationalen Universitätsprofessoren war (1908) im allgemeinen gering: 2000 Pesos p. a., mit Rücksicht auf die wenigen Stunden, die sie wöchentlich opfern. Die Lyzealprofessoren dagegen sind Akkordarbeiter und erhalten für jede Stunde wöchentlich

in einem Fache der Humanidades (Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften) 150 Pesos jährlich und vom 7. Dienstjahr ab eine Alterszulage von $\frac{6}{40}$, mit jedem Jahre um $\frac{1}{40}$ steigend, ihres akkordmäßig verdienten Einkommens. Mit 24 Wochenstunden erwirbt demnach ein Lehrer bis zum 6. Dienstjahr (einschließlich) 3600 Pesos jährlich, im 7. aber 4140, nach 20 5400 und nach 40 7200 Pesos. Alsdann kann er mit seinem vollen Gehalt abzüglich der Alterszulagen (Premios), also 3600 Pesos, pensioniert werden.

Bekanntlich kontrahierte die chilenische Regierung unter Balmaceda um 1888 eine große Anzahl (etwa 80) studierter deutscher Lehrer für eine bestimmte wöchentliche Stundenzahl in Goldpesos. Nach Ablauf der ersten fünfjährigen Verpflichtung wandelte sie das Gehalt in Papier um und bezahlte für 18 Stunden 4000 Pesos, aber ohne das Recht auf Alterszulagen. Damals ging die Mehrzahl derselben, welche sich Derartiges nicht bieten lassen wollte, nach Deutschland zurück. Die Verhältnisse änderten sich nicht bis 1903. Alsdann benutzte die Regierung die Vollendung der dritten Kontraktperiode zu einer neuen Repressalie: sie nahm den fremden Lyzealprofessoren die Kontrakte und stellte es in ihr Belieben, unter den Bedingungen der heimischen weiterzuarbeiten, also für 18 Stunden anstatt 4000 Pesos nur 2700 zu beziehen, indessen machte man ihnen Hoffnung auf die Prämien. — Nicht viel besser sind die Professoren vom Instituto Pedagógico behandelt worden, denen nach Ablauf der ersten Kontrakte das Recht auf Prämien genommen wurde, und die während der dritten auf Papier gesetzt waren. — Die Elementarfächer, ferner Singen, Turnen, Zeichnen, Handarbeiten werden nur mit 100 Pesos die Stunde honoriert.

An Lyzeen unterrichtende Volksschullehrer empfangen wie jeder andere die dem Fache entsprechende Bezahlung. Diejenigen der Elementarschulen beziehen ein stabiles Gehalt:

Lehrer 1. Klasse: 1800 Pesos	Hilfslehrer 1. Kl.: 1200 Pesos
„ 2. „ 1200	„ 2. „ 1020
„ 3. „ 1080	„ 3. „ 900
„ 4. „ 960	„ 4. „ 720

Das Land besitzt 6 Lehrer- und 9 staatliche Lehrennenseminare mit 865 (728) Schülern und 1378 (1209) Schülerinnen, ferner das Instituto Pedagógico für höhere Lehrer und Lehrerinnen. 1917 waren dort 586 Studierende beider Geschlechter eingeschrieben.

Ein großer Segen für Mittelstand und kleine Leute sind die Escuelas Profesionales de Niñas, deren es 1917 27 gab, großzügig angelegte Handarbeitsschulen für Mädchen. Was sie in denselben erlernen, ermöglicht vielen ein gutes Fortkommen als Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Stickerinnen, Näherinnen. Solche Lehrstätten der reinen Praxis gibt es auch für Knaben in den Escuelas de Artes e Oficios, die dort zu Elektrotechnikern, Mechanikern, Schlossern, Maschinisten und anderen Berufen herangebildet werden.

Nicht uninteressant sind die Berechnungen, was die Ausbildung seiner Söhne und Töchter dem Staate kostet. Es kamen 1917 auf den

Besucher der Lyzeen, Knaben	247 \$ m/c.
„ „ „ Mädchen	213 „
„ „ Handarbeitsschulen für Mädchen	1257 „
„ „ Volksschulen	49 „
„ „ Seminarrien	996 „
„ „ Handelsschulen	282 „

Berufe mit wissenschaftlicher Vorbildung (1907):

	Jahresaufwand in Papierpesos:	Es bestehen die Schlußprüfung jährlich:	Es kostet jeder einzelne jährlich:
Advokaten:	95 000	60	1583
Ingenieure:	98 000	8	12 250
Mediziner:	150 000	28	5357
Zahnärzte:	15 200	15	1013
Höhere Lehrer:	59 619	17	3507

Das Gratisstudium lockt alle Welt wenigstens zum Probieren. Infolge der fortgesetzten Prüfungen lichten sich die Reihen mehr und mehr. Von den 200 bis 300 jährlich neu eintretenden Medizinern z. B. gelangt nur $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ ans Ziel. Von den Juristen $\frac{1}{8}$, den Aspiranten des höheren Lehramts $\frac{1}{7}$, den Ingenieuren und Pharmazeuten $\frac{1}{3}$.

Die Fonds der wissenschaftlichen Anstalten sind nach unseren Begriffen sehr bescheidene. Sie stehen in argem Mißverhältnis zu dem, was die Gehälter verschlingen. So konnte das Museo Nacional nur über 8000 bis 10 000 M. disponieren, ein Zweig der Medizinschule über wenige Hundert.

Verschwenderisch aber gebärdet sich der Staat als Mäzen mehr oder minder hoffnungsvoller Jünglinge, welche nach Europa zwecks weiterer Ausbildung möchten. Jahr für Jahr sendet er Mediziner, Ingenieure, Maler, Bildhauer und selbst Musiker, vor allem aber zahlreiche Offiziere als seine Pensionäre übers Meer, besonders nach Paris und Berlin, die manchmal erst nach langer Zeit als grundgelehrte Herren zurückkehren, wo dann oftmals, wie ein gemachtes Bett, bereits ein fettes Amt ihrer harrt. Freilich klammern sich Minister, Deputierte und Senatoren bei der Auswahl nicht ängstlich an Zeugnisse und Examenleistungen, sondern sehr viel mehr wiegt auch bei ihnen die Kinderstube.

Der verhältnismäßig schwache Besuch der höheren Staatsanstalten (mit Ausnahme der hauptstädtischen) erklärt sich aus der großen und glücklichen Konkurrenz, welche ihnen private und hauptsächlich geistliche Kollegs machen. In Chile herrscht im Unterrichtswesen ein Dualismus; namentlich ist es der streng katholische Unterricht, welcher den des Staates bekämpft und vielfach in den Hintergrund drängt. An der Spitze die erzbischöfliche Universidad Católica — mit vorläufig je einem Kursus für Juristen und Ingenieure —, das erzbischöfliche Knabengymnasium (El Seminario), das Colegio San Ignacio der Jesuiten, und zu

den Heiligen Herzen der Französischen Väter, ferner jenes Pedro de Nolasco genannte der Mercedarier, el Patrocinio San José der Salesianer, jenes des heiligen Hyazinth der Christlichen Brüder und viele andere in der ganzen Republik verteilte für Knaben und Mädchen. Außerdem als Elementarschulen die zahlreichen des heiligen Thomas von Aquino. Viele der klerikalischen Etablissements werden vom Staate gleichwohl beträchtlich subventioniert und die an den Seminarios von Serena, Santiago, Concepción und Ancúd, in welchen auch Schüler Aufnahme finden, die sich nicht dem geistlichen Stande widmen wollen, bestandenen Examina haben Gültigkeit, während sie sonst vor Universitätskommissionen abgelegt werden müssen. Alle diese Anstalten folgen der französischen Lehrmethode, ein Fach auf das andere bauend, während in den fiskalischen das deutsche (konzentrische) System herrscht, wo die Ausbildung in den verschiedenen Disziplinen nebeneinander herschreitet. — Der ‚Kindergarten Católico‘ (unser Wort ging unverändert in den chilenischen Sprachschatz über) ermöglicht es heute dem Sproß frommer Familien, sich während seiner gesamten Ausbildung der Berührungsgefahr mit liberal angekränkelten Lehrern zu entziehen.

Der Staat spendete 79 privaten Mittelschulen 1917 351 723 Pesos. Da dieselben an 11 000 Schüler hatten, kostete jeder dem Säckel der Republik jährlich 31 Pesos. Die angesehensten geistlichen Kollegs, San Ignacio und Sagrados Corazones, stehen aber nebst 31 anderen, von etwa 6000 Schülern besuchten Anstalten ganz auf eigenen Füßen. Sie sind die Erziehungshörte der Kinder der guten chilenischen Familien. Ein Kenner der Verhältnisse schätzte die Zahl der Söhne erster Kreise auf den Staatslyzeen auf nur 2 Prozent ihrer Besucher. Man darf getrost behaupten, daß in $\frac{1}{5}$ der Provinzlyzeen (die ich aus eigener Anschauung kenne) nicht ein einziger Knabe aus der Jente vorhanden ist, „son para la roteria“, „sie dienen dem Gesindel“, habe ich manchmal zur Ant-

wort erhalten, wenn ich in einer ‚Familie‘ nach dem Grunde fragte.

Trotz der vielfachen Anstrengungen, welche gemacht worden sind, den Elementarunterricht zu verallgemeinern, veranschlagte die philanthropische Gesellschaft der Escuelas de Proletarios in Santiago die Zahl der ohne Unterricht aufwachsenden Kinder im Gesamtterritorium der Republik 1900 auf 83 und in Santiago auf 73 Prozent. 1917 soll sie sich auf 37 bzw. 47 Prozent verringert haben. Tarapacá und Valparaiso marschierten mit 53 und 51 Prozent an der Spitze. — Ein gesetzlicher Schulzwang wird so lange in Chile nicht festgelegt werden, als die Konservative Partei etwas gilt.

*

*

*

Der Chilene jeden Standes ist ganz erstaunlich schreibfreudig. Sobald ein Mozo (Diener) einigermaßen das Alphabet beherrscht, was schneller als bei uns geht, da er auf die großen Buchstaben verzichtet, beginnt er Briefe zu schreiben, nichtigsten Inhalts natürlich, nach Hause, an Verwandte und Freunde. Die Marken zur Frankierung sucht er in den Korridoren der Postanstalten. Niedere Werte, 1 und 2 Centavos, liegen dort ungestempelt umher; denn die Verwaltung, wenigstens in Santiago, macht sich bei Casillenenempfängern nicht die Mühe der Entwertung; höhere reinigt er so gut es gehen will. Hat jemand seinem Hausknecht oder Institutsdiener einmal den Standpunkt klargemacht, so kann er damit rechnen, von selbigem alsbald ein schriftliches Exposé zu empfangen, worin er über seine Ungerechtigkeit aufgeklärt wird. Das niedere Volk schreibt Briefe, das höhere Zeitungsartikel, ‚wissenschaftliche‘ Aufsätze und Gedichte. Es wäre sonst auch unmöglich, daß sich in einer Stadt von 330 000 Einwohnern mit über 50 Prozent Analphabeten sieben große und mehrere kleine Tageszeitungen, darunter der ‚Mercurio‘, welcher abends und morgens oft mit zwölf und mehr Seiten erscheint, und eine Anzahl schöngeistiger Journale füllen könnten.

Der Chilene hat ein unleugbares Talent, mit vielen Worten nichts zu sagen. Er variiert gerne paraphrastisch irgendeinen Gedanken. Er hört, daß ein Engländer aus irgendeinem Mixtum Lebewesen erzeugt haben will, und nun vermag er, ohne Einzelheiten zu kennen oder in Chemie, Botanik, Zoologie bewandert zu sein, Bände zu füllen. Seine Zeitungsartikel ermangeln selten der biblischen Vergleiche; namentlich das Buch Hiob wird oft angezogen, was besonders in der atheistischen ‚Lei‘ seltsam anmutet. Springt er mit seinen Parallelen in die Tier- und Pflanzenwelt, so verirrt er sich in krassen Unsinn, indes klingt es melodisch.

Die Bildung der Chilenen steht durchschnittlich auf niederster Stufe und fällt nach der Schule als auswendig gelernter Kram von ihnen ab wie schlecht verbundener Firnis¹. Jünglinge der Aristokratie, mit 18 oder 19 Jahren am Ende ihrer Schülerlaufbahn, kennen mitunter nicht die Namen der Kontinente; einer, den seine Abstammung zweifellos zum Senator der Republik prädestiniert — sein Vater war es auch —, hielt Krebse und Pilze für dieselbe Sache. Es gibt Jünglinge, welche man ihrer eleganten Tracht nach für wohlgebildete Leute halten sollte, die über die Einteilung des Jahres in Monate und Wochen die allerverschwommensten Vorstellungen haben.

Aber trotzallem schriftstellern sie später und dringen selbst in die Anales der Universität vor. Das ist die Fackel, mit welcher chilenische Bildung, Wissenschaft und Kultur in die Welt hineinleuchten will; das Organ, mit dem Chile seinen Platz in den Bibliotheken von London, Paris, Berlin ausfüllt. Die Anales sind die geistige Repräsentation der Republik. Den Künsten und den Wissenschaften wurden sie geweiht. Das verraten schon die Vignetten, wo sich einmal zwei Amoretten auf einem Federkiel schaukeln, und das andere Mal eine wohlgenährte Kuh beschaulich weidet. Die

¹ Hugo Kunz (Chile und die deutschen Kolonien, S. 250) ist der Ansicht, daß 14—16jährige Herrchen, die sich Reitpferde und Mätresse halten, nicht durch eine dreistellige Zahl zu dividieren wissen.

Heiterkeit der Kunst, der Ernst der Forschung, könnten sie trefflicher versinnbildlicht werden?

Novellen und Gedichte, recht lange Gedichte, unterbrechen historische, philosophische, literarische, naturwissenschaftliche und mathematische Abhandlungen. Aber nicht selten wird Poesie und Wissenschaft lieblich gemischt. Da bringt Don Ramon Briseño ein Vokabularium indianischer Worte in der chilenischen Sprache und kommt auch auf die Etymologie von Chile, die ihm dunkel blieb, wie auch anderen nach ihm. Aber was macht das, er ersetzt das Manko durch einige schwungvolle Verse:

„El Pacifico al sur i occidente,	„Den Ozean im Süden und Westen,
Al oriente los Andes i el sol,	Im Osten Anden und Sonne,
Por el norte un inmenso desierto	Im Norden unendliche Wüste,
I en el centro Libertad i Union.“	Im Herzen Freiheit und Einigkeit.“

Und als er in der Einleitung kurz die geographische Lage Chiles skizzieren will — er rechnet offenbar auf einen rein chilenischen Leserkreis, dem sie in der Tat größtenteils fremd ist —, bricht er nach wenigen Zeilen ab mit der 5. Strophe der Nationalhymne:

„Puro Chile es tu cielo azulado“	„Rein ist, Chile, deines Himmels
usw.	Bläue“ usw.

In solchem Gewande schreitet die chilenische Wissenschaft anmutig einher. Die Annalen gewannen zeitweise Ansehen durch die Aufsätze ausländischer Gelehrter, welche sie Anfang der 90er weit über ihr eigentliches Niveau hinaushoben. Später haben sich dieselben auf das Brotverdienen beschränken müssen, da die chilenische Regierung ihre kontraktlichen Einnahmen kürzte.

Der Chilene dilettiert in allem und glaubt alsbald auch etwas zu leisten. Da hatte einer auf einer Auktion ein Fernrohr erworben, einen Dachziegel ausgehoben, glücklich einen Stern ins Gesichtsfeld bekommen und ihn Freunden gezeigt: der Astronom war fertig und wurde öffentlich anerkannt als solcher, indem die Regierung ihn als Mitglied des Aufsichtsrates über die Staatssternwarte ernannte. Diese, Juntas de Vijilancia ge-

nannten, aus 3 oder 5 Chilenen oder auch Chileninnen gebildeten Räte existieren für beinahe alle öffentlichen Anstalten und erfreuen sich großen Einflusses. Man kann sich die Überraschung vorstellen, wenn ein als Direktor kontrahierter fremder Gelehrter sich in Chile mit einem Male einer solchen ‚fachmännischen‘ Behörde unterstellt findet.

Der Chilene schreibt vor allem dicke Bücher. Unsere Historiker verblassen vor denen Chiles. Diego Barros Arana, welcher die Geschichte der Nation zum letztenmal vollständig niedergeschrieben hat, ist mit 16 Bänden nur wenige Jahrzehnte über die Unabhängigkeitserklärung hinaus gelangt. Das Zeitalter Montt-Varas (1851—1861) bildet bereits einen Anhang. Ein anderer publizierte über die giftige Spinne (*Latrodectus formidabilis*) einen Wälzer; dabei ist das Interessanteste, ihre Biologie, erst später, aber nicht von demselben, geschildert worden. Wieder andere füllen Regale mit Bänden über die Majorate des Landes oder lassen 1500 Seiten mit einer Geschichte des Instituto Nacional von 1813—45 bedrucken. So entwickeln sie sich zu ‚Colosos‘ und ‚Eminencias‘ der Wissenschaft und halten sich selbst dafür, obwohl sie häufig nur zahllose Erlasse abschreiben und lose aneinanderreihen.

Trotzdem befließt sich der Staat noch einer Anreizpolitik. Er prämiiert die Autoren durch lebenslängliche Remunerationen, die sich nach dem Umfang des Opus bemessen. Solch eines, wie der Leser vor sich hat, würde wohl eine Rente von 600 Pesos erzielen.

Recht charakteristisch ist die Vorliebe für möglichst dem Beruf fernliegende Dinge. Ein Oberst überreichte dem eucharistischen Kongreß von 1904 eine Denkschrift über die Form, in welcher die Säkularen der Aussetzung des Allerheiligsten Sakramentes beiwohnen sollten; der Bürgermeister Santiagos eine Arbeit über die Nächtliche Anbetung¹.

Wer es versteht, unter allen Umständen ernsthaft zu bleiben, kann auch mal die Eröffnungsfeier eines w i s s e n -

¹ Mercurio, 24. November 1904.

schaftlichen Kongresses mitmachen, ein buntes Chaos von Musik, Gesängen und Gedichten. Die Originalpoesien trägt der damit beauftragte Universitätsdichter S. L. selbst vor. Man muß ihn gehört haben, wenn er seine Ode ‚Der Schulmeister‘ deklamiert, und wissen, wie der chilenische sein ‚hohes Ministerium‘ auffaßt; man muß dabei gewesen sein, wenn er in seiner Verse Glut den Entwicklungsgang der Wissenschaft von der Gründung Roms bis zum Dezember 1902, der Schulausstellung von Santiago, schwungvoll, aber reichlich ausführlich feiert. Dann singen Damen, es wird geredet, blumig, süß mit schmelzendem Pathos, wieder in Rhythmen und Reimen geschwelgt, einerlei, was auch inaugurirt wird. Dasselbe Programm pflegt sich verschiedene Male im Jahre beim Schein der Kerzen abzuwickeln, wenn man in einer *Velada* einen berühmten Toten feiert.

Der schriftstellernde Chilene ist, wie wir bereits andeuteten, vornehmlich Historiker. Die Gebrüder Amunátegui und des einen Sohn füllen unermüdlich Band auf Band um die Wette mit Benjamin Vicuña Mackenna (1831—86), gegen den sie alle unterlagen, denn er hinterließ über hundert, handelte er doch sämtliche chilenischen Heroen von Lautaro und Caupolicán bis auf Prat und Baquedano ab! Don Benjamin, der Lope de Vega Chiles, ist aber weit beredter, interessanter und anregender als jene, und manche seiner Werke, wie das über die Insel Juan Fernandez, den Tyrannen Diego Portales, das Scherbengericht der Carreras, sind begehrte Seltenheiten geworden. Den vielfach hier und dort aufgenommenen Faden der chilenischen Geschichte spannt Diego Barros Arana (1830—08) gemächlich, aber beharrlich 20 Jahre lang fort. Man denkt an „Luischen Mühlbach sitzt und strickt am weltgeschichtlichen Strumpfe“ . . . Natürlich ein ungeheuer gelehrtes, gründliches, detailliertes Werk, aber ohne Schwung. Der Leser bleibt kalt. Er irrt durstig wie der Wüstenwanderer durch dieses mühselig zusammengetragene Archiv, er spürt vergebens nach einer bunten Blume, einem erfrischenden Hauch, einem belebenden

Dufte. So ähnlich klagte ein Chilene über dieses Riesenmonument nationaler Intelligenz. Der alte Herr, Autodidakt, machte ganz den Eindruck eines vertrockneten, pedantischen europäischen Buchgelehrten aus vergangener Zeit. Er war übrigens auch der Geograph Chiles. Crescente Errázuriz, der Dominikanerpater Raimundo, Bruder des verstorbenen Präsidenten Federico, bearbeitete die Anfänge der chilenischen Kirche, Ramon Sotomayor Valdés die Administration des Generals Prieto und damit die Epoche der wehenreichen Geburtszeit des heutigen chilenischen Staatswesens, Gonzalo Búlnes den peruianischen Feldzug von 1838, Julio Bañados Espinosa die Präsidentschaft des unglücklichen Balmaceda. Carlos Walker Martinez fühlte sich als klerikales Parteihaupt berufen, über die Jahre des Kulturkampfes unter Santa Maria zu berichten, und Toribio Medina gedachte der ältesten Zeiten des Landes in einem recht nützlichen Buche über die Ureinwohner. Hervorragendes Interesse besitzt für uns Deutsche das Memoirenwerk ‚Recuerdos del Pasado‘ (1814—60) von Vicente Pérez Rosales, denn der Verfasser schildert die von ihm geleitete früheste deutsche Kolonisationsepoche im Süden des Landes. Wir bekommen einen Einblick in die zahllosen Widerstände, welche das offizielle Chile und die Bewohner der zur Besiedlung ausersehenen Landstriche seiner Mission entgegensetzten, nebst einem lebendigen Bilde der deutschen Einwanderer.

Große Anziehungskraft hat auf den Chilenen stets die Philosophie ausgeübt, welche er auf alle möglichen Gebiete, insbesondere Nationalökonomie, Rechtswissenschaften, Erziehung und Politik überträgt. Als philosophierender Politiker gewann durch Wort und Schrift (‚Lecciones de Politica positiva‘) um die Mitte des verflornten Jahrhunderts neben dem arg verfolgten Freidenker Francisco Bilbao der Professor und Parlamentarier José Victorino Lastarria vornehmlich unter der Jugend bedeutenden Einfluß, ebenfalls in der undankbaren Rolle eines liberalen Vorkämpfers. Er war der Schöpfer einer literarischen Gesellschaft und gehört nebst seinem Kol-

legen, dem Venezolaner Andrés Bello († 1865), einem un-
gemein vielseitigen Manne, zu den Begründern der
modernen Schönen Literatur des Landes.

In Santiago verspürt man nicht das eigentümliche
poetische Fluidum Bogotás. Der Chilene ist im Durch-
schnitt ein zu nüchterner Beobachter, Beurteiler und Ge-
nießer des Lebens, um sich in den Sphären der Poesie zu
verlieren. So waren denn wohl jene Zeiten des Sturmes
und Dranges Anfang der 40er hervorragend geeignet, die
an und für sich mehr zur beschaulichen Betrachtung
neigenden südlichsten Amerikaner aufzurütteln und dichter-
isch zu beschwingen. Jedenfalls zählte die 1842 ge-
gründete ‚Sociedad literaria‘ Eusebio Lillo, Joaquin Val-
lejos und Salvador Sanfuentes, ein sehr verschieden-
artiges Poetentriumvirat, zu den ihren. Lillo war der
fruchtbarste und insofern auch glücklichste, als er ein
hohes Alter erreichte und sogar zum Nationalheros wurde:
schuf er doch die Nationalhymne. Man wird ihm große
Fruchtbarkeit, glatt rollende Strophen, aber weder Ori-
ginalität noch Tiefe nachrühmen können. Indes Altwerden
gilt auch in Chile als Verdienst. Sanfuentes pflegte das
Epos („Ricardo und Lucia oder die ‚Zerstörung Imperials‘,
ein Sang von 17626 Versen aus den Araukanerkriegen),
Drama („Juana de Napoles“) und Legenden („El Campa-
nario“ aus der Kolonialzeit). Am nachhaltigsten wirkte der
ziemlich jung verstorbene Vallejos unter dem Pseudonym
Jotabeche durch seine Bilder aus dem chilenischen Volks-
leben. Der chilenischen skeptischen und sezierenden
Eigenart liegen jene Interieurs, jene skizzenhaften Aus-
schnitte des Alltags, die Einblicke in die Volksseele ge-
währen, am besten, wie sie großzügiger Daniel Barros
Grez in „Pipiolos y Pelucones“, einer Geschichte aus der
Zeit Portales“, und neuerdings Januario Espinoza in „La
Vida Humilde“ malten. Obwohl das Milieu vom „Leben
der Enterbten“ kein sonniges sein kann, ist diesen Bildern
doch jene sentimentale, weltchmerzliche Note fremd, in
welcher Antonio Soffia („Hojas de Otoño“, „Herbstblätter“),
Guillermo Blest Gana (Sonette) ähnlich dem jüngeren

Maximo Jara ihre Gefühle ausströmen: „Me duele el corazon como una herida.“ „Gleich einer Wunde schmerzt mein Herz“, und José Manuel Rivera unter Zypressen seufzt und weint. Eine kampfeslustige Leier schlugen Guillermo Matta und Eduardo de la Barra. Das waren streitbare Sänger und leidenschaftliche Polemiker. Letzterer beschloß sein Erdenwallen mit einem geharnischten und recht persönlichen Angriff auf die kontrahierten Ausländer, insbesondere die deutschen Professoren. Die Meisterschaft der Novelle wurde einstimmig dem in Paris residierenden Aristokraten und Diplomaten Alberto Blest Gana zuerkannt. Der heute sehr gefeierte S. J. Vallejos erblickte 1811 zu Copiapó in dürftigen Verhältnissen und recht bescheidener Familie — der Vater war Silberarbeiter — das Licht der Welt. Er starb 1858 nach einem Leben als Literat, Politiker und Tinterillo. Vallejos gebührt das Verdienst, der erste echt chilenische Schriftsteller gewesen zu sein, und es ist zweifellos, daß auf seinen ‚Articulos de Costumbres‘, Land und Leute schildernden Skizzen, alle Nachfolger bis auf Mont-Calm fußen. Jotabeche liebt Kürze. Seine Ausschnitte sind scharf begrenzt. Sein Stil ist knapp und besitzt eine eigentümlich ernsthafte Art, die auch uns anzieht. Ebenso ernsthaft gibt sich sein Humor. Man weiß oft nicht, spottet er? Darf man seinen Worten trauen? — Sein Herz gehörte seiner Geburtsstadt. Seine Bilder malen mit Vorliebe das damals erblühende Silberland: Copiapó, Chañarcillo, Pampa Rica, die Entdeckung Chañarcillos, Karneval und Korpus Christi der Minenstadt, zu dem man damals, wie heute in Andacollo, tanzte. Mitunter wird er Moralist. So in ‚Los Tontos‘ den Dummköpfen, ‚Los Cangalleros‘ den Silbererzdieben, ‚Los Chismosos‘ den Klatschbasen, wo er den hübschen Satz prägt: „Sie sind ebenfalls eine Art Dichter, nur, daß ihr Apoll der Teufel ist.“ Jotabeche, dessen anscheinend kühler Natur man Ideale und Begeisterungsfähigkeit abgesprochen hat, schuf politische Karikaturen, die den seltenen Vorzug, nicht zu altern, in sich schließen. Ich für mein Teil wenigstens habe bei seinem ‚Doctor Raguer‘

und ‚Tio Abraham Asnul‘ hell auflachen müssen. In letzterem zeichnet er den Präsidenten Joaquin Prieto als so geizig, daß er nicht einmal den Strick bezahlen will, mit dem ihn seine ‚Freunde‘, die Pipiolos¹, hängen wollen. — Sein Pseudonym, auf dessen Erfindung Vallejos ein wenig eitel gewesen zu sein scheint, leitet sich aus den Namensinitialen eines in Copiapó ansässigen argentinischen Essayisten her. Derselbe hieß Juan Bautista Chenao: Jota-be-che.

Der auf der Sonnenseite des Lebens aufgewachsene Alberto Blest Gana begann 26jährig seine dichterische Tätigkeit in der ‚Voz de Chile‘ mit der Novelle ‚Engaños y desengaños‘, ‚Betrug und Enttäuschung‘, und sah sich bereits zwei Jahre darauf seitens der Universität preisgekrönt durch seine Erzählung ‚La Aritmética en el amor‘, die als wirklich nationale Schöpfung nicht allein, was den Schauplatz und das Drum und Dran anbetrifft, sondern vornehmlich in Erfindung und Charakter der Personen gefeiert wurde. Auf heimatlicher Scholle erblühten denn auch seine späteren Kinder und sein Meisterstück ‚Martin Rivas‘ (1862), welches die chilenischen Kritiker den Schöpfungen des Spaniers Ibañez, der Franzosen Balzac und Daudet an die Seite stellen. Dann schwieg der Dichter über ein Menschenalter. Erst als Greis nahm er zum zweitenmal das Wort in ‚Los Implantados‘ und ‚El Loco Estero‘ (1910). Sie verstärkten seinen Ruhm als unübertroffenen Maler chilenischen Empfindens, chilenischer Typen und Sitten.

Der chilenische Dichter offenbart seine Phantasie, Gestaltungskraft, Sprach- und Formgewandtheit mit Glück und Erfolg in lyrischen Ergüssen, Stimmungsbildern und knappen Erzählungen — den Roman, das Drama vermochte er ebensowenig über den Augenblick hinaus zu bezwingen, wie sich einer seiner Musiker zu einer bedeutenden Tonschöpfung aufschwang.

Dabei fehlt es nicht an Versuchen, mit Thalia und Melpomene ein innigeres Verhältnis zu knüpfen. Carlos

¹ Pipiolos (Neulinge), Spottname für die Liberalen, Pelucones (Perückenträger) für die Konservativen.

Walker Martinez, der öfters genannte klerikale Politiker, verfaßte das historische Drama ‚Manuel Rodriguez‘ (1865). Das war ein verwegener Freischärler aus den Tagen der Reconquista, welcher mit Glück die Unabhängigkeit erstreiten half, jedoch nach Abschüttlung des spanischen Joches eines der ersten Opfer der neuen Freiheit wurde. O'Higgins ließ ihn ermorden. Welche Tragik! In Walkers Drama bezahlt ein Liebespaar den tragischen Tribut. Manuel Rodriguez aber hält das Banner aufrecht und entflammt in der Schlußscene die Menge mit großen Worten zum feierlichen Schwure, das Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Noch leerer bleibt man nach der Lektüre von Daniel Calderas ‚Tribunal del Honor‘ (1877). Die nüchternste Ehebruchsgeschichte, in welcher schließlich der betrogene Gatte in langatmigem, niedergeschriebenen (!) Exposé seiner überführten Frau auseinandersetzt, daß er sie töten müsse, weil sie seine Ehre verletzt habe. Sie soll sich mittels eines Giftbechers ins Jenseits befördern, was Donna Maria aber nicht paßt, so daß Don Juan sich gezwungen sieht, sie zu erdolchen. Der Autor hatte geglaubt, in seinem Drama ein erhabenes Gegenstück zum Othello zu schaffen: dort niedere Eifersucht, hier höchster Ehrbegriff als Rächer.

In wohlkleidenden Reimversen schreitet die Handlung des historischen Dramas ‚La Conjuracion de Almagro‘ (1858) von Guillermo Blest Gana. Der sympathische Held ist der jugendliche Sohn des ersten Konquistadors Chiles, Diego de Almagro el Mozo genannt. Er schwor sich mit Genossen gegen Franzisco Pizarro. Der Eroberer Perús verlor sein Leben. Seine überragende Figur gemahnt in dem Trauerspiel an Wallenstein. Wie man diesem nachsagt, eine Krone zu erstreben, soll es auch den kühnen Spanier gelüstet haben, sich als König der neuen Welt huldigen zu lassen.

II. Akt, 5. Sz., Pizarro, Monolog:

„Una corona, reinar
Ser el amo, ser el dueño,
Dulce, nacarado ensueño

„Eine Krone, der König sein,
Herr und Gebieter ich allein. —
Wie schmeichelt sich gleißend solch
Begehren

Que me es grato acariciar!	Mir ins Herz! Ich mag ihm nicht wehren.
No han de poder alcanzar	Meine Siege, mein Feldherrenblut,
Mi constancia y mi valor	Erstritten sie nicht solch' hohes Gut?
Tanta gloria, tanta honor?“	Strahlt eine Krone mehr Ehre und Ruhm, Als es meine Taten tun?“

Gleich Rodriguez sollte Almagro der Jüngere die Früchte seines Triumphes nicht genießen. Er und sein Anhang, den man verächtlich ‚los de Chile‘, ‚die aus Chile‘, nannte, wollten den neuen, von Spanien gesandten Gouverneur nicht anerkennen, wurden indes von diesem im Kampfe geschlagen, Almagro gefangengenommen und auf dem öffentlichen Platz von Cuzco hingerichtet, wo wenige Jahre vorher die Leiche seines Vaters, der ihn abgöttisch geliebt hatte, enthauptet worden war. — Wie absonderlich! Zwei chilenische Dramatiker bringen einen Stoff, den die Geschichte tragisch ausreifte, der tragische Verkettung, Schuld und Sühne greifbar in sich schließt, auf die weltbedeutenden Bretter, versperren der Nemesis den Weg, nicht um das tragische Moment auszuschalten, sondern es durch ein Surrogat zu ersetzen, dort durch ein schwächliches, hier freilich durch den Untergang einer ehernen Persönlichkeit.

Das weibliche Element schwieg bisher. —

Zu den ältesten Männern der Wissenschaften zählt der Jesuitenpater Ignacio Molina. Er wurde zum Linné Chiles durch seinen 1787 zu Bologna erschienenen ‚Saggio sulla Storia Naturale del Chili‘. Das moderne naturwissenschaftliche Fundament errichtete der Franzose Claude Gay in seinem großartigen, 1867 abgeschlossenen, 26bändigen, von über 300 Tafeln begleiteten monographischen Werke über Chile. An dem Fortbau arbeiteten auch in der Folge hauptsächlich Ausländer. So suchte Domeyko die geologischen und petrographischen Merkwürdigkeiten in zahlreichen Wälzern festzulegen. Unser Landsmann R. A. Philippi hat ebenfalls eine ganze Bibliothek durch seine botanischen, zoologischen und paläontologischen Entdeckungen geschaffen (allein die chilenisch-botanischen Arbeiten umfassen 85 Nummern), in der jener

schmächtigere Quartband, welcher die Reise in die Wüste Atacama (1860) enthält, der wertvollste sein dürfte. Dann folgten um 1889 die neuen deutschen Professoren, unter deren biologischen Studien F. Johows schönes Werk über die Insel Juan Fernandez und mancherlei Essays über die Wechselbeziehungen von Tier und Pflanze neue Bahnen erschlossen. H. Steffen nahm teil an der wissenschaftlichen Erforschung des äußersten Südens, R. Lenz drang tiefer als je ein anderer in die Kultur und das intellektuelle Vermögen der Araukaner ein, F. Hansen schürfte auf dem kastilianischen Boden des chilenischen Idioms, während sich Lenz mit seinen indianischen Wurzeln und Gerank befaßte.

Der chilenische Schriftsteller bedarf zur Veröffentlichung seiner Werke entweder eigener Mittel, oder er ist genötigt, an die allgegenwärtige Staatshilfe zu appellieren. Unvermögende Dichter suchen Mäzene und Freundeskreise zu interessieren. Verlagsfirmen gibt es nicht. Die Buchhandlungen befassen sich gegen 20—25 Prozent Nutzen nur mit dem Vertrieb. Unter diesen war die deutsche Libreria J. Ivens am rührigsten. So sind auch alle Lehr- und Schulbücher im Selbstverlag erschienen.

In Santiago erscheinen regelmäßig sieben Zeitungen, von denen vier den konservativ-klerikalen Interessen dienen, eine radikal ist und zwei einen gemäßigten Liberalismus zum Ausdruck bringen, ohne aber darum konsequent zu sein. Im allgemeinen zeigen diese Organe dem Auslande gegenüber keine besonderen Tendenzen — heute schimpfen sie über ein Land, welches sie morgen loben — mit Ausnahme des größten, des im englischen Solde stehenden ‚Mercurio‘, der einen zur Schau getragenen deutschfeindlichen Charakter besitzt. Er brachte um 1907 u. a. Telegramme, nach denen die Deutschen wiederum soundso viel Hunde verzehrt haben, mit solcher Häufigkeit, daß dort tatsächlich die Meinung Platz griff, als ob wir intensiv am Hungertuche nagten. Uns besonders schädigende Nachrichten setzt er an die Spitze, und etliche Male sind seine Auslassungen

derart gewesen, daß unsere Vertretung eingriff. Während des Krieges war er ententefreundlich bis zur Verhetzung. Dagegen ist die Presse durchweg franzosenfreundlich. Wenn die Franzosen ihren 14. Juli feiern, gerät sie mit in Enthusiasmus; nur bei den klerikal-blättern, die zum Teil von Geistlichen redigiert werden, trat eine starke Abkühlung nach dem Trennungsgesetze ein, und im schwarzen ‚Porvenir‘ oder seiner Nachfolgerin, der ‚Union‘, wurden wir dagegen verdächtig herzlich gefeiert. Der Chilene singt seine Freude und weint seinen Schmerz in



Der Forschungsreisende Don Federico de Pilsener
stärkt sich nach Ankunft in Valparaiso.
(Der Deutsche in der chilenischen Karikatur.)

die Tagesblätter. Die Zeitungen spiegeln die hundertfältigen Triebe und Regungen des Volksempfindens viel lebhafter wider als bei uns. Dabei huldigen sie einem unerhörten Personenkultus. Man würde die Biographien öffentlicher Persönlichkeiten bis in die Tiefen ihres psychischen Erlebens nur aus den Gazetten zusammenstellen können. Auch von der Kultur des Landes geben sie einen umfassenderen Begriff als die unsrigen, ersetzen sie doch noch immer in hohem Maße die Fachschriften. Ihr Verhältnis zu den heimatlichen Zuständen erinnert oft an das ‚enfant terrible‘. Das Zeitungslesen bildet ein Stück Tageswerk. Es existiert geradezu ein Zeitungshunger.

Ohne Ansehen der Partei wird jede verschlungen und häufig der Kauf der verschiedenen Blätter auf die einzelnen Familienglieder verteilt.

Die spanische Sprache, oder wie man zu sagen pflegt, das Idiom Kastiliens, hat sich in Chile zu einer recht eigenartigen Abart umgebildet, einesteils durch eine nicht geringe Lässigkeit in der Aussprache, sodann durch eigentümliche Phrasen, auffällige und sehr beliebte Umgestaltung der Worte, namentlich durch Anhängsel und vor allem durch Inkorporation zahlloser indianischer Bezeichnungen, welche die Sprache geradezu wie ein Sauerteig durchsetzen, nach Süden zu stärker und mehr als irgendwo anders auf der Insel Chiloë, wo sie sich mit einem altertümlichen Spanisch vermengen, das sich nur hier erhielt.

Eine Probe, wie das chilenische Volk spricht, brachte das Lied vom Huaso Perquenco (S. 271) und geben die folgenden Zeilen aus einem (fingierten) Briefe (Zig-Zag 1906), den ein Bursche nach dem Erdbeben an seine Mutter schrieb:

*Manparaiso, Setiembre 12 de 1906.
Valparaiso, Setiembre 12 de 1906.*

*Iñora ña Austina Muño.
Señora Doña Agustina Muñóz.*

*Mi más apreciá mamita: Insolamente hoi le ei
Mi más apreciada mamita: I solamente hoi le he*



Don Federico beginnt seine Entdeckungsfahrt im „wildem“ Chile.

(Der Deutsche in der chilenischen Karikatur.)

poio escrebir pa contale lo que ha pasao con el
podido escribir para contarle lo que ha pasado con el
terrumoto, se ha queio too, se ha quemao too, se han
terremoto, se ha caido todo, se ha quemado todo, se han
muerto casi toos, ha sido una calamias de lo más grande.
Asupóngase que ya era más de loracion cuando vino el
Supóngase que ya era mas de la oracion cuando vino el
terrumoto y segun me han contao ha sido intencional, y
terremoto y segun me han contado ha sido intencional, y
otros dicen quiubo una gran pelea entre un hombre
otros dicen que hubo una gran pelea entre un hombre
que lo mientan Supiter y la Luna y que de la guantá
quien lo mientan Jupiter y la Luna y que de la guantada
que le ajustó se descompajinó toa la tierra, y más de
que le ajustó se descompajinó toda la tierra, y más de
algun peazo le debe diaver sacao a la Luna porque
alguno pedazo le debe de haber sacado a la Luna porque
el cielo se puso too colorao i habia un ruido como si
el cielo se puso todo colorado i habia un ruido como si
estubieran descargando una carretá de choclos que
estuvieran descargando una carreta de choclos que
solamente se dejaba oir las lamentaciones de los muertos
solamente se dejaba oir las lamentaciones de los muertos
y los ques taban pa morirse que jueron muchos
y los que estaban para morirse que fueron muchos
A mi, a Dios gracias, ná miapasao, insolamente el
A mi, a Dios gracias, nada mí ha pasado, i solamente el
susto Saludeme puayá a la comaire Rosa lo
susto Saludame para alla a la conmadre Rosa lo
mesmo al mario y a toos los que preduntan por mí,
mismo al marido y a todos los que preguntan por mí,
lo mesmo le igo adios a usted. Su hijo Seronimo Tapia.
lo mismo le digo adios a usted. Su hijo Jeronimo Tapia.

Man beachte, wie alles Harte verweichlicht wird: das
todo in too, das soldado in soldao und das Conmadre gar

in comaire erschlafft. In der Tat, das Chilenische klingt weich, einschmeichelnd; wer länger in seinem Banne gelebt hat, schreckt auf, wenn er das gutturale, wie geschrieben gesprochene, wie eine Stahlklinge federnde Kastilianisch eines Einwanderers von der Iberischen Halbinsel oder selbst Kolumbianers und Bolivianers hört. Der Chilene verschluckt und zieht zusammen, wo es angeht. Am meisten veränderte das Landvolk.

Der Huaso sagt verschluckend *juar* (*jugar*), *aujero* (*agujero*) und zusammenziehend *pal* (*para el*), *ei* (*ahí*). Gelegentlich schiebt er aber auch zwecks bequemerer Aussprache ein, wie in *mujier* (*mujer*), oder versetzt Buchstaben, z. B. *naide* (*nadie*), *delen* (*den le*), verwandelt u in ü, b und v in g: *güeno* (*bueno*), *agüelo* (*abuelo*), oder ersetzt f durch j, l durch r, so in *juimos* (*fuimos*), *juerza* (*fuerza*), *sordao* (*soldado*), *gorpe* (*golpe*).

Überaus charakteristisch für den Volksjargon ist der angehängte Diminutiv *ito* und die Vergrößerung *azo*, z. B. *Huáso*, *Huasíto* und *Huasázo* oder *ladron* (Dieb), *ladroncito*, *ladronázo*. Sie sind bei den Adjektiven noch gängiger als bei den Hauptwörtern. *Una cosa buena* (eine gute Sache) hört man kaum, sondern *una cosa bonita* oder *bonaza*, oder anstatt *cara* (teuer) *carita* oder *caraza*; nicht *sentada* (sitzend), sondern *sentadita*; ja, selbst nicht *todos los días* (alle Tage), sondern *toditos* (das Volk sagt *tuitos*) *los días* oder *gar todíitos los días*. Das ist unübersetzbar.

Von indianischen Wörtern sind es nicht allein Pflanzen-, Tier- und Ortsnamen, sondern alle möglichen im täglichen Leben gebräuchlichen — sehr viele fangen mit *ch* an — Quechua-¹ oder Mapucheursprungs: *Chaucha*, das Zwanzigcentavostück (Quechua), *Charqui*, gedörrtes Fleisch (Quechua); *Chacra*, kleines Landgut (Quechua); *Huáhua*, Säugling (Quechua); *Huáso*, Landmann, Viehhirt.

¹ Die Quechuas waren ein peruanischer, von den Incas beherrschter Volksstamm. Diese nahmen anstatt ihres wenig schmiegsamen Aimarädialektes die gefälligere Sprache der Ketschua an und verbreiteten sie zugleich mit ihrer Machtentfaltung.

(Quechua); Laucha, Maus (Mapuche); Huáta, Eingeweide, Bauch, Huatón, dickbäuchiger Mensch, Huatéro, Verkäufer von Füßen und Eingeweiden (alles Mapuche); Laque, Totschläger (Mapuche) und viele andere.

Der niedere Chilene ruft seine Mutter máma oder mamíta (von mama = Brust) und seinen Vater táita oder taitita (indianisch). In den höheren Schichten französisch Mamá und Papá. Aber auch zu Gott wird als táita gebetet: „Señor Táita Dios, déle licencia a mi hermana Teresita, para que venga del cielo a cuidar a nuestro querido papá“ (Vallejos). „Herr Gott-Vater, erlaube meinem Schwesterchen Theresa, daß es vom Himmel kommt, unseren lieben Papa zu beschützen.“

Zwölftes Kapitel.

Von Valparaiso nach Zapallar.

Quillota. — Limache. — Quilpué. — Valparaiso: Eindruck von der See aus. Ein Gang durch die untere Stadt. Die Cerros. Vom Hochhandel. Klima. — Zweimal feindliche Kriegsschiffe. — Viña del Mar. — Die chilenische Palme, Palmenhacienden und Palmenhonig. — Weinbau. — Zapallar, eine junge Villenkolonie. — Chahuál und Tordo. — Vegetation der Küste. — Die chilenische Pflanzen- und Tierprovinz.

„Wer nur immer Valparaiso zuerst Valle del Paradiso, das Tal des Paradieses, genannt haben mag, er muß an Quillota gedacht haben.“ Diese Worte schrieb Darwin am 15. August 1834 nieder. Wir werden ihm nicht widersprechen, sondern glauben mit ihm, daß es in der Tat das Aconcaguatal gewesen ist (in dem Quillota liegt), zumal die Spanier dasselbe zu Land, von Perú über Copiapó kommend, nach endlosen Wanderungen durch die Wüsten betreten. Da mögen ihnen die Palmen und Lúcumas und die Mais- und Kartoffelfelder der Indianer am Fuß der Campana in der Tat paradiesisch vorgekommen sein.

Meine erste Frühlingsfahrt galt Quillota, wo ich den September 1900 verbrachte. Nach dem ungewöhnlich regenreichen, naßkalten Winter Santiagos begrüßte ich die Sonne des Aconcaguatales wie eine Erlösung. Der Zug rastet halbwegs zwischen Hauptstadt und Valparaiso in Llaillai, um den Passagieren Gelegenheit zu geben, sich in der Bahnhofsrestauration zu stärken. Ich habe davon immer gern Gebrauch gemacht, zumal sie mich an das alte Kreiensen erinnerte und das übliche Alumerzo nebst dem guten Wein ein billiger Genuß war.

Quillota besitzt 10 000 Seelen und ist vielleicht die schmuckste und wohlhabendste Landstadt Mittelchiles und dazu wundervoll nahe der Campana im weiten Tale des

Aconcaguaflusses 128 Meter hoch am Fuße des Mayacahügels gelegen, dessen Ausläufer die verfallenen Friedhöfe und dessen Gipfel ein riesengroßes Kreuz trägt. Man genießt dort oben einen schönen Blick über die saubere Stadt, in welcher sich die gradlinigen Straßen genau von Norden nach Süden und Osten nach Westen orientieren, ein Schachbrett von ungefähr fünfzig Häuserviernen bildend, vor allem aber auf die Campana, das malerische Glockengebirge. Der steile gezackte Grat, dessen höchste Spitze sich 1850 Meter erhebt, ist kahl, aber aus den Falten quillt der Wald. — Die anmutige Plaza mit Statuetten von Faust und Gretchen — sie zupft das Gänseblümchen: „Er liebt mich . . .“ — und einem pittoresken Brunnen wurde gegen Abend schon recht belebt. Die stattliche Kapelle der Polizei konzertierte. Bewehrte Jünger der heiligen Hermandad gab es nur wenige. Aber das ist so Landesbrauch oder, um Fontane zu variieren: Musik muß sein, Sicherheit kann sein. Auch zahlreiche Stadtsitze sind Quintas. Welch ein Blühen! Welch ein Rüsten auf Sommer und Herbst! Die lange Straße bis La Cruz (bekannt durch Zementfabrikation) säumen lauter Quintas und Chacritas, alle voll von edlen Fruchtbäumen: Cherimoyas, Paltas, Lucumas, Orangen, Mispeln, Pfirsichen, hochstämmigem Wein und selbst Bananen und prächtigen Gemüsen. An den Wegen Rabatten mit Hunderten blühender Kallas.

Etliche Ausflüge schlossen sich an. Eines Tages ein Ritt an den Fuß der Campana in eine Waldschlucht der Edwardschen Hacienda ‚San Isidro‘. Das Gut, wie alle Besitzungen dieser Familie, ein Musterbetrieb, widmet sich vornehmlich der Viehzucht, von der die großen, mit Alfalfa bestandenen Flächen, die vielen weidenden Rinder und Pferde ein beredtes Zeugnis ablegen. Die Milchwirtschaft blüht. Man hält 800 Kühe, 600 werden täglich gemolken. Der Ertrag findet hauptsächlich zur Bereitung von Käse Verwendung.

Die Natur ist bekanntlich in Mittelchile nirgends frei, sondern, wo sie anfängt, mit Stacheldraht verzäunt. Aber

wir besaßen Empfehlungen. Um Quillota ersetzen Eukalyptushaine den Wald, ein trostloser Anblick, jedoch gut verkäufliches Brennholz liefernd. In der Quebrada indessen nahmen uns die erquickenden Schatten vom Molle (*Schinus latifolius*), weißblühender Pataguas (*Crinodendron*), Bellotos, Peumos und Boldos auf. Chusque und Maqui schufen undurchdringliche Bestände; die gelbe *Dioscorea* und dreifarbige Kapper durchwirkte das Gebüsch, von Pantoffelblumen und brennenden Loasaceen durchleuchtet. Ein bunter Teppich mit der blauen Iridacee *Thecophillaea violaeiflora* — einem höchst charakteristischen Schmuck der Küstenzone dieser Breite —, von *Oxalis*, Stellarien und Wolfsmilchgewächsen erhöhte die Frühlingsherrlichkeit.

Eine andere Tour führte mich, dank der freundlichen Einladung eines Landsmannes, nach dem Fundo ‚Lo Rojas‘ jenseits des Aconcagua. Der Fluß hatte seinen winterlichen Ungestüm wesentlich gemildert, aber ein Unfall beim Durchqueren, das mir eine Ewigkeit zu währen schien und auch das typische Drehen der Gegend mit sich brachte, konnte immerhin gefährlich werden — er fordert alljährlich Opfer. Ich befolgte daher den dringlichen Rat, unter allen Umständen das Pferd gewähren zu lassen, aufs gewissenhafteste. ‚Lo Rojas‘ bedeutet ‚das der Rojas‘. Also das Gut war einmal Eigentum einer Familie namens Rojas. Bei vielen chilenischen Grundbesitzen hat sich der Name eines der früheren Herren als Gutsbezeichnung erhalten. Der Fundo zog sich an stark beholzten, noch vom Puma bewohnten Berglehnen hin, die einen umfassenden Blick auf das Aconcaguamassiv eröffneten. Es wurde weniger Feld- als Milch- und Waldwirtschaft betrieben und viel Brennholz nach Valparaiso verschickt.

Ostern, am Karfreitage, hat Quillota seinen großen Tag. Dann füllen es Tausende, um der Fiesta del Pelicano beizuwohnen, deren Glanznummer die Prozession des Pelikans, dieses Symbolen aufopfernder Mutterliebe, bildet.

Valparaiso entgegen treffen wir bald auf Limache, jedem Deutschen Mittelchiles durch sein Bier bekannt und jedem Freunde des Weines durch die Marken Panquehue und Urmeneta, die aus dem fruchtbaren Limachetale stammen. Der schmucke Villenort dicht an der Bahn heißt San Francisco de Limache. Er verdankt dem Schienenstrange seinen Ursprung. Das alte Limache aber, zunächst des gleichnamigen Flusses, stammt aus vorspanischer Zeit, ebenso wie das benachbarte Quilpué aus einer Indianerniederlassung hervorgegangen. Kein Wunder, gab es doch einstmals viel Gold in dieser Gegend, das erst die Inkas, welche in Quillota einen Sonnentempel errichteten, und später die Spanier anzog. Auch Quilpué ist uralter Kulturboden. Es soll Aderlaßschnepper bedeuten. Da Steinblöcke mit Näpfen und in ihrer Nähe steinerne Messer gefunden wurden, überdies das Blutabzapfen noch heute im araukanischen Heilverfahren eine Rolle spielt, meint man hier eine Aderlaßstation von panamerikanischem Ruf, wohl in Verbindung mit einer vielbesuchten Opferstätte, entdeckt zu haben.

Ehe das Meer auftaucht, wird unser Herz noch durch eine offenbar wesentlich deutsche Gründung entzückt, denn eine schmucke Gartenstadt mit vielen Windmotoren als Wasserschöpfern nennt sich Villa Alemana.

Der Eindruck, welchen Valparaiso macht, wechselt nach der Jahreszeit. An einem hellen Juni- oder Julitage, wo die Berge in frischem Grün prangen, sieht es sehr viel einladender aus als im Januar oder Februar, wo der einzige Schmuck der völlig kahlen Höhen ihre eigene Erd- und Felsfarbe ist, die in gelben und rötlichen Tönen erglüht. Freilich nur als Bild betrachtet. Derjenige, welcher wie ich diese größte Hafenstadt Chiles zum erstenmal im Winter besuchte, erstarrt vor Schrecken. Die Regen spülen dann nämlich allen Schlamm und Sand von den Bergen in die Straßen hinab, der sich so hoch auftürmt, daß er an manchen Stellen das Parterre der Häuser begräbt und die Bewohner, das Schmutzgebirge erklimmend, durch die Fenster des ersten

Stockwerkes eintreten müssen. Bis zum Sommer hat man, falls die Straßenreiniger nicht wegen allzu großer Lohnrückstände streiken, den Schlamm fortgeräumt. Nun ist es ganz angenehm, in den Straßen des Puerto zu wandern, wenigstens morgens; am Spätnachmittag erhebt sich ein heftiger Südwestwind, der, oft mit Sand geschwängert, Sehen und Gehen erschwert.

Die Stadt, welche 1917 mit der Vorstadt Playa Ancha 207 000 Einwohner zählte, gilt als eine der hügelreichsten der Welt. Sie klettert an 18 mehr oder minder steil zum Meere abfallenden Abhängen eines 300 bis 470 Meter hohen Bergrückens empor, hinter dem das Küstengebirge allmählich terrassenartig ansteigt. Die bekanntesten Abstürze Cerro Alegre und Concepción bewohnen die reichen Kaufleute, besonders Engländer und Deutsche. Valparaiso war schon frühzeitig gezwungen, die Berge zu besiedeln, denn am Meere stand ihm nur eine schmale Strandschwelle zu Gebote, welche, durch Sprengungen erweitert, die Puerto, Almendral und Baron genannten Viertel bedecken. Die sehr umfangreiche Stadt baut sich, die Bai umfassend, amphitheatralisch auf. Die geräumige, halbkreisförmige, 4 Kilometer breite Meeresbucht öffnet sich nach Norden und wird im Süden von der Halbinsel Los Ángeles begrenzt. Sie ist der gefürchtetste Winterhafen, da sie den Nordern schutzlos offen steht. Seit Jahrzehnten spielt die Hafenverbesserung eine Rolle in allen Präsidentenbotschaften, Ministerprogrammen und endlosen Parlamentsreden. Der gute Wille ging sogar, wenn ich so sagen darf, aus dem gasförmigen in den flüssigen Zustand über in dem Projekte eines holländischen Ingenieurs, das beinahe zur Ausführung gekommen wäre. Indessen nach sechsjährigem Hin und Her hat man es fallen lassen. Darauf wetzten Chiles Sachkenner und Berufsredner ihren Scharfsinn an einem französischen.

Das Panorama von Valparaiso entbehrt nicht der Großartigkeit und Eigenart. Gegen das Grün des hoch auf der gebirgigen Halbinsel Los Ángeles gelegenen Parkes von Playa Ancha hebt sich das den Hafen beherrschende

Fort, die Ciudadela, ab, und ihm zu Füßen, aber immer noch in imponierender Höhe, thront der mächtige Steinkoloß der Escuela Naval, der Marinekadettenschule. Am Strande selbst schieben sich das Fort Valdivia, Esmeralda und San Antonio in das Meer hinein und reiht sich die lange Flucht der Staatsmagazine für die Verteidigung des Landes. Dann folgt das malerische Hafenviertel mit dem stolzen Gebäude der Gobernación Marítima, an dessen Turme Seezeichen flattern — sonst würde man dasselbe eher für ein Theater halten —, und das prächtige Prat-Denkmal. Der Held steht hoch aufgerichtet mit Fahne und Degen in der Hand auf einem griechischen Tempelchen, das einen Sockel krönt, welcher die Gruft verschließt, in der die Gebeine der Märtyrer von Iquique ruhen. Vor den Eckpfeilern des Tempelchens sind die Standbilder von Aldea, Serrano, Riquelme und eines Matrosen in Angriffs- oder Abwehrstellung postiert. Das Ganze von Kanonen bewacht — Marmor und Bronze — macht einen sehr kostbaren Eindruck, erhebt sich jedoch kaum zu einem wirklichen Kunstwerk. Die Bodegas der großen Kaufhäuser umfassen den inneren Zirkel der Bai, die wiederum durch ein Fort, das Fuerte Andes, abgeschlossen wird. Das ist der halbe Ring, welcher dem Strande folgt, aber die große Masse der Häuser, Häuschen und Hütten bedeckt die Hügel und hängt oft an ihnen wie Schwalbennester. Alle sind verschieden getüncht: pompejanischrot, grün, gelb, blau, weiß, und ihr buntes Gewirr ist unterbrochen durch das Gelb oder Rot der verwitterten Doritfelsen oder die blaugrünen Wipfel der Eukalypten, die aus der Tiefe emporgeschossen, das stumpfe Graugrün der Agaven und auch das leuchtende Schwefelgelb der *Eschscholtzia californica*, die sich an die Felsen klammern. Hier und dort reckt eine chilenische Palme ihren massiven Stamm mit der buschigen, dichten Krone empor. Wenn man ein Gemälde von Valparaiso sieht und etwas näher herantritt, erblickt man nichts als ein Gewirr grell bunter Flecken. Über die Hügel hinweg ragt am nordöstlichen Horizont die schnee-

bedeckte Kette der Anden, welche in dieser Breite ihre höchsten Erhebungen besitzt, denn es ist die gewaltige Masse des Aconcagua, dessen in Fels und Schnee starrendes, kegelförmiges, aber zerklüftetes Haupt wir erschauen. Dieser schon auf argentinischer Seite, von uns aus zur Linken des berühmten Passes von Uspallata gelegene, 7000 m hohe Berggriese hat längst den Chimborazo entthront.

Nun ein Blick in die Stadt und ihr Treiben selbst! Der Fremde muß sich vom Dampfer mittels Boot zum Muelle, der Landungsbrücke, bringen lassen und wird erfahren, daß die chilenischen Fleteros, Bootsleute, mindestens so unverschämt sind wie italienische. Dagegen wurde er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts überrascht von der Billigkeit der Hotels, in denen man volle Verpflegung für 5 oder 6 Pesos erhielt. Das hat sich inzwischen gründlich geändert. Man wählt eine von den wenigen Straßen, die dem Hafen parallel laufen und nach chilenischen Seeheroen Blanco, Cochrane usw. getauft sind, und wird dann ein Leben finden, das dem europäischen gleicht. Die Schaufenster sind teilweise ganz üppig ausgestattet und drängen sich namentlich in der Calle Esmeralda und Condell. In den stilleren Calles Blanco, Cochrane und Prat haben die Großkaufleute ihre Stores, befinden sich Börse, Banken und Wechselstuben. Hier wird alltäglich zwischen 12 und 4 Uhr der Kurs für Chile gemacht, d. h. die Regierung läßt das eingegangene Gold gegen Papierpesos versteigern. Die Calle Condell führt auf die Plaza de la Victoria mit der Heiligengeistkirche, auffallend durch den prunkvollen Säulenvorbau, dem Theater, einer verkleinerten Nachbildung der Pariser Oper, und dem Palast der Edwards, der Rothschildes Chiles. Auch die Tribunales, die Gerichte, liegen dort, wohl die meist frequentierten Gebäude der Stadt; wenigstens sah ich tagsüber so viel Menschen aus- und eingehen, als ob es eine Postanstalt wäre.

Die Calle Victoria leitet uns dem ‚Parque‘ zu, einem kleinen Ziergarten, der von Löwen bewacht wird, die

ebenso wie der Neptunbrunnen auf dem Platze Anibal Pinto einst Lima geschmückt haben.

Der Bahia entgegen ist dem Meere ein bedeutendes Gelände, der Almendral, abgewonnen worden. Es wird von der breiten Gran Avenida durchschnitten, welche sich in opulenter Raumverschwendung und ihren stolzen Bauten wie ein Boulevard präsentierte. Sie fiel dem Erdbeben von 1906 zum Opfer. — Alles in allem; die unteren Stadtteile von Valparaiso machen mit ihren unregelmäßigen Straßenzügen, den gelegentlich bis zu fünf Stockwerke hohen, oft palastartigen Häusern, dem lebhaften, selbst hastenden, aber nicht südlich lärmvollen oder farbig belebten Getriebe, den sausenden elektrischen Wagen und den zu den Cerros hinaufgleitenden Aszensoren einen europäischen Eindruck. Das wird anders, wenn wir jene Cerros erklimmen und in jenen Schluchten hinaufkraxeln, welche die Chilenen nebst ihren unvermeidlichen Begleitern, den Italienern und Spaniern, bewohnen. Da wird der fensterlose Rancho, die elende, mit einem Wirrsal rostiger Bleche gedichtete Baracke, der mörderische Conventillo zur Wohnung; da erscheinen ganze Quartiere verwaarloster, regellos zusammengewürfelter Buden von hundert Wäschestücken beflaggt. Erst hoch oben, wo der aussichtsreiche Camino de Cintura sich gleich Neapels Riviera di Chiaja an den Hügeln entlang schlingt, wird uns wieder freier zumute.

Valparaiso ist neben den Küstenorten Miramar, Viña del Mar und Concón einer der beliebtesten Badaufenthalte der Santiaguiner. Dem Puerto sich südöstlich anschließend, an der Straße, welche zwischen den schroffen Abstürzen von Playa Ancha und brandendem Ozean dem Engelskap zustrebt, dehnt sich eine malerische Riviera, die namentlich bei dem Fischerdorfe Membrillo zwischen Fels und Klippen oder in sandiger Bucht gute Badegelegenheiten bietet. Sollte man es glauben, daß Januar und Februar auch die gesamten Ministerien für 6 bis 8 Wochen nach Valparaiso übersiedeln mit großen Wäschekörben voll Akten, die dann niemals jemand

wiederfinden kann? Und dennoch ist es eine jährlich wiederkehrende Erscheinung. Während dieser Berufssommerfrische bekommen sämtliche Beamte außer ihrem Gehalt sogar noch Viaticos, d. s. Tagegelder, die zwischen 5 und 20 Pesos schwanken.

Übrigens ist die Hafenstadt nur nebenher Badeort, vor allem stellt sie das erste Handelsemporium Chiles vor. Sie ist Sitz des *alto comercio*, des Hochhandels, jener Häuser, welche mit Millionen arbeiten. Der Handel lag anfangs ausschließlich in Händen der Engländer, und es hieße sich Sand in die Augen streuen, wenn man ihre noch andauernde Hegemonie verkennen wollte, obwohl ihnen der deutsche Wettbewerb arg zu Leibe rückte.

Die großen Importhäuser spezialisieren sich in solche der Textil- und Kurzwarenbranche, der Metall- oder Kolonialwaren, der Drogen und Medikamente, der Papier- oder Tabakeinfuhr u. a. Sie stehen nicht nur auf eigenen, von Europa unabhängigen Fundamenten, sondern unterhalten dort häufig eine Einkaufszentrale. Das Land selbst suchen sie mittels Filialen von allen größeren Plätzen aus zu durchdringen. Den Angestellten eröffnet sich in diesen weitverzweigten Großfirmen eine bessere Aussicht zum Aufstieg als in der Alten Welt. Sie können sogar an die Spitze gelangen, da der Inhaber in der Regel, sobald er sich reich genug dünkt, in sein Vaterland zurückkehrt (sich dort vielleicht dem Einkauf widmend) und das Geschäft einem oder mehreren seiner Prokuristen überläßt, die es bereits zu Teilhabern gebracht hatten. Das zu werden ist das Ziel eines jeden jungen Mannes, und Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Sparsamkeit lassen es ihn oft erreichen. Die Vererbung vom Vater auf den Sohn — in Europa Regel — macht hier einer Auslese unter dem Nachwuchs der Angestellten Platz, die auch dann noch nicht umgangen zu sein braucht, wenn das Haus in einem Schwiegersohn fortleben sollte. — Die schönen Zeiten, wo der Handelsherr in seinem Kontor thronend die Bestellungen der Wiederverkäufer gönnerhaft entgegennahm, gehören der Vergangenheit an. Heute liegt das Geschäft auf der

Straße', d. h. der Kunde muß aufgesucht und animiert werden. Reisenden begegnet man in den entlegensten Winkeln der Republik; selbst Castro auf Chiloë wird mitgenommen, und ein Heer von Agenten vermittelt Angebot und Nachfrage.

Der Handel Valparaisos mit dem europäischen Festlande verknüpft sich dank der Kosmosdampfer und der großen Laeiszschen Segelschiffe hauptsächlich mit Hamburg. Nicht selten konnte man die stolzen deutschen Fünfmaster im Hafen bewundern. Valparaiso beherrscht auch heute noch kommerziell die pazifische Küste von der Magelhaensstraße bis Ekuador, wo es mit dem Einflusse San Franziskos zusammentrifft. Als Sitz der Industrie dürfte ihm nur in Valdivia eine ernstliche Rivalin erstanden sein.

Valparaiso ist bereits 1543 gegründet, bestand aber noch um 1830 aus nur einer Hafenstraße nebst dem Fremdenviertel auf dem Cerro Alegre. Zu seinem Aufschwunge trug außer den Walfischfahrern in den 50er Jahren das kalifornische Goldfieber bei, welches den Stillen Ozean mit Schiffen vieler Nationen belebte, die reparatur- oder proviantbedürftig in diesem Hafen vorsprachen. Am 31. März 1866 wurde die Stadt von einem aus vier Schiffen bestehenden spanischen Geschwader bombardiert, welches die Zollhäuser und verschiedene Straßen den Flammen überlieferte, binnen weniger Stunden einen Schaden von 50—60 Millionen Mark verursachend. Vom Lande aus konnte das Feuer nicht erwidert werden, denn die drei einzigen vor der Artilleriekaserne aufgestellten Geschütze waren bloß zum Salutschießen tauglich. Dieser Kampf mit dem einstigen Mutterlande war die Folge eines mit Perú eingegangenen Bündnisses, dem Spanien den Besitz der Chincha-Inseln streitig machte. Der Krieg hat sich im Sande verlaufen.

Noch ein zweites Mal, etwa zwanzig Jahre später, ist der Hafen trotz der inzwischen angelegten Befestigungen von den Kanonen fremder Kriegsschiffe bedroht worden, diesmal nordamerikanischer. Die ‚Baltimore‘ hatte

ihre Feuerschlünde auf die Stadt gerichtet, um Genugtuung für Matrosen der Vereinigten Staaten zu erzwingen, welche die Chilenen vergewaltigt hatten. Ungeachtet aller Diplomatie des späteren Präsidenten Pedro Montt, damals Gesandter in Washington, blieb Chile nichts anderes übrig, als seine Flagge in der von den U. S. A. geforderten Weise angesichts des Panzers der Union zu demütigen. Jüngst laufen die Chilenen wieder allem Nordamerikanischen nach, und als im Februar 1908 die 16 gewaltigen Kriegsschiffe der Staaten Valparaiso in Sichtnähe passierten, wanderte halb Santiago aus, um sie vorbeifahren zu sehen; des Volkes hatte sich ein förmliches Enthusiasmusdelirium bemächtigt. Jedoch ein Witzblatt, der ‚Corre Vuela‘ (Lauf, flieg!), bildete ein Stückchen Valparaiso ab, in dem die Leute erschreckt fliehen oder betend niedersinken, und schrieb in Versen dazu im Sinne des ‚Hannibal ante portas‘, daß einige das Gerücht verbreitet hätten, die ‚Baltimore‘ sei dageblieben. Das letztmal tobte die Kriegsfurie am 28. August 1891 in unmittelbarer Nachbarschaft Valparaisos, nämlich oben auf der Hochebene von Placilla, gegen welche die Cerros der Stadt sich stemmen. Balmacedas Heer unterlag im blutigen Ringen den Milizen der Revolutionspartei.

Viel mehr aber als solche Ereignisse haben den Hafen Erdbeben und Feuersbrünste, die immer gewaltige Dimensionen annahmen, und Erhebungen der Hafendarbeiter, denen sich der tausendköpfige Populacho anschloß, in Schrecken und Aufregung versetzt.

Das Klima ist, weil gleichmäßiger, viel angenehmer und gesunder als dasjenige Santiagos. Nur die Winde sind lästig. Im Sommer die Südwinde, die in den Straßen prasselnde Staub- und Sandregen aufwirbeln, im Winter die Nordwester, welche ungehinderten Zutritt in die Bai haben und den Schiffen äußerst gefährlich werden können, sie manchmal tagelang am Landen der Passagiere und Löschen der Landung verhindern und sie oftmals wieder

aufs offene Meer hinaustreiben. Die Niederschlagssumme ist größer als in Santiago, nämlich 514 mm.

Wenn man Valparaiso in nordöstlicher Richtung verläßt, wandert oder fährt man fast unausgesetzt im Bereich von Häusern, oft villenartiger, die sich an den Bergen hinziehen, vom Meeresstrande durch die nach Santiago führende Bahn getrennt. Alsdann erreicht man die anmutigsten Seebäder Chiles, freundlich wie ihre Namen: *Miramar* und *Viña del Mar*. Freilich haben sie sich mehr und mehr zu Luxusbädern entwickelt, dem sommerlichen Stelldichein des in Chile so sehr betonten Highlife. Dort finden auch die berühmten Rennen statt. Diese Orte sind lieblichster Natur: die Villen der reichen Valparaisaner Großkaufleute und der vornehmen *Haciendados* Mittelchiles im Schmuck ihrer mit tropischen und subtropischen Gewächsen angefüllten Vorgärten, deren Stakete Passionsblumen beranken, durch welche neugierig die gezähmten, kibitzartigen *Queltéhues* lugen; dann der herrliche, pittoreske Felsstrand, oder die behagliche, weit ausgedehnte *Playa*, auf der leuchtendgelber kalifornischer Mohn wuchert. Farbige Berge im Hintergrunde. Dazu die nicht oft genug zu rühmende klare, sonnedurchleuchtete Luft, die es erlaubt, den landschaftlich überaus reizvollen Strand über *Concón* hinaus bis zur Halbinsel *de los Molles* zu verfolgen, und in der sich die Andenriesen *Aconcagua* und *Mercedario* so wunderbar in feinsten Nuancierungen abzeichnen. Heute ist *Viña* mit 34 000 Bewohnern eine der volkreichsten Siedelungen, aber da man den Strand als Nationaleigentum schützte, verblieb ihr das köstliche Juwel.

Bei *Viña del Mar* verläßt die Bahn die Küste und folgt, südostwärts biegend, dem *Quilpuéflüßchen* in einer romantischen Schlucht, deren schönster Punkt *El Salto*, der Wasserfall, ist, den jener Bach dort bildet. Ich verlebte dort meinen ersten *Dieziocho*, Frühlingstage von berauschemdem Glanze, die selbst die sonst wenig auffällige Tierwelt zu staunenswerter Entfaltung lockten. Ich habe nie wieder in chilenischen Landen ein solches Spiel goldiger und

malachitblinkender Lazerten und ein solches Gegaukel bunter Schmetterlinge, abenteuerlicher Wespen und Hummeln gesehen. Boldo und Bambusdickicht auf den Bergen, mächtige Palmen und Blicke auf das strahlende Meer. Hier schart sich die chilenische Palme (*Jubaea spectabilis*) im Tale oder auch an den Bergen hinansteigend noch zu kleinen Gruppen zusammen. Es ist die einzige Palme des chilenischen Festlandes und die südlichste Amerikas, da sie den 35° erreicht. Indessen dringt sie nach Norden nicht über den 31. Grad hinaus, so daß ihr Gebiet nur ein kleines ist, zumal es sich auf die Küstenkordillere beschränkt. In diesem findet sie sich vom Meeresstrande bis 700 oder 800 m Höhe. Es ist ein stolzer, massiver Baum, der, immer völlig gerade aufstrebend, eine Höhe von 25—28 m erreicht. Der aschefarbige Stamm übertrifft an Dicke alle Palmen der Erde, denn sein Durchmesser beträgt in der Regel 1 m, gelegentlich aber bis 2 m. Die Krone setzt sich aus 50 bis 60 2½ m langen gefiederten Blättern zusammen. Die Palme blüht erst in einem Alter von 60 Jahren. Der Beginn der Blütezeit fällt in den Oktober, den chilenischen Frühling. Dann platzt die Hülle, die den Blütenstand einschließt, mit einem lauten Knall: ein fleischiger Kolben entfaltet gegen 100 Zweige, die zugleich mit männlichen und weiblichen strohgelben, ein wenig rötlichen Blüten besetzt sind. Aus der weiblichen entwickelt sich eine walnußgroße, apfelgelbe Steinfrucht, deren den Kern umhüllendes Fleisch an den Geschmack der Mispel erinnert.

„Die chilenische Palme ist ein Nutzpflanzgewächs ersten Ranges. Es gibt keine zweite Pflanze in der einheimischen Flora Chiles, die den Menschen so mannigfaltige Vorteile gewährte wie die Palme¹.“ Ihr verdickter Saft ist der Palmenhonig; die Kerne, Coquitos genannt, von denen ein einziger Baum in einem guten Jahre 10 000 zur Reife bringt, dienen als Ersatz für Mandeln und sind namentlich in Perú sehr begehrt; aus den Fasern des Stammes wird Pappe gemacht, die sich zur Bedachung von

¹ F. Johow: Über die chilenische Palme, Valparaiso 1900.

Häusern eignet; aus den Fiedern der Blätter verfertigt man Körbe oder zerschleißt sie zu einem Polsterungsmaterial; die Mittelrippen dagegen werden nach Europa exportiert und dort zu Spazierstöcken verarbeitet. Diesem Umstande verdankt es die Palme, daß sie sich noch in einigen sehr ausgedehnten Beständen oder Wäldern in den sogenannten *Palmenhaciendas* von Ocoá am Fuße der Campana und Las Palmas und Cocalán am Ostabhang der Küstenkordillere in Mittelchile erhalten hat. In letzterer gibt es ein paar Hunderttausend, die, stellenweise dicht zusammengedrängt, eine Talsohle füllen und auch an den Berglehnen hinansteigen, indes nicht bis zu den Gipfeln. Hier wetteifern sie, zum Himmel strebend, mit Litre, Peumo und Quillai; zu ihren Füßen bilden Trevú, Boldo, Retama, Espino und Quisco Gebüsche. An feuchteren Stellen wächst der Maqui mit seinen hohen, geilen Schüssen und Lingue und Arrayán. Im Frühjahr ist der Palmar ein Dorado für den Pilzfreund, der den Boden mit Champignons bedeckt findet.

Die Palme lockt auch eine Anzahl Tiere und besonders eine schwarze, Curúro genannte Trugratte an (*Paepbagomys ater*), welche die Kerne frißt, ferner den Quique, einen kleinen Marder (*Galictis vittata*), und die Chilla (*Canis azarae*), den Fuchs, der ebenfalls an den süßen Früchten Gefallen findet. Aber damit die Curúros sich nicht bei so guter Kost ins Endlose vermehren, erscheint der Puma, um sie zu jagen. Von den Vögeln ist hier ein brauner Specht (*Colaptes pitiguus*) zu Hause, der einen spitzen Schrei ‚pitigüe‘ ausstößt und nun auch so heißt.

Um den Saft zu gewinnen, fällt man die Palme in der Wurzel, ehe der Frühlingstrieb erfolgt, doch so, daß sie noch durch einen Teil derselben mit dem Erdreich in Verbindung bleibt. Nunmehr wird das oberste Stammende nach Entfernung der Krone gekappt und ein Gefäß unter dasselbe gestellt; während des 6 bis 8 Monate andauernden Saftausflusses sammeln sich 3 bis 4 hl. Von Zeit zu Zeit muß für eine neue Schnittfläche gesorgt werden, da sich die alte verstopft. Der Saft wird eingekocht,

bis er die Dicke des Sirups hat. Eine Palme gibt 60 bis 100 l Honig. Leider fällt sie dieser Ernte zum Opfer.

Der Miel de Palma ist zu den Konfitüren der häuslichen Küche unentbehrlich. — Bestellt man im Restaurant einen Pfannkuchen, so fragt der Kellner, der ihn gebracht hat: „Mit Zucker oder Palmenhonig?“ Der Chilene zieht letzteren vor, der sich alsdann aus der angebohrten Blechbüchse im dünnen, gelbbraunen, zähen Strahl auf das Gebäck ergießt. —

Hinter Limache biegt der Schienenstrang wieder in das uns schon bekannte Aconcaguatal, gesegnet durch seine Früchte und vor allem durch Wein. Der Weinbau Chiles beginnt mit der Eroberung durch die Spanier, welche die Rebe von Cuzco in Perú (3520 m) aus der Hacienda Marcahuasi, wohin sie von den Kanarischen Inseln durch einen Begleiter Pizarros verpflanzt war, in den ‚letzten Winkel der Welt‘ brachten, so daß bereits 1551 in Santiago Trauben gegessen und 1555 Wein gekeltert wurde. Er kann aber anfangs nicht billig gewesen sein, denn Middendorf berichtet, die Arroba sei (in Perú) mit 300 bis 500 Dukaten bezahlt worden. Jedoch am Ende des 16. Jahrhunderts war der Saft der Rebe Volksgetränk geworden, und zwar in solchem Maße, daß sich der König von Spanien im Interesse der Moral seiner chilenischen Untertanen verpflichtet fühlte, ein Dekret zu erlassen, welches die Kultur des Weinstocks untersagte. Es ist mehrmals und zuletzt 1767 wiederholt worden. Ohne Erfolg: der Fluch edler Bestrebungen.

Der Wein wird im großen von Copiapó (27°, 22') bis zum Biobio (37°) gebaut, erreicht aber in Perú mindestens den 13. Grad s. Br. Man pflegt ihn weniger im Bereich der Küstenkordillere, wo er infolge der häufigen Nebel leidet, als im Innern. Von den 64 000 ha seiner Anbaufläche (1917) kommt der größte Anteil auf das Längstal. Man zieht weißen und roten Wein in zahlreichen Sorten und von sehr verschiedenem Geschmack. Die weißen Weine des Nordens, von Huasco, Elquí und Copiapó gleichen Oporto und Jerez, die roten des Aconcaguatales und der

Umgebung Santiagos ähneln dem Burgunder, von dem sie z. T. auch abstammen, während die weiße Traube der Küstenkordillere in der Provinz Maule (mittlere Breite 36°) einen herberen Wein liefert. Die Weinfelder werden kaum gedüngt, aber bis zum Rio Maule berieselt. Die Rebe wird an niedrigen Stöcken oder am Espalier gezogen. Im Norden läßt man sie höher und stärker werden als im Süden. Die Viñas zeitigen im allgemeinen ihre besten Ernten bis zum 40. Jahre. Chile ist ein angenehmes Land für den Weinbauer, da die Rebe hier widerstandsfähiger und gesunder bleibt als anderswo, die Reblaus nicht existiert und sonstigen Schäden leicht begegnet werden kann. Der Weinstock sonnt sich selber aus. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Weinkultur durch französische Einwanderer einen fortschrittlichen Impuls bekommen. Es ist ihr Verdienst, die kreolische Rebe durch Sorten aus Burgund (Pinot) und der Gironde (Cabernet, Merlot, Malbeck) ersetzt zu haben.

Die Hauptprodukte der chilenischen Traube, der Wein sowie auch der süße, aromatische Most, Chacolí, und die ein wenig säuerliche, gelbbraune, trübe Chicha — gekochter, nachträglich gärender Traubensaft von geringer Haltbarkeit — bleiben im Lande; höchstens geht etwas Wein nach Argentinien und Bolivien, 1917 im Werte von 184 755 Goldpesos. Der chilenische Wein hat leider — wenigstens der rote — einen Beigeschmack, der sich dem Neuangekommenen in der ersten Zeit aufdringlich bemerkbar macht. Man sagt, ohne damit zu erklären, es sei ein Erdgeschmack. Ferner besitzt er immer etwas stark Adstringierendes, das bei den geringeren Sorten abstoßend wirkt. Trotz der verhältnismäßig bedeutenden Produktion von 1 759 323 hl, d. s. 45 l pro Kopf der Bevölkerung, war die Nachfrage, der Weindurst, so groß, daß sich die Produzenten fortgesetzte Preissteigerungen erlauben konnten. Die angesehensten chilenischen Geschlechter, wie Errázuriz, Urmenéta, Subercaseaux, Ochagavía, Sanfuéntes, Cousiño, Tocal u. a., sind ausschließ-

lich oder überwiegend mit dem Weinbau verknüpft und senden ihren Namen auf den Etiketten in die entlegensten Aldeas. Eine nicht geringe Menge der Trauben wird zur Alkoholfabrikation ausgenutzt. Die Reben der Nordprovinzen Atacama und Coquimbo liefern den Pisco genannten Traubenschnaps. Ein kleiner Teil der Weinbeeren findet als Tafelrosinen, Pasas, Verwendung, namentlich aus Elqui und dem Huáscotale.

Die Weinernte, la vendimia, ein fröhliches Fest, bei dem Frauen und Kinder mittun, beginnt im Februar und verschiebt sich im Süden bis in den April. Die in Körben und Bottichen gesammelten Trauben befördert die Ochsenkarre zur Presse oder Handmühle. Der Weinimport ist naturgemäß zurückgegangen, indessen sind überall gute französische Marken und auch deutsche erhältlich. Champagner, Rhein- und Moselweine sind eben nicht zu ersetzen.

Wir wollen das Aconcaguatal bei dem Städtchen Calera (mit Kalksteinbrüchen und Kalköfen — daher der Name) verlassen, um über bzw. durch die Cuesta del Melon, die sich in dem Curichilonco 2200 m hoch erhebt, noch einmal etwas weiter nordwärts an die Küste zu gelangen und das reizende Zapallar, eine entstehende Villenkolonie, namentlich Deutscher, zu besuchen. Während im Tal des Aconcagua die Frühlingssonne heiß herniederscheint, finden wir den Himmel auf der Nordseite des Melonengebirges bewölkt, die Luft feucht. Es herrscht ein ganz anderes Klima. Wir müssen den Weg vom Flecken Catapilco, zu dem uns eine Sekundärbahn führte, zu Wagen zurücklegen, aber es ist eine abwechslungsreiche Straße, zunächst über Weiden, dann durch dichten oder lichterem parkartigen Wald und schließlich am Meere entlang, in welches das Küstengebirge seine granitene Rippen streckt.

Auf der Fahrt hatten wir ein komisches Intermezzo mit einem Fuchs, welcher, anstatt unserem Wagen auszuweichen, demselben nachlief, sich in naher Entfernung hinsetzte und Männchen machte, dann wieder unserem

Gefährt nachrannte und es zu überholen trachtete, die Serpentina unseres Pfades abschneidend. So wiederholte er sein neckisches Spiel mit uns mehrere Male. Später ersah ich aus dem Gay, daß er wegen seiner Neugier bekannt ist, oft vor den Personen herläuft oder sich nur 5 oder 6 Schritt von ihnen aufstellt, um sie sich mit Muße anzusehen.

Zapallar baut sich an einer kleinen, etwa keilförmigen Meeresbucht auf, die durch ein Halbinselchen erzeugt wird, das sie gegen die Norder schützt. Überdies ist der Ort im Rücken und zur Linken durch hohe Berge eingefast; nach Süden aber schweift der Blick frei an der felsigen Küste entlang. Die moderne Siedelung verdankt ihre Existenz dem Herrn Olegario Ovalle, Besitzer der großen Hazienda, zu welcher nicht allein alles gehört, was wir sehen, deren Reich vielmehr weit über die Berge hinausgeht. Don Olegario schenkte die Grundstücke um die Meeresbucht wohlhabenden Leuten unter der Bedingung, ein hübsches Haus darauf zu bauen. So entstand hier im Laufe des vorletzten Jahrzehnts ein anmutiger Gartenort, nachdem einige deutsche Lehrer und Lehrerinnen als kühne Pioniere den Anfang gemacht hatten. Die Stroh- und Lehmhütten der Inquilinos verschwanden allgemach. An ihre Stelle traten freundliche Landhäuser mit Türmchen und Veranden inmitten gedeihensfreudiger Gärten, in denen die vielgestaltigen Eukalyptusarten ihr Bestes im schnellen Heranwachsen taten. Damals, im September 1903, war es still und idyllisch in Zapallar. Vier Jahre später nannte es ein Feuilletonist bereits ein Biarritz en miniature.

Die Berge sind hier wiederum bewaldet, so reichlich und mit solch mächtigen Bäumen, daß die Holzkohlenindustrie lohnt. Man trifft allerorten auf die schwelenden Meiler. Die Vegetation der Küste bietet manche Eigentümlichkeiten. Sie bedeckt noch die sich ins Meer senkenden Klippen. Der Brandungsgischt spritzt hinüber zu den Kolonien der zierlichen *Puya venusta*, den Quiscos, den Chahuáles und den Dickichten

der kleinblütigen *Fuchsia (lycioides) rosea*. Die Chahuáles (*Puya coarctata*) stehen jetzt, im September, im Schmuck ihrer gelben Blüten. Zum 18., dem Nationalfeste, wird man die mannshohen Schäfte der schweren Blütenkolben fällen und gleich Maibäumen neben die Pfeiler der Hüttenpforte pflanzen. Sie gewähren einen seltsamen Anblick durch die dornenartigen, sehr langen Fortsätze, welche von der mächtigen Blütenähre allseits ziemlich wagerecht ausstrahlen, wie etwa die Stangen, die man vor einem Taubenschlage um einen Pfahl herum den Tauben zur Sitzgelegenheit angebracht hat. Doktor Johow ist der Ansicht, daß jene Dornen des Chahuáls keinen anderen Zweck haben, als den Tordos (*Curaeus aterrimus*), den chilenischen schwarzen Staren, als Sitzstange zu dienen, wenn sie den aromatischen Nektar der Blumen aufsaugen wollen, der so süß ist, daß ihn auch die chilenische Jugend schlürft. Freilich aus egoistischen Motiven kam die Pflanze den Vögeln entgegen: die Tordos dienen als Bestäuber und walten ihres Amtes so eifrig, daß sie um diese Zeit alle eine gelbe Kappe vom Blütenstaub des Chahuáls tragen. — Auch die Quiscos haben ihre großen, schneeweißen Blüten aufgesteckt. Sie nahmen hier eine seltsame Gewöhnung an, indem sich ein Teil ihrer mächtigen Zweige in eleganter Schlangelinie zum Boden niederbeugt.

Der Chahuál (auch Puya oder Cardon genannt) gehört neben dem Säulenkaktus zu den häufigsten Gewächsen der Küstengebirge. Man begegnet den ohne weiteres die Bromeliacee verratenden bodenständigen, dichten Büscheln der schwertförmigen, grau-grünen, harten Blättern mindestens von Coquimbo bis Concepción. Höher in den Bergen löst ihn die blau blühende *Puya alpestris* ab. Die Bromeliaceen gehen, aus den Tropen kommend, durch das ganze kultivierte Chile bis zum Chonosarchipel und beeinflussen auffallend die Physiognomie der Landschaft. Die namentlich die felsigen Gestade der Küste besiedelnden, aber auch in den Anden emporklimmenden *Rhodostachys* gehören dank ihrer rosen-

roten, leuchtenden Blütenköpfe zu den schönsten Gewächsen Chiles.

Dem Meere nahe, zwischen *Escallonia*-, *Lobelia*-¹, *Baccharis*- und *Cassia*sträuchern², in denen sich die rotgelb-blaublühende Kapuzinerkresse, der Soldadillo³, wie das chilenische Volk sie nennt, ferner ein Seidenpflanzengewächs mit purpurnen Blüten (*Cynanchum*), und die gelbe Granadilla⁴, die einzige Passionsblume Chiles, hinaufranken, ist ein grüner Kräuterteppich über granitene Hügeln aufgeschossen, in dem eine Anzahl auffallender und merkwürdiger Pflanzen während des September blüht: prächtige *Amaryllis* (*Phycella*) mit ihren leuchtend roten, großen Kelchen, die im Volke wenig ästhetisch Chupa-poto heißen, die schöne Flor del Soldado (*Alonsoa incisaeifolia*), mannigfaltige und eigentümliche Pantoffelblumen, zierliche Storchschnäbel, die feinen *Sisyrinchium*, verschiedene purpurn- und blaublühende Sauerklearten — darunter außerordentlich großblumige — zahlreiche blaurote Lupinen (*L. microcarpus*), Platterbsen (*Lathyrus petiolaris*, *Verbena*, *Valeriana*), zarte Sternblumen, Rasen der Doca (*Mesembryanthemum aequilaterale*) mit den holzigen, sich auf dem Boden ausbreitenden, verzweigten Stengeln, fleischigen Blättern und purpurnen, auffallenden Blüten, ein gelber Enzian (*Microcala quadrangularis*) und eine wundervolle, seltsame Orchidee (*Bipinnula mystacina*), deren seitliche äußere Blumenkronblätter stark verlängert und so sehr gefranst sind, daß ihre Enden wie ein Pinsel aussehen. Die inneren Kronblätter sind weißlichgrün. Diese schöne Pflanze erreicht eine stattliche Höhe und die 4 bis 8 Blüten eine beträchtliche Größe.

In dem sich an den Höhen hinaufziehenden Walde vermissen wir manche Bäume, die in dieser Breite in den Anden wachsen, z. B. den lieblichen Maiten und den nützlichen Quillai, aber es treten zwischen die vorherrschenden Buchen und Peumos andere Gestalten wie der Bellóto (*Bellota miersii*), ein bis 30 Meter hoher

¹ *L. salicifolia* u. *polyphylla*. ² *C. clusiana*. ³ *Tropaeolum tricolor* u. *tenuirostra*. ⁴ *Passiflora pinnatistipula*.

Lorbeerbaum, dessen knöchiges, silbrig schimmerndes Astwerk weit ausgreift und weniger von den Blättern verhüllt wird wie beim Peumo — hohe Myrten und Tiques. In ihnen klimmt, der Liane gleich Geflechte und Taue erzeugend, der Cóguil (*Lardizabala biternata*), Maqui, Boldo und kleinblättriger Chusque bilden das Unterholz. Auf dem Gipfel der etwa 700 Meter ansteigenden Berge überrascht uns eine neue Erscheinung: die Bäume, so die Peumos, hängen hier voll von langen, weißen Bärten, Barbones, die wie Flechten aussehen, aber in Wahrheit Bromeliaceen (*Tillandsia usneoides*) vorstellen. Sie kommen nur an Stellen vor, über die der mit Wasserdunst gesättigte Seewind hinwegfährt.

Ich möchte diesen, einen unserer letzten botanischen Ausflüge, nicht schließen, ohne mit einigen Worten der chilenischen Pflanzenwelt als Ganzes gedacht zu haben. Dieselbe repräsentiert eine pflanzengeographische Provinz von nicht geringer Eigenart. Es sind beinahe schon sechsthalb tausend Gefäßpflanzen beschrieben worden, indessen dürfte die wirkliche Zahl um 500 niedriger sein, da das Land durch beinahe zwei Menschenalter einem leidenschaftlichen Artenjäger als Tummelplatz diente. Sie verteilt sich auf rund 700 Gattungen, von denen 150 lediglich in Chile vorkommen, freilich ist die Mehrzahl der endemischen Geschlechter nur durch eine einzige Art vertreten. Die chilenische Flora besitzt ihre Wurzeln in den südamerikanischen Tropen, wurde aber von Einwanderern aus dem Norden — Kalifornien und Mexiko —, welche die Anden benutzten, durchsetzt. Die Kräuter zeigten die Tendenz, zu verholzen und sich in Stauden umzubilden. Chiles Pflanzenwelt hat sich etwas einseitig entwickelt, indem gewisse Familien und Gattungen durch eine verhältnismäßig exorbitante Artenzahl vertreten sind. So begreifen die Kompositen, welche $\frac{1}{10}$ der Phanerogamen überhaupt ausmachen, in Chile $\frac{1}{5}$ aller Blütenpflanzen. Unter ihnen gehört wiederum ein auffallend großer Teil zu den Labiatifloren, jenen mit zweilippigen Blüten aus-

gestatteten — ich erinnere an die herrlichen Mutisien —, welche in Europa gänzlich fehlen. Erstaunlich ist es dann, wie gewisse Geschlechter der Vereinblütler sich überschwenglich artenreich entfaltet haben, so *Senecio* mit 256, *Haplopappus* mit 86, *Baccharis* mit etwa 65, *Conyza* mit 58, *Leuceria* mit 49 Spezies; *Gnaphalium* und *Mutisia* besitzen ebenfalls gegen 50. Und wie sie durch Artenfülle weit über das gewöhnliche Maß hinausgegangen sind, so auch an mächtiger Entwicklung: es gibt Bäume unter ihnen; der mit Dornen bewehrte Tayú oder Palo-mato (*Flotowia diacanthoides*), welcher im Süden wächst, ist ein solcher. Sein Stamm kann übermeterdick und haushoch werden. Nächst *Senecio* gilt das Leguminosengeschlecht *Patagonium* (*Adesmia*) mit 146 als artenreichstes. Wundersam berührt uns die Fülle der *Oxalis* mit 90 Vertretern, darunter ein dickstämmiger, in den Minenprovinzen heimischer Strauch der Churco. Ebenso überrascht die Mannigfaltigkeit des Portulaceengenus *Calandrinia* mit 54 Arten, die den allerverschiedenartigsten Habitus annehmen und darin mit den 53 chilenischen Veilchen wetteifern, welche sich ebenfalls zum Teil selten in der Hochkordillere veränderten. Auch das Malvengeschlecht *Cristaria* und die oft erwähnte Gattung *Leuceria* imponieren mit je 50 Arten. Von bekannteren Gattungen sind noch hervorzuheben *Astragalus* und *Phaca* mit je 75, *Solanum* mit etwa 70, die der Baldriane (*Valeriana*) mit 52, der Wegeriche (*Plantago*) mit etwa 50, das Saxifragengeschlecht *Escallonia* mit 25, das der Cruciferen *Nasturtium* mit 27 und der Weidenröschen (*Epilobium*) mit 16 Arten. Unter den Zwiebelgewächsen marschirt an der Spitze *Alstroemeria* dank etwa 50 Spezies jener meist orangefeuferfarbenen, Peregrinas genannten Amaryllen, deren Blütenschaft belaubt ist. Recht charakteristisch sind für Chile die Loasaceen; die Gattung *Loasa* floriert schon im Gay mit 31 Angehörigen. Das sind stark brennende Pflanzen, aber mit sehr schönen, auffallenden, gelben, ziegelroten oder weißen Blüten, die oft glockenartig niederhängen — die Kronenblätter sind

dann wohl zurückgeschlagen — und viel von Hummeln besucht werden. Ferner die Berberitzen (*Berberis*) mit gegen 40, die Stachel- und Johannisbeeren (*Ribes*) mit etwa 25, die Eisenharte (*Verbena*), meist strauch- und selbst baumartig, mit über 40 Gliedern. An Orchideen gibt es nur bodenständige und seltsamerweise keine roten oder purpurnen, sondern nur gelbe, weiße und grünliche. Sie wachsen zerstreut zwischen Gebüsch, nur *Pogonia tetraphylla*, deren Stengel eine einzige große weiße Blüte krönt, schmückt gesellig die Wiesen der südlichen Kordilleren. Das größte Geschlecht *Chloraea* mit über 80 Arten ist Chile eigentümlich.

Die chilenische Pflanzenprovinz sondert sich in das Gebiet des regenlosen oder regenarmen Nordens (18 bis 30½°), des mittleren, durch trockene Sommer und nasse Winter ausgezeichneten Chiles (30½ bis 37°) und des südlichen mit den auf das ganze Jahr verteilten Niederschlägen (37° bis zum Feuerlande). Innerhalb dieser Regionen ergeben sich infolge der botanischen Verschiedenartigkeit von Küstenkordillere und Anden natürliche Bezirke.

Die Mannigfaltigkeit der chilenischen Flora wächst von Norden nach Süden und erreicht ihren Höhepunkt in der Breite von Concepción, wo viele nördliche und südliche Formen zusammentreffen. Noch weiter südlich, vom 40. Grad ab, mischen sich antarktische Arten unter sie, und damit bekommt sie einen neuseeländischen Einschlag.

Ich versuchte von den verschiedenen Pflanzengemeinschaften bei Gelegenheit der Reiseschilderungen Bilder zu entwerfen. Hier sei nur noch eine Bemerkung gestattet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jene überaus lichten Gebüsche, welche heute Mittelchile bedecken, das ursprüngliche Vegetationskleid dieser Gegend sind, sondern alles deutet darauf hin, daß mit Einführung der europäischen Haustiere, die dort Tag und Nacht frei weiden, eine gründliche Metamorphose stattgefunden hat, indem diese alles wegfräßen, was ihnen paßte, und nur stark bedornte, riechende oder mit giftigen Milchsäften ausgestattete Ge-

wächse standhielten. Solche sind heute die vorherrschenden der Strauchsteppe.

Der chilenische Staat gibt seit vielen Jahren eine Menge Geld dafür aus, die halb entblößten Höhen, namentlich in der Nähe Santiagos, aufzuforsten. Einmal hat sogar in Gegenwart des Präsidenten die Einweihung des neuen Waldes von Conchali stattgefunden, dessen Bäume — Sämlinge — erst tags zuvor herangefahren worden waren. Das *Diario Ilustrado* brachte seinen Lesern einen langen illustrierten Bericht des Festes mit den überschwenglichen Reden, in welchen der Gesang der Vögel in den künftigen Wipfeln das Leitmotiv bildete, und schloß mit der Entschuldigung, den Wald hätte es nicht abbilden können, weil er nicht dagewesen wäre, man hätte ihn in Blumentöpfen herumgereicht! Diese Episode erinnert an die phantastische Weihe des ersten Spatenstichs der Oroyabahn unter Henry Meiggs, welche Middendorf schilderte. Der großartige *Impresario* ließ einen schön behauenen Stein vor die Stadt Lima stellen, zu dem nun alles Volk — Erzbischof und Präsident an der Spitze — hinauswallte, um das Werk zu segnen und in einem glänzenden Bankett (800 Gedecke, jedes 100 Mark!) bei einem Regen goldener Denkmünzen zu feiern mit demselben Enthusiasmus, als ob es bereits vollendet wäre. — Man würde kostenlos aufforsten, wenn man Flächen vor der Invasion der Rinder und Pferde sicherte. Alsdann sähe man sie sich bald von selbst mit Canelos, Peumos, Quillaien, Maitenen u. a. zum denkbar schönsten Naturpark bewalden. Übrigens hat die Privatinitiative in mehreren Teilen Chiles, z. B. bei Tomé und zwischen Coronel und Concepción, sehr schöne Erfolge mit der Anpflanzung von Kiefern (*Pinus*) erzielt.

Die chilenische Tierwelt ist eine der ärmlichsten der Welt. Jener durch Wüsten und Anden begrenzte Erdenwinkel hat nichts von dem neotropischen Reichtum abbekommen, sondern sich selbst ein kümmerliches Surrogat herausgebildet aus dem, was der Zufall dorthin

von Perú, Bolivien, Argentinien und selbst Australien verschlug. So besitzt Chile faunistisch dieselbe Selbständigkeit wie floristisch und auffallend viel Eigentümliches.

Die chilenische Säugetierwelt ist eigentlich mehr dadurch merkwürdig, daß ihr so manches fehlt, was das übrige Südamerika hat, als durch seine Typen selbst. So spielen die Edentaten fast gar keine Rolle. Es soll gelegentlich nur ein kleines Gürteltier, Quirquincho (*Dasypus minutus*), und die Gürtelmaus (*Chlamyphorus*) vorkommen. Die stattlichsten Geschöpfe sind die Huanácos, der große Spießhirsch (*Furcifer chilensis*), Huemúl genannt (das eine Wappentier Chiles), der sich aber schon in den äußersten Süden zurückgezogen hat, und der Puma. Zu diesen kommen das Zwergreh oder Pudú, der Cóipu oder Sumpfbiber (*Myopotamus coypus*), die Trugratten, die wertvollen Viscachas und Chinchillas des Nordens, und eine zierliche Beutelratte, die Comadreja (*Didelphys elegans*); ferner kleine Marder wie der Quíque, welcher sehr zahm wird, und Chingue (*Mephitis chilensis*), ein Stinkmarder, dessen Name vielfach im Sprachgebrauch angewandt wird, z. B. „que no me chingue“, daß ich mich nicht anrühlig mache; zwei Füchse und Fischottern, etliche Wildkatzen und eine Anzahl Fledermäuse. Der Jäger muß sich gemeiniglich mit dem verwilderten Kaninchen und den im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts in Mittelchile ausgesetzten Hasen begnügen, die recht gut fortkommen. Nach dem Erdbeben von 1906 sollen sie aus dem Längstal, wo sie unter den zyklischen Wiesenmauern ihre Sasse hatten, durch deren Einsturz erschreckt, in den Buschwald der Küstenkordillere übersiedelt sein.

Die Vogelwelt ist reichlicher entwickelt und würde noch auffälliger sein, wenn man sie nicht in echt romanischer Weise verfolgte.

Chile ist das Reich des Kondors — der Name ist Quechua und heißt eigentlich Kuntur —, des gewaltigsten der Geier, der aber immer mehr verschwindet, da ihm namentlich die Italiener nachstellen, die seinen Balg

exportieren; neben ihm kommen noch zwei kleinere Geier vor, Jote (*Cathartes aura*) und Gallinazo (*C. atratus*). Beide leben von Aas und sehen einander ähnlich. Jener bevorzugt den Meeresstrand, dieser die menschlichen Wohnungen, wo er von den Firsten der Häuser Auslug hält. 16 verschiedene Falken, die sich auf elf Gattungen verteilen und im allgemeinen eine weite Verbreitung in Süd- oder in Süd- und Nordamerika besitzen, und unter denen der Wanderfalke, Gavilán genannt, sogar Kosmopolit ist, vervollständigen mit 5 Eulen die Sippe der Raubvögel. Unter ersteren sind die häufigsten der braune Peuco, der Aguilucho und der rostfarbene Nanque (der Jäger der Zorzales), alle drei an den Bussard erinnernd, ferner der stattliche Traro, die hochbeinigen Tiuques und der zierliche Cernícalo. Bei letzteren befindet sich auch unsere Sumpfohreule (*Asio brachyotus*), im Chilenischen Nuco, aber öfter, selbst am hellen Tage, gewahrt man den Pequén, welcher, wie Martin schreibt, dreist und hartnäckig die Misthaufen der Straße durchsucht. Er bewohnt Erdhöhlen, z. B. die verlassenen Gänge mancher Nager. Allbekannt ist auch der Chucho, eine der kleinsten Eulen der Welt.

Wenn wir die chilenischen Sperlingsvögel Revue passieren lassen, fällt uns zunächst überraschenderweise der gänzliche Mangel an Prachtfinken (Tanagridae) und die spärliche Vertretung der Tyrannen mit nur 18 Arten auf, die sich allerdings auf zehn Geschlechter verteilen, überraschend und spärlich, wenn man bedenkt, daß diese rein amerikanischen Familien 300 und 400 Arten zählen. Beinahe die Hälfte entfällt mit acht Spezies auf die Gattung *Muscisaxicola*, deren Angehörige von den Chilenen verächtlich Dormilones oder Tontitos, Schlafmützen, Dummerjane geschimpft werden, weil sie so wenig scheu sind. Diese aschfarbenen Vögelchen kommen im Winter in die Nähe der Wohnungen und suchen selbst in ihnen Unterschlupf. Zur gleichen Familie gehört der reizendste Vogel Chiles, der bunte Sietecolor, der Siebenfarbige (*Cyanotis azarae*). Diese zierliche Kreatur besitzt einen schwarzen,

rubinfarben eingefaßten Kopfputz, blauen Nacken und Schläfe, gelbe Brust, olivenfarbenen Rücken, dunkelbraungraue Flügel und schwarzen Schwanz mit weißer Binde, bzw. Saum. Sie bewohnt die Ufer der Lagunen, baut ein sehr festes und dichtgefügt, trichterförmiges Nest aus Schilf und Binsenresten und verwebt es mit einem oder mehreren Stengeln der Totorá (Kolbenrohr), die ihm als Stütze dienen. Chile bevölkern 20 echte Finken (zehn Gattungen), und unter ihnen gibt es auch einige Sänger, wie den zeisigähnlichen Jilguero (*Chrysomitris barbata*), der häufig seines munteren Gezwitzers wegen im Bauer gehalten, noch häufiger indessen en masse gegessen wird, und die Diúca. Hierher gehört auch der Chincól (*Zonotrichia pileata*), der chilenische Spatz, der beim Volke ebenso populär ist wie der unsere. Es gibt ein Spiel der kleinen Mädchen, wobei sie tanzend singen:

„Chincol, Chincol	Picale ² , Chincol,
Zapato de charol ¹ ;	Zapato de charol ³ .“

Die Verse haben ebensowenig Sinn wie bei uns solche Kinderreime, die durch endlose, rasche Wiederholung herauschen. Der Chincol zwitschert: i-tio, schiu, schiu, trri, und das Volk interpretiert den Ruf: „Abis visto mi tio tin o mi tio Agustin?“ „Hast du gesehen, meinen Onkel, Onkel tin oder meinen Onkel Augustin?“

Die Drosseln sind nur in fünf Arten in Chile anwesend, von denen drei, die Zorzales, der Gattung *Turdus* und zwei, die Tencas, *Mimus* angehören. Der Zorzal (*T. magellanicus*) ist einer der gemeinsten Vögel und ein beliebter Bissen, während die ebenfalls sehr häufige Tenca (*M. thenca*) ihres Gesanges wegen gezähmt und gehätschelt wird. Sie soll auch recht geschickt im Nachahmen anderer Stimmen sein. Von den neotropischen Staren, Troupialen, Gliedern der neuweltlichen Familie Icteridae, hat Chile nur einen kleinen Schuß bekommen, vier Arten, die aber wie ein Muster sich auf ebenso viele Gattungen verteilen. Die schöne, rotbrüstige Loica (*Trupialis militaris*), einer der auffallendsten Vögel Mittelchiles, der glänzend-

¹ Lackschuh. ² Beiße ihn! ³ R. Lenz: Diccionario Etimológico. Santiago 1904—05.

schwarze Tordo (*Curaeus aterrimus*), welcher scharenweise die erntereifen Saatfelder heimsucht und besonders im Süden zur Landplage geworden ist, und der muntere, buntere, schwarz-weiß-gelbe Trile (*Agelaius thilius*) sind die wichtigsten. Nur eine Bachstelze, der Caminante (*Anthus correndera*), ist hier zu Hause und zeichnet sich durch die Schnelligkeit aus, mit der sie über den Boden hinläuft, den sie kaum verläßt.

Von der amerikanischen Familie Dendrocolaptidae haben sich 19 Arten als Vertreter von neun Geschlechtern angesiedelt. Einige heißen Canasteros (*Siptornis*), weil ihr Nest wie ein Korb aussieht. Dasselbe besitzt an einer Seite die Eingangs- und an der entgegengesetzten die Ausgangsöffnung. Ein anderer, Larguicola (*Sylviorthorhynchus desmursi*), verdankt den Namen seinem langen Schwanz, der durch sechs Federn gebildet wird, von denen zwei die übrigen bedeutend überragen; es ist ein kleiner, rötlich-brauner Kerl mit gelblich-weißer Brust. Besonders auffallende Erscheinungen sind die der Familie Pteroptochidae, ebenfalls ausschließlich südamerikanisch, Erdläufer, die immer den Schwanz möglichst steil aufwärts tragen, weshalb das Volk ihnen zuruft: „Tapa culo!“

Von den Kolibris, den Picaflores, Blumenpickern, hat Chile auch nur ein ganz bescheidenes Pröbchen erhalten. Aus diesem, etwa 550 Arten zählenden, glänzenden Schatze Amerikas empfang es vier Arten, die aber wiederum vier Gattungen angehören. Keine hat den Vorzug, besonders schön zu sein, jedoch eine (*Patagona gigas*) ist der Riese unter den Schwirrvögeln, nämlich die größte der bis jetzt bekannten. Aber als der eigentliche Kolibri Chiles gilt der kleine *Eustephanus galeritus*, den man freilich in Mittelchile nur zur Winterszeit im Längstale und in den Küstenbergen zu Gesicht bekommt. Dann umschwirrt er unermüdlich die nunmehr blühenden Mispel- und Eukalyptusbäume selbst im Herzen Santiagos. Sommers besiedelt er die Anden bis zur Schneegrenze, die Blüten der Canelos, Fuchsien und Quintrales revidierend. Er nistet auch in der Hochkordillere. Im Süden des Landes

hingegen und auf der Insel Chiloë kann man sich des Picaflors das ganze Jahr hindurch bis zum Meeresstrande erfreuen. Die Troglodyten, Zaunschlüpfer, bemerkt man in zwei Arten und Gattungen (*Cistothorus platensis* und *Troglodytes magellanicus*); die letztere ist der gemeine Chercán, ein sehr munterer, kleiner, lebhaft und etwas schrill zwitschernder brauner Geselle, den ich jahrelang beobachtet habe, da er mich täglich besuchte, um von den perennierenden Winden, die ich zog, die Blattläuse abzulesen. Jeden Morgen stellte er sich mit größter Pünktlichkeit ein.

Vier Spechte und vier Papageien repräsentieren die Klettervögel in drei bzw. vier Gattungen. Der häufigste der Spechte ist der Pitigüe (*Colaptes pitiguus*), der seltenste der Pito (*C. ruficola*), welcher die Hochgebirge von Tarapacá zwischen 3000 und 4500 m bewohnt und sich auch über die peruanischen und bolivianischen Anden ausdehnt. Dieser nördlichsten entspricht eine ganz südliche Art, der Réré, welchen wir in Villarica kennenlernten (*Ipocrantor magellanicus*). Der vierte, der Carpinterito, ist ein sehr kleiner, nur etwa 18 cm langer schwarzbrauner Specht (*Dendrocopus lignarius*) und in ganz Chile und Perú verbreitet. Er nährt sich besonders von Spinnen. Typisch chilenisch sind nur drei Papageien: die kleine, grüne Catita (*Microsittace ferruginea*), welche hauptsächlich im Süden lebt — sie ist die beliebteste Hausgenossin und namentlich im niederen Volke die ständige Begleiterin der Frauen —, der Chorói (*Henicognathus leptorhynchus*) mit einem grüngrauen Gefieder (jede grüne Feder ist an der Spitze grau gesäumt), das ihn sehr gut in den Waldbäumen, z. B. den Robles, verbirgt, und der Loro (*Cyanolyseus byroni*), den wir in der Kordillere beobachteten. Der Chorói ist der gemeinste Papagei zwischen Valparaiso und dem fernen Süden und tritt oft in großen Banden auf, die über die Äpfelbäume herfallen. Im allgemeinen ist er schwer zu schießen, wenn aber einer verwundet zu Boden fällt, kommen auf seine Hilferufe ganze Scharen herbei und umflattern den Jäger so nahe, als ob sie ihn in Schrecken

setzen wollten. Er nistet im Innern der Baumstämme, während der Loro in Erdhöhlen haust.

Acht Tauben, die sich auf sechs Geschlechter verteilen, und von denen die Hälfte dem Norden — Tarapacá — angehört, bevölkern die chilenische Subregion. Die größte ist die Torcáza (*Columba araucana*), die gemeinste im Längstale die Tórtola comun (*Zenaida maculata*), in den Anden die Tortolita (*Metriopelia melanoptera*). Hühner gibt es nicht. Die Rebhühner Chiles stehen den Sumpfvögeln nahe. Das gewöhnliche Rebhuhn (*Nothoprocta perdicaria*) lebt im Längstal und in den angrenzenden Höhen und wird gern gejagt, eine viel größere Art, el Cojon (*Attagis gayi*), dagegen im Hochgebirge.

An Sumpf- und Schwimmvögeln ist Chile sehr reich. Auch diese erweisen sich wie die übrigen recht mannigfaltig. Flamingos, Reiher, Rallen, Wasserhühner, Regenpfeifer, Kiebitze, Bekassinen, Stelzenläufer (*Himantopus*), Nachtreiher (*Nycticorax*) und Austernfischer (*Haematopus*) beleben die Fluß-, See- und Meerufer; ferner Schwäne und Seegänse (*Bernicla*), und vor allem zahlreiche Enten, von denen 18 Arten vorkommen, vornehmlich aus den Geschlechtern *Dafila*, *Mareca*, *Querquedula*, *Spatula* und *Merganetta*. Die merkwürdigste ist zweifellos die Bewohnerin der wilden Sturzbäche der Hochkordillere, die Corta-corriente (*Merganetta armata*).

Zahllose Möwen, besonders der Gattungen *Larus* und *Sterna*, verschiedene Pinguine — Pájaros-niños — Kindervögel (*Spheniscus humboldti* ist der häufigste), Fardelas (*Puffinus*), Pelikane, Scharben — Cuervos marinos — (*Phalacrocorax*), Sturmvögel (*Diomedea*, *Procellaria*, *Fregatta*) und Huálas — Taucher (*Aechmophorus*, *Podiceps*) tummeln sich an den langgestreckten Küsten.

Die Reptilienfauna Chiles muß wiederum dürftig genannt werden. Es gibt nur zwei Schlangen, harmlose Nattern (*Dromicus chamissonis* und *Tachymenis peruviana*). Beide sind sich im Aussehen ähnlich — braun mit hellen, öfters goldigen Längsstreifen — und häufig. Die erstere kann armdick und 2 m lang werden. Unter den Eidechsen

ist das Geschlecht *Liolaemus* mit etwa 20 Spezies das führende. Von den Arten geht wohl keine einzige durch das ganze Gebiet, sie beschränken sich vielmehr auf eine oder zwei der vier Hauptzonen (Magallanes, Süd-, Mittel- und Nordchile) oder die Hochkordillere. So ist z. B. *L. magellanicus* nur im magelhaensischen Gebiet heimisch, *L. pictus* typisch für die Provinzen Llanquihue und Valdivia, *L. lemniscatus* die häufigste Art zwischen Rio Maule und Aconcagua, *L. nigromaculatus* charakteristisch von Coquimbo bis in die Wüste Atacama, während *L. buergeri* ausschließlich in der Hochkordillere lebt. Die *Liolaemus* halten sich entweder auf dem Boden auf, wie die braune, gelbgestreifte, bei Santiago so häufige *L. lemniscatus*, oder sie erklettern Sträucher, wie *L. chilensis*, eine der größten Arten ihres Geschlechtes — olivenfarben bis grün mit sehr stark gekielten Schuppen — oder sie laufen an den Baumstämmen auf und nieder, wie die reizende, malachitgrüne, in Grün marmorierte *L. pictus* und die in blauen Farben spielende *L. tenuis*, oder an den Mauern, wie *L. cyanogaster*.

Die stattliche, blaugraue *Tropidurus peruvianus* gehört der Salpeterwüste Tarapacá und Perú an; *Holocephalus nigriceps* ist der Atacamawüste eigentümlich. Außerdem sind noch die Iguanidengeschlechter *Liosaurus* mit zwei Arten und *Urostrophus*, *Diplolaemus*, *Saccodeira* und *Phymaturus* durch je eine Art in verschiedenen Teilen der Republik vertreten. *Phymaturus* bewohnt die Hochkordillere. Der größte Saurier Chiles gehört zu den Teju-Eidechsen und wird vom Volke Iguána genannt (*Callopistes maculatus*). Er ist bei Santiago und Coquimbo an steinigten Hängen nicht selten. Einige Geckos dürfen wir nicht vergessen: die von Mittelchile (Santiago) bis nach Ostpatagonien sich ausbreitende *Homonata darwini*, den in Mittel- und Nordchile häufigen *Gonatodes gaudichaudi* und den nördlichen, nach Perú hinüberreichenden *Phyllodactylus gerrhopygus*.

Um die chilenische Saurierwelt noch kräftiger zu zeichnen, sei hervorgehoben, daß sie keine einzige Viper, Prunkotter oder Boide enthält, daß kein einziger Skink

oder Amphisbaene ihr angehört, die alle im übrigen Südamerika eine bedeutende Rolle spielen. Freilich eine Ausnahme bildet zum Teil die Oase Pica in der Salpeterwüste; dort lebt neben *Phyllodactylus heterurus* eine Prunkotter (*Elaps*).

Unter den Fröschen ist neben dem Sapito (*Bufo variegatus*) die Ranita (*Paludicola bibroni*) die gemeinste. Ersterer verbirgt sich unter Steinen an ziemlich trockenen Stellen, letztere zieht die Sümpfe vor und gleicht in ihrer Lebensweise unseren gewöhnlichen Fröschen. Wie diese belebt sie die Landschaft gegen Abend mit einem hundertstimmigen Konzerte kleiner glockenartiger Töne, die in der Ferne wie ein Summen verklingen. Den Süden bevorzugen die Gattung *Borborocoetes*, bei der eine Art zur Fortpflanzungszeit eine dornige Bewehrung an Daumen und Brust bekommt, die Laubfrösche (*Hylodes*) und der merkwürdige Nasenfrosch, *Rhinoderma darwini*, dessen Männchen die vom Weibchen gelegten Eier in seinem Kehlsack ausbrütet. In der Rana (*Calyptocephalus gayi*) besitzt Chile einen der größten Frösche der Welt, manche werden über 25 cm lang.

Hervorragend arm ist unsere Provinz an Süßwasserfischen. Die interessantesten sind einige Neunaugen (*Mordacia* und *Geotria*), die wichtigsten Trucha (*Percichthys*) und Peje-rei (*Atherinichthys*). Letzterer ist aus manchen Gewässern, wie der Lagune von Aculéo, wo er früher ihrem Besitzer jährlich mehrere tausend Pesos einbrachte, durch den Goldfisch ausgerottet, welcher, wie der gleichfalls eingeführte, aber nicht geschätzte Karpfen, verwilderte. Der Peje-rei lebt auch im Meere. Um die Flußfischerei zu heben, bemüht man sich seit einigen Jahren, den Lachs zu beheimaten. Nach Zeitungsberichten gedeiht er ausgezeichnet. Ob er sich auch fortpflanzt?

Betreffs der Wirbellosen seien nur einige Punkte hervorgehoben. Unter den spärlichen Land-Gehäuseschnecken überwiegen die *Bulimus*arten, unter jenen des Süßwassers die von *Chilina*. Chile besitzt Vertreter

jener merkwürdigen, *Peripatus* geheißenen Geschöpfe, die halb Wurm-, halb Gliederfüßer sind. Dieses kleine, blau-schwarze, an eine große Made erinnernde Tier bewohnt die dem Meere zugekehrten Abhänge der Küstenkordillere von Süd- und Mittelchile (jedenfalls von Corral bis Zapallar) und hält sich gern in modernden Peumo-stämmen auf.

Das Land ist auffallend arm an Tagschmetterlingen; jene für Südamerika so hoch charakteristischen Familien Danaidae, Heliconidae und Acraeidae fehlen vollständig, obwohl sie in Argentinien noch häufig sind. Man begegnet allenthalben einer Art Distelfalter (*Pyrameis carye*), einem sexualdimorphen Gelbling (*Colias rutilans*) mit orangefarbenem Männchen und weißem Weibchen, einem zwerghaften Bläuling (*Lycaena chilensis*), einem rein weißen Weißling (*Pieris gayi*) und einer braungelben *Hesperia*. Das reichste Schmetterlingsleben habe ich in den Frühlingstagen im Aconcágual und am Salto beobachtet. Hier flogen der große, schwarzbraune *Papilio archidamas* mit den besonders schön weiß und rot gezierten Unterseiten — wohl der einzige seines auffallenden Geschlechtes —, der düstere einfarbige, beinahe schwarze *Satyris tristis* und jene schwarzgefleckten, unterwärts schwarz und orangefarben marmorierten Pieriden (wie *P. theodice*, *autodice* u. a.) neben kleinen ockerfarbenen, schwarz punktierten Perlmutterfaltern (*Argynnis*). Eines der schönsten chilenischen Tagfaltergeschlechter, *Elina*, den Satyriden nahestehend, mit schwarzen Flügeln, die reichlich von Feuerrot und Braunrot durchmustert sind, fliegt im Süden und auf der Insel Chiloë, während die prächtige *Castnia eudesmia*, die wir in der Kordillere bewunderten, Zentralchile bevorzugt. Reichlicher sind Spinner und Eulen und vor allem die Kleinschmetterlinge entwickelt.

Unter den Hemipteren lenken die zahlreichen Zikaden die Aufmerksamkeit auf sich; unter den Heuschrecken die großen Palotes, die Stabheuschrecken, auch Teufelsperde, Caballos del Diablo, genannt, und der Mari-

pozón, eine große Fangheuschrecke (*Mantis gayi*); unter den Fliegen, die sich gut vertreten vorfinden, die artenreichen Gattungen *Pangonia*, *Tabanus* und *Syrphus*, unter den Hymenopteren die oft riesigen Hummeln, die vielen Schlupf- und Grabwespen. Auch Libellen — recht absonderlich Matapiojos, Läusetöter, genannt — fehlen nicht.

An der Spitze der chilenischen Insekten marschieren die Käfer, von denen bisher über 2200 Arten beschrieben wurden und sich täglich neue finden. Wie die meisten Tiergeschlechter enthalten die in Chile vorkommenden Coleopterengenera nur wenige Arten, so daß auch in dieser Ordnung der chilenische Weltwinkel ein rechtes Museum vorstellt. Es gibt nur 13 Gattungen, die mehr als 20 Arten zählen. Die vorherrschenden Familien sind die Tenebrioniden (260 Arten), Carabiden (250), Curculioniden (240), Staphyliniden (170), Scarabaeiden und Cerambyciden (jede etwa 150), Chrysomeliden und Malacodermiden (jede etwa 100), Elateriden und Buprestiden (jede etwa 80), Cleriden (70), Coccinelliden und Pselaphiden (jede 35—40). Diese 13 Familien repräsentieren mithin über 1700 Arten, die sich aber auf 496 Gattungen verteilen! Die meisten Arten besitzen die Gattungen *Praocis* (65) und *Listroderes*, *Antarctica*, *Mayra*, *Mordella*, *Feronia* und *Telephorus* mit je etwa 30.

Im allgemeinen führen die chilenischen Käfer ein recht verborgenes Dasein, aber im Frühling gibt es doch eine Anzahl, welche wie Edelsteine die Blumen schmücken, wie besonders die metallisch grünen Prachtkäfer, z. B. *Anthaxia concinna* bei Santiago oder die gold und grün schimmernde *Curis bella*. In den Orangenblüten trifft man sehr häufig ganze Gesellschaften eines großen, braunen Weichkäfers mit drei schwarzen Querbinden (*Astylos trifasciatus*) und samt schwarze, rotköpfige (*Lucidota*), ferner einen zierlichen, schwarzvioletten Bockkäfer (*Callideriphus laetus*) und ein braungelbes Sonnenkälbchen (*Noda reflexa*). Auf den Blüten der Pantoffelblumen und der Maravilla findet man in Mittelchile einen kleinen Prachtkäfer (*Dactylozodes carinata*) mit blauschwarzen und gelben Längsstreifen,

während man auf Kompositensträuchern den merkwürdigen, glänzendschwarzen Stachelkäfer mit Verzierungen wie Silbereinlagen sieht (*Mordella luctuosa*) und reizende Buntkäfer (Cleridae), wie den metallisch blauvioletten *Epiclines basalis* und den schwarzen *E. gayi*. Manche Sträucher, wie der Culén, sind oft voll von großen Rüsselkäfern (*Rhyephenes gayi*); gelegentlich hält sich an ihnen auch ein großer, bronzefarbener Prachtkäfer auf. Um die elektrischen Lampen schwirren kastanienbraune, glänzende Scarabaeiden (*Ligyryus villosus*). — Der Riese unter den chilenischen Käfern, ein Bock (*Acanthinodera cumingii*), führt den seltsamen und unerklärlichen Namen Schlangemutter, Madre de la Culebra. Er bewohnt die mittleren Provinzen. Zur gleichen Sippe gehört der bunteste, der in goldenen, purpurnen, blauen und grünen Tönen metallisch schillernde Luma- oder Coihuekäfer (*Cheloderus childreni*) aus dem morschen Holz dieser Wald-bäume. Iridisierenden Edelsteinen gleichend, wird ihm als solchen nachgestellt, und er wandert, wie die Prachtfalter Kolumbiens, nach ‚drüben‘, um in kostbaren Fassungen als Schmuck zu prangen. Kaum minder prächtig dürfte ein stattlicher, metallisch grüner Hirschkäfer (*Chiasognathus granti*) sein, dessen Männchen ein paar Scheren von der Länge seines Körpers trägt. Er bewohnt die Wälder Südchiles und der Insel Chiloë. Da auch die Laufkäfer in ihren zahllosen auffallenden Farbenvarietäten dem Süden eigentümlich sind, darf man behaupten, daß sich die Coleopteren südlich vom Maulefluß besonders schönheitsfreudig entwickelten.

In Chile fehlen Landkrabben, dagegen kommen in den Bächen und Flüssen des Südens unserem Flußkrebis nahe verwandte Formen vor (*Parastacus*), von denen eine auf dem Lande bis fußhohe Erdhügel, von einem in die Tiefe gehenden Gange durchsetzt, aufwirft, der ihr als Höhle dient. Die Lagunen und Bäche des Zentrums bewohnt das an die Galateen erinnernde Geschlecht der Pancoras (*Aeglea*) mit stark verkürztem Hinterleib, und in den Flüssen des Nordens lebt ein sehr großer, lang-

schwänziger Krebs mit ungleichen Scheren, der Camarón de Coquimbo (*Bithynis*).

Auf steinigen und sonnigen Gefilden ist eine Verwandte der Vogelspinne, die Araña peluda (*Mygale rosea*), häufig, welche ebenfalls eine bedeutende Größe erreicht. Sie haust in tiefen Gängen, die sie sich selbst gräbt, und nährt sich von Insekten, welche sie aussaugt. Unter den Netzspinnen befindet sich das einzige giftige Tier Chiles, la araña venenosa (*Latrodectus formidabilis*). Ihr Biß verursacht bedenklich anschwellende Entzündungen, indes ist er wohl nicht tödlich, wie das Volk glaubt. Die neuweltlichen Kanker sind durch die Gattung *Gonyleptus* reichlich vertreten, und von der Küste bis zur Schneegrenze leben Alacranes, Skorpione, die aber meistens klein bleiben. Die Tausendfüßler sind vornehmlich in den Geschlechtern *Julus*, *Scolopendra* und *Geophilus* vorhanden, aber keine Art erreicht auffallende Dimensionen.

In den Wäldern Llanquihues und der Insel Chiloë leben Blutegel, welche den Wanderer anfallen. Ziemlich reich ist Mittel- und Südchile an großen Landplanarien, meist schwarzen oder weißen, langgestreckten Plattwürmern. Die Tümpel bewohnt ein *Gordius*, Pelo vivo, lebendes Haar, vom Volke genannt.

III. Teil.

Nord-Chile.

Wüste, Kupfer und Salpeter.

Dreizehntes Kapitel.

Die Minen-Provinz Coquimbo.

Coquimbo. — Die Chinchilla. — Frühlingsflora im Kakteenbusch. — Der Bischof von Serena. — La Serena. — Nach Ovalle. — Der Wald von Fray Jorje. — Von Minen und Bergleuten. — Das Fest der Jungfrau von Andacollo. — Nach Elqui. — Gold, Silber, Kupfer und Eisen. — Vom Lulo. — Das Wasserrecht. — Dieziocho in Coquimbo. — Edelfische des Meeres. — Strandfauna. — Ein Fall von Symbiose. — Ein ernster Naturforscher.

Jeden Mittwoch und Sonnabend geht nachmittags abwechselnd ein englischer und chilenischer Dampfer nach dem Norden und biegt fast genau 24 Stunden später in eine tiefe Bai ein, um vor Coquimbo Anker zu werfen, dem Hafen der gleichnamigen Provinz, in der die Minenregion beginnt.

Die Bucht stellt die nördliche Ausweitung eines tieferen, breiten Golfes vor, während seine südliche, die Bahía de Herradura, so benannt, weil sie genau die Gestalt eines Hufeisens hat, den Hafen für die Erzschnmelzen von Guayacán birgt. Beide sind durch eine stumpfe, ziemlich breite Landzunge getrennt. Die Bucht von Coquimbo gilt als ruhigster Ankerplatz der gesamten Küste und gegen Nord- und Südwinde gleich gut geschützt. Sie ist darum die bevorzugte Überwinterungsstätte der chilenischen Marine. An dem schönen Septembertage unserer Ankunft, es war

ein Sonntagnachmittag, begrüßten wir denn auch eine Anzahl der weißen Panzer mit den gelben Türmen, welche den Stolz der Nation bilden, und die ein Knabe eher bei Namen zu nennen und zu unterscheiden weiß, als er Lesen und Schreiben gelernt hat: O'Higgins, Blanco Encalada¹, Condell, Capitan Prat, Esmeralda und wie sie weiter, nach chilenischen Helden und Denkwürdigkeiten getauft, heißen mögen.

Coquimbo besitzt drei Hauptstraßen, die sich an der Küste entlang ziehen, die schmale, den jäh ansteigenden Höhen vorgelagerte Stufe einnehmend. Die übrigen klettern mehr oder minder steil bergan. Für viele der wie Schwalbennester an die Felsenhänge geklebten Häuschen hat der Platz erst ausgesprengt und gehauen werden müssen. Da auch noch einige isolierte Felspartien, wie die Pelikanfelsen, unmittelbar am Strande gleich Burgruinen sich emporrecken, macht das Städtchen, vom Meere gesehen, einen recht malerischen Eindruck.

Die sehr lange Landungsbrücke, zu der uns ein Boot in zehn Minuten führte, war voll von festtätig gekleideten, auf und nieder schlendernden Menschen. Auch in anderen kleinen Häfen pflegt dieselbe das Stelldichein der Müßiggänger und der Ort zum Flirten zu sein. Sogar eine Musikkapelle betätigte sich. Wir betraten den großen Vicuña-Mackenna-Platz, mit einem Brunnen in der Mitte, und durch die Intendanz, die Aldunátestraße und das Hotel de Francia begrenzt, das uns aufnehmen sollte. Die Plaza befindet sich in einiger Entfernung bei der Hauptkirche, die — eine Seltenheit in Chile — ein hoher, schlanker Spitzturm auszeichnet. Ich habe wenige schmuckere und reinlichere Städtchen Chiles kennengelernt; ein Vorzug, der auf die starke, fremde Gemeinde hinweist, welche hier Wurzel faßte. Hauptsächlich Engländer und in geringerer Anzahl Franzosen. Die Deutschen stehen mehr als in anderen Handelsplätzen zurück.

Die Hauptexportartikel sind Kupfer, Manganerze, Kalk, Sohlleder, Ziegen- und Chinchillafelle. Coquimbo

¹ Der bei Caldera 1891 gesunkene wurde durch einen desselben Namens ersetzt.

ist das Ziegenland Chiles; auf unserer Fahrt ins Innere werden wir überall ihre Herden an Bergen und Felsen zwischen den riesigen Kakteen zerstreut finden. 1917 wurden 133 553 gezählt.

Die Chinchilla oder Wollmaus (*Chinchilla lanigera*), das wertvollste Geschöpf der einheimischen Fauna, kommt erst vom 32. Grad nördlich vor, erreicht jedenfalls Bolivien und wahrscheinlich auch Perú. Sie breitet sich von der Küste in die Hochkordillere aus, in der Provinz Coquimbo bis zu 2000 m, in den Wüsten sogar bis gegen 4000 m. Früher gemein, das Gestein soll von ihnen lebendig geworden sein, wurde sie inzwischen in verschiedenen Bezirken völlig ausgerottet und blieb nur vom 30. bis 28. Grad, besonders im Distrikt Vallenar, häufiger. Der kleine, kaum mehr als 30 cm lange Nager ist das Opfer seines wunderbar seidenweichen, aschfarbenen Pelzes geworden. Für das Dutzend Felle zahlte man je nach der Qualität ehemals zwischen 10 und 50 Pesos; aber bereits 1899 hat ein französisches Haus 150 bis 300 Frank geboten. Die Jahresausfuhr schätzte man um 1900 allein aus der Provinz Coquimbo und dem Departamento Vallenar auf 40 400 Dutzend, ihren Wert 1910 auf 1,7 Millionen Mark.

Chinchillas bevorzugen steinige, dürre Hänge und Hochebenen besonders jener Gegenden, wo der Algarrobillo wächst, ein von der Regierung geschützter Leguminosenstrauch (*Caesalpinia brevifolia*), dessen Samen wie Nuß schmecken sollen, obwohl sie in Schoten stecken, die ungewein reich an Tannin sind. Dort wohnt das silbrig schimmernde Pelztierchen in kleinen Höhlen, die es sich in Erdspalten unter Felsen oder einem großen Kaktus zurichtete. Wie manche Nager sammelt die Wollmaus Vorräte, dazu die Zeit benutzend, wo die Früchte des Algarrobillo reifen. In der Regel wirft sie zweimal im Jahre 2 bis 4 Junge, weiter nördlich soll sie es sogar auf drei Würfe bringen. Zur Zeit der Paarung sind die Männchen eifersüchtig und kämpfen mit ihresgleichen. Für den zu erwartenden Nachwuchs wird schon im voraus ein Nest

bereitet, das möglichst weich zu gestalten sich das Weibchen Haare ausrauft. — Die Chinchillas fliehen mehr springend als laufend und vermögen selbst an ganz senkrechten und glatten Felsen emporzuklimmen, auch stürzen sie, sich fallen lassend, von ihnen hinunter. Sie fressen sitzend mit Hilfe der Vorderfüße. Morgens und nachmittags sind sie am lebhaftesten und verlassen alsdann ihre Höhlen, ohne sich jedoch weit zu entfernen. — In Chile hält man diese wertvollen Mäuse nicht selten in Käfigen. Sie pflanzen sich auch in der Gefangenschaft ohne besonderes Zutun fort. Man nährt sie mit Sämereien, Gemüse (Möhren, Rüben) und Salaten. Die Tierchen werden in der Gefangenschaft bald recht zahm und sind miteinander sehr zärtlich; nur die Männchen vertragen sich schlecht.

Der Jagd auf diese unglücklichen, zweifelsohne dem baldigen Untergange geweihten Modeopfer liegen Eingeborene ob. Sie verlassen Hacienden und Minen in vollen Haufen, um sich solch interessantem und überdies recht einträglichem Sport hinzugeben, denn noch im ersten Jahrzehnt unseres Säkulums brachten sie es ohne besondere Mühe auf 35 Pesos Wochenverdienst. Es gibt verschiedene Methoden ‚para chinchillar‘, d. h. Chinchillas zu erlegen. Die erste und echt chilenische ist der Rodeo. Zunächst wird auf einer größeren Strecke das Gestrüpp niedergebrannt. Alsdann werden die Chinchillas mit Knüppeln aus ihren Höhlen gescheucht und, in weitem Kreise beginnend, allmählich der Mitte zugetrieben, wo sie, alte und junge, unterschiedslos abgerichtete Hunde totbeißen. Eine andere geschieht mittels gewöhnlicher Rattenfallen, welche das Tier erwürgen und ebenfalls keine Auslese treffen. Eine letzte, selten angewandte, aber viel bessere, wird durch Fallen ausgeübt, in denen die Gefangenen am Leben bleiben, so daß man die Jungen wieder freilassen kann. — Was Schonzeiten anbetrifft, blieb es vorläufig nur bei Anregungen, obwohl sich dieselben von selbst verstehen müßten, da in der Zeit des Haarwechsels der Wert der Felle stark zurückgeht.

Übrigens haben die Chinchilleros einen doppelten Gewinn, wenn sie Höhlen aufstöbern, die gut mit Algarro-billoschoten verproviantiert sind. Dieselben dienen zum Gerben feinsten Leder.

Die Felsenstufe, auf der Coquimbo erbaut ist, und die sich in der Landzunge gleichen Namens fortsetzt, um als Punta Tortuga, d. h. Kap der Schildkröte, schroff ins Meer zu stürzen, erhebt sich im Rücken der Stadt zu kaum über 200 m hohen Hügeln. Sie bestehen aus Granit. Dort, wo sie im Angesicht des Ozeans entblößt zutage tritt, drängen sich auch dem Laien zahlreiche Belege für die Hebung der Küste auf. Daß diese Granitfelsen, deren gelbliche, zerklüftete Massen jetzt in der Sonne leuchten, einst von der Meeresbrandung so wild und zerrissen gestaltet wurden, beweisen die höhlenartigen Unterwaschungen, die gewaltigen Strudeltöpfe, die Pyramiden riesiger, rundlicher Felsblöcke und Rollsteine, die oftmals völlig glatten Wände und Klippen: überall war es das Werk des Wogenanpralls, der auch das Zersprengte wieder zusammenbaute und das Zerschlossene polierte.

Auf der kleinen Halbinsel nordwestlich der Stadt entrollt sich uns das Bild einer bewegten Felsenszenerie. Über sie hinweg oder durch ein Tor ihrer Schroffen schweift unser Blick zum Meere, zu den Pinguininseln hinüber, wo die Seehunde rasten und ungeheure Scharen von Pelikanen, Tölpeln, Scharben, Möwen, Tauchern unentwegt der Guanofabrikation obliegen. Dann haftet er am Gestade von La Serena, der Heiteren, an der breiten Strandlinie des weißen Küstensandes, dem kegelförmigen Pan de Azúcar, dem Monte Rodeo, den silberreichen Bergen von Arqueros und dem Cerro de Juan Soldado, der, unmittelbar an der Küste fast 1200 m emporstrebend, jene halbkreisförmige Bergkette abschließt. In der Ferne blauen die Konturen der erzgesegneten Higuera, und im Nordosten sieht man die schneeigen Wipfel der Doña Ana (5650 m).

In der Provinz Coquimbo herrschen die Kakteen bereits mehr als irgendein anderes in die Höhe strebendes Pflanzengeschlecht. Im Innern bilden sie förmliche, von den Eingeborenen Quiscales genannte Wälder. Auch die Umgebung der Stadt und besonders das Halbinselchen beherrschen sie, aber in lichten Beständen. Der hiesige Quisco ist ein anderer als der bei Santiago und hat den Namen *Cereus coquimbanus* erhalten. Die Unterscheidung der Arten gilt übrigens bei kaum irgendeiner Pflanzenfamilie schwerer als bei den Kakteen, einer der jüngsten Schöpfungen, bei welcher die Speziescharaktere sich noch nicht derartig konsolidiert haben, daß sie der Mensch zum Artbegriff zurechtstutzen könnte. Die vor uns ihre unzähligen Arme steil in die Luft reckenden Quiscos erreichen über doppelte Mannshöhe und gehen zum Teil gewaltig in die Breite; gelegentlich spannen sie 4 bis 5 m und starren von überaus langen, weißlichen Stacheln. In den Spitzen leuchtet fast immer der Quintral. Am Boden kauert ein rot- und gelbblühender Kugelkaktus (*Echinocactus*).

Den größten Teil des Jahres ist das von Kakteen bewachsene granitische Felsengewirr öde. Das grelle Gelb und Orange des in der Sonnenglut röstenden Gesteins kontrastiert mit dem dunklen Graugrün der Quiscos und hier und dort mit dem tiefgrünen Laube einer *Cassia*; sonst weder Grün noch farbige Lichter, denn alles andere verdorrte. Neun Monate fällt kein Regen. Aber im Frühling — nach den spärlichen Niederschlägen des Juni, Juli, August —, im September, prangt der Kakteengrund im buntesten Blütenkleide, das ihm eine höchst mannigfaltige Pflanzengesellschaft anlegt. Wenn ich die Tinten dieses Blütenteppichs analysieren soll, habe ich zunächst anzugeben, daß seine Grundfarbe violett ist, gewebt von einer vielblütigen, zarten Lilie (*Leucocoryne violacea*). Das vielfarbige Muster verteilt sich etwa folgendermaßen:

Das Weiß auf eine Lilie desselben Geschlechtes, von den Chilenen Huilli genannt (*L. ixioides*), einen

buschigen Heliotrop (*Heliotropium stenophyllum*) mit großen Dolden, dichte Sträuße eines unserer Hundskamille ähnlichen Vereinblütlers, der *Bahia ambrosioides*, und die Blüten eines Dürrwurz (Erigeron). — Das Gelb auf die *Cassia coquimbana*, zahlreiche Baldgreis- und Ruhrkrautarten (*Senecio* und *Gnaphalium*), die reich verzweigte, fußhohe Coronilla (*Encelia tomentosa*), die schlanke *Madariopsis chilensis*, letzteres Kompositen, an denen Chile so überreich ist, und das niedrige *Eritrichium*, eine Boraginee. Noch ein höchst seltsames Gewächs steht im Flor gelber Blüten: ein strauchartiger Sauerklee, der 1 bis 2 m hoch ist, mit dickem, holzigen Stamme; dieser Riese seines Geschlechtes heißt Churco und verdiente als *Oxalis gigantea* bezeichnet zu werden. — Die roten Lichter werden aufgesetzt durch reich blühende, prächtige Amaryllideen (*Phycella*), die leuchtenden Kerzen der Flor del Soldado (*Alonsoa incisaeifolia*), einer Scrofulariacee, und mit einem Purpurschimmer durch die Blütenwirtel verschiedener Sauerkleearten (*Oxalis*) überhaucht. Außerdem beteiligen sich etliche Zieste (*Stachys*). Orange-purpurne Ranken flicht eine Kapuzinerkresse (*Tropaeolum tricolor*) in unser duftiges Gewebe hinein. In das lichte Violett der *Leucocoryne violacea* mischen sich noch die ähnlich getönten Blütchen von *Sisyrinchium junciforme*, einer feinen Irisee, ferner eine großblumige Malve; sodann das tiefe Blau des Pajarito (*Pasithea coerulea*), eines Liliengewächses, der zierlichen Blüten von *Plumbago coerulea* und einer zwerghaften, veilchenartigen Schwertlilie (*Tecophilaea violaeiflora*). Den Saum aber bildet, sich an den Felsen entlang ziehend und oft auch hoch in unerreichbaren Nischen nistend, eine Nolanacee, deren niedrige, sattgrüne Polster über und über mit sehr großen, weitgeöffneten, hellblauen Blüentrichtern bedeckt sind (*Sorema bracteata*). Sie erinnern an die Blüten unserer Gartenwinden. Schließlich muß ich noch anfügen, daß unter den Quiscos auch eine echte Osterluzei gedeiht, welche sich hier dicht an den Boden mit ihren dunkel-

grünen, nierenförmigen Blättern schmiegt, zwischen denen sich die großen, pfeifenförmigen, dunkelbraunen Blüten halb verbergen (*Aristolochia chilensis*) — das Volk nennt sie Oreja del Zorro, Fuchsohr —, und an Kakteen und Felsen ein *Cynanchum* mit fleischigen, spiegelnden Blättern in zierlichen Gewinden klimmt.

In der Nachbarschaft Coquimbos wollte man einen fossilen Saurierriesen entdeckt haben. Er entpuppte sich als Walfisch, welcher öfter in jüngeren Ablagerungen an der chilenischen Küste gefunden worden ist. Wir besaßen bereits zwei im Museo Nacional.

Von Coquimbo führt uns die Bahn in einer halben Stunde nach La Serena, einem Bischofssitz. Das Städtchen, mit solch auserlesenem Namen, liegt ein paar Kilometer vom Strande entfernt, ist nicht so regelmäßig gebaut wie die anderen chilenischen Orte und darum für uns anheimelnder. Dagegen wirkt es auf ein freigeistiges oder protestantisches Gemüt unheimlich durch seine erstaunliche Menge Kirchen und Klöster, an denen es vielleicht zehnfach reicher ist als irgendeine Stadt Mittel- und Südchiles. Mit den weltlichen öffentlichen Gebäuden sieht es jedoch übel aus. An der Plaza steht eine umfangreiche Backsteinruine, wie die traurige Erinnerung eines Erdbebens, indes wird man bald belehrt, daß es die unter Balmaceda (1886—1891) angefangene Intendanz vorstellt.

In Serena residierte — richtiger herrschte damals — seit einem Vierteljahrhundert der Bischof Fontecilla, welcher den klerikalen Geist seiner Diözese mit Hilfe deutscher Priester aus dem Orden der ‚Verkünder des göttlichen Wortes‘, mächtig gefördert hat. Das beste Mittel dazu besitzt er in der bischöflichen Schule, die, mit dem Priesterseminar verknüpft, nicht allein von angehenden Geistlichen, sondern ganz allgemein von den Söhnen der besseren Kreise besucht wird. Es ist sehr bezeichnend, daß, wie in Serena, so auch in Ancúd, wo ein ebensolches geistliches Gymnasium prosperiert, der chilenische Kirchenfürst nicht seine priesterlichen Stam-

mesgenossen, sondern Ausländer mit Leitung und Lehramt betraute, und zwar jene, die noch heute in der ganzen Welt den Ruf eines besonderen Fanatismus besitzen, Deutsche. Sie werden darin vielleicht kaum von den Spaniern übertroffen, die der Erzbischof in Santiago als Führer und Professoren der Schuljugend einsetzte.

Die Macht und das Ansehen des Bischofs wurden wenig erschüttert durch den mit seltener Energie und Überzeugungskraft und seltenem Einsetzen der ganzen Persönlichkeit durch Jahre geführten Kampf eines von Fontecilla gemäßregelten Pfarrers, den das Volk als ‚Pope Julio‘ auf den Schild hob, und der, so schien es einmal, eine Art Reformator für die chilenischen Massen hätte werden können. Er predigte in ungeheuer besuchten Versammlungen unter freiem Himmel einesteils über die sehr weitgehenden Menschlichkeiten seines früheren Oberhirten, sodann aber über die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ließ sich jedoch später in der noch mit Perú strittigen Provinz TÁCNA verleiten, eine Art Friedensapostel zu spielen und das Recht auf peruanische Seite zu verlegen. Damit hatte er sich mit einem Schlage unmöglich gemacht. Das niedere Volk haßt die herrschende Klasse zweifellos mit aller Inbrunst, aber in nationalen Fragen geht es mit ihr Hand in Hand.

SERENA ist trotz seiner 16 000 Einwohner eine tote Stadt, ‚una ciudad monacal‘, wie unser Wirt in Coquimbo wegwerfend bemerkte. Die lebenslustigeren Elemente ziehen es vor, wenigstens die Sonntage in dem viel kleineren Coquimbo zu verbringen. Indessen durchschlendern wir eine hübsche Stadt, welche sich amphitheatralisch in drei Terrassen aufbaut mit den Gebirgen Cerro Grande und Brillador als Hintergrund. Die wundervolle, breite, von einem Bache durchrauschte Alameda, eine Allee alter Pimientos, die von der Bahn in ihr Herz führt, und die reizende Plaza mit der sehr stilvollen Kathedrale, deren dreieckiges, dem Mittelportal aufgesetztes Giebfeld von einem kuppelförmig abschließenden, viereckigen Turme überragt wird, der ebenfalls an

die Antike erinnert, indem er dem Beschauer die säulengeschmückten Fassaden griechischer Tempel zuwendet, sind seltene Schmuckstücke. Und welch wundervoller Blütenkranz ziert sie! — Je weiter wir nach Norden kommen, um so üppiger blühen die Blumen. Man vergleiche die Blütenfluten der Plaza von Serena mit dem spärlichen Blütenwerk der valdivianischen! — Weniges überraschte mich so sehr wie die Blütenarmut der in Buenos Aires angepflanzten Ziergewächse im Vergleich mit den nämlichen Santiagos. Offenbar vermindert große Feuchtigkeit die Blütenfreudigkeit vieler Gewächse.

Obschon die zahllosen Kirchen und Klöster Serenas den Kulturfreund erschrecken, sind sie für das Malerauge recht anziehend, zumal auch irgendwelche Staffage — einige Zypressen, die aus den Binnenhöfen der Mönchs- und Nonnenasyle über die Mauer ragen, häufiger noch das dichtbelaubte Haupt der chilenischen Palme, ein Durchblick auf blühende oder fruchtbeladene Orangenbäume — nicht fehlt und ihnen auch jener leichte Verfall selten abgeht, der sie dem Künstler besonders nahebringt. — Dagegen dürften außer einigen Bierbrauereien, die in Chile wie Pilze aus der Erde geschossen sind, und etlichen Gerbereien kaum industrielle Unternehmungen existieren. Nur außerhalb der Stadt befindet sich noch eine kleine Fabrik, die, inmitten eines ausgedehnten Olivars, Olivenhaines, gelegen, ein vorzügliches Olivenöl bereitet.

Das Klima des Küstenstriches Coquimbo—Serena ist eines der köstlichsten Chiles. Auch im Sommer bleiben die Temperaturen niedrig, nur an wenigen Tagen erreicht die Quecksilbersäule 26°. Die Nächte sind frischer, aber nicht kalt. Die mittlere jährliche Regenmenge wurde auf 135 mm berechnet.

La Serena gehört zu den ältesten Städten Chiles, da es bereits von Pedro de Valdivia gegründet wurde, von ihm nach dem Beinamen seines Geburtsortes, des durch Rotwein und Sandias berühmten Villanueva de la Serena (Estremadura) benannt. Gleich ihren südlichen Schwestern wurde es durch die Indianer zerstört, aber schneller

wieder aufgebaut. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts brandschatzten die Stadt englische Korsaren. 1730 zerstörte sie ein Erdbeben. Erst der Silberreichtum von Arqueros brachte ihr eine Zeit des Aufschwungs.

Von La Serena kann man in östlicher und südlicher Richtung leicht mit der Bahn ins Innere gelangen. Wir benutzen beide Gelegenheiten. Gegen Süden war unser Endziel die Stadt Ovalle. Man fährt über Coquimbo zurück. Hinter Coquimbo lassen wir den schön geformten Pan de Azúcar zur Linken und treten in ein breites Tal, dessen von den niedrigen Mauern umhegte Weiden im Schmucke weiß und violett blühender Zwiebelgewächse stehen. An den zyklischen Einfriedigungen und oft auch auf ihnen breitet sich die prächtige *Sorema* in großen, blauen Polstern aus. Die Bahn folgt der alten Heerstraße. Pan de Azúcar und Cerrillos sind kleine Stationen, welche unsere Mitreisenden gleichgültig lassen, aber als Andacollo unser Ohr trifft, wird es lebendig; eine Anzahl steigt aus — darunter merkwürdig viele mit irgendeinem Gebrechen — und es gab wohl niemanden, der nicht wenigstens interessiert dem Fenster näher rückte. Wir sind an der Station, wo es nach dem chilenischen Lourdes geht. Der Weg führt nordöstlich in die Berge hinein. Wir wollen unseren Besuch auf eine andere Zeit versparen. Nachdem wir die Quebrada Lagunillas durchschnitten haben, beginnt der Anstieg bemerkbarer zu werden. Bei der Station Las Cardas befinden wir uns bereits etliche 100 m hoch inmitten einer schönen Gebirgsszenerie und wunderbar üppigen Strauchvegetation, die hier noch einmal die Quiscos fast zurückdrängt. Ich glaube, es gibt wenige Punkte der Erde, wo sich so viele Pflanzenarten und solch prächtige Blütengewächse zusammendrängten wie zu beiden Seiten des Schienenstranges zwischen Las Cardas und der 700 m hohen Cuesta des Bergriegels, den wir überschreiten. Uns war es nur vergönnt, über das mannigfaltige Aufleuchten der farbigen Kelche, Dolden, Ähren und Trauben von Sträuchern, Halbsträuchern und Krautgewächsen in entzücktes Staunen zu geraten und zu

vermuten, daß es sich um Amarylliden, Petunien, Nicotianen, Pantoffelblumen, Astern, Sonnenblumen usw. gehandelt habe, die sich oft beinahe greifen ließen. Hin und wieder jedoch erkannten wir sicher die Maravilla, die Mutisia und eine hohe, baumartige Boraginee (*Cordia decandra*), letztere an ihren großen, weißen Blütentrichtern. Auf der Cumbre selbst aber behaupten die Quiscos siegreich allein das Feld, mit noch längeren und dichteren Stacheln bewehrt als an der Küste, und von einem wolligen Flaum überzogen, so daß sie wie bereift aussehen.

An dem Laufe eines Nebenflusses des Limari senkt sich unser Zug wieder in die Tiefe, dem Rio Hurtado zustrebend, an dessen Vereinigung mit dem Rio Grande (die den Limari erzeugen) Ovalle sich bequem in einem mit Weizen, Gerste und Bohnen bestellten Tale ausstreckt. Es liegt 250 m über dem Meeresspiegel im Angesichte anmutig konturierter Bergzüge. Die Bewohner sind im ganzen arm, aber strebsam. Ein Lyzeum zweiter Ordnung gibt der Jugend Gelegenheit, etwas höhere Kultur zu erraffen, und sie ist darin eifriger als in Santiago. Man erzählte mir von einem Bruderpaar, das sich Tag um Tag ablöste, da es nur ein gemeinsames Paar Stiefel besaß, und es in Chile auch auf dem Lande nicht wohl statthaft ist, den Bildungstempel barfuß zu betreten, was freilich mit der alttestamentlichen Bezeugung höchster Ehrfurcht nicht zusammenfällt.

Ovalle ist der Typus einer chilenischen Landstadt. Ganz allmählich gehen die schmucken, aber einförmigen, beinahe ausnahmslos einstöckigen Häuserreihen, welche sich um die Plaza gruppieren und die Hauptstraßen bilden, in die strohgedeckten Lehmhütten des Campo über, wo sich der Weinstock, Pappeln, Feigen- und Nußbäume zurzeit mit neuem Laube kleiden und die Pfirsiche in ihrer rötlichweißen Blütenpracht stehen.

Nicht fern von Ovalle, dort, wo sich der Limari ins Meer ergießt (und vom Meere aus sichtbar), überrascht uns in einer Höhe von 500 bis 600 m ein lebendiges Relikt grauer Vorzeit: der Wald Fray Jorje aus Tiques und

anderen Vertretern des mittleren und südlichen Chiles, die *Mitraria* und *Sarmienta repens* umspinnen und zu deren Füßen prächtige Farne wuchern. Vom Ozean kommende Nebel tränken diese versprengte Waldidylle. Es ist kaum zu bezweifeln, daß noch zur Zeit der Konquista wenigstens die Flußtäler bis nach Copiapó hinauf von Wald erfüllt waren. Manche Ortsnamen bezeugen es. So wurde das indianische Copiapó von den bigotten Spaniern in San Francisco de la selva (= Wald) umgetauft und Paitanas bei Vallenar bedeutet ‚Wald mit dicken Stämmen‘.

Zwei Stunden nordwestlich von Ovalle befinden sich die berühmten Kupferminen von Tamaya, in einem von den Anden zur Küste verstreichenden Querriegel nahe dem Grate des gegen 1300 m emporragenden kahlen Gipfels, den die bei Tongoi am gleichnamigen Meerbusen mündende Bahn bis zu zweidrittel Höhe erklimmt. Die meterbreite Hauptader verläuft nach Domeyko 150 m unter dem Grate ohne Unterbrechung 3 km und führt ein überaus reines Erz. Die fabelhaften Erträge dieses Bergwerks, namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo es die reichste Kupferquelle der Erde gewesen sein soll und 3000 Arbeiter beschäftigte, haben seine Besitzer zu Multimillionären gemacht, wovon noch heute Prachtbauten Santiagos, wie der Palacio Urmenéta in der Calle Monjitas, Zeugnis ablegen. Die Minen mußten 1888 aufgegeben werden, nicht weil ihre Ergiebigkeit wesentlich nachgelassen hätte, sondern weil sie durch mehrere regenreiche Winter ertränkt wurden. 1906 ist ihr Betrieb indessen wieder aufgenommen, und man will ihn nun auch modernisieren. Der althergebrachte, der sich, seit uns Darwin davon eine Beschreibung bezüglich der Minen von Illapel gegeben hat (Mai 1835), kaum veränderte, ist denkbar einfach. Das Erz wird beim Schein einer kümmerlichen, in einen Gabelstock geklemmten Lampe mit Brechstangen, Hammer und Meißel vom Barretéro gebrochen, der oft nur mit Hut und Lendenschurz bekleidet arbeitet, und

von dem Apír¹ in Kiepen aus ungegerbter Ochsenhaut zutage gefördert. Der Apír vermag ungeheure Lasten zu schleppen. Auch die Staatstracht der Mineros ist noch dieselbe wie zu Darwins Zeiten und wie sie Claude Gay in seinem schönen Atlas der chilenischen Volkstypen und Gebräuche darstellt: das weite, weiße Hemd fällt oftmals über die weiten, meistens blauen Hosen herab und wird mit einem roten Schal gegürtel. Dazu kommt der bunte Poncho, den man aber lieber malerisch über eine Schulter schlägt als umhängt, und die rote, dicht dem Kopfe angeschmiegte, napfförmige Mütze. Eine gelbe Leder-schürze macht den Anzug noch bunter. Die Bergleute sind ein rohes Menschenmaterial. Eines ihrer Vergnügen besteht in Herausforderungen auf einen Zoll Blut. ‚La pulgada de sangre‘ heißt ein Zweikampf, in dem sich die halbnackten Gegner mit Messern bekämpfen, deren Spitzen bis auf einen Zoll entblößt sind. — Die Mineros werden heute gut bezahlt, aber sie sind oft ein halbes Jahr in entlegenen Minen der Hochkordillere vom Verkehr abgeschnitten und holen das Versäumte, wenn die Gelegenheit sich bietet, derart nach, daß sie stets arm bleiben.

Bekanntlich ist Chile noch immer ein Kupferland von Weltruf. 1918 marschierte es mit 107 000 t an zweiter Stelle. Dagegen hat die Produktion von Silber stark abgenommen. 1887 (Höhepunkt) 222 000 kg; 1916 47 440 kg, 1920 81 000 kg. Den Hauptreichtum an Kupfer birgt die Küstenkordillere bis zum 37. Grad s. Br. in dioritischem Gestein als Kupferoxyd, das in der Tiefe in Kupferkies übergeht. Jedoch eine der zurzeit glänzendsten Minengegenden gehört der Andenkette an und dürfte vielleicht die höchstgelegene der Welt sein. Ich meine die Bergwerke von Collahuasi der bolivianischen Grenze nahe in der südöstlichen Ecke von Tarapacá. Gewaltige Fetzen ewigen Schnees decken die trostlosen, nur von den unförmigen Wülsten der Llareta bewucherten Hänge des 4900 m hohen Cerro Pereyra, in welchen hinein

¹ Nach R. Lenz aus dem Aimará; Apiri, welcher eine Sache fortträgt.

sich die Schächte zu den reichen Erzgängen bohren. Zweirädrige Karren, mit vier Mäulern bespannt, bringen das kostbare Gestein — das obere, scheinbar aus dem Fels herausgehauene Tal des Rio Loa benutzend — in mehreren Tagereisen zur Orurobahn, wo es nach Antofagasta verladen wird. 480 km lang ist der Weg zur Küste. Die Verproviantierung dieser eigenartigen Minenkolonie der Puna erleichtert die Oase Huatacondo, welche 2000 m tiefer ein blinder Wasserlauf schuf. Trotz seiner außerordentlichen Höhe und grenzenlosen Unwirtlichkeit beuteten bereits die Inkas die Erze Collahuasis aus.

Die Frühlingstage, welche ich 1902 in Ovalle verlebte, atmeten idyllische Ruhe. Hier und dort merkte man wohl an den Schreien und schrillen Pfiffen torpearender Huásos, dem hochstimmigen Gesang, dem dumpfen Gestampf der Cueca, das aus vielen Hütten drang, die Feststimmung des Dieziocho, aber das war auch alles. Ein ganz anderes Leben herrschte in Ovalle, Serena und Coquimbo, ja in der ganzen Provinz, als ich Ende Dezember und Anfang Januar 1904/05 wiederum dorthin verschlagen wurde. Denn vom 25. bis 27. Dezember sind die Tage von Andacollo und gleich darauf im Januar diejenigen von Sotaquí. Beides religiöse Feste, von denen letzteres aber nicht viel mehr als eine schwächliche Nachahmung des ersteren vorstellt.

„Lourdes ist für die Franzosen, was Andacollo für uns Chilenen ist; nur dürfte unser Heiligtum das so sehr gefeierte französische bei weitem überragen“, äußerte sich ein chilenischer Feuilletonist.

In Andacollo spielt sich in dem gewaltigen Tempelhofe (der Plaza des Ortes), der vor der mächtigen Kathedrale mit ihrem imposanten Säulenvorbau, den prächtigen, in riesigen Kreuzen gipfelnden, schlanken Doppeltürmen und dem eine umfangreiche Kuppel vorstellenden Dachreiter sich ausdehnt und noch von einer anderen doppeltgetürmten Kirche flankiert wird, die Verehrung der Jungfrau in feierlicher und grotesker Weise ab. Der Jungfrau, oder — um sie beim vollen Namen zu

nennen — Nuestra Señora del Rosario de Andacollo, wird seit dem 16. Jahrhundert gehuldigt. Ihr Ursprung ist folgender: das heilige Standbild befand sich ursprünglich in Serena, das, 1544 gegründet, bereits 1549 wieder durch die Indianer zerstört wurde. Die Weißen retteten nur das nackte Leben und die Madonna, welche sie im Gebirge versteckten, um sie vor Entweihung durch die Heiden zu schützen. Viele Jahre später, nachdem sich die Spanier endgültig behauptet und die Eingeborenen vernichtet oder bekehrt hatten, begab es sich, daß ein Indio namens Collo des Weges kam und eine Stimme hörte: „Anda, Collo!“, „Gehe, Collo!“ Wie er noch überrascht Umschau hielt, fiel sein Blick auf jene Mutter Gottes, die aus dem Gestrüpp hervorschaute. An jener Stelle, wo sich dieses an die Montserratlegende gemahnende Wunder ereignet hatte, wurde erst ein bescheidenes, dann ein prunkvolles Tabernakel errichtet und der Ort zur Erinnerung Andacollo genannt. In Wahrheit ist der Name indianisch (Antacollo) und bedeutet Goldhaufen. Es wird noch heute dort Gold gewaschen.

Im Jahre 1907 erreichte die Zahl der Pilger allein während der drei Festtage 50 000 und der Gewinn, den bischöfliche Gnaden Don Florencio Fontecilla eigenhändig im eisernen Kästchen nach Serena schaffte, etwa 40 000 Pesos.

Außer den Wundern der Virjen üben zweifelsohne die höchst eigentümlichen Gebräuche, welche sich bei ihrem Kultus abspielen und unmöglich von zentralafrikanischem Fetischismus unterscheiden können, eine bedeutende Anziehungskraft aus. Man feiert sie nämlich hauptsächlich in wilden Tänzen, die ihr bizarr gekleidete Bruderschaften darbringen. Deren gibt es drei. Voran die Chinos; sie betrachten sich der Jungfrau von Andacollo besonders liiert und rufen dieselbe auch als China an, da ihr Anführer ein Nachkomme des Finders Collo ist. Es folgen die Danzantes und Turbantes. Jede der Gruppen steht unter einem eigenen Oberhaupte; das Höchste aber, dem alle blind gehorchen, ist der Cacique

der Chinos, dessen Würde sich forterbt. Die Tänzer treten schon im frühesten Knabenalter ein. Die Chinos sind auch die zahlreichsten. Sie ergänzen sich aus den Bergleuten und erscheinen in der ihnen eigentümlichen bunten Tracht, die sie noch durch Stickereien, Behänge von Perlen und kleinen Spiegelchen festlicher gestalten. Sie spielen auf Trommeln und Schalmeyen, und ihr Tanz besteht, wie bei der katalonischen Sardana, in einem Aufschnellen und Niederfallen, oft in die Knie, oft auf ihre natürliche Sitzgelegenheit. Die Danzantes tragen sich weiß mit farbigen Schärpen und perlenbestickten Mützen und musizieren auch noch mit Handharmoniken und Gitarren. Die Turbantes prangen in hohen, spitzen, bandgeschmückten Hüten. Danzantes und Turbantes bewegen sich weniger akrobatenhaft ruhiger, tanzartiger. Alles in allem produzieren sich ein paar tausend Tänzer während der Prozession, die über eine Stunde dauert, das heilige Standbild umschwärmend und ihm folgend in rastlosen, rhythmischen Bewegungen nach allen Richtungen, selbst hoch in die Lüfte. — Selten geht es indes ohne irgendwelche Konflikte ab. Einmal begannen die Chinos¹ zu streiken, weil die Priester den Danzantes von Serena etwas von der Ehre zuwenden wollten, die Virjen tragen zu dürfen; ein andermal drohten sie ihre Funktionen einzustellen, da die Jungfrau ein neues, von Europa besorgtes Gewand trug — und immer hat der Bischof ihren Ansprüchen weichen müssen.

Andacollo, ein Minenort von etwa 1000 Seelen, liegt 1000 m hoch inmitten fast kahler, sehr wasserarmer Gebirge, die überall auf Kupfer, Manganerze, Silber und Gold ausgebeutet werden. Das Kupfer wird teilweise auch aus Laugen gewonnen. —

Ein anderer Schienenstrang erlaubt uns, einen zweiten lohnenden Ausflug in das Innere zu machen, dieses Mal in fast genau östlicher Richtung nach dem 606 m hoch

¹ Chino und China, ursprüngliche Bezeichnung für Indianer und Indianerin (Quechua). Heute fast nur noch für weibliche Dienstboten in Gebrauch.

gelegenen Elqui oder Vicuña, wie es heute heißt. Auf dieser Fahrt lernten wir den Unterschied zwischen einer englischen Privatbahn und den chilenischen Staatsbahnen kennen, der wahrlich ein gewaltiger ist. Auf der letzten Strecke vor Ovalle mußten wir einen Wagen I. Klasse benutzen, in dem nur noch das Skelett der Sitze vorhanden war! Dagegen im englischen Betriebe nach Vicuña ist alles schmuck und gefällig; viel zu gut für das Publikum im allgemeinen.

Die Bahn folgt dem Rio Elqui und hat keine besonderen Steigungen zu überwinden. Die Landschaft ist mehr lieblich als großartig; solch wunderbare Szenerie, wie sie uns der Aufstieg zur Cuesta de las Cardas zwischen Coquimbo und Ovalle bot: die herrliche Vegetation und der prachtvolle Blick in die Tiefe und in die Ferne bis über das Meer, werden wir nicht wieder genießen.

Überall begegnen wir auch hier mit Erzen beladenen Zügen, denn wiederum durchschneiden wir eine mit Mineralschätzen reich gesegnete Gegend. Schon bald hinter Serena liegen in den nördlichen Bergen die großen Kupferminen El Brillador (mit ungewöhnlich hochwertigen Erzen) und an der Quebrada de la Santa Gracia bedeutende Manganzugruben, vor allem aber die durch ihren einzigartigen Reichtum an Silberamalgam besonders berühmten Minen des Arquerosgebirges, das wir auf halbem Wege zur Linken haben, und in weiterer, nördlicher Ferne jene von Condoriáco.

Ochsenius teilt in seinem lehrreichen Büchlein über unser Andenland die Entwicklung des chilenischen Bergbaues in ein goldenes, silbernes und kupfernes Zeitalter. Das goldene ragt in die peruanische Herrschaft hinein, wo die Inkas sich einen Tribut in Gold von den unterjochten Araukanern zahlen ließen. Damals sind die Ufer des Biobio berühmt gewesen. Eine einzige Fundstätte soll dem durch dieses südliche Dorado herbeigelockten Pedro de Valdivia an einem Tage 150 kg des gelben Metalles geliefert haben. Auch der Berg Margamarga

zwischen Limache und Quilpué war als fabelhaft goldreich bekannt, und der kühne Konquistador versäumte nicht, ihm ebenfalls einen Besuch abzustatten. Ferner muß Osórnos Umgebung viel Gold gespendet haben, worauf die Münze und der rasch erworbene Reichtum seiner Gründer schließen lassen. Noch im 18. Jahrhundert hat Chile mit einem mittleren Jahresertrage von 15 000 Kilogramm die dritte Stelle unter den Goldländern innegehabt. Das heute geförderte Gold entstammt den Adergoldminen des Nordens (El Guanaco bei Taltal, Inca de Oro bei Chañaral, Tierra amarilla bei Copiapó) oder den Flüssen und Küsten Südchiles, des Territorio Magallanes und des Feuerlandes (Río del Oro und Verde, Insel Lennox). Jüngst wurde bei Putu unfern von Concepción ein vielversprechendes Goldgelände entdeckt. Trotzdem belief sich die gesamte Goldproduktion der Republik 1916 nur auf 1462 kg im Werte von 1 691 618 Goldpesos. 1920 erreichte sie 1654 kg.

Während Gold und Kupfer sich hauptsächlich im Bereich der kristallinen Felsarten der Küstenkordillere finden, sind die Silberadern, von Kalk und Schwerspat begleitet, in die jurassischen Schichten der Anden eingebettet. Die Zone des Silberbaus reicht vom 20. Grad bis 34. Grad südlicher Breite. Ihr gehören die seit Mitte des 16. Jahrhunderts bestehenden Gruben von Huantajaya bei Iquique, die berühmten atacamensischen Minen Caracoles (d. h. Schneckenhäuser nach den zahlreichen Versteinerungen), Tres Puntas, Cachinal, Chañarcillo und die coquimbanischen Condoriaco und Arqueros an. In den fünfziger Jahren ergoß sich der Silberstrom hauptsächlich von Chañarcillo, in den siebziger von Caracoles. Außer gediegenem Metall findet sich (vornehmlich in den oberen Horizonten) Brom-, Chlor- und Jodsilber, tiefer Rotgüldigerz, Antimon-, Arsen- und Schwefelsilber.

Auch das Kupfer ist bereits während der frühesten Kolonialzeit ausgebeutet worden, aber erst um die Mitte des 18. Säkulums begann seine Hebung größere Bedeutung zu gewinnen, da die Chilenen es als Zahlungs-

mittel an die englischen Schmuggler verwerteten, die jährlich etwa 1000 t geholt haben sollen. Seine eigentliche Glanzzeit umfaßt das verflossene Jahrhundert, indes hat es den Anschein, als ob Chile durch die nordamerikanischen Unternehmungen von Chuquícamata, Provinz Antofagasta nebst El Teniente in der Provinz O'Higgins wieder gebietender auf dem Kupfermarkte der Welt auftreten wird.

Das ‚kupferne Zeitalter‘ dauert also noch an, während das ‚eiserne‘ erst als Morgenröte dämmert. Es verspricht viel, denn die Republik soll die ausgedehntesten und reichsten Eisenerzlager der Erde besitzen. Die Nordamerikaner haben bereits große Flächen in ihren Besitz gebracht. Eisen, begleitet von Manganerzen, findet sich vor allem in den Küstengebirgen Atacamas und Coquimbos. Die Regierung hat seinem Vorkommen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und seine Lagerstätten durch gewiegte Kenner prüfen lassen. Die Berichte fielen glänzend aus. Vorzügliches Erz, zum Teil 96prozentiges Eisensuperoxyd, liefern die Eisengruben von Las Cardas zwischen La Serena und Andacollo, jene von Tofo bei Serena und die nördlicheren von La Higuera. Die von Tofo wurden in den französischen Hochöfen Corral verhüttet. —

In jenen durch Edelmetalle und seltene Mineralien ausgezeichneten Bergwerken wird natürlich auf alle mögliche Weise gestohlen. Um dem vorzubeugen, dürfen die Bergleute nur völlig nackt ihre Arbeitsstätte verlassen. Sie müssen ihren Arbeitsanzug jenseits einer Schranke niederlegen und können sich erst diesseits derselben in weiterem Abstände, nachdem sie eine Kontrolle passiert haben, mit ihrem Ausgehzeuge bekleiden. Aber welchen Vorsichtsmaßregeln schlägt der Chilene, der stehen will, nicht ein Schnippchen? Da wird er erfinderisch. Mittels des Lulo kann man trotzdem Minerale räubern, oder um chilenisch zu sprechen: der Lúlo dient zur Cangalla¹. Lulo heißt ein etwa eiförmiges Paket,

¹ Nach R. Lenz von cangallar, Gold- oder Silbererze rauben. — Etymologie ungewiß.

welches besonders wertvolle Erze — meist handelt es sich um Silbererze — enthält. Dieselben sind mit dünnem Papier oder Zeug und feinen Bindfäden umwickelt. Ein solches Paketchen wird von dem Bergmann, nachdem er es noch mit Talg bestrichen hat, um es recht glatt zu machen, in den After eingeführt und auf diesem Wege aus der Mine hinausgeschmuggelt. Schöpfen die Aufseher Verdacht, so lassen sie die Leute aus einer gewissen Höhe hinabspringen, da häufig die Furcht, durch den Sprung innere Organe zu zerreißen, den Dieb zum Geständnis bringt. Gelegentlich schiebt sich der Lulo sehr weit in den Darm hinauf und muß gewaltsam entfernt werden. — Die Knaben trainieren sich sogar, indem sie sich fleißig und andauernd auf Bänke setzen, aus welchen kegelförmige Zapfen von verschiedener Dicke emporragen. — Mir lag ein Lulo, der im Mai 1903 in das Museo Nacional gelangte, von folgenden Verhältnissen vor: Gewicht 455 g, Länge 13 cm, Umfang 22 cm. Es gibt aber noch viel größere.

In den Vierzigern vertrieb man, der Cangalla zu steuern, sämtliche Frauen aus Chañarcillo, welche offenbar als ärgste Versucher angesehen wurden. Die tausend zurückbleibenden Männer mußten sich nun in allem und jedem ohne weibliche Wesen behelfen, sogar beim sonntäglichen Tanze (Vallejos).

Elqui liegt sehr geschützt von hohen Bergen eingeschlossen, welche sich im Frühling mit grünen Matten bedecken, die bis an die erst im Hochsommer verschwindenden Schneefelder heranreichen. Es mutet wie ein Ort der Schweiz an. Seine günstige Lage wird auch von den Chilenen anerkannt, die dorthin ihre Lungenkranke senden. Wein, Pflirsiche und Feigen liefern überreiche Erträge, und die Rosinen wetteifern mit denen von Huasco. Dazu ist diese Gegend eine der wenigen des Landes, wo der Besitz stärker aufgeteilt wurde, anstatt der oft nur zu einem Fünftel bewirtschafteten öden Lati-fundien kleine, gut ausgenutzte Landgütchen vielen Wohlhabenheit und Unabhängigkeit sichern und der Land-

schaft jenen gesegneten Gartencharakter verleihen, der Frankreich zu dem ‚schönen‘ Frankreich gemacht hat. Elqui (mit etwa 3000 Bewohnern) besitzt noch eine Plaza alten Stils mit hohen Pimientos (Pfefferbäumen) und tiefdunklen Laubengängen. —

Das Tal des Elqui verdankt seine Fruchtbarkeit und somit auch seinen Liebreiz der durch den Fluß ermöglichten künstlichen Bewässerung. Die notwendigen Kanäle sind von Privatgesellschaften erbaut, die als Eigentümerinnen die Wassernutzung beliebig verkaufen. Das Wasseranrecht wird, wie Kaerger ausführt, nach Zollen berechnet. Besitzt z. B. eine Hazienda ein solches von 30 Zoll, so mißt die Öffnung des ihr bestimmten Nebenkanals ebenfalls 30 Zoll. Dieses Maß genügt, um 600 ha (400 Cuadras) zu bewässern. Es wird auch zollweise verkauft. 1900 kostete der Zoll Wasser 8—10 000 \$. Der Elqui soll gegen 40 000 ha kulturfähig machen. Wird in besonders trockenen Jahren das Wasser knapp, so setzt eine abwechselnde Zuteilung, turno, ein.

Heute fährt der Schienenstrang noch weiter dem Massiv der Doña Ana entgegen zu dem Örtchen Rivadavia, von wo man zu den Baños del Toro aufbrechen kann, 30 bis 60° heißen Koch- und Glaubersalzquellen, die in einem über 3000 m hoch gelegenen, nach Süden sich öffnenden Tale des genannten Gebirgsstockes sprudeln.

Den Haupttag des Nationalfestes, den 18. September, verlebten wir in Coquimbo, wo derselbe unter Beteiligung zahlreicher junger Glieder der fremden Kolonien einen recht animierten Verlauf nahm und viel mehr Augenweide bot als sonst in den chilenischen Provinzstädten. Gleich nach Mittag eröffnete die Festlichkeit eine bunte Kavalkade origineller Masken, die sich nach dem Festplatz, der Pampa, bewegte, einer Ebene hinter den granitenen Höhen Coquimbos. Hier fanden Rennen statt, aber nicht von tobenden Huáscos oder gemieteten Jockeis, sondern Söhnen der Haciendados, Knaben und Jünglingen, die sich in ihrer schmucken Tracht, dem großen Strohhut mit den wehenden, farbigen

Bändern, dem Poncho mit gestickter Kante und den Leder-
gamaschen — alles a la Huáso, aber kavaliernäßig ge-
modellt — auf ihren gut gehaltenen Ponys und Pferden
im Fluge unsere Sympathien eroberten. Und wie forsch
und kühn sausten auch die Kleinsten die Cáncha (Renn-
bahn) entlang! Fürwahr, der Chilene ist der geborene
Reiter. Der 19. brachte Ruderregatten in der Bai und
eine Art Corso mit phantastisch geschmückten Booten.
Die Abende wurden natürlich wie in ganz Chile auf der
Plaza mit Musik und Feuerwerk gefeiert. Denn was wäre
ein Dieziocho ohne Feuerräder und Raketen und vor allen
Dingen ohne Knallen und Krachen und Puffen und
Zischen?

Zu den mannigfaltigen Segnungen der von uns in
einigen Skizzen umrissenen Provinz kommt noch der
große Fischreichtum ihrer Küste. Der Golf von
Coquimbo zumal beherbergt die alleredelsten Sorten.
Allen voran steht der Congrio (*Genypterus blacodes* und
chilensis), ein prachtvoller, großer Schlangenfisch (Fam.
Ophidiidae), der ein schneeweißes, grätenloses Fleisch
besitzt, das, besonders gebraten, vorzüglich mundet. Er
ernährt sich vornehmlich von Krustern. Von manchen
wird aber die Corvina (*Cilus montti*)¹, ebenfalls ein
mächtiger Fisch, welcher den Barschen nahesteht, noch
mehr geschätzt. Congrio und Corvina sind auf den
Märkten von Valparaiso und Santiago heute schon recht
teuer. Claude Gay erzählt (1848), daß in dieser
Gegend ein Fischer an einem Tage 551 Congrios mit der
Angel fing, ohne die zu zählen, welche Tintenfische ver-
schluckten, ehe er seine Beute emporziehen konnte. In
Coquimbo gibt es auch zurzeit noch genug, wie unser
Menü erkennen ließ, welches Tag für Tag mittags und
abends Congrio frito einleitete. In großer Menge bringen
die Fischerboote Lenguados (*Paralichthys kingii*), einen
Plattfisch von oft kolossalen Dimensionen, ans Land, der
aber geringer geachtet zu sein scheint. Beliebter sind die
Meeräschen, Lisas (*Mugil cephalus* und *rammelsbergii*), da-

¹ Fam. Pomadasysidae.

gegen dürfte die Pescada (*Merluccius gayi*) der Fisch des niederen Volkes sein. Sie gehört zu den Schellfischen (Gadidae) und ist ungeheuer gemein. Oft erscheint sie in großen Zügen, besonders im Januar und Februar, wenn die Sardinas kommen, welche durch jene verfolgt werden. Man fängt sie vornehmlich mit dem Netze. Günstige Züge sollen bis 400 Stück auf einmal zutage fördern! Die chilenische Sardina gehört ebenfalls zur Gattung *Clupea*, hat aber die Größe eines Herings und erfreut sich bei weitem nicht der Schätzung ihrer europäischen Verwandten. Wahrscheinlich liegt es an ihr. Das niedere Volk verzehrt auch Tiburones (Haie) und Rayas (Rochen).

Austern gibt es nicht mehr an der Küste Mittel- und Nordchiles. Ebenso wird der eßbare Seeigel nach dem Wendekreise zu seltener. Dagegen tritt bei Coquimbo ein anderer, sehr wohlschmeckender Marisco auf, eine Kammuschel, der *Ostión* (*Pecten purpuratus*).

In der Bahia von Coquimbo leben die riesigsten Käferschnecken (*Chiton*), die ich je gesehen habe; manche werden so groß wie eine Hand. Die Schalen der Ostiones sind bedeckt mit hohen Wäldchen reich verzweigter Hydroidpolypen, an den Felsen haften riesige, über einen halben Meter spannende Seesterne (*Asteracanthion gelatinosus*), und in der Höhe des Meeresspiegels verfolgt man am Gestein der Küste einen weithin sichtbaren dunklen Saum, den Tausende schwarzer, langstacheliger Seeigel erzeugen (*Echinocidaris nigra*). — In geringer Tiefe lebt ein Taschenkrebs, welcher den wissenschaftlichen Namen *Hepatus chilensis* führt, in inniger Gemeinschaft mit einer schönen, großen Seerose, *Antholoba reticulata* von den Zoologen genannt. Letztere sitzt (zumeist einzeln) fast ausnahmslos auf dem Rücken eines jeden Krebses, den man zu Gesicht bekommt, und hält sich mit ihrer breiten Fußscheibe fest. Wenn man die Seerose mit Gewalt entfernt, wird man in einem Aquarium bald beobachten können, daß sie sich alle Mühe gibt, wieder auf den Rücken des Krebses zu gelangen: sie wirft sich auf ihre Arme und sucht mit ihrer Fußscheibe, der sie die Form

einer Zange gibt, ein Bein ihres Freundes zu fangen, von dem aus sie dann langsam zum Rücken hinaufgleitet. Die Seerose will umhergetragen sein; freilich wohl nicht aus eitler Wanderlust, sondern weil ihr Futter an ein und demselben Platze bald sparsam wird. Dafür mag sie den Krebs (wie in anderen Fällen) wohl mit ihren Nesselbatterien schützen, obwohl dieser offenbar hier nicht der werbende Teil des Freundschaftsverhältnisses ist.

In nächster Nähe der Landungsbrücke lag ein altes Segelschiff, der ‚Aptau‘, bekannt aus dem pazifischen Kriege, in behaglicher Ruhe, aber nicht ohne Zweck; es diente als Steuermannschule, die auf ihm mit allem, was dazu gehört, eingerichtet ist. Auch Schüler, junge Leute von 14 bis 18 Jahren, und Lehrer wohnen auf dem alten Dreimaster. Die Instruktooren sind Schweden, von der chilenischen Regierung kontrahiert. Diese kleine Erziehungsanstalt und Fachschule hatte ich Gelegenheit kennen und bewundern zu lernen. Sie macht ihren ausländischen Meistern alle Ehre. Arzt des Aptau war Federico Delfin, einer der wenigen Chilenen, welche sich um die wissenschaftliche Erforschung ihres Landes dauernde Verdienste erworben haben. Sein Wirkungskreis blieb eng, er beschränkte sich auf die Fische, aber sowohl seine systematischen Arbeiten als auch seine biologischen Essays sind ernste, gründliche und gewissenhafte Studien. Delfin wurde, nachdem er sich an Land zur halben Ruhe gesetzt hatte, am Museum von Valparaiso angestellt, und zwar als Kustos der botanischen Abteilung, weil er sich mit Pflanzen niemals beschäftigt hatte. Er starb 1904, beinahe ohne daß man davon Notiz genommen hätte; denn dieser einfache, wirklich tüchtige Mann hatte verschmäht, sein Licht mittels der Zeitungen leuchten zu lassen.

Vierzehntes Kapitel.

In die Salpeterwüsten.

Caldera. — Frühling. — Copiapó. — Juan Godoy. — Die Küste des nördlichen Chile. — Taltal. — Antofagasta. — Auftakt zum Salpeterkriege. — Guano. — Iquique, der bedeutendste Salpeterhafen. — Der chilenische Nationalheld. — Jahreswende in Caváncha. — Die Salpeter-Oficina San José. — In der Wüste. — Gewinnung und Aufbereitung des Salpeters. — Arbeiter und Streiks. — Herkunft des Salpeters. — Das Leben in der Oficina. — Klima, Pflanzen- und Tierleben im Bereich der Wüste und Puna. — Wirtschaftliche Bedeutung der Salpeterprovinzen. — Die Atacameños, ein winziger Indianerrest.

Ende Dezember 1905 befand ich mich zum drittenmal auf der Reise nach dem Norden, die mich nun aber über den Wendekreis hinaus in die Tropen führen sollte. Freilich nicht in eine Gegend mit Palmen und Urwald, sondern in sandige Wüsteneien, in denen selbst der Quisco nicht mehr fortkommt. Natürlich zu Schiff. Die 3100 km lange, Pisagua und Punto Montt heute verbindende Bahn war noch nicht vollendet. Die Fahrt von Santiago nach Valparaíso und dann mit dem Dampfer bis Coquimbo wurde bereits geschildert. Ich setze wieder ein, nachdem wir in Caldera Anker geworfen haben.

Caldera, ein Ort mit kaum 2500 Seelen, Hafen für Copiapó, die wichtigste Bergstadt Chiles, liegt am Rande einer geräumigen, gegen die Südwinde geschützten Bucht. Seine Glanzzeit ist vorüber. Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besaß es drei- oder viermal soviel Bewohner als heute. Das war um die Blütezeit der Silbermine Chañarcillo. Damals, 1852, wurde zwischen Caldera und Copiapó nicht allein die erste chilenische, sondern südamerikanische Bahn gebaut. Es ist ein sauberes Städt-

chen; wie denn die Reinlichkeit nach Norden und Süden zunimmt, je mehr wir uns von den mittleren Provinzen, dem Chile s. s., entfernen. Die einstöckigen, schmucken Häuser glänzen in verschiedenfarbigen Tünchen. Auf der Plaza erhebt sich die Büste Arturo Prats, bewacht von zwei weißen Löwen, und dort reckt auch die einzige Kirche ihren schlanken, reich verzierten Turm in die Lüfte. Die nördlichen Städte haben oder hatten wenigstens bis vor wenigen Jahren nur so viel Kirchen, als das Bedürfnis verlangt, also eine, wo es in Mittelchile fünf oder noch mehr geben würde. Auch waren Klöster bislang selten; jedoch macht die chilenische Durchdringung des Nordens auch in dieser Hinsicht gute Fortschritte. Die Fußsteige sind mit unregelmäßig gestalteten Felsblöcken gepflastert, und man hat auch den Versuch gemacht, durch Pimientos den Straßen ein noch freundlicheres Ansehen zu geben, aber sie sind niedrig geblieben und dünn belaubt.

Wir werden ganz allgemein die Beobachtung nicht abweisen können, daß die Verhältnisse im Norden und Süden Chiles sich bessern, je mehr die Entfernung sie dem ‚nationalen‘ Einfluß entzieht. Der ‚Mercurio‘ spottete in einem launigen Artikel ‚La Civilizacion que avanza‘: Die Zeitungen berichten, daß sich die neue Stadt Mejillones gebildet hat und dort Post, Telegraph, Hafenbehörde und Gericht installiert und eingesetzt wurden. Aber er (der Mercurio) kann hinzufügen, daß sich mit dem nächsten Dampfer dorthin noch begeben werden: etliche Diebe verschiedener Kategorien, vom bescheidenen, aber konsequenten Taschendiebe bis zum kühnen, mit Karabiner bewaffneten Einbrecher und Räuber; ferner drei oder vier Winkeladvokaten von Ruf, Tinterillos (nach dem spanischen Sprichwort: ‚mucha tinta y poca justicia, viel Tinte und wenig Gerechtigkeit‘), ein Administrationsagent, ein Leihhausbesitzer und ein Unternehmer für Hahnenkämpfe. Erst mit allen diesen Zuwanderern wird die neue Stadt einen vollständig national fortschrittlichen Anstrich bekommen.

Caldera umgibt eine graugelbe Sandwüste, aus der überall gelbe, graue oder grünliche Felsen plutonischen Ursprungs hervorragten. Unter der dünnen Sandschicht und oft auch vom Winde entblößt, offen zutage, liegen zahllose von Seevögeln verschleppte Muscheln, zu Arten gehörend, wie sie noch heute an der Küste leben. Die Pflanzen, welche im Sande wuchsen, waren ausnahmslos sehr niedrig und reichten kaum bis zu den Knien. Mir fiel besonders eine weiße, wollige Komposite auf mit langgestielten, elliptisch-rhomboiden Blättern und kleinen, gelben Blütenköpfchen (*Encelia tomentosa*). Je weiter wir nach Norden vordringen, um so spärlicher werden, besonders jetzt im Sommer, die Spuren der Vegetation, aber man darf nicht wähen, daß der Pflanzenwuchs an der Küste völlig erlösche. Er zieht sich in die gegen das Meer geöffneten, dank der Nebel immer feuchten Schluchten zurück, in denen nun nicht nur Flechten und Algen gedeihen und die widerstandsfähigen Cereen und Opuntien fortkommen, sondern der Frühling Lilien, Malven, Sauerklee, Labkraut u. a. zum Blühen erweckt. — Zumal Caldera, welches immerhin schon eine mittlere Regenhöhe von 16,2 mm besitzt (1905 zeigte der Pluviometer sogar 45 mm, freilich gibt es auch völlig regenlose Jahre wie 1916), erfreut sich bereits eines Frühlings, bei dessen Einzuge man die Erde ergrünen sieht. Gelbe *Dioscorea*, diese Boten des chilenischen Lenzes, erscheinen und melden das Treiben schöner Zwiebelgewächse: orangefarbene *Habranthus*, dunkelblauer *Zephyra* und *Scilla*. Von hier erstreckt sich das Gebiet des die Küste säumenden Lechero, eines mannshohen, stark milchenden Wolfsmilchstrauches (*Euphorbia lactiflua*), nordwärts. Der Küstenstrich Caldera—Taltal genießt ein besonders gleichmäßiges, mildes und weiches Klima.

Im Hafen reckt sich ein Mast aus dem Wasser. Er gehört zu einem chilenischen Kriegsschiff, dem ‚Blanco Encalada‘, welches 1891 von einem anderen chilenischen Panzer, dem ‚Almirante Lynch‘, im regelrechten Kampfe zum Sinken gebracht wurde. Das war

während der Revolution, wo jener den Aufständischen, dieser dem Präsidenten gehorchte.

Die Hauptstadt der Provinz Atacama, das 370 m hoch im Innern gelegene Copiapó, war Altchiles nördlichste Stadt von Bedeutung. Als Mittelpunkt zahlreicher Kupfer- und Silberminen, wie Chañarcillo, Tres Puntas, Lomas Brayas, Caracoles, Carizalillo, Pueblo hundido, Florida, Chimberos, Bandurrias, Ojancos u. a., durfte sie einmal als eine der reichsten gelten. In den sechziger über 13 000 und in den achtziger Jahren noch 12 000 Einwohner zählend, war sie in den neunziger Jahren auf 9000 gesunken, aber ein gewisser Nimbus verblieb ihr, der offiziellen Metropole chilenischen Bergbaus. Sie besitzt die einzige Bergakademie des Landes. Übrigens zählte sie 1917 wiederum 11 056 Seelen.

In Copiapós Alameda erhebt sich das Standbild eines von Haus aus dürftigen Mannes, eines einfachen Eseltreibers und Holzsammlers, und südlich am Schienenstrange nach dem durch seine Rotgüldig- und Hornblendeerze berühmten Chañarcillo liegt der Bergort Juan Godoy nach jenem benannt; denn er war der Entdecker der märchenhaften Silberschätze dieser Einöden. Am 18. Mai 1832 befand sich derselbe auf einer Streife und ruhte ermüdet auf einem Blocke aus, den er bald als pures Silber erkannte und, soweit es anging, mit sich nach Copiapó nahm, wo er einen Freund und dieser den geschäftstüchtigen Don Miguel Gallo in sein Geheimnis einweihte. Letzterer belohnte den unwissenden Mann aus dem Volke mit einer damals um ein paar Goldstücke käuflichen Chacrita und widmete sich selbst mit großem Erfolge der neuen, ‚Descubridora‘ genannten Fundgrube.

Unser Schiff blieb dem Lande nahe. Oft konnten wir sogar die Schaumkronen der Brandung erkennen. Die sehr gebirgige Küste erhebt sich meistens steil aus dem Meere und steigt unweit Antofagasta in Parañave und Panul gegen 2500 m an. Anstatt der Flüsse dringen breite Sandströme aus tiefen, flachen Tälern bis an den Strand vor. — Welcher Wechsel im Verfolg der chilenischen

Küste! Ganz im Süden senken sich blaugüne Gletscher, umrahmt von Canelos und antarktischen Buchen, bis ans Meer hinab, so daß die salzige Flut ihre Eiskaskaden benagt; dann sehen wir tiefgrüne Flüsse aus immergrünen, undurchdringlichen Wäldern treten und sich mittels fjordartiger Buchten mit der See vermählen; später wälzen sich die seichten Ströme Mittelchiles, mit Sand und Geröll gemengt, durch ein Felsental dem Ozean zu, gesäumt von Quiscos, Chahuáles, Fuchsiengebüschen und vielleicht einigen Palmen, und schließlich füllt die Täler Sand, tiefer Sand, und die Höhen sind nackt und kahl.

Gelb oder dunkelbraun leuchtet im Sonnenlichte der Fels der Küste, Porphyre; aber mitunter auch schneeweiß, dann ist er der Ruheplatz unzähliger Seevögel, insonderheit des Piquero genannten Guanovogels schlechthin (*Sula fusca*). Oft reckt sich das Festland unmittelbar zu Gebirgen empor, die sich in den Wolken verlieren, mitunter ist ihnen wie eine Schwelle eine meilenlange, schmale Felsstufe vorgelagert, aber sehr selten bemerken wir eine Playa oder sanft ansteigendes Gelände, das dann auch in der Regel bewohnt ist. Die Gebirgszüge der chilenischen Nordküste unterscheiden sich von denen Mittel- und Südchiles auffallend genug. Diese sind ungemein mannigfaltig gegliedert und mit zahllosen Gipfeln verschiedenster Gestaltung gekrönt, so daß ihre Formen und Umrisse an jeder Stelle etwas Merkwürdiges und Charakteristisches, sich dem Auge Einprägendes bieten, jene hingegen bilden, oft soweit man sehen kann, ein gleichförmig aufsteigendes, in der Höhe abgestumpftes, wie geschorenes Massiv, ohne Einschnitte, ohne Vorsprünge, so daß, wenn je, dann hier der Vergleich mit einer Mauer am Platze ist, die sich wie eine abgescräßte Böschung gegen eine hochgelegene Erdmasse stemmt. Hinter dieser Gebirgsmauer dehnt sich in der Tat die riesige Meseta von Atacáma und Tarapacá.

Die Küstengebirge Südchiles in der Breite von Valdivia bestehen aus Gneis und Glimmerschiefer, die des mittleren aus gelben und rötlichen Graniten, welche z. B. bei Zapallar und Coquimbo prachtvoll hervortreten, und

jene des Nordens aus mannigfaltig gefärbten Porphyren und Diabas. Die leicht verwitternden Granite wurden durchbrochen und überrührt von wetterharten Dioriten und Syeniten, die sich als Klippen, Farellones, weit in die brandende See hinauschieben. Über Porphyr und Diabas lagern Decken heller tertiärer Andesite, schneller wie alles übrige Gestein zerfallend, und vom Winde fortgeführt, Strand und Täler versandend.

Fast genau in der Mitte zwischen Caldera und Antofagasta liegt Taltal an einer geräumigen Bucht, rings von kahlen, aber malerischen Bergen umgeben — der Birnen- und Feigenhain der Oase Peralito verbirgt sich landeinwärts —, gleich einer Kolonie von Schuppen. Nur ein bescheidenes Kirchlein mit schmucklosem Spitzturm überragt die monotonen Häusergevierte. Die Siedlung ist jung. Sie kristallisierte sich um die zielbewußten Unternehmungen des rastlosen Copiapiner Bergmannes José Antonio Moreno, mit Zunamen el Manco, der Einarmige, welcher hier um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Kupfer entdeckte und ausbeutete. 1877 zur bolivianischen Stadt erhoben, zählte sie ein Jahr später erst 300 Bewohner, aber 1882 bereits gegen 5000. Der ungemein schnelle Aufstieg hängt mit der 1875 auch hier erfolgten Entdeckung des Salpeters zusammen, dessen Ausbeute 1880 schon 21 Fabriken mit namhafter Beteiligung deutschen Kapitals oblagen. Die Salpetergewinnung verschob sich seit der Jahrhundertwende stetig von Nord nach Süd. Betrug der Export Tarapacás damals noch 83 Prozent der Gesamtausfuhr, so sank er mit Beginn des neuen zweiten Jahrzehnts auf 54 Prozent. Diejenige Taltals stieg dagegen von 6 Prozent auf fast 12 Prozent und jene Antofagastas gar von 2 Prozent auf 27 Prozent. Die reichen Silberminen Cachinals traten als Mehrer von Taltals Bedeutung hinzu. Anfang der Neunziger stand diese Departementsmetropole mit 9300 Seelen im Zenit ihrer Entwicklung. In den folgenden Jahren nahm sie wiederum um etliche Tausend ab, letzthin dank der neuen

Salpeterfelder abermals zu, so daß sie 1917 16 276 Einwohner zählte.

Die Nähe von Antofagasta erkennt jeder erfahrene Reisende schon frühzeitig durch das Auftauchen des Morro Moreno, eines 1300 m hohen Bergkegels, welcher sich unmittelbar an der Küste erhebt und das südliche Vorgebirge einer breiten, stumpfen Halbinsel bildet, während ihr nördliches die Mejillonesberge erzeugen. Tausende von grauen Möwen mit weißem Kopf umkreisten unser Schiff bei der Einfahrt in die Bahia Moreno, an deren Ostseite sich Antofagasta auf leicht geneigtem, übersandeten Felsgrund aufbaut. Eine Stadt, in welcher kein Baum und kein Strauch existiert, die inmitten einer gelblichen Sandwüste und zu Füßen eines kahlen, von Sand und Felsen starrenden Gebirges liegt, macht einen viel überraschenderen Eindruck, als man glauben sollte. Beinahe unwahrscheinlich berühren diese wie ausgejäteten Straßen, in die wir vom Schiffe aus so bequem hineinschauen können; als ob sie einer Spielzeugschachtel entnommen wären. Nicht ein einziges grünes Pünktchen, nicht einmal ein Palmenwipfel! Und so auch der Friedhof; ohne jeglichen Schatten liegt er mit seinen grell weißen Kreuzen da. Antofagasta selbst besitzt keinen Tropfen Trinkwasser. Früher bereiteten es Destillationsanlagen, heute führt es eine Leitung von weit her.

Die Stadt bestand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur aus wenigen Hütten und erlangte erst in den siebziger Jahren nach der Entdeckung der Silberminen von Caracoles als Schmelzstätte Bedeutung. Im gleichen Jahrzehnt begann eine chilenische Gesellschaft, von Bolivien vertraglich gesichert, im bolivianischen Teile der Atacamawüste, wo man Ausgang der Fünfziger ebenfalls Salpeter entdeckt hatte, dieses Salz zu gewinnen. Neid und geheimes Einverständnis mit Perú, das dank der bisher konkurrenzlosen Salpeterschätze Tarapacás den Markt allein beherrschte, verführten die Machthaber Boliviens, die chilenischen Unternehmungen mit unbequemen Maßregeln und einer Abgabe zu drangsaliieren,

was offenbar die fremde Industrie zugunsten des peruanischen Bundesgenossen ruinieren sollte. Nicht umsonst führt aber Chile den Wahlspruch ‚Mit Recht oder durch Gewalt‘, und so besetzte es kurz entschlossen am 14. Februar 1879 den Hafen Antofagasta. Das war der Auftakt zum sogenannten Salpeterkriege. 1884 kam Antofagasta nebst der gleichnamigen Provinz als Siegespreis an Chile. Bolivien wurde vom Stillen Ozean abgeschnitten. Mit der Entwicklung der Minen- und Salpeterindustrie nahm der Ort einen raschen Aufschwung und soll Anfang der Achtziger bereits 7000, 1895 13 500 und 1917 über 50 000 Einwohner gezählt haben. Eine besonders glänzende Zeit brachten ihm die Gründerjahre (1904—1906), da auch in dem von ihm beherrschten Hinterlande viele neue Unternehmungen mindestens in Angriff genommen wurden. Auch die schließlich Oruro treffende Bahn, dieser 1174 km messende Schienenstrang, welcher, von der bolivianischen Puna niedersteigend, hier den Pacifico erreicht, begünstigte seinen Fortschritt. Von Antofagasta kann man sagen, daß ihm jegliche Schönheit mangelt. In den Straßen, die nur ausnahmsweise ein Regen befeuchtet — denn wir sind ja in die sogenannte regenlose Zone eingetreten —, knietiefer Sand. Die Steige ziehen sich hoch an den Häusern entlang und gleichen mehr Veranden. Aus festgestampfter Erde, die lange Baumstämme halten, bestehen sie. Die Häuser aus Holz. Die Tür in der Mitte, ein Fenster links, eines rechts, das ist ihre Front. Getüncht sind die wenigsten. Die Stadt ist der Inbegriff der Trostlosigkeit und dabei so teuer wie ein nordamerikanisches Goldsuchernest. Die Beamten nagen buchstäblich am Hungertuche. Es war nicht möglich, auch nur einen wirklichen Lehrer an das dortige Lyzeum zu bringen, denn die Preise sind zum wenigsten vierfach höher als in Santiago. Um das Elend zu mildern, welches 1905 seinen Höhepunkt erreichte, sandte die Regierung ein Schiff mit Proviant, aber was geschah? Durch Bestechung wurde das Ausladen verhindert, damit

die wucherischen Kaufleute des Ortes fortfahren konnten, das Volk auszusaugen. Dabei kostete ein Sack Kartoffeln 24 Pesos.

Hinter Antofagasta erhebt sich eine ziemlich einheitliche, steile Felsenwand 800 bis 1000 m hoch, den jähen Absturz des allmählich bis zur Kordillere ansteigenden Stufenlandes bildend, welches schließlich nur noch um 1000 bis 3000 m von der ‚stolzen Flucht‘ der Vulkane überragt wird, die zwischen 5000 und 6600 m (wie Licancaur, Miñiques, Pular, Lullaiyaco) erreichen. Diese terrassenartige Hochebene nimmt vollständig die Atacama-wüste ein, sich vom Rio Loa bis über Copiapó hinaus, also durch fünf Breitengrade ausdehnend. Im Gebiete der Kordillere gibt es ausgedehnte (trockene) Boraxlagunen. Die Wüste, welche sich neben der von Tarapacá für den chilenischen Staatssäckel einträglicher erwies als der ganze Süden mit seinen Wäldern und Weizenriffen, ist weniger eine Sand- als eine Steinöde, aber keineswegs völlig vegetationslos und sogar durch ein eigentümliches Tierleben ausgezeichnet. Wir wollen darauf zurückkommen.

Antofagasta ist heißer als Iquique — Jahresmittel 21° —, die jährliche Regenmenge sehr gering. Von 1903 bis 1910 fielen 32,1 mm! Dann aber brachte 1911 in zwei Güssen (Juni, Juli) 100 mm. Nachts und vormittags weht ein angenehmer Landwind (NO), aber gegen Nachmittag wird die Reede sehr bewegt, da der alsdann sich erhebende Südwestwind orkanartig über sie hinwegfegt. 1911 hatte Antofagasta 102 (April bis Juli 79) Sturmtage. Iquique 1, Valparaiso 5, Santiago 0, Puerto Montt 12, die Evangelistas 124, Punta Arenas 28. — Man hat Not, nach 5 Uhr wieder an Bord zu kommen, so hoch ist nunmehr schon der Wogengang und die Forderung der Bootsleute. Trotzdem sind die Ankerplätze sehr besucht. Wir zählten wohl zwanzig große Segelschiffe, welche hauptsächlich Salpeter laden wollten. Die Kapitäne verwünschen keinen Hafen unter den chilenischen, die ausnahmslos in Mißkredit stehen, so sehr wie den der Bahia Moreno, in dem

sie nicht allein durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse, sondern auch durch die ewigen Streiks der Hafenarbeiter gelegentlich monatelang aufgehalten werden. Auf der Rückfahrt rasteten wir wiederum, und zwar am 27. Januar, in Antofagasta. Ich erfreute mich des Anblicks von sieben deutschen Dampfern und Segelschiffen im festlichen Kaisergeburtstagsschmuck bunter Wimpelgirlanden.

Bei unserer Ausfahrt trafen wir auf große Rudel von Seehunden, die in diesen Breiten viel gemeiner zu sein scheinen als im Süden. Zu ihnen gesellten sich riesige Haie und Rochen. Über das Wasser schnellten im niedrigen, weitgespannten Bogen oder tanzten wie die flachen Kiesel, die ein Knabe wirft, fliegende Fische. Die Flügel glichen feiner Gaze. Im Hafen von Iquique kreuzten wir Schwärme einer riesigen, braunen Meduse, die sich schwerfällig fortbewegte, die langen, fransigen Mundarme wie einen Schweif nachschleppend. Es waren Exemplare von mindestens 1 m Länge unter ihnen.

Zwischen dem Morro Mejillones und Pisagua ist die Küste besonders reich an Guano, jenem wertvollen Mist, den hier Millionen Seevögel in Jahrtausenden häuften. Seit 1840 exportiert, eroberte er sich gleich dem Salpeter als Dünger die Welt. Bekannte und noch immer ergiebige Lager zeichnen den Strand und die kleinen Vorgebirge Punta de Lobos und Pabellon de Pica südlich Iquique nebst der Punta Pichaló bei Pisagua aus. Die Ausbeute der Guaneras ist verstaatlicht. 1911 erreichte sie den Wert von 1000 000 M.

Auch Iquique ist noch vor 70 Jahren ein weltfremdes Fischernest gewesen, und heute — welcher Seemann Deutschlands, Norwegens, Australiens oder Japans kennt nicht Iquique? Der Name Iquique, früher Ayquique, kommt aus der Atacamasprache von Ackiu, Vogelfeder, die Verdoppelung Ackiu-Ackiu will die Fülle ausdrücken und weist auf die Unzahl Seevögel hin, die noch immer hier das Staunen des Fremdlings erregen. Trotz seines raschen Aufblühens — es ist eine Stadt von etwa 46 000

Einwohnern — hatte kaum eine andere der Westküste schwerere Schicksalsschläge zu erdulden. Zum ersten Male wurde sie am 13. August 1868 durch ein Erdbeben von Grund aus zerstört. Dann brach 1875 eine schwere Feuersbrunst herein, und am 9. Mai 1877 jene schreckliche Katastrophe, wo dem Erdbeben ein Seebeben folgte und sich das Meer achtmal in die Stadt hineinwälzte. 1880 zerstörte das Feuer 27 Häuserblocks, und 1883 und jüngst 1907 gingen wiederum ganze Stadtviertel in Flammen auf. Den Bewohnern bleibt nur die Wahl, sich gegen Beben oder Feuer einzurichten. Sie ziehen gemeiniglich ersteres vor, beim Bau nur leichtes Material verwendend.

Mit den mancherlei Gefahren und der Trostlosigkeit der Umgebung versöhnt die herrliche Sonne, welche aus dem wunderbar blauen Himmel Tag um Tag ungehemmt herniederstrahlt. Die schweren, schwülen Bewölkungen, die Kehrseite so manchen Sonnenlandes, kennt man hier nicht. Am Tage erfrischt ein Seewind, der Virazon, nachts kühlt ein Landwind, der Terral. Jeden Tag ladet das Meer zum Bade, dessen türkisfarbene Flut sich nur selten träumerisch breitet. Die kältesten Monate Juli und August besitzen noch ein Mittel von 16° C, und im Januar erhebt es sich nicht über 21° . Freilich während der heißesten Monate (Januar, Februar) setzen die Winde öfters tagelang aus, und dann wird die Hitze, da sie sich nachts nur wenig mindert, vorübergehend recht lästig. Um so mehr war ich höchlich überrascht, als eines Morgens aus dichtem Grau ein Sprühregen so energisch rieselte, daß er die Straßen aufweichte. Hier walten die regenlosen Jahre vor. 1906 muß mit 5 mm Niederschlag als nasses Jahr gelten. Es wurde bis 1918 nicht übertroffen, dagegen durch 1903 mit 15 mm in den Schatten gestellt.

Das moderne Iquique ist keineswegs eine reizlose Stadt. Die Straßen sind breit und gut im Stande, die mit Holz getäfelten Steige sauber und die Holzhäuser oft villenartig elegant. Man bemerkt überall den ausschlag-

gebenden Einfluß des ausländischen Elements, welches die chilenische Lotterwirtschaft nicht aufkommen läßt. Die meist mit behaglicher Raumverschwendung aufgebauten Wohnungen in dem frischen, hellen Anstrich, bei welchem die grellen Farben, die der Chilene so liebt, vermieden sind, und nur die Fensterjalousien im dunklen Grün gehalten wurden, mit der Veranda straßenwärts, haben eine Eigentümlichkeit, die man sonst in Chile nicht findet. Sie besitzen ein zweites Dach, die *Asotea*, das die Hitze abhält, und unter dem man abends einen luftigen Aufenthalt findet.

Iquique breitet sich hart am Strande aus, und man genießt einen hübschen Ausblick, entweder zur Insel Serrano hinüber mit dem Leuchtturm oder nach der Halbinsel Cavanha, die weiß aus den tiefblauen Fluten aufsteigen. Von Iquique nach Cavanha führt ein Promenadenweg am offenen Strande entlang, der nicht, wie in Valparaiso, durch die ekelhaften Bleche in primitivster Form abgezäunter Badeanstalten verunziert ist. Hinter der Stadt türmen sich, wie überall im Norden, die kahlen, steilen Felswände bis zu 700 und 800 m auf, von denen riesige Sandfelder niederhängen.

Unsere ‚Königin der Wüste‘ besitzt ihr schönstes Juwel in der Plaza Arturo Prat. Mit vielen Kosten hat man hier ein geräumiges Rondell in ein kleines Gartenparadies umgewandelt. Die Erde brachten Segelschiffe, denn in dem mit schwefelsauren Salzen gesättigten Sande wächst nichts. Aber nun blühen dort Ende Dezember Oleander, Winden, Malven und Holunder in prächtigster Fülle. An der Plaza erhebt sich ein turmartiger, kostbarer Bau, welcher ein Arturo-Prat-Monument überwölbt.

Wer ist Arturo Prat, nach dem jede Stadt Chiles einen Platz, eine Straße oder eine Allee benannt hat, dem man in Valparaiso jenes imposante Denkmal errichtete und dessen Name im Begriff steht, die Josés, Juans und Luis zu verdrängen?

Am 21. Mai 1879, im Anfang des Salpeterkrieges, überraschten die peruanischen geschützten Kreuzer *Huáscar* und *Independencia* bei Iquique die chilenischen Holzkorvetten *Esmeralda* und *Cavadonga*, von den jugendlichen Kapitänen Arturo Prat und Carlos Condell befehligt und dort als Rest einer Blockadeflotte zurückgeblieben. Der *Huáscar* eröffnete das Feuer auf die *Esmeralda*, welche sich wegen des schlechten Zustandes ihrer Maschinen nicht bewegen konnte und das Bombardement ohne Erfolg erwiderte, da der Gegner gepanzert war. Obgleich arg mitgenommen, hielt sich die *Esmeralda* über Wasser, und der *Huáscar* lief auf sie zu, um sie mit dem Sporn zu berennen. Im Augenblick des Anpralls sprang Arturo Prat mit dem Rufe, daß ihm alle folgen sollten, auf das Deck des *Huáscar*; indes nur der Sergeant Aldea hatte Zeit, sein Beispiel nachzuahmen. Hier wurden sie ohne Kampf erschossen. Bei einem zweiten Spornstoß wiederholten der Leutnant Ignacio Serrano nebst zwölf Mann das Beispiel Arturo Prats und erlitten dasselbe Schicksal; sie wurden ebenfalls, ohne etwas ausgerichtet zu haben, als Eindringlinge niedergemacht. Ein drittes Berennen brachte schließlich die *Esmeralda* zum Sinken. Beinahe unter Wasser feuerte einer ihrer Leute noch einen Schuß in die Luft, ein anderer blies das Horn. Von der untergegangenen Besatzung der *Esmeralda* sind nachher die meisten lebend aufgefischt worden. — Die *Cavadonga*, deren Maschinen funktionierten, flüchtete nach Süden, wurde aber durch die *Independencia* eingeholt. Diese trachtete, jene ebenfalls zu rammen. Indes ein geschicktes Manöver entzog sie dem Anprall und erlaubte ihr, zur Küste zu entweichen, wohin ihr das peruanische Schiff in blindem Eifer unter Volldampf nachsetzte. Dabei geriet es auf einen Felsen. Der jetzt eintreffende *Huáscar* (nach dem letzten Inkafürsten genannt) hinderte den Kapitän Condell, die Gunst der Lage auszubeuten, mußte ihn aber nach Antofagasta entkommen lassen. Jedoch schon im Oktober

desselben Jahres wurde auch dieses vom Admiral Miguel Grau befehligte peruanische Kriegsschiff genommen.

Das war der ruhmreiche Tag von Iquique. —

Eine andere Perle Iquiques ist Cavancha. Der schön gehaltene Weg dahin belebt sich abends mit Hunderten von Personen zu Fuß und zu Wagen. Allen winkt als Ziel eine flache, felsige Landzunge, wo das Seebad, die beste Erquickung der Umgebung Iquiques, in kristallhellen, brandenden Fluten genommen werden kann. Hier finden auch die Kinder ihre Rechnung, denn in dem Bade-restaurant sehen sie einen botanisch-zoologischen Garten, soweit es die beschränkten Verhältnisse erlaubten, mit bewundernswertem Geschick in Angriff genommen. Ich langte Neujahr dort an. Damals bot der Weg nach Cavancha den Anblick einer Kirmes mit Karussell und Schaukeln und vor allem zahlreichen Buden, in denen zur jungen Chicha Cueca getanzt wurde. Auf der Halbinsel hatten die kleinen, aber ehrbaren Leute sich zu Picknicks eingefunden und, wo es ihnen nicht geglückt war, einen Felsen als Schattenspender zu gewinnen, die Carretela, die sie hergefahren, mit einem Laken zum Zelte umgestaltet oder einen riesigen, bunten, japanischen Schirm aufgespannt, der ihnen die Laubkrone ersetzte. Sie kannten wohl kaum den erquicklichen Schatten eines Blätterdaches, wenigstens ließ ihre Fröhlichkeit nichts vermissen. Das Meer neckte sie, sandte ihnen Spritzer und schürte ihre Heiterkeit zusammen mit Wein und Tanz. So ging es fort, auch noch beim Mondschein. Aber dann sahen wir Männer, die sich der Kleider bis zu den Hüften erledigt hatten, mit gezücktem Messer einander bekämpfen. Diesen Anblick wird man in Chile so gewohnt wie die Frauen, die im weiten Kreise das springende, in Blut und Schweiß gebadete Paar umstehen und keinerlei Erregung verraten.

Iquique und fast alle übrigen Küstenplätze Nordchiles, zwischen dem 19. und 26. Breitengrade, verdanken ihre Existenz und Blüte dem Salpeter. Es ist bekannt, daß Chile das einzige Land der Welt ist, welches diesen

wertvollsten Dünger in seiner Erde einschließt. Unter den zahlreichen Ausfuhrhäfen ist Iquique der wichtigste und sozusagen auch heute noch der Schlüssel zum chilenischen Staatsschatz. Das würdigten die Revolutionäre von 1891, indem sie sich vor allem der Flotte versicherten, um die Zölle Tarapacás in die Hände zu bekommen.

Der Salpeter findet sich nicht unmittelbar am Meere, sondern in jenen wüstenartigen Hochplateaus in Höhen von 1000 bis 4000 m; auf solch kolossalen Erhebungen sind kürzlich noch Lager entdeckt worden. Im allgemeinen liegt er bei Iquique tiefer als bei Antofagasta und Taltal. Dem Hause Gildemeister in Iquique verdanke ich einen Einblick in ein Salpeterwerk. Von Iquique steigt in verschiedenen, weiten Serpentinien eine bereits von den Peruanern gebaute Bahn an der Gebirgswand zur Hochebene empor, oder, wie es in der Minensprache heißt, zur Pampa (Quechua). Der Schienenstrang windet sich zwischen völlig nacktem Fels und Sand entlang, aber 700 m hoch, wo wir den Kamm erreichen, überrascht uns der Anblick einiger Säulenkaktus, der uns so wohlbekannten Quiscos. Sie vermögen sich an jener Stelle durch den vom Meere aufsteigenden Wasserdampf zu halten, der über diese Schwelle schwerfällig hinwegschiebt. Ich habe einmal zwischen Santiago und Valparaiso das Schauspiel beobachtet, wie die vom Meere kommenden weißen Dunstmassen sich gleich einer Last über die Gebirgsketten wälzten, welche die Scheide zwischen Küste und Längstal bilden, um alsdann wie ein Wasserfall in die Tiefe zu stürzen; auf halbem Wege verflüchtigten sie sich. Die meiste Feuchtigkeit bleibt am Grat hängen, der überdies durch die Winde stärker abgekühlt ist. — Oben angelangt, fuhr unser Zug häufig zwischen Felsmassen hin, die ganz schwarz waren und den Eindruck erstarrter Lava machten. Nirgends war auch nur die leiseste Spur pflanzlichen Lebens zu entdecken.

Mein Ziel war die Oficina San José des Hauses Gildemeister. Die Salpeterfabriken — Oficinas —

reihen sich hauptsächlich in einer leicht geschwungenen, nordwärts geöffneten Kurve, welche einen ungefähren Abstand von 15 bis 35 km von der Küste einhält und durch eine Längsbahn markiert wird, die mittels eines halben Dutzends sich nach Westen abzweigender Schienentränge mit den Häfen Piságua, Caleta Buena, Iquique u. a. kommuniziert. Die Salpeterfelder Tarapacás bilden einen nur schmalen, wenige Kilometer breiten, aber durch anderthalb Breitengrade sich erstreckenden Streifen am Ostabhang der Küstenkordillere, welcher mit der Pampa del Tamarugal abschneidet. Der Weg bis zur Längsbahn ist einsam, aber sowie wir auf diese treffen, belebt sich die Gegend mit Salpeterwerken, Dörfern und Flecken. Das mitten in der Wüste gelegene Pozo Almonte (Waldbrunnen!) zählt 4000 Seelen und das weiter nördliche Huára sogar 8000. Gegen Nachmittag langte ich in der Oficina San José an, bewillkommnet durch ihren Administrator, Herrn Walter Müller.

Nur wenige Schritte nach irgendeiner niedrigen Anhöhe und eine kleine Wanderung genügen, einen Überblick über die Wüste, mit ihrem grellen Farbenschiller auf fliehenden, verschwommenen Konturen' zu gewinnen und einen Einblick in 'diese Welt, die lächelnd und schleierlos sich bietet', zu tun, den Hauch ihres Wesens zu empfinden. Unser Auge schweift ungehindert meilenweit über ein Gebiet, das sich nur selten als ziemlich ebene Fläche ausdehnt. Es ist vielmehr sehr unruhig gestaltet und erhebt sich zu den verschiedenartigsten Vorsprüngen, Kegeln, Kuppen und Kämmen, die durch ebene oder flach muldenartige Täler getrennt sind. Aber alles dieses tritt nicht scharf, kantig und eckig hervor, sondern wie von einem Teig überzogen, der hier in der Tat in einem Gesteinsgrus vorhanden ist, welcher eine hüllende und deckende Kruste bildet. Indessen sehen wir sie häufig erbrochen und aufgewühlt und dann Tausende von Felsblöcken im wirren Durcheinander als ein wüstes Trümmerfeld. Aber das ist Menschenwerk. Dagegen sprengte die Natur, der schroffe Wechsel von Kälte und Hitze, jene

messerscharfen Steinchen, welche an unberührten Orten den Grus bedecken. Sie bestreute ihn mit messerscharfen Chalcedonen und Milchquarzen, und Wind und Sand schliffen und rundeten den etwa zutage tretenden Felsblock. Das triste Panorama unserer Steinwüste, die in wechselnden Farben spielt, erlischt nicht mit dem Horizonte, sondern ist rings von Höhenzügen mit sanften Konturen eingefafßt, die sich jedoch nur wenige hundert Meter über das Plateau erheben. Wenn wir sie nach Osten überschreiten, tauchen neue auf und so fort bis zu den Häuptionern der Kordillere, die nur selten ein leichter Schneemantel pudert oder Wolken verhüllen.

Daß die Wüste im Gegensatz zu der durchfahrenen Strecke nicht des pflanzlichen und tierischen Lebens entbehrt, erfassen wir im ersten Augenblick. Wir sehen sogar Bäume! Nämlich die Tamarugos, Mimosen (*Prosopis tamarugo*), nach denen die öde, 1000 bis 1200 m hohe Stufe, zwischen 19. und 22. Grad, auch Pampa del Tamarugal genannt wird. Es sind Bäume von gelegentlich imponierender Höhe mit knorrigen, dicken, zu mehreren dem Boden entspringenden Stämmen, dornigen Ästen, gefiederten Blättern mit zerschlissener, unharmonischer Krone. Zwischen ihnen wuchert und verstrickt sich ein zweizeiliges Gras (*Distichlis*) mit langen Rhizomen, in denen sich der Sand fängt und häuft und wiederum, von dem Grase überwuchert, abenteuerliche Gestalten erzeugt. Freilich sind das die einzigen Gewächse, die auffallend hervortreten. Wer sich aber auf die Forschungsreise begibt, die Wüste bis zu den Anden durchquerend, wird auf seinem langen, beschwerlichen Wege mancherlei entdecken.

In Felsspaltten versteckte *Adesmia*arten, Polster erzeugende Kompositen (*Haplopappus*), graufilzige Calandrinien mit leuchtendroten Blüten, Dickichte des mächtigen Churco, den dornigen Calpichi (*Lycium horridum*), dem die Holzfäller nachgehen, die strauchartige *Loasa fruticosa* nebst einer Boraginee (*Coldenia paranychioides*) und die hellgrünen Büsche der geselligen, salzliebenden Brea

(*Tessaria absinthoides*). Wo in Flußbetten brackiges Wasser sich sammelt und um die Salares gedeihen ausgesprochene Salzpflanzen, Melden (*Atriplex atacamensis*) und der Meeresdreizack (*Triglochin maritimum*). Die Oasen und Vegas künden sich durch die lichten Wäldchen des Chañars (*Gourliea decorticans*), dieses weit verbreiteten, 2 bis 4 m hohen Leguminosenbaumes der Wüste mit der braungrünen, sich abschälenden Rinde und der dicht belaubten Krone, welche der Frühling in einen goldenen Blütenmantel hüllt, den Algarrobo (*Prosopis juliflora*) und den eleganten Pfefferbaum (*Schinus molle*) mit dem mattglänzenden, hängenden Laube. Der Algarrobo erreicht ein hohes Alter und seine Krone einen außerordentlichen Umfang. Vallejos erzählt von einem, dessen Holzwert auf 1000 \$ (4000 M.) taxiert wurde. In seinem Schatten fand ein ganzes Bataillon Soldaten Platz. Der Oasenbauer pflegt *Prosopis dulcis* mit den wie Johannisbrot schmeckenden Schoten. Der Chañar (ebenfalls genießbare Früchte zeitigend) ist vornehmlich im Süden der Atacamawüste heimisch und hat Stadt und Landschaft Chañaral den Namen gegeben. Oasen und Vegas umhegen das Röhrlicht von *Arundo donax* und Hecken der *Baccharis petiolata*. Hier grünt die Humboldtweide und blüht nebst Wolfsmilchgewächsen und mancherlei Kompositen (z. B. aus dem durch seine Zierpflanzen bekannten Geschlecht *Tagetes*, der Spitzklette *Xanthium* und der verwandten *Ambrosia*) die Wunderblume *Mirabilis jalapa*. Den Hauptanteil der Wüstenvegetation bilden die Kompositen, im Gegensatz zu denen unserer Heimat oft holzige Pflanzengestalten. Ihnen folgen Leguminosen und Boragineen in der Häufigkeit des Vorkommens. Im Süden der Atacamawüste gelangt auch noch der Frühling als Blütenerwecker zur Herrschaft. Da treiben nach einem Regenguß des August neben Ranunkeln, Labiaten und Scrophulariaceen mancherlei Zwiebel- und Knollengewächse, wie Amarylliden und Sisyrrinchiumarten. Es entfalten sich Malven und Heliotrop, bunte Oxaliden, prächtige Loasaceen, rote und gelbe Calandrinien nebst betäubend duf-

tenden *Loana*arten. Die Kinder beladen sich mit Sträußen von *Añañaca* (*Rhodophiala lacta*). So schilderte L. Darapsky den Blütenlenz der Umgebung Taltals.

Die Tierwelt macht sich in nächster Nähe durch ein zierliches, braunes Vögelchen, einen *Dendrocolaptiden*, den *Churrete* (*Upucerthia bifasciata*) geltend, der von Stein zu Stein fliegt, und einen dunkelaschfarbenen Finken, die *Diuca* des Nordens (*Diuca speculifera*). Über uns schwebt ein Falke, der *Tiuque* der *Kordillere* (*Milvago megalopterus*). Auch der Spatz Südamerikas, der *Chincól*, fehlt nicht. In beiden chilenischen Wüsten lebt ein Reptil, eine stattliche, dunkelblaue oder blaugraue, weißpunktierte Eidechse mit schwarzer Kehle und Brust, *Tropidurus peruvianus*. Die in ganz Südamerika heimische Kröte *Bufo variegatus* hat selbst diese unwirtlichen Gefilde besiedelt. Die Insekten sind durch Fliegen, einige Wanzen und Heuschrecken und am mannigfaltigsten durch Käfer vertreten, und, was besonders wundernimmt, in der Pampa haust ein Skorpion.

Unser Landschaftsbild wird mit wenigen Worten vervollständigt. In etlicher Entfernung sehen wir die *Oficina* mit ihren hohen Schornsteinen, ihren mächtigen Schutthalden und den in blendender Weiße schimmernden frischen Salpetervorräten. Wir hören einen dumpfen Knall, und ihm folgt wie eine Fontäne eine riesige, viele Meter senkrecht emporsteigende Säule von Gestein und Sand. Hier und dort beobachten wir einen Mann, der sein Oberzeug auf einen Felsen gelegt hat und mit Hammer, Brechstangen und Schaufeln beschäftigt ist, ein Erdloch auf Salpeter auszubeuten.

In geringer Tiefe, d. h. unter der aus Ton oder Gips, oft recht ansehnlichen *Porphyrböcken*, *Rollsteinen* und *Salz zusammengebackenen Kruste* — der *Pampero* zerlegt sie in *Chuca* und *Costra* —, befindet sich die *salpeterführende Schicht* in ausgedehnten Schollen und einer Mächtigkeit von $\frac{1}{2}$ bis 2 m (selten bis 5 m) und ein durch Salz verkittetes Trümmergestein. Jedoch, wie Darapsky betont, nie im Tiefsten, höchstens am

Rande von Senken, häufiger aber Tallehnen und Hügelketten begleitend. Diese harte Masse, der Caliche, wird gesprengt, gebrochen und zur Oficina gefahren, um verarbeitet zu werden. Zwischen Caliche und dem anstehenden Porphyri schiebt sich eine lockere, mit Steinchen vermengte Erde, die *Coba*, ein. Das salzige Bindemittel des Caliche enthält durchschnittlich 25 bis 35% saepetersaures Natron, ebensoviel Kochsalz, eine ziemliche Portion Glaubersalz und Gips, ferner einen stark schwankenden Prozentsatz unlöslicher Substanzen. Außerdem eine höhere oder geringere Beimischung von Jod und Magnesia. Der zum Export gelangende Salpeter ist zu 95 bis 96% Natriumnitrat. Die Arbeit der Oficina besteht in der Auslaugung des Gesteins und Trennung der Salze. Der Caliche wird zunächst in hohen Schächten durch stampfende Maschinen zertrümmert, alsdann in riesigen Depositos, den *Cachuchos*, durch welche Rohre mit heißem Wasserdampf geleitet werden, etwa 24 Stunden gekocht, darauf mittels Heber, Sifones, wiederum in Siedewannen, aber mit durchlöchernten Böden, *Crinolinas*, übergeführt. Aus diesen geht durch die Öffnungen die *Borra* ab, ein toniger, von Kochsalz gesättigter Schlamm. Schließlich kristallisiert die schon wesentlich gereinigte Salpeterlauge, der *Caldo*, welcher auch noch Klärbassins, *Chulladores*, passierte, in besonderen Wannen, den *Bateas*, in fünf oder sechs Tagen aus, wobei man infolge der verschiedenen Löslichkeit der Salze leicht zum trennenden Ziele gelangt. Das frische Salpetersalz wird auf den *Canchas*, Ladebühnen, getrocknet. Als letztes wird es in Jutesäcken von 100 kg zum Hafen gesandt. Die Mutterlauge wird eventuell zurückbehalten, um aus ihr mittels eines Gemenges von schwefliger Säure und doppelschwefelsaurem Natron das Jod zu fällen.

Die Aufbereitung des Salpeters erfordert bedeutende maschinelle Anlagen und somit Dampfkraft und süßes Wasser. Dieses besitzt merkwürdigerweise die Tamarugalebene als Grundwasser in meistens mäßiger Tiefe; Schöpfräder heben es, die öfters der Wind treibt.

Das Wasser hat an manchen Stellen einen beinahe reinen Geschmack. Man deutet die Ebene als ein Längstal, in welches die zahlreichen, von der Kordillere abstürzenden Quertäler unterirdisch entwässern'.

In den Provinzen Tarapacá und Atacama arbeiteten 1917 167 Salpeteroficinas, welche 53470 Arbeiter beschäftigten und im Vorjahre 2,98, 1917 sogar 3,0 Millionen Tonnen exportierten. Das ist die höchste je erreichte Ausfuhrziffer. Als Abnehmer stand Großbritannien an erster, Deutschland an zweiter Stelle. Jeden Doppelzentner belegte die chilenische Regierung mit einem Ausfuhrzoll von 3,38 Peso Gold (rund 5 M.), was von 1880 bis 1916 eine Einnahme von 1600 Millionen Mark erbrachte.

Die Pampa wird vielfach bereits zum zweiten Male durchwühlt und selbst die Borra früherer Jahrzehnte nochmaliger Verarbeitung gewürdigt. Das Salz durchsetzt das felsenharte Konglomerat der Grundmasse in Adern oder überzieht sie krustenartig und füllt gelegentlich kleine Höhlen; dann in reinster Form. Jod und spurenhafte mineralische Beimischungen von Mangan, Kobalt, Chrom, Kupfer oder Gold färben es oft prachtvoll gelb, rosa, blau, orange und grün. Salpeter und Jod bilden eine enge Gemeinschaft. Nicht selten ist letzteres als Jodnatrium so reichlich vorhanden, daß es eine Ausbeute lohnt. 1916 wurden 1 220 549 kg Jod gewonnen.

Als Entdecker des Salpeters wird ein Portugiese namens Negreiros bezeichnet. Nach ihm heißt eine Pampastadt. In unserer Gegend entstanden die ersten Salpetersiedereien zwischen 1810 und 1812 auf Veranlassung des in Bolivien ansässigen Deutschen Thaddäus Haenke, welcher das Natronsalz in eine Kaliumverbindung umzuwandeln lehrte und es damit zur Schießpulverfabrikation geeignet machte. Die eigentliche Salpeter-epoche begann aber erst um 1830, als man in ihm ein vorzügliches Düngemittel erkannte und in Europa schätzen lernte. Jede Oficina hat einen nicht unbedeutenden Arbeiterstamm (mittlere beschäftigten 200 bis 300,

die größten bis zu 1000), der sich zumeist aus Chilenen, ferner Bolivianern und Peruanern zusammensetzt. Sie wohnen in Wellblechbaracken, die sich zu einer Straße oder einem Quartier, dem Campamento, zusammenscharen. Anspruchsvoller verhalten sie sich, was ihre Verpflegung anbetrifft, in der tägliche und reichliche Fleischportionen nicht fehlen dürfen. Es sind rohe, gewalttätige Gesellen. In den letzten Jahren gab es viel Streit zwischen ihnen und den Arbeitgebern, der zu Streiks führte, bei denen die Regierung in der Regel zugunsten der Arbeiter vermittelte, um so lieber, als die Herren ja größtenteils Ausländer sind. Der letzte und gewaltigste Ausstand vollzog sich 1907. Die Arbeiter fordern angesichts der Entwertung der Moneda corriente, wie der Chilene so unbestimmt schön seinen Papierpeso umschreibt, Auszahlung in fester Währung. Die Dueños weigerten sich, und die Arbeiter zogen zu Tausenden nach Iquique hinunter, um zu protestieren und die Intervention der bisher allzeit gefügigen Regierung zu erlangen. Diesmal aber hatten sie sich getäuscht; denn wie konnten die Staatsregenten das den Arbeitern zusprechen, was sie ihrer gesamten Beamtenwelt verweigerten? Als die Bewegung drohend für die Stadt zu werden begann — die Ausständigen gerierten sich bereits als Polizei, indem nur die von ihnen gezeichneten Pässe ein Verlassen des Weichbildes erlaubten — und sie auf der Plaza, die sie so dicht füllten, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, eine Art Ultimatum an den Regierungsvertreter richteten, trat ihnen ein ausnahmsweise schneidiger General entgegen, der inzwischen von Santiago mit Truppen gelandet war, und forderte sie auf, augenblicklich den Markt zu verlassen, widrigenfalls er Gewalt anwenden würde. Alles lachte und höhnte — da krachten Maschinengewehre, und selbst laut offizieller Angabe blieben in kaum fünf Minuten 500 Tote. Das half, der Streik war zu Ende. — Freilich setzte es nachher eine Flut von Angriffen im Kongresse, in dem eine Partei seit Jahren den Populacho systematisch in all seinen Ansprüchen, Entartungen und Verbrechen entschuldigt und

stützt. Der Salpeterarbeiter verdiente 1910 5 bis 6 Pesos (= 4 bis 5 M.).

Man hat bekanntlich schon seit Jahrzehnten berechnet, wie lange der Salpeter noch reichen werde. Das berühmte Menschenalter spielte bereits etwa vor dreißig Jahren eine Rolle. Es ist gar nicht anzunehmen, daß eine absehbare Gefahr für die Erschöpfung der Lager vorliegt, zumal sich die ungeheure Atacamawüste ebenfalls als sehr salzreich erwiesen hat. Eine Gefahr existiert wohl nicht für die Käufer, unsere Landwirte, eines Tages ohne Dünger zu bleiben, wohl aber für den chilenischen Staat, sich einstmals ohne Abnehmer zu befinden. Denn wer wollte der jungen, künstlichen Kalksalpeter-Industrie nicht eine glänzende Zukunft nach ihren erstaunlichen Anfängen prophezeien? In Deutschland wenigstens erfüllte sie sich inzwischen.

Wir reden vom Ende des Salpeters und haben noch nicht versucht, von seiner Herkunft zu sprechen und damit ‚das Geheimnis der Wüste‘ zu entschleiern. Ochs en ius, welcher sich als Geolog betätigte, läßt zweierlei zusammenkommen: Mutterlaugen, in Becken angereichert, die, vom Meere abgeschnürt, allmählich mit den Anden gehoben wurden, sich zum Teil erhielten (Titicacasee), andernteils, ihre Ufer durchbrechend, in die Ebene (Pampa) stürzten, dort, durch die Küstenkordillere gehemmt, neue Salzseen erzeugten —, und Guano-staub, durch die Westwinde von den Guanoinseln und -felsen der Küste emporgewirbelt und landeinwärts getragen. Der Stickstoff des Vogelmistes ging mit dem meerentstiegenen Kochsalz eine zum Natriumnitrat führende Verbindung ein. Ganz anders A. Plagemann in seiner Abhandlung über Salpeterbildung. Da sollen Pampa und Puna einstmals unter der Gunst tropischfeuchten Klimas eine üppige Pflanzen- und Tierwelt besessen haben, wie die Knochen von Mastodonten und Riesenfaultieren, der Reichtum fossiler Süßwasserschnecken bekunden. Im Stufenlande breiteten sich riesige Seebecken, von der Kordillere gespeist und einem

mit Verwesungsprodukten gesättigten Detritus erfüllt. Ein Klimawechsel als Folge beharrlicher kalter und jeder Feuchtigkeit barer Südwinde trocknete Flüsse und Lagunen, und in dem restlichen, reichgedüngten Schlamm begann die Arbeit salpeterbildender Bakterien. — Noch im 18. Jahrhundert war, wie geschichtlich feststeht, die Pampa stellenweis sumpfig und erfreute sich im Licht des Tages rinnender Wasserläufe. Eine dritte in das Gebiet der Physikalischen Chemie schlagende Hypothese stützt sich auf die Tatsache, daß die Küstennebel von auffallenden elektrischen Erscheinungen begleitet sind. Durch Einwirkung der atmosphärischen Elektrizität auf den Luftstickstoff wurde Ammoniak gebildet, dieses mit Hilfe von Ozon in salpetersaures Ammoniak verwandelt, welches sich schließlich mit Chlornatrium in Natriumnitrat umsetzte. L. Darapsky, dem wir ein geistreich und blühend geschriebenes Buch über ein so trockenes Departamento wie Taltal (1900) verdanken, verschiebt die Entstehung des Salpeters bis in die Kreidezeit, wo sich unter ‚Solfataren und Feuerschlünden‘ eine einheitlich die Wüsten überziehende Salzdecke bildete, über die Vulkane eine schützende Hülle breiteten. Da das Klima in den folgenden Erdepochen keine wesentliche Änderung erfuhr, konnte sich hier, wenn auch nur in Resten, ein eigenartiger Salzherd behaupten, der, mehr und mehr zusammenschrumpfend, immer weiter von der Kordillere abrückte: in den Höhen sich löste, in den Tiefen dort sich wieder fand, wo wir ihm heute in seiner letzten, für den Verfolger — das fließende Wasser — unerreichbaren Zuflucht sehen. Ob der Oxydationsprozeß mit oder ohne Hilfe der Lebenskraft kleinster Wesen stattfand — ‚hypotheses non fingo‘!

Die höheren Beamten einer Oficina sind Administrator, Buchhalter und Maschinenleiter. Dazu tritt noch der Pulpéro. Dieser ist Vorstand der Pulperia, des offenen Ladens, wo die Leute alles mögliche, von wohlriechenden Essenzen bis zu Kattun, Stiefeln, Kaffee und Zucker kaufen können. Ein vielumfassender Kramladen. Die Pulpéros sind meistens Italiener. Sie

arbeiten mit Gehalt und Gewinnanteil. Früher war mit diesen Geschäften, die der Oficina gehören, viel Mißbrauch und Zwang verbunden, Übelstände, welche durch die Auszahlung der Leute mit Fichas (Bons), anstatt barem Gelde, begünstigt wurden. — Die Beamten, alles Ausländer, zu welchen eventuell auch noch der Arzt kommt, den sich mehrere Oficinas gemeinschaftlich leisten, pflegen bei dem in der Regel verheirateten Administrator in voller Pension zu stehen. Zweimal, mittags und abends, versammelt sie der Gong zum gemeinschaftlichen Mahle. Das abendliche Diner findet mit einiger Feierlichkeit in full dress statt. Danach ein Spiel, nicht hoch —, vorher einige Cocktails und schließlich eine lange Nacht zum Schlafen; so geht's einen Tag wie den andern. Man macht den Angestellten das Leben so angenehm, als es Speisen und Getränke vermögen, aber das ist auch das einzige, was sich tun läßt. Ein schattiges Ruheplätzchen bietet der ‚Garten‘ der Oficina, eine Anzahl Kübelpflanzen; ihr Stolz. Sonntags besucht man benachbarte Salpeterwerke — manche besitzen sogar eine Kegelbahn — oder unternimmt einen Ritt in die Wüste, wobei freilich die Bewegung und der Luftzug das beste sind, denn die in Stein erstarrte Natur ändert sich nicht. — Und doch wird auch solche Salpeteroficina die Heimat der Kinder, die hier geboren und aufwachsend, sich nach den Fahrstühlen des Werkes, nach den himmelhoch aufschießenden Sand- und Felsfontänen, die das Sprengpulver emporwirbelt, nach dem fahlen Scheine der Grusebene zurücksehen aus wald- und wiesenumhegten Gefilden. — Kommen die ausnahmslos sehr splendid bezahlten Herren der Oficina von Zeit zu Zeit an den Quell des Lebens, z. B. nach Iquique, so soll sich ihre zurückgehaltene Daseinsfreude ganz erstaunlich äußern; indes daß sie alsdann mit Edamer Käsen nach vollen Sektflaschen schieben, wie mir ein alter Pampino erzählt hat — an dieses Kegelspiel glaube ich doch nicht so recht.

Das Klima ist das echte Wüstenklima; am Tage heiß, nachts empfindlich kalt; die Luft trocken. Jene den Saum

der Pampa überschreitenden, *Camanchacas* genannten Sprühnebel, deren Wasserstaub so durchdringend und erkältend ist, machen sich nur noch 25 bis 30 km landeinwärts bemerkbar. „Von nun ab erquickt kein Tau, kein Regen das lockere Trümmerfeld, keine Wolke belebt das Firmament, das früh am Morgen schon in heller Glut strahlt, bis der zitternde Horizont, vom Sturm erfaßt, sich loszureißen und wirbelnd auf den Wanderer einzudringen droht¹.“ Der landeinwärts ziehende Reisende hat es kaum anders erwartet. Aber ein neues Phänomen überrascht ihn: mit 2000 m beginnt das Thermometer unter dem Einfluß der Bodenerwärmung und Rückstrahlung stetig zu steigen. In einer Höhe von 2040 m (Campo de Barazarte, 25° s. B.) betrug 1913 das Mittel der täglichen Maxima und Minima im November 27,3°:7,0°, Dezember 28,4°:9,4°, Januar 28,4°:10,7° und Februar 28,8°:11,6°. Als höchste Temperaturen wurden in diesen vier Sommermonaten an siebzehn Tagen über 30° (bis 34°) beobachtet. Die niedrigsten bewegten sich zwischen 1,5° und 5°.² — „Um die dritte oder vierte Nachmittagsstunde kleidet sich die Wüste in ihr Feierkleid mit selbstgefälliger Grandezza. Die Winde verklingen. Zu den grellen Reflexen gesellen sich volle Schatten. Stolz und Friede teilen sich in die Herrschaft¹.“ Der Sonnenuntergang läßt die Bergrücken erglühen, bestreut ihre Flanken mit Gold und gießt Purpurstreifen in die Schluchten. In Abständen von Jahren regnet es auch einmal in der Pampa, aber seltsamerweise nicht im Winter, sondern im Januar und Februar. Dann stürzen lokale wolkenbruchartige Platzregen nieder, verheerende Überschwemmungen verursachend. Ein solcher Unglückstag war der 10. Februar 1884, welcher Pozo al Monte unter Wasser setzte, und er wiederholte sich am 15. und 16. desselben Monats im Jahre 1911, wiederum Pozo al Monte und Huara heimsuchend, zwischen beiden Orten einen See von 2 m Tiefe und 1200 m Breite stauend².

¹ L. Darapsky.

² Anuario Meteorológico de Chile.
31*

Die Wüste von Tarapacá besitzt noch zwei Dinge, die wir mit einer richtigen Wüste zu verknüpfen pflegen: Oase und Fata Morgana. Wenn uns die Luftspiegelung wohl will, hebt sie aus den endlosen Wasserflächen, welche sie vorzutäuschen liebt, das Bild der Oase Pica empor, und wir sehen diese alte, am Fuß der Kordillere gelegene indianische Kulturstätte inmitten ihrer Weinberge und Fruchthaine. — Das der Pampa del Tamarugal eigentümliche süße Grundwasser rief einen einzigartigen Ackerbetrieb auf der süßerdigen Sohle tief ausgeschachteter, 2 m breiter und 100 bis 300 m langer Gräben, Canchones, ins Leben. Man zieht in kräftig gedüngten Löchern Sandias, Melonen, Tomaten, Luzerne und selbst etwas Weizen zum Hausbedarf an Harina tostada.

In den Anden, dem östlichen Grenzwall der Wüsten, herrscht abermals ein reiches Tierleben. Dort weiden jene auch die Kordillere von Santiago bevölkernden Huanácos, ferner die kleineren, zierlichen Vicuñas mit ihrem noch viel weicheren, rötlich braungelben Fell. Dort hausen eine Anzahl kleiner Nager, die wertvollen Chinchillas und Viscachas und mehrere Arten Kammratten (*Ctenomys*). Eine derselben durchlöchert den Boden überall derart, daß die Maultiere einbrechen. Hier jagen auch wieder Puma und Fuchs. Aber das Überraschendste und Merkwürdigste bietet doch die Vogelwelt, welche sich um die ausgetrockneten Salzseen zwischen 3000 und 4000 m zusammenfindet. Da stellen sich nicht allein Enten und Kiebitze ein, sondern Scharen wundervoller Parrinas, roter Flamingos mit gelb und schwarzem Schnabel¹. Und dann der Kondor, welcher auch die Wüste bestreicht.

Die Vegetation wird der Kordillere entgegen reicher; selbst Graswuchs erscheint, während in der Wüste keine Pflanzenfamilie so radikal verschwindet als die der Gräser. Die grünen Matten werden durchsetzt von bunten

¹ *Phoenicopterus andinus*.

Blumen, wie einem weißen Vereinblütler (*Werneria*), blauen Enzianen (*Gentiana*) und violetten Bärenschoten (*Astragalus*). Die vorherrschenden Holzgewächse gehören sehr verschiedenen Familien an; es sind etliche Verbenensträucher und Bäumchen aus den Geschlechtern *Verbena* und *Lippia*, eine derbe strauchartige Melde, der Cachi-yugo (*Atriplex retusum*), eine Gnetacee mit mächtigem, als Brennmaterial geschätztem Wurzelstamm, die den Namen Pingo-Pingo führt (*Ephedra*), deren an Ginster erinnernde Zweige fast blattlos sind, und eine Papilionacee, der Cuerno de Cabra, das Ziegenhorn, mit niederliegenden, mitunter vollständig unterirdisch wachsenden Ästen; diese sind dann kurz, dick, knorrig, sehr hart und schwarz. Das seltsame Gewächs blüht dunkelgelb. Man hat eine Reihe von Arten des Ziegenhorns beschrieben, die alle der Gattung *Adesmia* angehören — die erwähnte heißt *A. subterranea* — und oft stark gestachelte, halbkugelige Polster erzeugen. Sie zählen zu den merkwürdigsten und häufigsten Pflanzen der Wüste und angrenzenden Kordillere. Mit ihnen zusammen kommt auch eine Spezies jener so sehr durch Blatt und Blüten an den Heidestrauch erinnernden Solanacee, *Fabiana*, vor, *F. bryoides*, welche Wolken von Teerdestillaten aushaucht und mit einem Zündholz Feuer fängt. In den höchsten andinen Regionen erscheinen gelbblühende, einen starken Geruch absondernde *Baccharis*gestrüppe, hier Tola genannt, und wiederum Kakteen, diesmal aus dem Geschlechte *Opuntia*, die sich rasenartig ausbreiten. Aber die wunderlichsten Pflanzengestalten, welche an der Grenze des Pflanzenwuchses auftauchen, sind ein paar höchst absonderliche Umbelliferen aus den Sippen *Laretia* und *Azorella*, die hier nicht nur in jenen niedrigen Kissen wachsen, welche wir vom Planchon beschrieben, sondern sich zu kegelförmigen, gelegentlich übermannshohen Hügeln auftürmen, deren dicht mit Blättern und Stacheln bedeckte Oberfläche im Dezember Blüten und Früchte zugleich zeitigt. Die massiven Stöcke von *Azorella compacta*, der Llareteta, sind so fest, daß die Last eines Menschen keinen Eindruck auf denselben er-

zeugt und, wie Dr. R. Pöhlmann¹ berichtete, mit einem Hammer ausgeführte Schläge kaum bemerkbar sind! Sie sondern Klumpen eines fast weißen Harzes ab, welches von den Indianern als Heilmittel geschätzt wird. Esel und Maultiere schlagen die Stacheln fort, um das süße Mark zu schmausen, dem auch die Wühlmäuse nachstellen (Darapsky). Noch höher, nämlich um 4400 m, liegt das Verbreitungsgebiet einer interessanten strauch- und baumartigen Rosacee, Quéñoa (*Polylepis incana*), welche bis 4 m erreicht und sich ebenfalls im Dezember im Schmucke ihrer Blüten befindet. Pflanzen mit Brennhaaren und weithin leuchtenden weißen Blütenglocken (*Caiophora*), die zu den Loasaceen gehören, pelzige *Calandrinia*, nebst einer anderen, polsterbildenden Portulacacee (*Pycnophyllum molle*), verschiedene *Malesherbia*arten — stark behaarte Gewächse, die den Loasaceen nahestehen — treten außer Sandkraut (*Arenaria*), Raukensenf (*Sisymbrium*), Ranunkeln und manchem anderen hinzu. Auch die schönen Kletterer, *Mutisia*, fehlen nicht. Im allgemeinen bleiben die Gewächse jener allerhöchsten Vegetationsgenossenschaft, in der die gelb-grünen Büschel des Ichugrases (*Stipa*) führend sind, Zwerge; wenn sie Stämme haben, schmiegen sich diese häufig dem Boden an oder versinken selbst in ihm.

Das oft stark duftende Gestrüpp der Puna, jener dem Páramo Neugranadas verwandten Region, wird vor allem von zahlreichen Turteltauben und Rebhühnern, Pisacas, belebt, die ihren Hahn gravitatisch umtanzen, aber auch von Kolibris umschwirrt, wie Dr. Knoche berichtet, welcher sich vier Monate in 3670 m Meereshöhe zwecks meteorologischer Beobachtungen aufhielt. Im April fand er die noch in voller Blüte stehende Vegetation so üppig, daß sie Rindvieh genügend Nahrung zu geben vermochte. Dr. Kaerger traf in gleicher Höhe auf Kulturen von Gerste, Kartoffeln, Quinoa (*Chenopodium*

¹ R. Pöhlmann: Flora der Täler Camarones und Vitor und ihres Zwischenlandes. Allgemeiner Teil. Valparaiso 1900.

quinoa) und der Oka genannten, stärkereichen Knolle von *Oxalis tuberosa*,

Von Mai bis Mitte September — so erzählt Dr. Knoche weiter — stritten Frost und Sonne um die Herrschaft. Die Nächte überzogen einen nahen See mit Eis, manchmal prasselten Graupeln, wirbelte der Schnee, gelegentlich als gewaltige Schneehose rotierend, aber die Sonne kämpfte immer noch siegreich gegen die winterlichen Eindringlinge. In den 148 aufeinanderfolgenden Nächten sank die Temperatur nur einmal nicht unter 0° , und nur viermal vermochte sie tagsüber den Gefrierpunkt nicht zu überwinden. Zunächst aber war ihr Anstieg ein solcher, daß die Amplitude im Mittel $7,9^{\circ}$ betrug, aber 46mal über 10° hinaus schwang und bis $15,1^{\circ}$ erreichte. Über dem Erdboden ergab der Insolationsthermometer als Mittel der Maxima und Minima 34° und $-6,2^{\circ}$. Die Luft war gesättigt von Elektrizität. Das flaumig weiche Haar der Vicuñadecke sprühte und knisterte, die eisernen Bettpfosten versetzten heftige Schläge. 1 m über dem Erdboden stellte Knoche elektrische Entladungen von 3500 bis 8500 Volt fest. Auf 150 km Ausdehnung schätzte er jene an das Elmsfeuer gemahnenden Lichterscheinungen, welche rötlich, gelblich und grünlich leuchteten, bald ‚springbrunnenartig‘, bald als ‚huschende Strahlenbündel, wie sie das Licht des Scheinwerfers hervorbringt‘, bald fächerartig aufschossen. Sie hüpfen über das Wolkenmeer, sie tasteten fühlerhaft von ihm zum Himmelsgewölbe hinauf. — Die Puna ist die Heimat jener schweren, Soroche (Quechua = Erzgang) genannten Bergkrankheit, welche sich durch wahnsinnige Kopfschmerzen, Störung des Gleichgewichtssinnes, Sinken der Temperatur ankündigt. Der Puls wird fadenförmig, ein Zählen unmöglich; Übelkeit bis zum Erbrechen, Nasen- und Ohrenbluten bilden den Höhepunkt. Die Anfälle kommen und gehen. Sie bevorzugen die Nacht und verstärken sich nach Schneefall bei Frost und klarem Himmel. Sie mehren sich in abgeschlossenen Tälern, und manche Wege und Orte gelten, wie Knoche meldet, bei den Eingeborenen als soroche-

verseucht. Die Soroche folgt der Schneelinie: sie steigt mit dieser in den Wendekreisen und sinkt gen Süden. Aus allen Beobachtungen glaubt der Gelehrte folgern zu müssen, daß nicht die verdünnte Luft die Ursache sein kann, sondern als solche die außerordentliche elektrische Ausstrahlung der Punaregion, und wahrscheinlich eine Selbstladung des Menschen, die sich besonders auf die Schleimhäute wirkt, in Frage kommt. Der Schnee wirkt Elektrizitätsspeichernd.

Im Bereich der Puna befinden sich die an riesige Schneeflächen gemahnenden Salares oder Salinas, ausgedehnte, trockene Salzseen, z. B. zwischen 21. und 22.° s. B. der berühmte von Ascotan, welche als Borateras — Bordepositos — Bedeutung erlangt haben. Die exportierten Borate entstammen indessen bisher zumeist jenen mit den Salpeterflözen vergesellschafteten Lagern von Borsalzen. Erst neuerdings wird die Lagune von Ascotan mit großem Erfolg von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet, so daß sich die Boraxerzeugung 1913 auf 50 225 t zu heben vermochte. Während des Krieges ging sie erheblich zurück. Vorläufig sind die am Westrande der Wüste sich breitenden Salares von größerer Wichtigkeit, besonders jener von Bergen umschlossene Salar Grande im Süden Tarapacás, wenige Meilen von der Küste, denn derselbe scheint ein schier unerschöpfliches Kochsalzlager zu bergen.

Von den Schätzen der Pampa bleibt nur das Kochsalz im Lande, aber die anderen lösen in allen Weltgegenden einen Goldstrom aus, welcher, zu den Wüstenbewohnern zurückflutend, diese zu den kapitalkräftigsten Kunden der mittleren und südlichen Provinzen macht. Was wäre Valparaisos Handel ohne die Käufer des Nordens? Wo fände Chiles Vieh ein günstigeres Absatzgebiet als auf den Märkten Antofagastas und Iquiques? Wem verdankt Valdivias Industrie ihren Aufschwung, wenn nicht mittelbar den Salpeterprovinzen? Wo bliebe die hohe Prosperität chilenischen Obst- und Weinbaues, ja der gesamten Landwirtschaft, ohne jene hungrigen und durstigen

Gebiete mit der sterilen, salzgesättigten Scholle? Ja, was würde wohl aus den Riesenbrauereien Valdivias, Santiagos, Limaches, wenn sie nicht mit den ausgedörrten Kehlen der Pampinos rechnen dürften? In der Tat, nicht allein der chilenische Staatshaushalt, auch die gesamte Volkswirtschaft der Republik baut sich vorwiegend auf der Salpeterproduktion auf. „Mit der Salpeterindustrie steht und fällt das ganze chilenische Gemeinwesen“ durfte ein Nationalökonom mit Recht ausrufen. 1916 empfangen zu Schiff an nationaler Ware in Millionen Pesos Iquique für 63, Antofagasta 51, Taltal 13, Tocopilla 10 und kleinere Salpeterhäfen zusammen für rund 14. Der Wert des gesamten Küstenhandels belief sich im genannten Jahre auf 260 Millionen \$ m/c. Davon entfielen auf die Wüstenprovinzen Tacna, Tarapacá und Antofagasta 168. Die fremde Einfuhr spielte daneben eine bedeutend bescheidenere Rolle.

Ehe wir die Salpeterwüsten verlassen, möchte ich noch hinzufügen, daß dieselben ehemals ein eigenartiger Volksschlag mit einer besonderen und sehr selbständigen Sprache bewohnt hat, von dem sich noch ein Häufchen an der Ostseite des weit im Innern gelegenen Salar de Atacama erhielt. Hier befindet sich im Angesichte von 5000 bis 6600 m hohen Gipfeln der Kordillere in völliger Abgeschlossenheit eine Reihe kleinster, seltsam klingender Orte: Peine, Socaire, Camar, Soncor, Taconao, San Pedro de Atacama, 2500 bis 3000 m hoch gelegen, welche zum Teil ein sehr hohes Alter haben. San Pedro de Atacama, der größte und doch heute kaum 400 Einwohner zählende, diente, an der alten Inkastraße gelegen, welche, aus Bolivien kommend, den Ostrand des Salars umzieht, westlich vom gewaltigen Llullaiyaco, das Tal des Rio Frio benutzend, über das Gebirge tritt und über die berühmten Silberberge von Tres Puntas Copiapó zustrebt, schon dem ersten Konquistador Chiles, Diego de Almagro, 1536 als Rastpunkt auf seiner Rückkehr nach Perú, dem er sich, über die Armut Chiles entsetzt, wieder zuwandte. Es sind Oasen, über denen hoch im

Gebirge sich der selten verzweigte *Cereus atacamensis* gleich kannelierten Säulen von 5 bis 6 m Höhe aufreckt, die zuzeiten rosenrote Blüten erglühen lassen, und in die ein Prosopisbaum mit niedrigem, aber breitem, knorrigen Stamm und weitausladender Schirmkrone seinen Schatten wirft. Die Aillas, d. h. die Siedlungen der Atacameños, verbergen lichter Wald oder Gestrüppe von Algarrobos, Chañares und Birnbäumen. Die Bewohner vermögen noch Weizen, Gerste, Mais, Kartoffeln und Luzerne zu bauen. Sie züchten das Lama, welches ihnen als Lasttier zum Transporte von Waren, Salz und Erden dient, womit sie ihren Unterhalt zu erwerben suchen. Ein nüchterner, dunkler Indianerschlag mit abgeplatteter Stirn, breiter Nase und vorspringenden Kinnladen, der noch das Atacameño versteht, aus dessen Wortschatz Tschudi einiges brachte. Ihre Sprache bietet an das Araukanische keine Anklänge.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Oasen von Arica und TÁCna.

Piságua. — Caleta Buena. — Arica. — Die ‚Question‘ von TÁCna und Arica. — Der Strand. — Jentiles. — TÁCna. — Chinesen und Aimaráes. — Eine paradisische Schlucht. — Die Quena und ihre Geschichte. — Vom pazifischen Krieg.

An wenigen Punkten erhebt sich das Küstengebirge unmittelbarer, schroffer und höher als bei Piságua. Diese Stadt erscheint aufgehängt zwischen Himmel und Meer. Auf schmalster Felsschwelle läuft sie am Fuße der in Nebel und Wolken sich verlierenden, völlig kahlen, 800 bis 1000 m hohen Gebirgsmauer entlang, in deren oberen Teilen das düstere Gestein bald kaskadenartig, bald in längsstreifiger Schichtung zutage tritt, während ihre untere Hälfte sich in Sand hüllt, welcher in tausend Rinnalen von den Gipfeln herabströmt. Was Wunder, daß diese Stadt durch das Erdbeben vom 13. August 1868 von den gewaltig ausgreifenden Wogenarmen der See von ihrem niedrigen Sockel herabgeholt wurde. Man baute sie wieder auf; aber schon 1879 wiederum Vernichtung, diesmal durch die Kanonen der chilenischen Kriegsflotte. Dann folgten Brände, die sie zerstörten; Streiks mit Gewalttat und Anarchie bedrohten sie, und jüngst verbündeten sich Blattern und Pest, um gemeinschaftlich in ihr zu wüten. Allem bot sie Trotz. Die Salpeterwüste im Rücken gab ihr die Kraft dazu und lockte immer von neuem Zuzug heran, die Lücken füllend. Piságua stand 1902 als Salpeterexporthafen an dritter Stelle. Vom Schiffe aus können wir an der Stirnseite mächtiger Bodegas lesen: Deutsche Salpeterwerke A.-G.

Die Stadt zählt über 4000 Einwohner und bietet natürlich außer einem Seebade rein gar nichts. Es ist das Dasein am Saum des Meeres und der vegetationslosen Gebirgsmauer, welche sich gegen eine endlose Salzwüste stemmt. Dazu der Sonnenbrand, den zwischen 20. und 19. Breitengrade auch der Humboldtstrom tagsüber kaum mildert, und der sich verdoppelt, da ihn die Berge zurückstrahlen.

Auf der Rückfahrt erlaubten es die Umstände, einen noch seltsameren Ort zu sichten: den Hafen Caleta Buena, die gute Bucht. Nach allen Himmelsrichtungen ist die Handvoll Häuser, welche sich auf der schmalen Strandlinie verankerte, von der Umwelt abgeschlossen. Gegen Norden und Süden durch steile Vorgebirge, die weder zu umgehen noch zu überklettern sind. Im Rücken durch die jäh abfallende Gebirgsmauer der Pampa, nur von einem lebensgefährlichen Felsensteige erklommen. Die einzige Verbindung mit dem Hinterlande ermöglicht der 728 m den lotrechten Absturz der Wüste empor- und hinabgleitende Aufzug. Er befördert die Menschen, die Schiffsgüter und vor allem den kostbaren Salpeter, den eine Eisenbahn der Kopfstation dieses erstaunlichen Ascensors zuführt.

Zwischen Piságua und Arica nimmt das Küstengebirge eine rote Farbe an. Es wird niedriger, man kann vom Dampfer aus das Plateau übersehen. Zahllose braune Pelikane beleben das Meer. Nur noch eine Nachtfahrt trennt uns von dem nördlichsten chilenischen Hafen, Arica. Freilich darf ich kaum schlechtweg von einem chilenischen sprechen, wenn ich der weltgeschichtlichen Entwicklung nicht vorgreifen will. Arica, der Hafen von Tácna und den beiden gleichnamigen Departamentos, die sich zwischen Rio Camarones und Sama vom Meere bis zur Kordillere ausdehnen, die Provinz Tácna bildend, welche etwa 23 300 qkm umfaßt und 1917 gegen 40 000 Einwohner zählte, ist besetztes Gebiet. Die Chilenen nötigten 1883 das gedemütigte Perú zu einem Friedensvertrage, durch welchen sie nicht allein unumschränkte

Herren der Salpeterprovinz Tarapacá wurden, sondern auch noch für zehn Jahre die Oberhoheit über Tácna und Arica behielten. Nach Verlauf derselben sollte eine Volksabstimmung in den letzten Gebieten die definitive Staatsangehörigkeit entscheiden und der unterliegende Teil mit einer Entschädigung von 10 Millionen Pesos abgefunden werden. Dieser Termin ist nicht eingehalten worden. Chile hat sich inzwischen dort häuslich eingerichtet und mehrfach gezeigt, z. B. durch Inangriffnahme der Bahn von Arica nach La Paz, daß es gar nicht daran denkt, die Provinz zu räumen. Es hat sich freilich auch überzeugen müssen, daß es in der Erwartung, sich bei den Tacmeños beliebt zu machen, in arger Selbsttäuschung befangen war. Der ‚Roto Chileno‘ ist trotz seines Liebeswerbens noch genau so gehaßt und, was schlimmer ist, verachtet wie anfangs.

Der junge Tacmeño besucht nicht allein noch heute die Schulen und Universitäten Perús, er dient auch dort, zum nicht geringen Ärger der Chilenen, einige Zeit im Heere. Die Geistlichkeit ist peruanisch gesinnt und steht unter dem Erzbischof von Lima. Auch hierin ist es den Chilenen nicht gelungen, Wandel zu schaffen, obwohl sie den Heiligen Stuhl genugsam mit allen möglichen Mitteln darum angegangen sind.

Arica und Tácna liegen in der Fortsetzung der Wüste von Tarapacá, die hier freilich ihren Charakter wesentlich geändert hat. Es ist keine hochgelegene, steinige Salzwüste mehr, sondern eine sanft von der Küste nach Tácna ansteigende Sandfläche. Das Küstengebirge bildet ein breites Tor, dessen südlicher Pfeiler der Morro von Arica, und dessen nördlicher die Höhen von Juan Diaz sind.

Arica liegt zu Füßen des 260 m hohen Morro, welcher nach der Stadt und Küste zu steil abfällt. Er besteht aus Porphyry, der besonders durch die geräumigen Höhlen, die sich gegen das Meer zu öffnen, zeigt, daß er einst im Bereiche der Brandung lag. Das Städtchen ist eines der ältesten an der pazifischen Küste, denn es

existierte bereits Jahrhunderte vor der spanischen Invasion. Noch im ersten Drittel des verfloßenen Säkulums zählte Arica über 30 000 Einwohner, 1907 knapp 3000, erreichte heute jedoch dank der Bahn wiederum 9000. Freilich hat es noch mehr wie irgendein anderer Ort des Nordens durch Erd- und Seebeben gelitten und ist außerdem durch Piraten heimgesucht worden. Soweit die Geschichte reicht, schrieb sich jedes Jahrhundert mindestens durch einen besonders grausigen Terremoto in die Leidensannalen dieser Zone der häufigsten und fürchterlichsten Beben der gesamten pazifischen Küste ein. Die letzten gewaltigen Katastrophen waren die schon erwähnten von 1868 und 1877. 1868 wurden die im Hafen befindlichen Schiffe weit ins Land hineingeschleudert, die Häuser von Grund aus zerstört und 500 Menschenleben in wenigen Augenblicken vernichtet. In der Augustnacht, welche dem Erdbeben folgte, überflutete das Meer siebenmal die Trümmerstätte und tilgte selbst mächtige Bäume bis auf die Wurzeln aus. So ist die Stadt trotz ihres Alters neu. Am 7. Juni 1880 spielte sich in und um Arica einer der brutalsten Kämpfe des Salpeterkrieges ab. Die Chilenen erstürmten den seitens der Peruaner stark befestigten Morro, die Feinde den Absturz hinunterdrängend, und ließen die Kriegsfurie sich in den Straßen der eroberten, brennenden Stadt austoben. Wie Schafe wurden die Fliehenden niedergemacht. Ein zügelloser Blutdurst hatte die Chilenen ergriffen, „welche kaum noch zwischen Feinden und Freunden unterschieden. Das Roß des Generals Baquedano watete bis zu den Gelenken im Blute, und die Wellen des Meeres sättigten sich gleich gefräßigen Bestien an Leichen“. — Und heute hat sich die Stadt Arica dennoch wieder erhoben: jung und schmuck liegt sie da, mit ihren bunten, zierlichen Holzhäusern, überragt von dem schlanken Turm ihrer einzigen Kirche und dem zerklüfteten Morro. Reichlich ist sie in Grün gehüllt, aus dem sich hier und dort Araukarien hervorrecken, deren lichte, kegelförmige Wipfel mit dem Kirchturm in Gestalt und Höhe wetteifern. Ein ungemain

liebliches Bild, besonders da es sich gegen kahle Hügellketten und dürre Wüste abhebt. Auch das Innere der Stadt wirkt freundlich und sauber und die schattige Plaza wie ein üppiger Blumengarten. In den höher gelegenen Quartieren bemerkt man manches unbewohnte Haus, und die vielen Ruinen, welche den Eindruck erst gestern zusammengebrochener Wohnungen machen, stimmen einigermaßen melancholisch. Dem Hafen nahe erhebt sich das bolivianische Zollgebäude für Durchgangsgüter. In seiner Nachbarschaft wird man sich auch für einen der verschiedenen Gasthöfe entschließen. Die Auswahl erwies sich größer, als zu vermuten war. Ich landete bei einem Deutschen mit schwarzer und indianischer Bedienung und chinesischem Koch. Man hätte das Hotel treffend ‚Zu den vier Menschenrassen‘ taufen können. Seit 1913 verbindet Arica eine Bahn mit La Paz. Sie geht durch das Llutatal. Vielfach als Zahnradbetrieb erklimmt sie die steil ansteigende Hochebene.

Arica ist eine Oase und bekommt Wasser aus dem Azapatal und eigenen, dem Meere nahe gelegenen Brunnen, aus denen es Windräder schöpfen. Die kleinen Chacras begleiten die Küste als schwächtiges, grünes Band. Außer allerlei Gemüse sah ich Salat, Sandias, kletternde Tomaten, Bananen und Feigenbäume. Nicht fern von Arica kann man vom Ostende der Stadt aus die Vilcabäume erkennen, welche dort gedeihen, wo sich Lluta- und Azapatal öffnen, die ebenfalls kleine Pflanzenparadiese in der Wüstenei vorstellen.

Der vegetationslose Felsstrand Aricas ist einer der malerischsten und eigenartigsten. Er zieht sich unter dem lotrecht aufsteigenden düsteren, zerwaschenen und zerklüfteten Gestein des Morros — man ist jeden Augenblick gewärtig, daß sich ein Block loslösen möchte — mit Zungen und Graten, mit natürlichen Wannern und tiefeinschneidenden Kanälen hin, umbrandet vom tiefblauen Meer mit dem Ausblick auf die weißen Gestade der Insel Alacrán (Skorpioneneiland). Wo die Dünung besonders hoch geht, halten Seehunde Konferenzen ab: in

großer Anzahl vereinigen sie sich im Kreise und steigen von Zeit zu Zeit kerzengerade empor. Ein Vögelchen schießt wie die Lerche zwitschernd in die Luft und wiederholt, nimmer müde, dieses Auf und Nieder; Möwen schreien, und braune Raubvögel schreiten bei ebbender See den fliehenden Wellen nach. Eidechsen spielen auf den Brandungsfelsen, und in den natürlichen Wannern haben wir die wunderbarsten Aquarien. Es gab darunter tiefblaue mit blauen Seesternen, Seegurken, Käferschnecken, ja sogar mit blauen Seerosen und blauen Fischen. Ich habe in dieser Art niemals etwas Wundervolleres gesehen. Die Tiere waren so zahlreich, daß sie die Wände des Gesteins tapezierten.

Eine halbe Stunde kann man auf schmalem Pfade zwischen Morro und Ozean wandern. Dann gelangt man auf eine ausgedehnte Playa, in deren Mitte, vom Meere nicht erreichbar, sich künstliche Hügel erheben, die das Volk *Jentiles* nennt, alte Begräbnisstätten aus indianischer Zeit. Der Leichnam wurde umhüllt von bunten, wollenen Tüchern, bedeckt mit Binsenmatten, auf den Erdboden gelegt, umgeben von Waffen und Schmuck und Lebensmitteln für die Wanderung in das Jenseits; oft ist sogar ein Kamm und ein Körbchen hinzugetan, das allerlei kosmetisches Handwerkszeug enthält. Sodann wurden Steine und Erde über ihm angehäuft und gelegentlich bedeutende Hügel geschaffen.

Ein 63 km langer, bereits Mitte der Fünfziger angelegter Schienenstrang, welcher, abgesehen von einem weit nach Osten ausgreifenden Bogen, genau nördlich läuft, verbindet TÁCNA mit ARÍCA, eine völlig kahle Sandwüste durchschneidend.

TÁCNA ist eine typische Oasenstadt, 560 m über dem Meere, am Fuße einer völlig sterilen Hochebene gelegen, welche ziemlich unvermittelt nach der Stadt zu abfällt, von der See durch die Wüste getrennt und rings von ihr eingeschlossen. Die Oase verdankt ihre Existenz dem Rio Caplina, zu dem verschiedene, aus der Hochkordillere kommende Bäche zusammenfließen. Außerdem

empfängt der Ort Trinkwasser mittels Rohrleitung aus dem Rio Uchusuma, der im Tacoragebirge entspringt. Doch darf man nun keineswegs glauben, daß TÁCNA in Wasser sich bade — im Gegenteil, das Naß wird als das Kostbarste behandelt, wie wir noch Gelegenheit nehmen werden zu erläutern.

Zunächst ein Rundgang durch die volkreiche, 1920 gegen 15 000 Bewohner zählende Stadt. TÁCNA — einmal beinahe vollständig durch das Erdbeben vom 18. Sept. 1833 zerstört — ist ebenfalls eine sehr alte peruanische Niederlassung, über die seit undenklichen Zeiten der direkteste Weg von der Küste nach Boliviens Hauptstadt hinaufführt. Die Entfernung zwischen TÁCNA und La Paz beträgt gegen 400 km. Der Handelsweg, ein Saumpfad, führt in nordöstlicher Richtung, das Tal des TÁCNAflusses benutzend, über die kleinen chilenischen Orte PAMPAS, PACHÍA und PALCA ziemlich direkt im Gebirge empor über den Paß von Tacora zu einer verlassenen sandigen und eisigen Hochebene. Hier, über 3000 m hoch, auf bolivianischem, dünn besiedelten Gebiete wendet sich die Indianerstraße gen Norden, kreuzt den noch höheren Chullunquiai-Paß, um auf jene Meseta zu gelangen, welche im Umkreise des Titicacasees das Zentrum bolivianischer Kultur trägt. Nahe der chilenisch-bolivianischen Grenze zweigt ein Weg zu den reichen Kupferwerken von Corocoro (4000 m) ab und nähert sich somit stark der Orurobahn. — Einstmals war TÁCNA eine nicht unbedeutende Zwischenstation des Handels, der naturgemäß litt, seitdem die Eisenbahn von Antofagasta zur bolivianischen Hochebene in Betrieb ist und durch die Arica—La Paz-Bahn fast völlig versiegt. Die Güter verteilen sich von dort, auf den Rücken der Lamas wandernd, nach La Paz, Cochabamba, Potosí und Sucre.

Der Ort unterscheidet sich von allen chilenischen Städten in auffallender und merkwürdiger Weise dank der eigentümlichen Bauart seiner Häuser, welche aus recht dünnen Adobeswänden bestehen und fast ausnahmslos ein

Dach aus schwarzer, vielleicht etwas toniger Erde von der Form eines Sargdeckels tragen. Es besitzt keinen First, sondern ist breit abgestumpft. Dadurch bekommt natürlich auch der in der Regel straßenwärts gekehrte Giebel eine stumpfe Form. Viele Häuser haben nur eine große Tür und ein Giebelfenster. Die größeren schützen mehrere solcher Dächer, und auch die zweistöckigen sind derart gedeckt. Bei solchen, die einen eleganteren Eindruck machen sollen, hat man das Dach mittels eines Rahmens von Bretterwänden maskiert, und mitunter liegt es innerhalb desselben, wenn er allseitig geschlossen ist, wie in einer Versenkung. Diese Bauart rechnet mit dem regenlosen Klima und der kaum je stärker bewegten Luft. Während die Häuser der Nebenstraßen meistens der Farbe und der Täfelung entbehren, höchstens, daß hier und da eines mit Kalk getüncht ist, sind sie im Zentrum der Stadt recht schmuck und bunt; aber vorherrschend ist ein rosenroter Anstrich. Die mit zwei Geschossen ermangeln nicht des im ganzen tropischen Amerika so beliebten Balkons, der vor der gesamten Etagenfront entlang läuft. Pilaster und Rundbogen verleihen dem Eingang ein herrschaftliches Gepräge. TÁCNA, winklig gebaut, hat selbst gekrümmte Straßen, was im allgemeinen so gar nicht amerikanisch anmutet. Die Straßen stoßen mit keilartig vorspringenden Ecken aufeinander und bilden vielfach Nischen, indem die Häuser ganz unmotiviert zurückweichen. Überall sieht man öffentliche Brunnen. Mit einem Worte, das Städtchen steckt voll von malerischen Winkeln. Auch die einzige Kirche berührt fremdartig. Das Dach schwingt sich jederseits im Hohlbogen empor und wird als First von einem tunnelartigen Rundbau überwölbt, der am Vorgiebel den zierlichen, in einem anmutigen Säulentempelchen gipfelnden Turm trägt.

Pimientos, Akazien, Tamarisken und Trauerweiden beschatten die Straßen und breite Alameda, in denen sich ein fremdartiges Volk bewegt. Dunkelfarbige Indianer mit stumpfsinnigen Gesichtern und bunten Gewändern; die Frauen mit Männerhüten auf dem Kopfe. Hier und in

Arica sieht man auch Neger, Mulatten und Chinesen¹, die aber kaum einen wesentlichen Bestandteil der Bewohnerschaft von Stadt und Land ausmachen dürften. Wenigstens hat sich mir während meines etwa zweiwöchigen Aufenthalts weder etwas von dem ‚Mittelstand‘, den die Neger an der Küste dieser Gegend bilden sollen, offenbart, noch habe ich mich an dem Anblick eines chinesischen Schlächterladens weiden können, in dem der Sohn des himmlischen Reiches „seine Ratten, seine als Schlachtvieh gezüchteten haararmen Hunde neben Schweinen ausstellt“ (Martin). Die eingeborene Bevölkerung gehört einem bolivianisch-peruanischen Volksstamme, den Aimarás, an, von dem sich auch die Urbewohner der Provinzen Tarapacá und Antofagasta in der Hauptsache herleiten. Ihre Sprache, welcher sie in abgelegenen Gegenden treu blieben, färben viele Kehllaute hart und rau, indessen klingt sie, nach Paz Soldan, dennoch schön und männlich, „so sonor wie das Spanische, so energisch und lakonisch wie Englisch“. Es sind friedfertige Leute und, wie die Indianer Kolumbiens, vorzügliche Fußgänger.

Den Rio Caplina zur Stadt hinaus begleitend in die Quebrada Viñani hinein, lernen wir die wahre Natur und den Feldbau dieser Wüsteninsel kennen. Zu beiden Seiten des Flusses reiht sich Chacra an Chacra, und wunderbar hebt sich das saftige, leuchtende Grün großer Alfalfafelder (Luzerne) gegen den weißen Wüstensand ab. 6 oder 7 Schnitte sollen sie hier ergeben, in Santiago nur 2 oder 3. Dattelpalmen und Bananen und die gelbblühende Baumwollstaude verbergen und zeigen die kleinen Kulturen des Oasenbauers. Melonen und Sandias und sogar Birnen sehen der Reife entgegen. Die niedrigen Mauern umhüllen grellrote Passionsblumen und auf den bescheidenen, den Zierpflanzen reservierten Rabatten — denn Land und Wasser sind hier kostbar und Blumen ein Luxus — stehen Geranien und Pelargonien in einer schier ungläublichen Blütenfülle. Dagegen sind sie beinahe blattlos. Im freien Felde beschattet die Vilca mit ihrer niedri-

¹ Die Volkszählung von 1907 ermittelte in ganz Chile gegen 2000.

gen, aber breiten, schirmartigen Krone große Plätze. Die Vilca, ein Leguminosenbaum, ist für Perú so charakteristisch, daß es ihn auf seinen Münzen führt. Auf dem steinigen Boden, dem Fluße nahe, blühen rote Weidenröschen (*Epilobium glandulosum*), gelbe, brennende Loasaceen (*Loasa urens*), *Baccharis*sträucher, weiße Heliotrope (*Heliotropium curassavicum*), im Volksmunde Cama de Sapo, Krötenbett und blaurote *Cristaria*arten. Auf den Bergen zaubert der Frühling sogar Amarylliden hervor, und höher im Gebirge hebt eine Welt seltsamer Kakteen und zahlreicher Kompositen an.

Wir haben so häufig von einem Fluß geredet und sind damit etwas leichtfertig gewesen, denn zurzeit enthält der Rio keinen Tropfen Wasser. Erst bei Einbruch der Nacht füllt er sich, und dann öffnen sich zahlreiche Seitendämme, um das befruchtende Naß in die Chacras zu lassen. Das Wasser wird tagsüber im Gebirge gestaut und nachts an die anwohnenden Grundbesitzer nach jahrhundertaltem indianischen Recht abgegeben. Es gibt Chacras, die das Privilegium haben, zweimal wöchentlich eine gewisse Anzahl Stunden Wasser zu empfangen, andere nur einmal und noch anderen winkt gar nur jeden Monat ein einziges Mal solch segensreiche Nacht. Das Wasserrecht spielt in der Oase TÁCNA eine noch bedeutendere Rolle als in Mittelchile, indes sind Streitigkeiten geradezu ausgeschlossen, weil dasselbe so unübertrefflich von den Inkas ausgebaut wurde wie in Südspanien von den Arabern. Den prozeßhungrigen Chilenen soll es ein Dorn im Auge sein, aber sie haben bisher keine Verbesserung in ihrem Sinne gewagt. Die Wassermeister walten ihres Amtes nach der Minute und schließen den Zugang mit dem nackten Fuße. Der Wasserreichtum des Flusses wechselt sehr. Es gibt fette und dürre Jahre, je nach den Niederschlagsmengen in der Kordillere. Die einen oder anderen reihen sich in der Regel zu längeren Perioden des Überflusses oder der Not.

Das Klima der Provinz TÁCNA ist in den Niederungen feuchtwarm. Die Nächte kühlen sich viel weniger ab als

in Mittelchile. Die mittlere Jahrestemperatur wurde für Arica auf $18,3^{\circ}$ berechnet. Der kälteste Monat, der Juli, besitzt noch eine Durchschnittswärme von $14,1^{\circ}$, der heißeste, hier der Februar, von 22° . Der Morgen ist, beherrscht von der Camancháca, häufig trübe. Während es in Iquique noch hin und wieder regnet, zählt diese Erscheinung in Tácna und Arica zu den Wundern; aber zu den gefürchteten: am 12. Juni 1911 erhob sich abends in Tácna ein glühender, das Gesicht verbrennender, das Atmen beengender Wind. Dann wurde es plötzlich eisigkalt. Ein Orkan, Dächer, Türen, Fenster sprengend, fuhr von der Kordillere zum Meere. Es begann zu regnen. Am folgenden Tage wiederholte sich der seltsame Reigen heißer und eisiger Ströme und Regenschauer. Am 25. Juni fielen in Antofagasta 45 mm Regen; das eigenartige Phänomen wanderte südwärts. — Der Aufenthalt, welchen die Seewinde, fast ausschließlich Südweste, namentlich an der Küste, wesentlich erfrischen, ist keineswegs gesund, da sich besonders Arica von Malaria durchseucht findet und das Chinin bei Einheimischen und Fremden leider die begehrteste Medizin bildet.

In der Provinz Tácna werden neben Schafen Lamas und Alpakas als Lasttiere und Wollespender in großer Anzahl gehegt. 1917 zählte man 31 277 und gewann 300 Doppelzentner Alpakawolle.

Als wir von unserem Ausfluge in das Feigen- und Bananendorado des Rio Caplina zurückkehrten, zeichneten sich die charakteristischen Umriss der Vilcas gegen den Nachthimmel ab, und die Stunde war nicht fern, wo der Lebensstrom sich über diese ausgedörrten, überschwenglich blüten- und fruchtereichen Felder ergießen sollte. Dunkle Gestalten, stark eingehüllt und vermummt, zogen gleichmütigen Schrittes an uns vorüber: Indianer, welche, die kühle Nacht bevorzugend, ihren Heimweg ins Gebirge oder, mit Last bepackt, ihren Marsch auf die Hochebene nach La Paz antraten. Eine seltsam schwermütige Musik begleitete sie, einer Rohrflöte, der

Quena, entlockt, von welcher Gaspar de Angulo sagte:

„Flauta sublime de una voz estraña,
Que llena el corazón de amarga pena.“
„Wunderbare Flöte mit seltsamer Stimme,
Die das Herz mit wehmütigem Schmerz erfüllt.“

Sie hat auch ihre Geschichte. Ein Priester, selten gelehrt und tugendhaft und hochgeehrt vom Bischof von Arequipa, lebte in einer kleinen, peruanischen Stadt seinem Amt und seiner Wissenschaft. Da, mit 50 Jahren, verliebte er sich so leidenschaftlich in eine junge Indianerin, daß er sie zu sich nahm. Aber das Volk murzte, weil ihm der angehende Heilige zu entgehen drohte, und verklagte den Priester beim Bischof, welcher ihn lud, sich zu verantworten. Er reiste. Jedoch der Weg nach Arequipa war weit, und erst nach sieben Tagen konnte er zurückkehren. Seine Geliebte fand er tot. Da packte ihn ein rasender Schmerz; er wollte nicht glauben, daß sie tot sei; er kleidete sie in kostbare, bunte Gewänder, legte ihr vielen Schmuck an und schaffte Wein und Fleisch und Früchte herbei und feierte mit ihr, als ob sie lebte, drei Tage und drei Nächte. Das Volk, entfesselt ob solchen Frevels, stürmte sein Haus, aber er floh mit der Leiche in die Wüste und begrub sie. — Nach jahrelanger Irrfahrt kam er wieder an die Stelle, wo sie schlief, vom Sande nur leicht bedeckt, und nun ließ es ihm keine Ruhe, sie noch einmal zu betrachten. Und siehe, das Antlitz war wunderbar erhalten und das Haar weich und glänzend wie im Leben; nur die unteren Beinknochen lagen entblößt. Da nahm er die Tibia und schnitzte eine Flöte daraus mit sechs Öffnungen und blies ein Lied, das sich von selbst zur schmerzlichen Klage formte. Die Flöte war die Quena. — Heute wird sie aus Rohr geschnitten; aber niemand vermag ihr andere als traurige Weisen zu entlocken. So ist denn auch der Tanz, zu dem sie aufspielt, beschaulich und melancholisch: ein langsames Schreiten im Kreise, ein Reigen Hand in Hand, begleitet von einem Neigen, Heben und Wenden des Hauptes.

Nordwestlich von TÁCNA erheben sich die Höhen, auf denen am 26. Mai 1880 die letzte bedeutende und entscheidende Schlacht von den Chilenen gegen die verbündeten Peruaner und Bolivianer geliefert wurde. Es war eines der erbittertsten Treffen des pazifischen Krieges. Die Chilenen leisteten Bewunderungswürdiges, besonders, wenn man bedenkt, daß sie einen Wüstenmarsch von etwa 200 km hinter sich hatten. Sie kamen nämlich aus Norden vom Río Ilo und trafen auf ihrem grenzenlos öden und glühenden Wege nur zweimal, das Locumba- und Samatal passierend, Wasser. Eine Reihe von Soldaten erschoss sich, um den Qualen des Durstes zu entinnen. Nach Monatsfrist gelangte die chilenische Truppe — 9000 frische Mannschaften, die hier erst ihre Feuerprobe bestehen sollten — mit den bereits erprobten 11 000 Kriegern der Alliierten in Fühlung, welche sich auf den sandigtonigen Hügeln vorzüglich verschanzt und sogar eine Art Festung angelegt hatten. Unter Führung des Generals Baguedano und der Losung: „Es gibt kein Zurück!“ wurde die feindliche Stellung im Bajonettangriff genommen. Man zählte 5000 Tote und Verwundete. Nunmehr zogen sich die Bolivianer in ihre Grenzen zurück. Chile stand der Weg nach Lima offen, den es sofort beschritt. Seine Soldaten hatten sich gründlich durch das Studium von Plänen auf den Besuch der peruanischen Hauptstadt vorbereitet, indem sie jeden Punkt, wo Kundige einen Juwelierladen witterten, mit einem Kreuze versahen. Jedoch kam es nicht zur Plünderung Limas. Die fremden Gesandten drohten, mit ihren Kriegsschiffen die chilenische Flotte zu vernichten, wenn man der chilenischen Soldateska ihren Willen ließe. So mußte sich dieselbe mit der Zerstörung der Vororte Chorillos, Barranco, Miraflores begnügen; damit auch Blut flösse, massakrierte sie sich untereinander.

Daß der Landkrieg die unglückliche Wendung für Bolivien und Perú nahm, wird von Ausländern, welche denselben zum Teil als Augenzeugen miterlebt haben, dem Verrate des bolivianischen Generals

Dafa zugeschrieben. Natürlicherweise vermochten die Chilenen anfangs nur geringe Streitkräfte im fremden und fernen Norden, dem feindlichen Antofagasta, anzusammeln, die den dort konzentrierten bolivianischen unter Dafa weit unterlegen sein mußten. Von Dafa erkaufte nun Chile mit 80 000 englischen Pfunden einen längeren Aufschub, gewissermaßen einen vorläufigen Waffenstillstand, der seinem Heere Zeit ließ, sich an jener entlegenen Küste, wohin es Schiffe führten, zu sammeln. — Dafa ist mit seiner Beute nach Paris entflohen und, als er nach Jahren die Stirn hatte, nach Bolivien zurückzukehren, auf dem Wege nach La Paz ermordet worden. — Die Chilenen leugnen dieses Vorspiel. Ihre Geschichte geht über die erste Phase des Landkampfes rasch hinweg, beinahe unvermittelt mit dem Siege bei Dolores auf den Höhen von Pisagua einsetzend.

Vom erhabenen Standpunkte aus betrachtet macht TÁCNA mit seinen zahllosen, grauschwarzen Erddächern einen überaus stumpfen, düsteren Eindruck, der durch die auffallend vielen Bäume, die Pimientos, Eukalypten und die merkwürdigen Araukarien kaum gemildert wird. Sein von Grün durchschossenes Weichbild, welches nordöstlich in das schmale Caplinatal ausläuft, setzt sich scharf von der kahlen, gelbgrauen Sandwüste ab. Dann folgen im Norden und Osten die nackten, blutgetränkten Hügel von Intiorco und als Rahmen die Kordillere mit dem Chacapalláni, berühmt durch seine riesigen Schwefellager, dem über 5950 m hohen, schneebedeckten Tacora und dem Vulkan Barroso. Im Gebirge werden außer an 50 000 Doppelzentnern Schwefel Eisen, Kupfer und Zinn gewonnen; — und das sollte der Chilene gutwillig zurückgeben?

Sechzehntes Kapitel.

Heimwärts.

Was den Abschied leicht machte. — San Felipe. — Los Andes. — Der Uspallata-Paß. — Historische Erinnerungen. — Natur und Kultur westlich und östlich der Anden. — Die Pampa. — Buenos Aires. — Ein letzter Rückblick.

Am 18. März 1908 befand ich mich um 6 Uhr abends auf dem Bahnhofe von Santiago, um die Heimreise nach Deutschland anzutreten. 3 Monate und 20 Tage fehlten an 8 Jahren, die ich in Chile geweilt hatte, lange genug, um sich zu gewöhnen, wenn man sich überhaupt einzuleben vermag. Mein Zug fuhr nach Valparaiso; ich mußte in Llaillai umsteigen und den nach Los Andes nehmen, denn ich hatte für die Rückreise den Weg über die Kordillere und durch Argentinien nach Buenos Aires gewählt.

Santiago verschwand im Dämmer, der Manquéhue stand finsterer denn je da, das Schneefeld des Plomo leuchtete mir den Abschiedsgruß. Die verwahrlosten Stationen Renca, Quilicura, Colina flogen vorüber, und ein letzter Tagesschein spiegelte sich in der Lagune von Batúco. — Tiltil. Hier stieg vor etwa 30 Jahren, auf der Fahrt von Europa nach Santiago begriffen, einer der deutschen kontrahierten Lehrer aus. Er versäumte den Anschluß. Man hat nie wieder von ihm gehört. Es war ein Stadthannoveraner, einziger Sohn seiner Eltern, die noch heute um den sicher Ermordeten trauern.

In Batúco flogen wenige Tage später die staatlichen Pulvermagazine in die Luft, mit einem Donner, der Santiago erschütterte. Einige Kilometer nordwestlich von Tiltil liegt in den Bergen das Örtchen Caléu. Wiederum eine traurige Berühmtheit. Weihnachten 1907 hatten

einige junge Leute aus Valparaiso, ein Nordamerikaner und sechs Deutsche, einen Ausflug zu Fuß ins benachbarte Gebirge gemacht und lagerten friedlich in Hemdsärmeln im Schatten einiger Bäume, um zu frühstücken. Plötzlich wurden sie, die völlig unbewaffnet waren, von einer chilenischen Horde unter Führung des Ortsvorstehers von Caléu durch ein Gewehrfeuer überfallen, das alle, mit einer Ausnahme, schwer verwundete. Einer, Geschäftsinhaber und Familienvater, erlag seinen Verletzungen. Die Mörder führten nachher zur Entschuldigung an, sie hätten die Deutschen — welche den besten Ständen angehören, zwei sind Apotheker — für Banditen gehalten, und die chilenische Regierung ließ sie laufen. Die Überfallenen, die Witwe und die Waisen haben bis heute weder eine Sühne noch eine Entschädigung erlangt. Man wird verstehen, daß derartige, zum Teil ganz frische Erinnerungen nicht dazu angetan sind, wehmütige Stimmungen aufkommen zu lassen. Im Gegenteil, man atmet mit jedem Schienenruck befreiter auf, und die Stimmung wird nur gedämpft durch das: ‚Zwischen Lipp‘ und ‚Kelchesrand‘.

Ein wenig östlich von Llaillai, dem bekannten Knotenpunkt der Valparaiso-Santiago-Bahn, bei dem Örtchen Las Vegas trennt sich ein Schienenstrang von dieser, eine nordöstliche Richtung einschlagend, und trifft zunächst die alte, von Santiago gern besuchte Hauptstadt Aconcaguas, San Felipe (636 m). Mit 12 000 Einwohnern gehört sie zu den größeren der Republik und zweifellos zu den landschaftlich reizvollsten; denn in die paradiesisch fruchtbare Ebene, in welcher sie sich lagert, schaut eine großartige Hochgebirgswelt herab. Aber die Stadt ist auch an sich merkwürdig. Sie bildet ein regelmäßiges, von vier prächtigen Alleen gerahmtes Rechteck. Die Straßen sind auf die Himmelsrichtungen eingestellt, und die Häuser bewahrten den altspanischen Typ. Die schöne Plaza umfassen Regierungsgebäude und Hauptkirche. Die rege Bevölkerung widmet sich außer der Feldwirtschaft verschiedenen Industrien. Es blühen eine Riemen-

schneiderei, eine Fabrik für Taue und verwandte Erzeugnisse aus Hanf und Flachs und eine Stärkefabrik

Die Eisenbahn führt uns höher in die Kordillere nach dem Städtchen Santa Rosa de los Andes (820 m, 10816 Einwohner), einem wegen seiner Höhenlage und guten Verbindung bevorzugten Kurorte für Lungenleidende. Unbemittelte können in einem Sanatorium, welches private Mildtätigkeit erstehen ließ, Unterkunft finden. Der Gebirgsort gehört zu den bekanntesten der Republik, weil hauptsächlich von hier der Versand der Fardos, jener großen quadratischen Ballen getrockneter und hydraulisch gepreßter Luzerne, und der unübertrefflichen, eingemachten Pfirsiche, der allbeliebten Durasnos al Jugo, stattfindet. Daneben wird auch viel Obst gedörrt. Los Andes ist Kopfstation des Ferrocarril Transandino. Hier pflegen die nach Buenos Aires Reisenden zu übernachten, um den vor Tagesgrauen abgehenden Zug benutzen zu können. Aus diesem Grunde hat die Transportgesellschaft ein besonderes, großes Hotel erbaut. Wir langten gegen 10 Uhr abends an. Am andern Morgen mußten wir schon in der Dunkelheit wiederum den Zug besteigen, den letzten chilenischen, welcher uns hoch hinauf in die Anden führen sollte.

Von Los Andes folgt die Bahn fernerhin dem Aconcaguaflusse. Zunächst begleiten uns noch die Säulenkaktus, freilich viel kleinere Exemplare, als wir in der Küstenkordillere sahen. Wir bemerken auch überall die graugrünen Rosetten und die kurzen Blütenschäfte des Andenchahuáls (*Puya alpestris*), aber besonders nimmt uns der Schimmer gefangen, in welchen die Berglehnen gebadet sind. Es ist das feuerfarbene, leuchtende Rot Tausender von Quintrales (*Loranthus*), die sich in allen Büschen eingenistet haben und in voller Blüte stehen. Je höher wir steigen, um so mehr verengt sich das Tal und verwandelt sich beim Salto del Soldado (1262 m) in eine nur 20 m breite und 70 m tiefe Felsschlucht, durch welche der Fluß sich brausend hindurchzwängt, denn ihre Sohle mißt kaum 2 m. Unsere Gleise überbrücken sie in

bedeutender Höhe, aus einem Tunnel kommend und sofort wieder in einen solchen verschwindend. Nunmehr erscheinen bereits jene für das andine Hochgebirge so charakteristischen Pflanzenkissen und -ringe. Die Luft wird eisiger. In sonnegeschützten Schluchten tauchen alte Schneelager auf. Die elenden Lehm- und Strohhütten der Bergbewohner verschwinden.

Zu Juncal (2222 m) gewahren wir die massive, wie ein Gewölbe geformte Casucha del Correo, in die hinein sich die Post bei Schneesturm retten kann. 2000 m hoch dehnt sich nicht fern von unserer Straße der finstere Lago del Inca, welchem der Aconcagua entspringt. Mit El Portillo (3000 m) hatten wir das Ende der Bahn erreicht. Nunmehr mußten wir uns kleinen Verdeckkutschen anvertrauen, die, mit vier Maultieren bespannt, uns der Cumbre, dem Paß, zuführten. Wir strebten in zahllosen Serpentinien, welche sich an gewaltigen Trümmerhalden hinaufwinden, dem Gipfel zu. Meist trotz der Steigung im Trabe, eskortiert von berittenen Gendarmen, die zwei Büchsen kreuzweis über der Brust trugen. Es war ein langer Zug, der, von Staubmassen umwallt, dahintoste unter dem schreienden Toben, mit welchem die Arrieros die Tiere anfeuerten. Versagten Gespanne, so eilten 'Postillione', berittene Burschen, herbei, befestigten ein Seil an der Deichsel und machten zeternd und peitschend den Vorspann, genau wie früher in Santiago, als es noch Pferdebahn hatte.

Mit der Cumbre, 3900 m, wurden Paßhöhe und Grenze überschritten. Vor einigen Jahren haben Chilenen und Argentinier auf Betreiben ihrer beiden Erzbischöfe dort einen Christus süßlichster Art aufgerichtet als Zeichen ewiger nachbarlicher Freundschaft. Nun ging es noch immer zu Wagen auf 3190 m hinab bis Las Cuevas. Die Vegetation, welche uns angesichts der Cumbre verlassen hatte, trat jenseits derselben nicht wieder auf. Soweit das Auge reicht, nackter Fels und trostlos kahle riesige, natürliche Schutthalden. Aber das Gebirge ist an sich so bunt, wie ich es nirgends sonst beobachtet habe.

Es wird aus merkwürdig lebhaft gefärbten Streifen zusammengesetzt: hellgelben, orangefarbenen, roten, braunen, blauschwarzen und sogar intensiv grünen. Die wunderbare Farbenpracht des Gesteins — verwitternder Porphyre — hebt sich gegen den tiefblauen Himmel ab, und zwischen die Einschnitte der seltsamen Bergkolosse mit dem chamäleontischen Farbenspiel treten in stiller Majestät schneebedeckte Häupter.

Unser Kordillerenübergang, der Paß von Uspallata, ist, obgleich einer der höchsten, der wichtigste der chilenischen Anden, welcher seit alters den Hauptverkehr zwischen dem Osten und Westen, dem volkreichen und blühenden argentinischen Gebiete von Mendoza und den Herzprovinzen Chiles, vermittelt hat. Über ihn flohen die chilenischen Patrioten nach der unglücklichen Schlacht von Rancagua (1. Oktober 1814), welche sie gegen die für völlig erschöpft gehaltene spanische Partei verloren, weil sie sich, durch den Ehrgeiz der drei Brüder Carrera in ihrer freien Entwicklung bedroht, nach kaum erstrittener Unabhängigkeit in einen Bürgerkrieg gestürzt hatten. Aber den nämlichen Weg nahm auch die endgültige Befreiung Chiles in Gestalt des argentinischen Generals de las Heras, der die Cumbre Anfang Februar 1817 mit einer Abteilung jenes bei Mendoza organisierten Heeres überschritt, dessen Hauptmacht der argentinische Held San Martin über den Paß des Schönen Tales, del Valle Hermoso, zwischen Aconcagua und Mercedario nach Putaëndo auf chilenischen Boden leitete. Sie vernichtete, vereint mit den Chilenen, die Spanier bei Chacabúco.

In Las Cuevas nahm uns der argentinische Zug auf. Wenig nördlich von dieser Kopfstation erhebt sich das Massiv des Aconcagua. Die zwischen El Portillo und Las Cuevas fehlende Bahnstrecke ist seit 1910 durch einen Tunnel verbunden, dessen Ausbau auf große Schwierigkeiten stieß, da heiße Schwefelwasser einbrachen. Damit wurde die erste Gleisverbindung zwischem Atlantischem und Stillestem Ozean dem Verkehr übergeben. Unsere nächste Station heißt El Puente del Inca, die Brücke

des Inas, wie die berühmte von Pandi in Kolumbien eine natürliche, welche den Rio Mendoza 26 m hoch überdacht. Indessen ist sie viel größer, nämlich 50 m lang und gegen 30 m breit. Ihre Stärke beträgt 8 m. Neben dem von salzigen Stalaktiten glitzernden Brückenbogen befinden sich die noch heute besuchten Inka-Bäder. 2700 m über dem Meere sprudeln aus fünf Quellen 35 bis 36° heiße, hauptsächlich kalk- und kohlensäurehaltige Wasser, die eine starke Beimischung von Kochsalz und geringe verschiedener anderer Substanzen, wie Glaubersalz, Magnesium, Eisen und Silizium, aufweisen.

Der Schienenstrang hält sich fortgesetzt an den Mendozafluß und macht die starke südöstliche Biegung mit, welche in der Garganta, der Kehle, des Rio Mendoza endigt. In diesem letzten Abschnitte vor seinem Austritt in die Ebene gewinnt die Gebirgswelt noch einmal gewaltige Großartigkeit. Die unverwitterten Felsmassen türmen sich zu unendlich vielen Säulen, einen wunderbar romantischen Engpaß erzeugend, dessen Sohle das Flußbett bildet. Gegen Abend erreichten wir die Stadt Mendoza und befanden uns nur noch 750 m über dem Meere am Ostfuß der Kordillere. Wir hatten für die 240 km von Los Andes bis zu diesem ersten bedeutenden argentinischen Platze 13 Stunden gebraucht. Früher, nur auf Maultier und Kutsche angewiesen, rechnete man vier Reisetage. Aber die Cumbre läßt sich bequem und gefahrlos nur während der Sommermonate (Januar—März) passieren. April und Mai oder Oktober bis Dezember vermochten sie wohl noch unternehmende Reiter und die wetterharten, gegen die Tücke dieser Höhen gewappneten Peone der Transandinen Post zu überwinden. Von Juni bis gegen Ende September jedoch versperrten Lawinen und Schneestürme auch dem Kühnsten den Pfad. Dann erhielten wir in Chile nur noch zweimal monatlich Europapost durch englische Dampfer, welche 35 Tage benötigten. Der Gebirgsweg ersparte 10 Tage. Die Bahn wurde chilenischerseits April 1889 in Los Andes begonnen und erreichte vier Jahre später den Salto del Soldado; damit

waren die ersten 27 km bezwungen. Die Argentinier hatten sie bereits im Juli 1882 in Angriff genommen und wesentlich rascher gefördert.

Die Kordillere fällt im Osten allmählich ab. Im Hochsommer erscheint sie völlig vegetationslos. Ihre Westseite ist wilder und romantischer. Bäume und Sträucher und das Heer der niedrigen Gebirgspflanzen Mittelchiles klimmen an ihr empor, bis Firn und Eis sie hindern. Außerdem ist sie bedeutend regenreicher. So erlebt der Reisende von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang den denkbar gewaltigsten Szenenwechsel, aber nicht nur in der Natur. Sowie er die Wasserscheide überschritten hat, merkt er, daß ein anderer Geist regiert. Lehm- und Strohhütten, die aus Brakenwerk und Barro (Dreck) hergestellten Ranchos und jene aus verrosteten Blechen auseinandergeschlagener Petroleumtarros und Kisten zusammengeflickten Behausungen verschwinden. Schmucke, massive Gebäude, mit glänzendem Wellblech gedeckt, oder saubere Zelte begleiten fortan unseren Schienenstrang. Wir sind mit Überschreiten der Paßhöhe in ein Staatswesen getreten, wo Reinlichkeit und Ordnung zu Hause sind.

1045 km trennen uns noch von der Hauptstadt der großen ostandinen Republik. Wir legen sie in 24 Stunden zurück, Tag und Nacht im Zuge verbringend. Nachdem wir die Weinberge Mendozas hinter uns gelassen haben, ist es die endlose, monotone Pampa, die wir durchschneiden, und welche sich allgemach in ein riesiges Weizenfeld umwandelt. Hin und wieder weidende Rinder auf der hochgrasigen Steppe, eine Straußenfarm, deren graubraune Zöglinge neugierig die Köpfe recken, schmucke Gehöfte aus roten Ziegeln, Schöpfräder, die im Winde fliegen, nur selten Baumgruppen, das ist das ewige Bild. Feiner Sand dringt durch alle Fugen des Wagens; in der Nacht begräbt er den Reisenden in seinem Schlafabteil. Sand und Hitze, aber nicht die trockene chilenische, sondern die feuchtwarme schwüler, europäischer Sommertage.

Buenos Aires ist die erste südamerikanische Millionenstadt und besitzt das Gepräge einer europäischen Großstadt. Die prächtige Plaza del 25 de Mayo und die sich daranschließende gleichnamige Avenida könnten aus Paris verpflanzt sein. Die Stadt verdankt ihren enormen Aufschwung den vorzüglichen Hafenanlagen, welche ihr den Verkehr zugewandt haben. Unmittelbar an der Metropole ragt heute der Mastenwald empor. Vom Wagen der Elektrischen vermag man beinahe direkt den Dampfer zu besteigen und benötigt nicht erst eine langwierige, teure und zuweilen gefährliche Bootfahrt, wie in Valparaiso und allen übrigen chilenischen Häfen.

Argentinien ist ein wirklich reiches Land, denn das Volk ist wohlhabend. Chile besitzt nur eine reiche Regierung infolge der Exportzölle auf Salpeter. Wenn diese Quelle versiegt, droht unserem Freistaat das Verhängnis, in die ursprüngliche Dürftigkeit zurückzusinken, denn die Pfründen, welche die kriegerischen Erfolge über Bolivien und Perú erschlossen, sind im allgemeinen keineswegs gewinnwerbend angelegt, sondern von heute auf morgen verbraucht, wie es meistens das Los jener Güter ist, die nicht durch fortgesetzte Arbeit errungen und gefestigt werden. Dieser niederdrückenden Perspektive sucht man durch energische Förderung der Industrie entgegenzuwirken.

Am 1. April bestieg ich den ‚Kap Ortegál‘ von der Hamburg-Südamerika-Linie. Am zweiten Ostertage fuhren wir die Elbe hinauf. Es war ein heller Vorfrühlingstag, der seinem Ende zuneigte.



Register.

A

- Aasgeier 41
Abarrotes 179
Abenteurer, Leben und Ende 24, 90 f.
Acequia 237, 241
Achicoria 20, 312
Ackerbau 222.
Aconcagua, Berg 27, 408
—, Rio 399, 507
—, Tal 22
Aculéo, Lagune von 428
Agachadera 213
Aillas 489
Aimará, Sprache 499
Aimaráes, Volk 499
Ají 184
Alacrán, Insel 495
Alakalufes 13
Alameda 309
Alamos 185
Alcatraz 50
Alerzal 165
Alerze 58, 165
Alfalfa 499
Algarrobillo, Schoten 437
Algarrobo 21, 475
Algen, genießbare 63
—, Riesen- 62
— -Wälder 63
Alhue 118
Alhueláhuén 122
Alkoholismus 342
Almagro, Diego de 489
—, —, el Mozo 389, 390
Almuerzo 282
Alquellarres 255

- Alvaháca 291, 292
Amancayes 321
Amor seco 317
Amphibien, allgemeine Übersicht 428; Kordillere 214; Salpeterwüste 475
Amunátegui, die Brüder 384
— Solar, Domingo 248
Anales de la Universidad 381
Anchimalguen 118
Ancúd 39
Andacollo, Wallfahrtsort 447, 449
—, das Fest von 448
—, die Sage von 448
Andas 296
Andes, Los 507
Anemonen 99
Anemrehuen 132
Angol 75
Angulo, Gaspar de 501
Anjelito, das Fest des 307
Anreden 262
Anteojillo 49
Antofagasta 464, 466
Anwandter, Karl (Carlos) 148, 151, 152
Añañaca 476
Apfel 328
Apfelwein 115
Apir 446
Apoquindo, Bäder 312
Araña peluda 432
Araña venenosa 432
Araucana, La (Epos) 30, 141
Araukaner 104 i.; Ausbeutung durch Chilenen und Einwanderer 87; Autopsie 123; Be-

stattung 124; Charakter 115; Chuécaspiel 113, 128; Dialekte 138; Ehe 111; Feste, christliche 102; heidnische 131; Fortleben nach dem Tode 126; Friedhöfe 125; Geburtsakt 112; Gesetz, vor dem 88; Gesichtsbildung 105; Getränke, berauschende 115; Haarentwicklung 105; Hausgerät 108; Haut 105; Heilmittel 122; Historisches 141, 145; Invasion incasica 145; Kampfweise 140; Kinder 113; Kleidung 106; Kunstfertigkeit 129; Leiche, Behandlung und Bestattung 123; Machi 119; Machitun 120; Missionen 87; Musik 130; Mythologie 117; Nahrung und Nahrungserwerb 109; Ngillatun 127; das Pferd 111; Poetische Ader (Fabeln, Märchen, Lieder) 132; Prähistorisches 142 f.; Schädelbildung 105; Silberschmuck 107; Spiele 113; Sprache 138; Stämme 138; Statur 105; Tänze 131; Tauffest 112; Trunksucht 116; Vermehrung 113; Verwandtschaftsgrade, Nomenklatur der 114; Vornamen 113; Waffen 139; Wohnung 108; Zahl 103; Zwillinge 112

Araukarie 99; Samen 101, 110; Wälder 100, 101; wirtschaftliche Bedeutung 101, 110

Arbeiterstand in Valdivia 154

Arias, Virginio 246

Arica 492, 493
—, Schlacht von 494

Aristokratie 247

Aristolochia 440

Aromo 17, 320

Arqueros, Minen 451

Arquerosberge 437, 450

Arrayán 35, 165, 190

Arrolladas 263

Asalto 343

Ascotan, Salar 488

Asotea 469

Atacama, Wüste

Atacameño, Sprache 490

Atacameños 489

Atahuálla 145

Athanasius, Kapuzinerpater 87

Austern 59
— -Bänke 59

Autopsie bei den Araukanern 123

Avellano 49, 328

B

Bacaláo 54

Bäder: Apoquindo 312; Catillo 68; Cauquenes 67; Chillan 69; Colina 315; Inka 510; Panimavida 68; Planchon 206; Quinamavida 68; del Toro 454

Bäder, See- 408

Bahia 8

Bahia de Herradura 433

Bailerín 312

Balcacura 42

Balmaceda, José Manuel 290, 299, 305, 372, 376, 385

Bambus 52, 98, 99, 171
—, Blüte 52
—, Dickichte 52, 171
—, Wichtigkeit als Viehfutter 52

Bananen 325

Bañados Espinosa, Julio 385

Baquedano, General 305, 494, 503

Barbones 417

Barquillero 285

Barra, Eduardo de la 387

Barretero 445

Barros Arana, Diego 373, 383, 384

Barros Grez, Daniel 386

Barroso, Vulkan 504

Batúco 505
—, Lagune von 315

Becas 44

Bello, Andrés 189, 363, 386

Belloto 416
 Bergbau 445 f., 450 f.
 Bergkrankheit 487
 Bergmänner 446
 Berro 329
 Bestattung bei den Araukanern 124
 Bewässerung, künstliche 223, 454, 500
 Bilbao, Franzisco 385
 Biobio, Fluß 17, 450
 Biologische Beobachtungen und Merkwürdigkeiten: Sich mas-
 kierende Krabben 61; Ein-
 siedlerkrebse 62; Schutz-
 färbungen 199; Mimikry 199;
 Schaugebilde 200; Kissen er-
 zeugende Pflanzen 211; Pflan-
 zen fressende Eidechsen 214;
 Chahual und Tordo 415; Sym-
 biose zwischen Taschenkrebse
 und Seerose 456
 Birnen 328
 Bismarck, Cerro 312
 Blanco, José Miguel 246
 Blattern 339
 Blest Gana, Alberto 387, 388
 —, Guillermo 386, 389
 Boldo 186, 317
 Borateras 488
 Borate 488
 Bordspiele 4, 8
 Brea 474
 Bremse und Fuchs, Fabel 133
 Bremsen 218
 Brevas 327
 Briten 177
 Brombeere 185
 Buchen 14, 15, 17, 31, 47, 70, 80,
 87, 98, 99, 100, 170, 219
 Buenos Aires 512
 Buin 178
 Búlnes, Gonzalo 385
 —, Präsident 149
 Butterfrucht s. Palta 23

C

Caballito, jugar a la 252
 Caballo del Diablo s. Palote
 Cabello de Anjel 318
 Caco 110
 Cachalote 15
 Cachanlahua 122
 Cachinal, Minen 451, 463
 Cachiyugo 485
 Cachocabra 217
 Cáo s. Quetru
 Cahuiles 50
 Caicai-vilú 119
 Caipulli 47
 Calabózo 185, 186
 Calafates 46
 Calbúco, Insel und Ort 158, 160
 —, Kanal von 160
 —, Vulkan 42, 160, 166, 178;
 Ausbruch desselben 166
 Caldera 458
 —, Daniel 389
 Calera 25, 413
 Caleta Buena 492
 Caléu 505
 Caliche 477
 Calpichi 474
 Callecalle, Rio 146
 Cama de sapo 500
 Camán 200
 Camancháca 482
 Camar 489
 Caminante 424
 Camino del Inca 145
 Campamento 479
 Campana 398
 Campanario 27
 Canastero 424
 Cancagua 40
 Cancha 477
 Canchones 484
 Canelares 99.
 Canelo 15, 35, 70, 80, 81, 99,
 170, 171
 Canelos (Valdivia) 147
 Cangalla 452

- Cañas, Lo, Tragödie von 305
 Capachito 38
 Caplina, Rio 496, 501
 Caracol, Cerro 17, 74
 Caracoles, Minen 451
 Cardas, Las 443
 Cardo 20, 318
 Cardon s. Chahuál
 Cardoncillo 38
 Carelmápu 158, 159
 Carpinterito 425
 Carpintero grande 101, 425
 Caro, Antonio 246
 Carrera 124
 Carril 2
 Cascarillero 191
 Casita 240
 Catancuras 144
 Catapilco 413
 Catillo, Bäder 68
 Catita 425
 Caupolicán 30, 141
 Cauquenes, Bäder 67
 Causeo 276
 Cavallo del Diablo 429
 Cavancha 471
 Cavén 21, 317
 Cazuela 282
 Cementerio Jeneral s. Friedhof
 Cena 180
 Centolla 61
 Cepo 222
 Cerezos 326
 Cernicalo 422
 Cerrillos 443
 Cerro Azul 207, 208
 Cerro Colorado 196, 207
 Cerro de Juan Soldado 437
 Cerro Pereyra 446
 Chinesen 498
 Cicirelli, Alejandro 245
 Cipreses, Los 195
 — del Sur 58, 171
 — der Kordillere 70, 196, 219,
 220
 Ciruelas 292, 327
 Ciruelillo 49
 Cisne 49
 Claro, Rio 217
 Claveles 291
 Cocalán 410
 Cochayúyo 63, 329
 Codocoipu 98
 Coelemu 28
 Cofques 124
 Cogomó 48
 Cóguil 36, 417
 Coicopihue 57
 Cóihue 47, 53, 80, 87, 170
 Cóipu 50, 421
 Coiron 82
 Cojon 212, 426
 Colejial 195
 Colihuáchos 55
 Colihuai 192, 317
 Colihuales 171
 Colihue 52, 98, 171
 Colina, Bäder 315
 Collahuasi 446
 Colletia 316, 317
 Collipulli 75
 Colo 56
 Colocolo 118
 Comadre 298
 Comadreja 421
 Comes 61
 Comesebo 219
 Comida 284
 Compadre (Cumpadre) 297
 Concepción 17, 72
 Conchali 312
 Condell, Carlos 470
 Condes, Las 312, 320
 Condoriaco, Minen 451
 Congrio 455
 Constitucion 67
 Contratista de Gobierno, el 91
 Confulmo 31
 Conventillo 240
 Copen 126
 Copiapo 461
 Copihue 17, 319

Coquimbo, Bucht 433
—, Küste 437
—, Stadt 434
Coquitos 409
Corazones 328
Corcovado 9
Core 110
Corocoro 497
Coronel 17
Corral 32
Coronilla 439
Corrajuéla 317
Corridos 181
Corta-corriente 194, 426
Cortéz 278
Coruña, La 2
Corvina 455
Costra 476
Cousiño, Matias 29
Criada 273
Criollos 231
Coyam 219
Coyamláhuén 120
Cuca 49
Cude 109
Cuéca, Tanz 263
—, Texte 264
Cuerno de Cabra 217, 485
Cuervos marinos 32, 426
Cuesta de Chacabuco 65
— de Zapata 22
— del Melón 413
— de las Cardas 450
Cuevas, Las 508, 509
Culén 122, 187, 318
Culpéu 56
Cultrun 130
Cumbre 508
Cumpadre 66
Cúpolave 123
Cupúlhue 109
Curaca 145
Curanto 45
Curetun 132
Curicó, Kordillere von 186f.
—, Ort 179

Curicó, Provinz 179
Curúro 410
Cútral 109

Ch

Chacabuco, Schlacht 509
Chacáo 159
—, Kanal von 159
Chacapalláni 504
Chacolí 412
Chacra 395
Chadupe 45
Chahuál (Chaguál) 21, 74, 197,
415, 507
— und Tordo 415
Chamal 106
Chámico 120
Chamisa 169
Champignon 329
Chanchitos 31
Chañar 475
Chañarcillo 451, 453, 458, 461
Chapes 45, 60
Chapetón 231
Chapita, jugar a la 252
Chaquihue 55
Charla 282
Charqui 183, 395
Chaucha 395
Chemamúll 125
Chercán 304, 425
Cherimoya 23
Cherrúve 117
—, das Märchen von der Tochter des 134
Cheyes 267
Chicha de manzana 328
— de vino 412
Chicheria oder Chinchel (ordinäre Kneipe) 342
Chilca 318
— (als Heilpflanze) 122
Chilco 39
Chile-Argentina, Viehzuchtgesellschaft 176

Chilene 247; Äußerlichkeitsmensch 259; Beurteilung und Übernamen der Fremden 259; Bildung, geringe 381; Charakter 181, 182, 252, 255, 287; Chilenin, Schönheit der 282; Diebessucht 255; Dilettantismus 382; Dünkel 253; Egoismus, skrupelloser 358; Frau aus dem Volke 277; Fremdenhaß 257; Geselligkeit und Feste 263; Grausamkeit 255, 345; Habgier 89, 255, 493; Hausbesitzer 258; Heirat 257; Jente, la 247; Kasten 247; Korruption 262, 465; Leichtgläubigkeit 254; Luxus, Hang zum 260; Mediopelo, el 249; Mut, Mangel an moralischem 256; Oberflächlichkeit 352, 358; Rachsucht 342; Reinlichkeit 257, 259; Roto, el 251; Schreibfreudigkeit 380, 383; Selbstbespiegelung 367; Streitsucht 471; Tracht 260; Titel und Anreden 262; Treue 307; Trunksucht 341; Verbrechen, Hang zu schweren 343.

Chilihuéque s. Lama

Chilla 56, 410

Chillán 69

—, Thermen 69

—, Vulkan 69

—, La substancia de 71

Chiloë 39f.; Algen, eßbare 63; Ancud 39; Bambusen 52; Ebbestrand 61; Familiennamen 45; Fische 63; Fischeransiedlungen 63; Indianische Erinnerungen 45; Kartoffel 42; Klima 56; Kolonien 50; Konzessionen 58; Landschaftsbild 48; Mariscos 59; Ortsnamen 46, 49; Pflanzenleben am Pudeto 47; im Urwald 55; Tepuales 57; Tierleben am Pudeto 49; Urwald

53; Verwaltung 43; Volksbildung 44; Zauberer 43; Zypresen 58

Chilote, Charakter 44, 45

China 251, 278

—, die von Andacollo 448

Chincól 213, 423, 476

Chinchilla 435, 484

Chinchillero 437

Chingana 181

Chingue 421

Chinita 251

Chinos 231

—, die von Andacollo 448

Chiñihue 109

Chirapa 106

Chirihue 195

Choclos 329

Chóiqueprun 131

Cholhuas 45, 59

Chonchoñ 118

Choróí 101, 425

Choron 109

Choros 45, 59

Chuca 476

Chucáo 101

Chucho 422

Chuéca 113, 128

— -Tourniere 128

Chullunquiai, Paß 497

Chuño 110

Chupachupa 318

Chupalla 294

Chupa-poto 416

Chupe-chupe 201

Chupones 46

Chuquicamata, Minen 452

Churco 439, 474

Churrete 476

D

Dafa, General 503, 504

Damasco 326

Danzantes 448

Darapsky, L. 476, 481, 483, 486

Darwin, Charles 40, 47, 65, 69,
168, 181, 314, 332, 397, 445,
446
Delfin, Federico 457
Denecke, Hans 13, 144
Derrumbe 170
Desagüe 169
Descabezado Chico 207
— Grande 27, 207
Descorazados 327
Despacho 280
Deutsche, Kopfstärke 176
—, der, in der chilenischen
Karikatur 392, 393
— Kolonien 31, 76, 146f.
Dichter 386
Dieziocho 295, 454
Dioscorea 399
Diúca 184
Diúca des Nordens 476
Doca 416
Domeyko, Ignacio 363, 390, 445
Don Diego de la Noche 21
Doña Ana 437
Dormilón 213, 422
Durasnos 184, 292, 320, 326
— al jugo 507

E

Edwards, Familie 403
Ehe bei den Araukanern 111
Eheschließung 340
Eidechsen 214, 427, 476
— der Hochkordillere 214
—, pflanzenfressende 214
Einwanderung 173
Eisen 452
Elektrische Entladungen bei Erd-
beben 353, in der Puna 487
Elqui 449, 453
Eluon 132
Empanada 22
Ende, Oberpfarrer 342
Enten 426
Ercilla, Alonso de 30, 141
—, Ort 75

Erdbeben 349f.
— vom 16. August 1906 350
—, sonstige 72, 468, 491, 494,
497
Erdbeeren 325
Errázuriz, Crescente 385
—, Fernando 73
Espejo Varas, Luis 364
Espino 21, 317
—, Carbon de 317
Espinoza, Januarío 386
Esterá 241
Eucalyptus 320
Evangelische Gemeinde von Val-
divia 153
Evangelisten, Felsen 16

F

Fabeln, araukanische 132, 133
Fachschulen 377
Färbung, Schutz- 199
Fardela 426
Fardos 507
Farne 36, 82, 98, 170
Feige 327
Fernando Noronha 6
Feste, allgemeine 219; Dieziocho
295, 454; Ostern 293; Prozes-
sionen 296; Totensonntag 298;
Weihnachten 291
—, araukanische 131
—, Familien- 263; Erste Kom-
munion 297; Santos 263; Ter-
tulias 273
Feuerland 11
Fichas 252, 482
Fingerhut, roter 49
Fische, des Meeres 63, 64, 455
—, Süßwasser- 428
Fischersiedlungen 63
Flachsbau 169
Flamingos 50, 484
Fleisch, Konsum 184
Fliegen 430
Flindt, F. 149

Flor de Granada 201, 323
 — del Soldado 416
 — de la Perdiz 101, 319
 Flores, Bartolomé 229
 —, Insel 10
 Fonda 295
 Fonk, Dr. Fr. 165
 Fontecilla, Bischof 440
 Fosa común 289, 302
 Franziskaner, Missionsanstalten
 87
 Fray Jorje, Wald von 444
 Fremdenhaß 258
 Fresas 326
 Freudenmädchen bei den Arau-
 kanern 115
 Friedhof, allgemeiner 298
 Friedhöfe der Araukaner 125
 — der Chilenen 298
 Frontera 71
 Frösche 428
 Früchte 316, 324
 Frutilla (Erdbeere) 325
 Frutillar (Ort) 169
 Frutillero 284, 325
 Fuchs, der chilenische 56, 413
 —, der, in der Fabel 133
 Futre 260

G

Gaedicke, Fritz 175
 Galdames, Luis 240
 Galgales 110
 Gallinazos 41, 422
 Gallo Miguel 461
 Gansillo 212
 Garten, der, im Wechsel der
 Jahreszeiten 322, 324
 Garza 49
 Gauklerblume (Mimulus) 186,
 210, 212
 Gavilán 422
 Gaviotas 50

Gay, Claudio 111, 143, 181, 182,
 187, 194, 244, 363, 390, 418,
 446, 455
 Geburten 341
 Geckos 427
 Gedichte, araukanische 136, 138
 Gehälter, Universitätsprofessoren
 375; Lyzealprofessoren 276;
 Volksschullehrer 377; Assisten-
 ten 363; Diener 363
 Gelehrte, Historiker 384; Philo-
 sophen 385; Natur- und
 Sprachforscher 391
 Gemüse 328
 Genpin 127
 Gerberei 149
 Gerbrinden 192
 Gevattern 297
 Gewitter 333
 Gildemeister (Salpeterhaus) 472
 Gloria 199
 Godoy, Juan 461
 Gold 450
 Goyenechea de Cousiño, Isidora
 29
 Granadilla 416
 Grande, Rio 444
 Grasa 183
 Grasabrote 184
 Grau, Miguel 471
 Gringo 259
 Großgrundbesitz 185, 186
 Guacamayo 147
 Guaico, El 185
 Guampada 43
 Guano 467
 Guanofabrikanten 437
 Guevara, Tomas 106, 114, 115,
 137, 138, 144
 Guevuin s. Avellano
 Guindos (Sauerkirschen) 326
 —, Los 311, 320
 Guitarrón 268
 Guñi s. Uñi
 Gürtelmaus 421
 Gürteltier 421

H

Haenke, Thaddäus 478
 Hahnenkämpfe 286
 Handel, Küsten- 489
 Hansen, Friedrich 391
 Harina tostada 183
 Haselnüsse 328
 Hasen 421
 Heilpflanzen 120, 122
 Hemipteren 429
 Heras, de las, General 509
 Higos 327
 Higuera, La (Gebirge) 437
 Higueras 327
 Hirsch, Zwerg- 56, 102
 Honig, Bienen- 34, 81, 169
 —, Palmen- 409, 410
 Horchata 292
 Huáhuá 302, 307
 Huahuán 36
 Huahuíta 302, 307
 Huaina Capac 145
 Huála 49, 426
 Huampu 125
 Huanaco s. Lama
 Huantajaya, Minen 451
 Huañil 316, 323
 Huáscar 145
 Huáso 180
 Huáta 396
 Huatero 396
 Huecuvus 117
 Hueihuén 42
 Huélla 48, 81
 Huemúl 421
 Huesillos 287, 327
 Huévil 122
 Huilli 438
 Huilliches 44, 139
 Huillin 50
 Huillinco, Kolonie 50
 Huiña 102
 Huiyucho 117
 Hunde, der Araukaner 143

Hunde, Tollwut 338
 Hurtado de Mendoza, Garcia 157
 Hurtado, Rio 444

I

Ichu 486
 Iguana 427
 Indianer, Alakaluf 14; Araukaner (Mapuches) 87, 103, 104 f.; Atacameños 489; „Lehmänner“ 14; Onas 13; Ureinwohner Mittel- und Südchiles 142
 Industrie, Curicó 179; Chillan 69; Frontera 75; San Felipe 506; Tomé 28; Valdivia 148
 Inka 140
 — -Bäder 510
 — -Herrschaft in Chile 144
 — -Straße 145, 489
 Inquilinos 221
 Insekten, allgemeine Übersicht 429; Hochkordillere 214; mittlere Kordillere 198; Salpeterwüste 476; Urwald (Chiloë) 55
 Invasion incasica 145
 Iquique 467
 —, Seeschlacht 469
 Isquierdo, Salvador 315

J

Jagd 421
 Jahreszeiten 319 f.
 Jaivas 60
 Jangagas 7
 Jara, Maximo 387
 Jarpa, Onofre 246
 Jaula, La 190
 Jente, La 247
 Jentiles 126, 496
 Jesuiten, die 162, 164, 361
 Jesuitismus und Protestantismus 162
 Jibia 62
 Jilguero 423
 Jilguero der Kordillere 195, 213

Johow, Friedrich 391, 409, 415
 Jotabeche s. Vallejos
 Jote 133, 422
 Juan Diaz, Höhen von 493
 Julio, ‚Pope‘ 441
 Juncal 508

K

Käfer 430
 Kaerger 454, 486
 Kakteenbusch, Vegetation im 438
 Kaktus 23, 415, 438, 444, 472,
 485, 489
 Kammratten 484
 Kanarische Inseln 4
 Kaninchen 42, 421
 Kanker 432
 Kap Froward 15
 Kap Ortegal 2
 Kap Pilar 15
 Kap Verde-Inseln 5
 Kaptauben 16
 Kapuziner, Missionsanstalten 87
 — als Beschützer und Lehrer
 der Indianer 87 f.
 Kapuzinerkresse 37, 317, 399, 439
 Karrenfelder 216
 Kartoffel, Anbau 42
 —, wilde 42, 202
 Kaufmann, der 405
 Kindermann, C. 149, 157
 Kindersterblichkeit 337
 Kirchbach, Ernst 245
 Kissen erzeugende Gewächse 211
 Klima 330 f.; Antofagasta 466;
 Chiloë 56; Concepción 72;
 Corral 33; Hochkordillere 209,
 220; Iquique 468; Magelhaens-
 straße 14, 16; Mittelchile (San-
 tiago) 330; Puerto Montt 407;
 Puna 486; Punta Arenas 14;
 Salpeterwüste 482; Tácna 500;
 Valdivia 147; Valparaiso 407;
 Wüste 482
 Knoche 486, 487

Kochsalz 488
 Koebel 179
 Kohle 28
 Kohlengruben 28, 29
 Kolbenrohr 21, 423
 Kolibri 55, 320, 424
 Kolonien, auf Chiloë 50; in der
 Frontera 75; Gründung der
 deutschen K. in der Provinz
 Valdivia 149f. und Llanquihue
 163
 Kolonisation, Mißgriffe 63, 175;
 à la Chilena 459; Vergleich mit
 Argentinien 173
 Kondor 421
 Konfessioneller Hader 162 f.
 Konfessionelle Rücksichten bei
 der Kolonisierung 163
 Konquista 140
 Kontraktprofessor 368, 376
 Kordillere Mittelchiles 186;
 Hirten 216; Klima der Hoch-
 ebene 209, 220; Landschaft
 196; Pflanzenleben: Vorkordil-
 lere 186, Wald 192, Busch 200,
 Mattenflora nahe der Schnee-
 grenze 210, Kissen erzeugende
 Pflanzen 211, Zypressenwald
 220; Tierleben: Vorkordillere
 187, mittlere Kordillere 193,
 198, Hochkordillere 212; Ver-
 proviantierung 183
 Kordillere Nordchiles 484; Pflan-
 zenleben 484; Salares 488;
 Tierleben 484
 Kordillere Südchiles 97, 170;
 Araukarienwälder 99; Blumen-
 flor nahe der Schneegrenze 99,
 173; Villaricapaf 97; Coli-
 huales 171; Quilantos 171;
 Wald und Busch 74, 170
 Kordillere von Curicó, Reise in
 die 178 f.
 Korso 282
 Krähenbeere 16
 Krankheiten 336

Krebse 59
 —, sich maskierende 61
 —, Einsiedler- 62
 Krebse-Fluß 431
 Kreuzschwestern 87
 Kriminalität 342 f.
 Kulturkampf 162
 Kultusfreiheit, nicht Parität 159
 Künste, schöne, Malerei und
 Skulptur 245; Poesie 386
 Kunz, Hugo 290, 306, 381
 Kupfer 446, 451
 Kürbis 329
 Küste, Wechsel im Aufbau 462

L

Lachs 428
 Lacu 112
 Lacutun 112
 Lago del Inca 508
 Lahui 110
 Lama 130, 143, 484, 490
 Lampa 315
 Lanalhüesee 31
 Lánco 120
 Landkonzessionen 174
 Landschaftsbilder: Aconcaguatal
 25; Arica, Strand von 495;
 Calbúco, Kanal von 160;
 Chiloë 48; Corral 32; Feuer-
 land 11; Frühling auf Chiloë
 57, bei Concepción 17, 74, in
 Mittelchile 319, 321; Kordillere
 196; Landstraße Mittelchiles
 185; Längstal 65; Magelhaens-
 straße 15; Rio de Janeiro 8;
 Salpeterwüste 473; San An-
 tonio 5; Santiago und Val-
 paraiso, zwischen 21 f., 25;
 Tenotal (Kordillere) 193; Val-
 divia 152
 Landstädte 25
 Landstraße 185
 Landwert 174
 Landwirtschaft 221 f.
 Längstal 65

Lapas 45
 Laque 396
 Larguicola 424
 Lastarria, Victorino José 385
 Latroedectes 432
 Laucha 396
 Laurel 81
 Laus 43
 Lautaro, Indianerhäuptling 30,
 141
 Laval, Ramon 255, 272, 273, 294
 Lavquenches 139
 Lazcano, Agustin, Fernando und
 Prudencio 188
 Lebu 30
 Lechero 460
 Lehmänner 14
 Leixoes 3
 Lenguado 455
 Lenz, Rudolf 132, 138, 144, 391
 Levó 122
 Liceos 372; Frequenz 372; Lehr-
 plan 374; Professoren 372
 Lieder, Volks- 265f.
 —, Balladen 268
 —, Cuécateste 264
 —, Fünf- und Zehnzeiler 271
 —, Kinder- 272
 —, der Maiandacht 294
 —, Remolienda 272
 Lillo, Eusebio 18, 386
 Limache 25, 400
 Limarí, Rio 444
 Limonen 328
 Lingue 192
 Lira, Pedro 246
 Lirios 322
 —, Los (Ort) 66
 Lisa 455
 Lisperguer, Pedro 229
 Lissabon 3
 Litre 191, 317
 Liúto 110
 Lobeck, Justus Florian 363
 Locos 45
 Locro 110, 128

Lóica 187, 423
 Loncoquilluil 139
 Longavi 68
 Lontué Rio 68
 López (Dominikanermönch) 362
 Lorbeerbäume 36
 Loros 193, 219, 425
 Lota, Park 29
 —, Kohlengruben 29
 Luán s. Huanáco
 Luche 329
 Lucuma 23, 327
 Luftspiegelung 483
 Lulo 452
 Luma 35, 170
 Lumakäfer 431
 Lyzeen s. Liceos
 Llahueñ 122
 Llaima 85
 Llallai 397
 Llancañes 120
 Llanquihue, Lago de s. Lanquihuesee.
 Llanquihuesee 168, 169
 —, Kolonien um denselben 168, 169
 Llareta 485
 Llaupangue 38
 Llullaiyaco 489

M

Machi 119
 Machitún 120
 Macul 315
 Madre de la Culebra 431
 Madrina 297
 Magelhaensstraße 11 f.
 —, Besitzergreifung durch Chile 11
 —, Indianer 13
 —, Klima 14, 16
 —, Landschaft 15
 Mahlzeiten 282, 284
 Maiandachten 294
 Maillico 211
 Maipo, Rio 313

Maipotal 313
 Mais, Reis, Hülsenfrüchte, Konsum 184
 Maiten 16, 98, 192
 Maitenes, Los 199
 Malón 111
 Malsch, Albert 1, 273, 279, 293
 Malúon 123
 Malleco, Fluß 75
 —, Viadukt 75
 Mallu 122
 Mapocho, Rio 314, 315, 316
 Mápu 117
 Mapuches s. Araukaner
 Maqui 70, 187
 Manáo 159
 Mancera 146
 Mandeln 328
 Mangeve 115
 Mango (Hafer) 143
 Manquéhue 505
 Manta 260
 Manzanales 328
 Mañiu (Podocarpus) 31, 35
 Mañiu (Saxegothea) 54, 98, 171
 Maravilla 200, 318, 322
 Marabini, Pater 14
 Märchen, araukanische 132, 134
 Marder 56
 Margamarga 450
 Marina, die Geliebte von H. Cortéz 278
 Maripozón 429
 Mariscos 421
 Marmolejo 27
 Martin, Karl 105, 144, 161, 163, 165, 166, 169, 172, 176, 226, 336, 422, 499
 Matapiojo 430
 Mate, Yerba 279
 Matecito 279
 Matta, Guillermo 387
 Maule, Rio 68
 Medallita 37
 Medina, Toribio 385
 Mediopelo, el 249

Meiggs, Henry 24, 420
 Melipilla 314
 Melonen 325
 Melosa 122
 Membrillo, dulce de 327
 Mendoza, Rio 510
 —, Stadt 510
 Meñcue 109
 Meones 62
 Mercedario 408
 Mes de la Cruz s. Maiandachten
 Mestizen 231
 Metrún 48
 Meulen 118
 Michay 46, 316
 Middendorf 342
 Miel de Palma s. Palmenhonig
 Miesmuscheln 45, 59
 Milcados 42
 Mineros 446
 —, Tracht 446
 Minetué, Rio 97
 Miñemiñes 46
 Mira Mar 408
 Mispel s. Nispero
 Missionsanstalten, katholische 87;
 protestantische 87
 Mittelschulwesen 372
 Mocetón 132
 Mocha, Insel 126
 Moesta, R. W. 363
 Molina, Ignacio 362, 390
 Molinero 213
 Molle 399
 Monazitsand 8
 Mondregenbogen 7
 Monjifa 201
 Mont-Calm 183
 Monte tupido 53
 Montevideo 10
 Montt, Manuel 161, 305
 Montt, Pedro 262
 Mora, Joaquin de 363
 Morde 344
 Moreno, José Antonio 463
 Morro (Arica) 493

Morro Moreno 464
 Moscardón 55
 Most 412
 Mote 110, 287
 Mudai 116
 Muermo 34, 53
 Murtillo s. Ugni
 Muscheltiere, Meeres- 45, 59, 160,
 456
 Museo Nacional 244
 Musik, araukanische 130
 Myrtenbäume 35, 98
 Mythologie der Araukaner 117

N

Nasenfrosch 428
 Nahuelvutakordillere 30
 Nalcas 48
 Namen, Familien-, indianische 45
 —, Orts-, indianische 45, 49
 Naranjas 325
 Nationalfest 295
 Nationalhymne 18
 Natri 318
 Neger, F. W. 98, 99
 Negreiros 478
 Negro, Rio 204
 Neu-Braunau 169
 Nevazón 217
 Ngeicurehuen 132
 Ngillatún 127
 Ngunemapun 118
 Nichos 300
 Nisperas 327
 Nispero 320
 Nogal 81
 Nolanaceen 439
 Nos 315
 Nuco 422
 Nuñez, Abelardo 272
 Nuñoa 310, 315

Ñ

Ñadis 172
 Ñanque 422
 Ñihuín 132

Ñirre 70, 97, 100, 171

Ñocha 143

Ñua s. Mangeve

O

Oasen, Arica 493; Pica 484;
Tacna 496

Ocoa 410

Ochsenius, Karl 129, 141, 165,
227, 261, 343, 450, 480

Oficina, Salpeter- 472, 481

O'Higgins, Ambrosio 158

—, Bernardo 69, 236, 314

Ojotas 106

Oka 487

Olinda 7

Olivares, Miguel de 362

Olivillo s. Tique

Onas 13

Orchideen 416, 419

Oreganillo 200

Oreja del Zorro 440

Orejones 327

Organita del Cerro 321

Orón 109

Oroyabahn 420

Orrego Luco, Luis 240

Ortiga brava 37

Orurobahn 465

Osorno, Ort 157, 451

—, Vulkan 42, 161, 168, 170

Ossa, Quinta 310

Ostern 293

Österreich-Ungarn, Kopfstärke
176

Ostión 456

Osirero 49

Ovalle 444

Ovalle, Olegario 414

P

Pabellon de Pica 467

Paco 342

Padrino 297

Pajarito 313, 321, 439

Pájaro-niño 50, 426

Palhuén 316

Palin 132

Palmas Las (Palmenhazienda) 410

Palme, Oreodoxa oleracea, Rio
de Janeiro 10

—, chilensische 409

Palmenhaziendas 410

Palmenhonig 409, 410

Palo amarillo 203

Palo-mato 418

Palomilla 252

Palosanto s. Tenin

Palote 199, 429

Pálqui 122, 187, 318

—, Cura 277

Palta 23

Palladores 181

Pallas 181

Pampa, argentinische 511

— negrón 156

—, Salpeter- 472

— del Tamarugal 472

Pampino 478, 482

Pan de Azucar, Station 443

— de huevos 66

Pancora 431

Pangi 102

Pangue 48, 70, 99, 171, 218

Panimávida, Bäder 68

Pantoffelblumen 37, 100, 186, 201,
210, 312, 321, 416

Panul 461

Papageien 101, 193, 425

Pappel 185, 324

Parañave 461

Parque Cousiño 309

— Forestal 310

— de Lota 29

Parqui s. Palqui

Parrinas 484

Parrón 22

Pascua de Navidad s. Weih-
nachten

- Passarol 5
Patagua 399
Patios der Friedhöfe 301
Patito-jergón 212
Patolile 49
Patranca 50
Paz Soldau 499
Pazifischer Krieg 464, 470, 494,
503
Pedro II. 10
— IV. 4
Pehuén s. Araukarie
Pehuénches 138
Peine 489
Pejerei 63, 428
Pelcano, Fiesta del 399
Pelo vivo 432
Pelú 55, 57, 81
Pelucones 388
Pellín 219
Pellinal 219
Pencas 20, 323
Penco 74
Pensionäre, Staats- 78
Peñaflor 314
Pequén 422
Perdiz del mar s. Zarapito
— de la Cordillera s. Cojón
Peregrinas 323
Pérez Rosales, Paß 172
— —, Vicente 154, 160, 161, 385
Peripatus 428
Pernambuco 7
Pescada 455
Petaquito 213
Peteróa, Vulkan 270f.
Peuco 422
Peumo 192
Pferde 226
Pflirsch s. Durazno
Pflirschblüte 320
Pflanzenleben s. Vegetationsbilder
Pflanzenwelt, Gesamtübersicht 417
Philippi, R. A. 244, 363, 390
Pica, Oase 484
Picaflor 424
Picos 45, 60
Picunches 139, 142
Pichi 200
Pichoa 122
Pichuante 199
Pidull 108
Piedras agujereadas 144
Pije 260
Pilz, genießbarer 74, 110, 329, 410
Pillán 117
Pillmatun 132
Pillú 101
Pimientos 454
Pinales 30, 100
Pincopinco (Pingo-Pingo) 122,
485
Pino s. Mañiu
Piñol 81, 98
Piñones 101, 110, 328
Pipiolos 388
Piquero 462
Pircum 122
Pirihuin 56
Pirque 209
—, Station 312
Piságua 491
Pissis, Amado 207, 363
Pitigüe 410, 425
Pito 425
Pitra 81, 170
Pitrufuquén 78
Piures 60
Pizarro Francisco 147, 389
Placilla 407
Plagemann 480
Planchado 57, 170
Planchon, Bäder 206
—, Gletscher 205
—, Paß 203
Plátanos 325
Plaza mayor 231
Plaza, Nicanor 246
Plomo, Cerro 27, 312
Pöhlmann, Robert 168, 208, 485
Poepfig 261

Poesie, araukanische 132
 —, chilenische 264f., 292, 293,
 294, 308, 388f.
 Ponche 263
 Poncho 106, 180
 Pontro 109
 Porros 221, 284
 Portillo, El 508
 Potrillo 273, 294
 Prahue 108
 Prat, Arturo 469
 Prat-Denkmal in Valparaiso 402
 Presse 391
 Prieto, Joaquin 385, 388
 Priscos 292, 327
 Professoren, kontrahierte 363,
 376; der Liceos 372; der Uni-
 versität 365
 Prozessionen 296
 Prunkotter 428
 Pucón 97
 Puchacai 17
 Puchero 284
 Pudeto, Estuario 46
 —, Schlacht am 47
 Pudú 56, 102
 Puente del Diablo 313
 Puente del Inca 509
 Puerto de Hambre 12
 Puerto Montt 160
 Puerto Octai 169
 Puerto Varas 168
 Púlcu 116
 Pulperia 481
 Pulpero 481
 Puna 102, 486
 Punilla, La 215
 Punta Arenas 12
 Punta de Lobos 467
 Punta Pichaló 467
 Punttiagudo 42, 160, 170
 Purutun 139
 Putu 451
 Púvilca 119
 Puya s. Chahúal

Q

Quallen 467
 Quechuas 395
 Quelineja 36, 55
 Queltéhue 102, 130, 408
 Quellaype s. Calbúco (Vulkan)
 Quena 501
 Quéñes, Los 188
 Queñoa 486
 Quetropillán 85
 Quétru 49
 Queule 74
 Quila 52
 —, Blüte 53
 Quilanto 53, 171
 Quilpué 25, 400
 Quillai 191, 317
 Quillota 23, 25, 397
 Quinamavida, Bäder 68
 Quinchamali 122
 Quínoa 143, 486
 Quinta Normal 244, 309
 Quintral 21, 25, 70, 323, 438,
 507
 Quique 56, 410
 Quirihue 28
 Quirquincho 421
 Quisco 21, 415, 438
 Quitralpillan 85
 Quitten 327

R

Radieschen 329
 Radinstrauch 48
 Ralral 81
 Ramal 22
 Rana, la 428
 Rancagua 178
 —, Schlacht 509
 Ranita 428
 Ratonera 48
 Raubanfälle 343
 Raúl 70, 97
 Raya 456
 Rebhuhnblume 16, 101, 319

Rebhülmer 426
 — der Kordillere 212
 Recabarren, Manuel 76
 Récife 7
 Reiher 49, 101
 Religion der Araukaner 117, 126
 Relvun 122
 Remates 287
 Remolienda 263, 272
 Renca 312, 315
 Rengo 178
 Renilla 197
 Rennen 286
 Reptilien, allgemeiner Überblick
 426; der Hochkordillere 214
 Repu 81
 Réré s. Carpintero grande
 Rétama 200
 Retamál 200
 Rettiche 329
 Revolutionen und Revolten: 22.
 Okt. 1905 288; das Blutbad
 von Lo Cañas, 19. u. 20. Aug.
 1891 305; Saqueo von San-
 tiago, 28. u. 29. August 1891
 289
 Rhinoderma 428
 Riesco, Jermán 175
 Rilúl, Paß 97
 Rindvieh 225
 Rio Bueno, Fluß 156
 —, Ort 156
 Rio de Janeiro 8
 Rivadavia 454
 Rivera, José Manuel 387
 Robalo 63
 Roble 17, 70, 74, 80, 219, 319
 Rodalán 201
 Rodeo 234
 Rodríguez, Luis Martiniano 43
 —, Manuel 389
 Rojas, Lo 399
 Romanze, araukanische 138
 Romeral 185
 Rosales, Pater 97
 Róto, el 142, 251

Rozas, Juan Martinez de 72
 Ruca, Hütte der Araukaner 108
 Runrun 195
 Rupánco, Viehzuchtgesellschaft 176

S

Saavedra Cornelius 75
 Saca 10
 Salar de Atacama 489
 Salar grande 488
 Salares 488
 Salpeter 463, 472 f.; Arbeiter
 478; Aufbereitung 477; Ent-
 deckung 478; Entstehung 480;
 Felder 473; Lagerung 476;
 Oficina 472, 481; Produktion
 478; Verschiebung der Pro-
 duktion von Nord nach Süd
 463; Streiks 479; Zoll 478
 Salpeterhäfen 489
 Salpeterprovinzen, wirtschaft-
 liche Bedeutung 488
 Salpicón 263
 Salteo 343
 Salto, El 408
 Salto del Soldado 507
 San Antonio 5
 San Bernardo 314
 San Felipe 506
 San Fernando 178
 San Francisco de Limache 400
 San Isidro 398
 San José, Salpeterwerk 273
 —, Vulkan 27, 314
 — de Maipo 313
 San Martín, General 69, 315
 San Pedro de Atacama 489
 San Rafael, Minen 202
 San Rosendo 71
 San Vicente 72
 San Vincent 5
 Santa Inés 315
 Santa Lucia, Cerro 310
 Santa Maria (Präsident) 299,
 385

- St. Pauls Rock 6
 Sandias 325
 Sanfuentes, Salvador 386
 Santiago 228 f.; Acéquiás 237;
 Alameda 235; Anlage 231,
 237; Bauart 233; Bevölkerung
 247; Budget 243; Casita 240;
 Conventillo 239; Feste 263;
 Friedhof, allgemeiner 298;
 Futre, Pije, Siutico 260; Ge-
 schäfte 283; Gründer und
 Gründung 229; Haus, das alte
 232; Korso 261; Kunstsamm-
 lung 245; Lage 228; Muni-
 zipalität 243; Museo Nacional
 244; Plaza de Armas 235,
 283; Quinta Normal 244; Re-
 volten 288; Silhouette 242;
 Straßenleben 280; Theater 285;
 Vergnügungen 285; Zoologi-
 scher und Botanischer Garten
 246
 Saquéo 289
 Sardina 455
 Saucellorón 21, 320
 Säugtiere, allgemeiner Über-
 blick 421; Chilöë 56; Chin-
 chilla, die 435; Kordillere der
 Salpeterwüsten 484; Kordillere
 von Villarica 102
 Sazie, Lorenzo 263
 Schaugebilde 200
 Schifffahrt, Küsten- 26
 Schlangén 426, 428
 Schmetterlinge 429
 Schmuck, Silber-, der Araukaner
 107
 Schneegrenze 204
 Schnorr von Carolsfeld 245
 Schule, deutsche, in Valdivia 152
 Schweinezucht 62
 Schweiz, chilenische 170
 Schweizer, Kopfstärke 176
 Seehunde 495
 Seeraben s. Cuervos marinos
 Seerosen 456
 Seerose und Krabbe 456
 Seesterne 61
 — als Austernfeinde 59
 Seneuil, Courcelle 363
 Serena, La 440, 441
 Siegfried, Kapuzinerpater 89
 Sietecolor 422
 Silber 446, 451
 —, seine Entdeckung 461
 Silberschmiedekunst der Arau-
 kaner 107, 129
 Siutico 260
 Skorpion 476
 Smith, Antonio 246
 Socaire 489
 Soffia, Antonio 386
 Soldalillo 416
 Somerscales 246
 Soncor 489
 Sorema 439
 Soroche 487
 Sotaquí 447
 Sotomayor Valdes, Ramon 385
 Spießhirsch 421
 Spinnen 432
 Sprache der Araukaner 135
 — der Chilenen 393
 — des Huaso 271, 395
 Stadt und Land 340
 Städtebilder: Ancúd 39; Anto-
 fagasta 465; Iquique 468;
 Landstadt 25; Osorno 157;
 Puerto Montt 160; San Felipe
 504; Santiago 231; Serena
 441; Tácna 497; Temúco 76;
 Valdivia 147; Valparaiso 401
 Stämme der Araukaner 138
 Stange, Paul 207, 208
 Stechginster 48
 Steffen, Hans 172, 391
 Sterblichkeit 337 f., 341
 —, der Kinder 337, 341
 Streiks 479
 Studenten 370
 Suarez, Ines de 230
 Substancia de Chillan 71

T

- Tabaco del Diablo 38
 Tábano 218
 Tacas 45, 59
 Tácna, Provinz 492
 —, Stadt 497
 —, Schlacht 503
 — und Arica, die „question“
 von 492
 Taconao 489
 Tacora 504
 —, Paß 497
 Tagua 212
 Taita 396
 Talaje 195
 Talca 67
 —, Provinz 68
 Talcahuano 28, 72
 Taltal 463
 Tamarugo 474
 Tamaya, Kupferminen 445
 Tanda 285
 Tango, Cerro de 314
 Tänze, araukanische 130
 —, chilenische 263
 Tapaculo 194, 424
 Taquero 241
 Tarafos 5
 Tausendfüßler 432
 Tayú 98
 Tecophillaea 399
 Techado 170
 Teja, Insel 150
 Temblor 351
 Temu 76
 Temuco 76
 Tenca 187, 423
 Tenglo, Insel 161
 Teniente, El, Minen 452
 Tenú 54, 81
 Teno, Río 186
 —, Tal 186f.
 Tepú 57
 Tepuales 57
 Terral 468
 Terremoto 350
 Tertulia, eine 273
 Theater 285
 Thihue 36, 81
 Thilco s. Chilco
 Thula s. Cisne
 Tiaca 74, 81
 Tiburon 456
 Tierleben: Arica, Strand 495;
 Chiloë, am Pudeto 49; an
 Küste und Strand 59, 61; im
 Urwald 55; Chile, Gesamtbild
 420; Chinchilla 435; Coquimbo,
 Strand 455; Kordillere,
 Hochkordillere 212f., 484, mitt-
 lere Kordillere 95, 200, In-
 sekten 200, Vorkordillere 187;
 Palmenhacienda 410; Puna
 486; Villarica 101; Wüste 475
 Tierwelt, Gesamtübersicht 420
 tierra de riego 223
 — — rulo 223
 Tillandsia 417
 Tiltil 315, 505
 Tintenfische 62
 — als Dünger 62
 Tique 54, 203
 Titel 262
 Tiuque 422
 — der Kordillere 213, 476
 Todesstraße 348
 Todos los Santos, See 170
 Tofo 452
 Tollwut der Hunde 338
 Tolten 79
 Tomé 28
 Tonada 181, 265, 266
 Tontito 422
 Topatopa 38
 Töpferei, araukanische 129
 Toqui 139
 Torcáza 101, 426
 Tordo 195, 424
 — und Chahuál 415
 Toro, Baños del 454
 Torpedura 189

Tortillas 284
Tortillero 284
Tortola 219
— común 426
Torfolita 426
— cuyana 194
Totorá s. Kolbenrohr
Trancura, Rio 97
Traro 133, 422
— und Jote, Fabel 133
Trauben 325
Tréguil 130
Tréguilprun 130
Tren-Tren 119
Tres Puntas 451, 489
Trevú 316
Tricágües 193
Tricán 55
trigo candeal 224
Trile 424
Trilla 223
Tronadór 160, 170
Trontron 109
Trucha 428
Trumag 149, 156
Trutruca 130
Tschudi 490
Tucó-Tucó 14
Tunas 22, 327
Tupa (als Arzneipflanze) 122
— s. Tabaco del Diablo
Tupac Yupanqui 145
Tupungatito 27
Tupungató 27, 314
Turbantes 448
Turco 194, 219

U

Uchusuma, Rio 497
Ulmen, Oberhaupt der Araukaner 132
Ulmo s. Muermo
Ulpo 183
Union, La 155

Universitäten 364, 378
Unterrichtswesen 360; Anfänge 360; Bezahlung der Lehrkräfte 375; Fachschulen 377; Fakultäten der Universität 363, 367; Geistliche Schulen 378; Gründung der Staatsschulen 362; Mittelschulen 372; Professoren, Kontrakt- 376, Mittelschul- 372, Universitäts- 365; Professorenlogik 366; Seminare 377; Studenten und Studentenleben 370; Studien (Mittelschule) 373, (Universität) 368, (Volksschule) 375; Universität, Staats- 363; Wissenschaftliche Betätigung 381, 384; Volksschule 375
Uñi 34, 110
Urrútia, Basilio 142
Uspallata-Paß 509

V

Valderama 181
Valdivia, Pedro de 72, 141, 151, 229, 230, 442, 450
—, Stadt 147f.; Anwandter, Carlos 151, 152; Arbeiterstand 154; Bauart 147; Deutsche Arbeit 154; Deutsch-Valdivianer 153; Evangelische Gemeinde 153; Futa, Rio 152; Gründung der Deutschen Kolonie 149; Industrie 145; Klima 147; Landwirtschaft 152; Schulen 152.
—, Rio 156
Valdiviano 184
Valparaiso 400; als Badeort 404; Eindruck, erster 400; Geschichte 406; Handel 405; Klima 407; Panorama 401; Prat-Denkmal 402; Straßen 403; Verwahrlosung 400
Valle Hermoso, Paß 509
Vallejos, Joaquin 386, 387, 475
Vaquero 224

- Varas, Antonio 161
 Vasco da Gama 3
 Vegas, Las 506
 Vegetationsbilder: Chile, Gesamt-
 samtbild 419. Mittelchile,
 Busch bei Santiago 316, im
 Wechsel der Jahreszeiten 319,
 zwischen Santiago und Val-
 paraiso 20, in den Palmen-
 wäldern 410, an der Küste (bei
 Zapallar) 415, 416, in der Vor-
 kordillere 188, in der Cordillera
 de los Andes (an der Baum-
 grenze) 202; Wald der Küsten-
 kordillere 414, der Cordillera
 de los Andes 190, 219; Matten
 nahe der Schneegrenze in der
 Cordillera de los Andes 210.
 Nordchile, Kakteenbusch, Früh-
 ling im 438; Salpeterwüste 474;
 Hochkordillere (Puna) 484f.;
 Oase (Tácnica) 499. Südchile,
 Thermen von Chillán 70; Chi-
 loë: Tepuales 57, Urwald 53,
 Waldrand am Pudeto 48; Val-
 divia: Wald und Waldrand bei
 Corral 32; Villarica (Frontera):
 Wald und Weide zwischen
 Villarica und Pitruñquén 80,
 Wald und Wiese zwischen Vil-
 larica und der argentinischen
 Grenze 97, Araukarienwälder
 99; Alerzales 165; Schweiz,
 chilenische (Llanquihue): Wäl-
 der 170, Bambusdickichte 171,
 Blütenkranz an der Schnee-
 grenze 99, 172, Busch der
 Ebenen (Ñadis) 172, Maegel-
 haensstraße 16, Algenwälder
 63
 Velorio del anjelito 308
 Venado s. Pudú
 Vendimia 413
 Venusmuscheln 45
 Veranito de San Juan 319
 Verbrechen 342; Aburteilung 347;
 Kriminalität in den verschie-
 denen Zonen 349; Morde 344;
 Schutz der Verbrecher durch
 die Bevölkerung 347; Speziali-
 sierung 343; Statistisches 347;
 Todesstrafe 348; Zuchthaus,
 Revolten im 348
 Verdurero 280
 Vergara, Cuesta de 203
 —, Rio 202
 Vergnügungen 285
 Verlagsverhältnisse 391
 Victoria 75
 —, Bezirk 315
 — (bei Bahía) 8
 Vicuña s. Elqui
 —, Claudio 290, 291
 — —, Grabmal des 299
 — Cifuentes, Julio 268, 308
 — Mackenna, Benjamin 384
 Viehzucht 225
 Vigo 2
 Vilca 499
 Villa Alegre 185
 — alemana 400
 Villarica, Ort 82f.
 —, das alte 85
 —, Zerstörung 86
 —, Paß 97
 —, Mission der bayrischen Ka-
 puziner 87
 —, See 84
 —, Vulkan 84
 Viña del Mar 408
 Viñani, Quebrada 499
 Virazon 468
 Virjen, la, de Andacollo 448
 Viruela s. Blattern
 Viscacha 484
 Visnaga 318
 Vochi-Vochi 36
 Vögel: allgemeine Übersicht 421;
 Chiloë 49, 55; Kordillere,
 Hochebenen 212, Vorkordillere
 187, Wald und Buschregion

d. K. 193; Puna 484, 486;
Salpeterwüste 476; Villarica
101

Vóighe s. Canelo

Volksbewegung 340

Volkscharakter 252f.

Volksleben 287

Volksschulen 375, 379

Voqui 36, 82, 108

W

Waffen der Araukaner 139

Wald, Aufforstung 420

Wale 8, 16, 32

Walfisch, versteinertes 440

Walker Martinez, Carlos 305,
385, 388

Walnüsse 328

Wasserrecht 454, 500

Weberei, araukanische 129

Wein 411

Weinbau 411

Weinernte 413

Weinsorten 412

Westenhöffer 336

Wildkatzen 53, 56

Williams, Juan 12

Winde 335

Wollmaus 435

Wunibald, Kapuzinerfrater 87

Würmer 432

Wüste, Canchones 484; Decke
473; Grundwasser 484; Klima
482; Landschaftsbild 473, 476;

Luftspiegelung 483; Pflanzen-
leben 474, 484; Salpeterindu-
strie 476; Tierwelt 476, 485.
— von Tarapacá 472

Y

Yáte 160

Yerba, la s. Mate

Yerbas locas 317

Yuncal, Berg 27

Z

Zapallar 413

Zapallo 184, 280, 328

Zarapito 49

Zarzamora 185

Zarzuella 285

Zauberer, chilotische 44

Zaubererschulen 255

Zeder s. Zypresse

Zeitungswesen u. -lesen 391, 392

Ziegenzucht 225, 435

Zierpflanzen 322, 324

Zikaden 429

Zirkus 286

Zopaipillas 184

Zorra grande s. Culpeu

— pequeña s. Chilla

Zorzal 423

— mero 213

Zucker, Konsum 184

Zuckerapfel 23

Zypressen 58, 70, 196, 219

—, der Kordillere 196, 219



1
Verf. phot.

Die Bai von Ancud.

Vorne Tiques (*Aextoxicum punctatum*), im Hintergrunde Ancud.



Verf. phot.

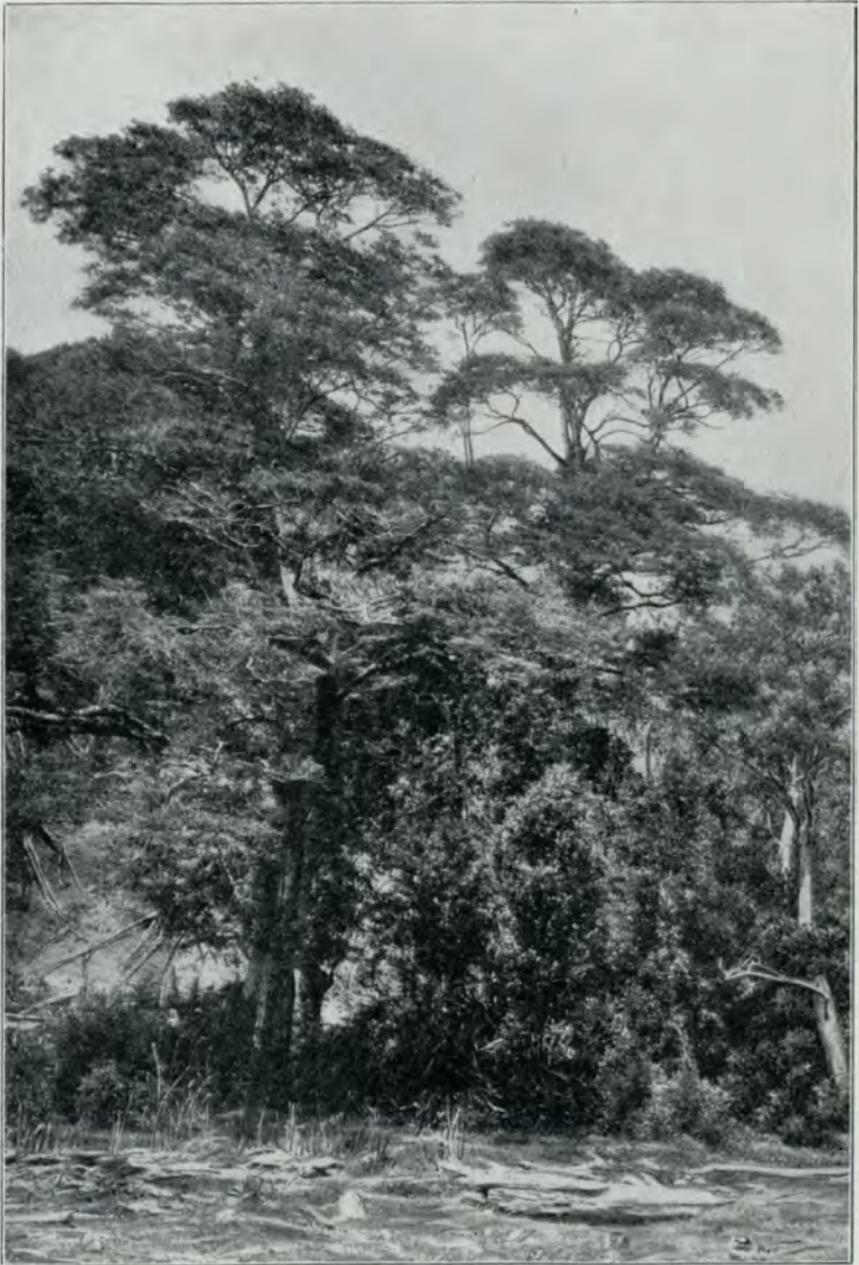
Chilotische Landschaft.

Im Vordergrund roter Fingerhut und Ratonera (*Hierobloa utriculata*).



Verf. phot.

Der Mañiu (*Saxegothea conspicua*).
Aus dem Urwald Chiloës.



Verf. phot.

Cóihues (*Nothofagus dombeyi*).
Waldrand am Pudeto.



Verf. phot.

Webende Chilotin.



Hermann phot.

Pehuén (*Araucaria imbricata*).



Verf. phot.

See und Vulkan Villarica.



Verf. phot.

Anwesen junger Kolonisten im Walde bei Viffarica.



Spencer phot.

Caupolicán mit der krummen Keule.
Standbild im Park von Lota.



Hermann phot.

Eine Mapuche-Familie.
(Die Frau mit reichem Silberschmuck.)



Hermann phot.

Auf dem Friedhof der Mapuches.



Verf. phot.

Valdivia.

Am Rio Calle-Calle. Die Anwandtersche Brauerei. (Blick auf die Insel Teja.)



Verf. phot.

La Union.
An der Plaza (Kirche und Polizei).



Verf. phot

Puerto Montt.

Blick in die Calle Varas. (Links der Gipfel des Vulkans Calbúco.)



Verf. phot. Deutsches Kolonistenidyll auf der Insel Tenglo bei Puerto Montt.



Verf. phot.

Der Maitén (*Maytenus boaria*).
Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot.

Im Tal des Teno.

Im Hintergrunde der Cerro Colorado. Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot.

Der Planchon-Gletscher.
Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot.

Stirnmoräne des Planchon-Gletschers.
Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot.

Der Vulkan Peteroa.

(In der Mitte ein Gletschertor.) Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot.

Im Tal des Rio Claro.

Blick durch Zypressen auf den Plandon. Aus der Kordillere von Curicó.

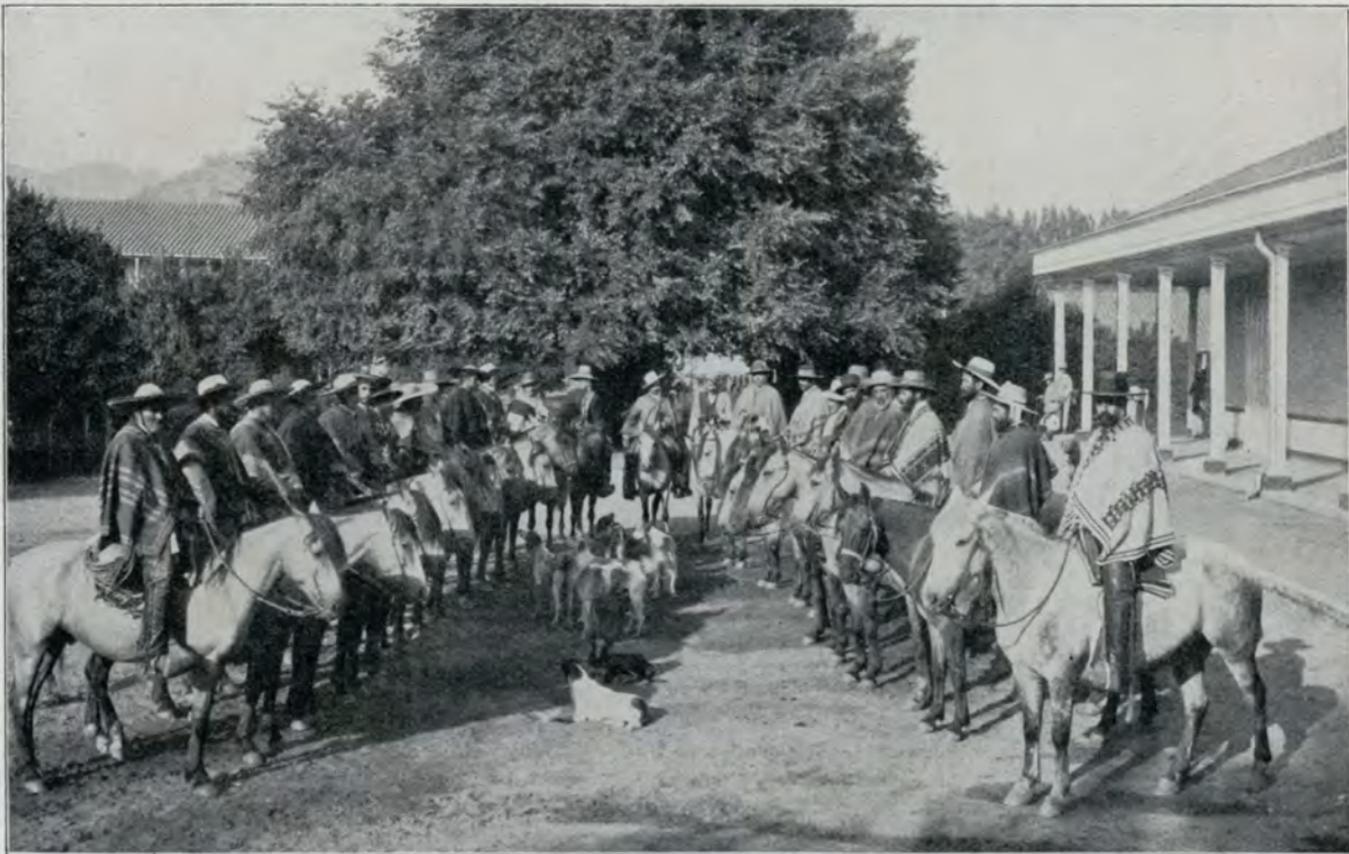


Verf. phot.

Karrenfelder im Cajon Punilla.
Aus der Kordillere von Curicó.



Verf. phot. **Die Zypresse der Kordillere** (*Libocedrus chilensis*).
Aus der Kordillere von Curicó.



Spencer phot.

Versammlung von Huásoos zum Rodéo.
Aus einer Hazienda Mitteldhiles.





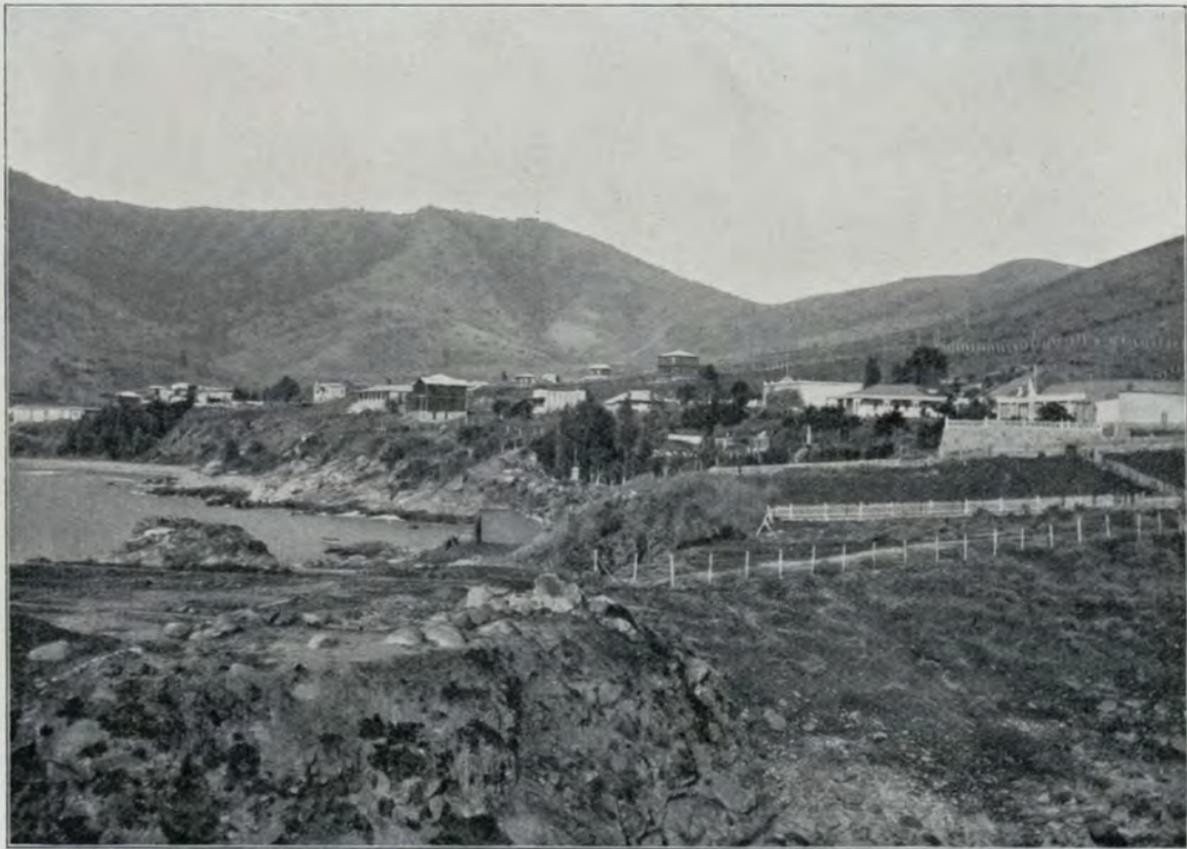
Verf. phot. nach einem bunten Bilderbogen.

La Cuéca.
Die Fonda am 18. September.



Verf. phot.

Dorfschule von Zapallar.
Kinder der Inquilinos.



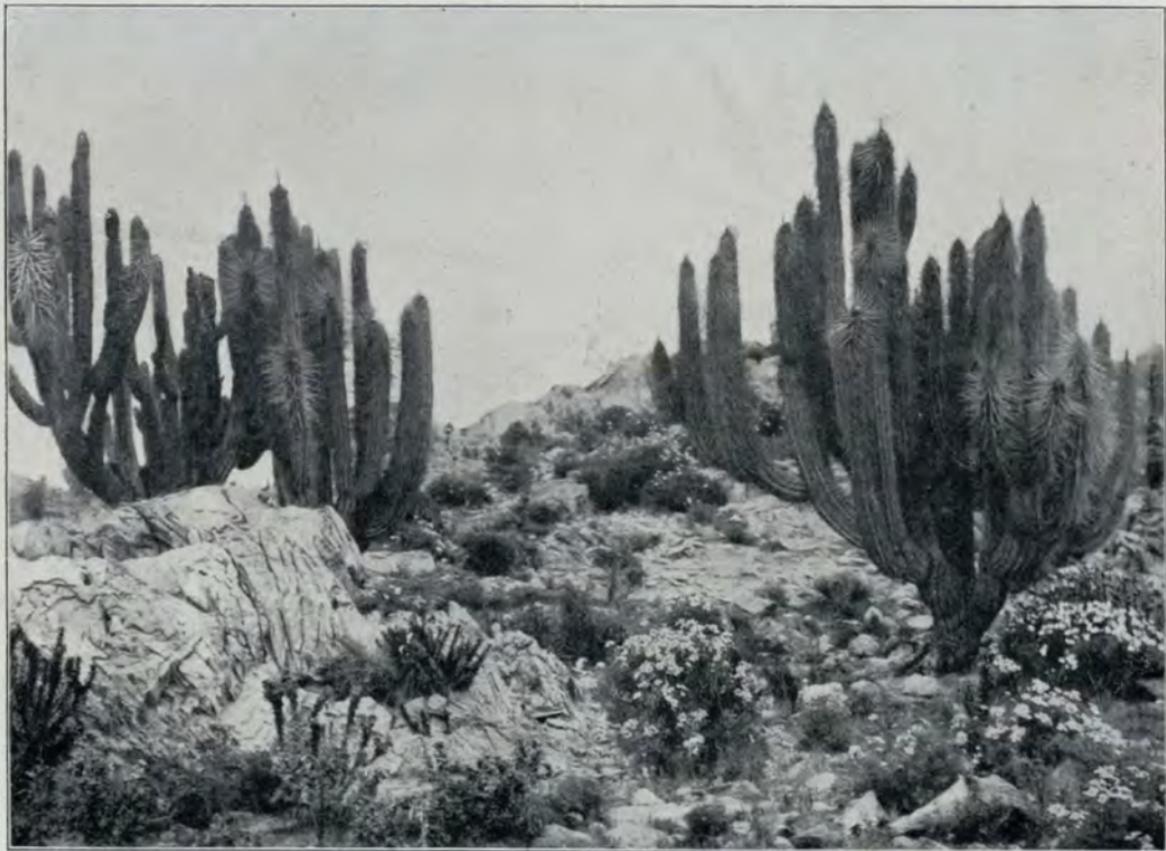
Verf. phot.

Zapallar, eine Villenkolonie am Meere.



Verf. phot.

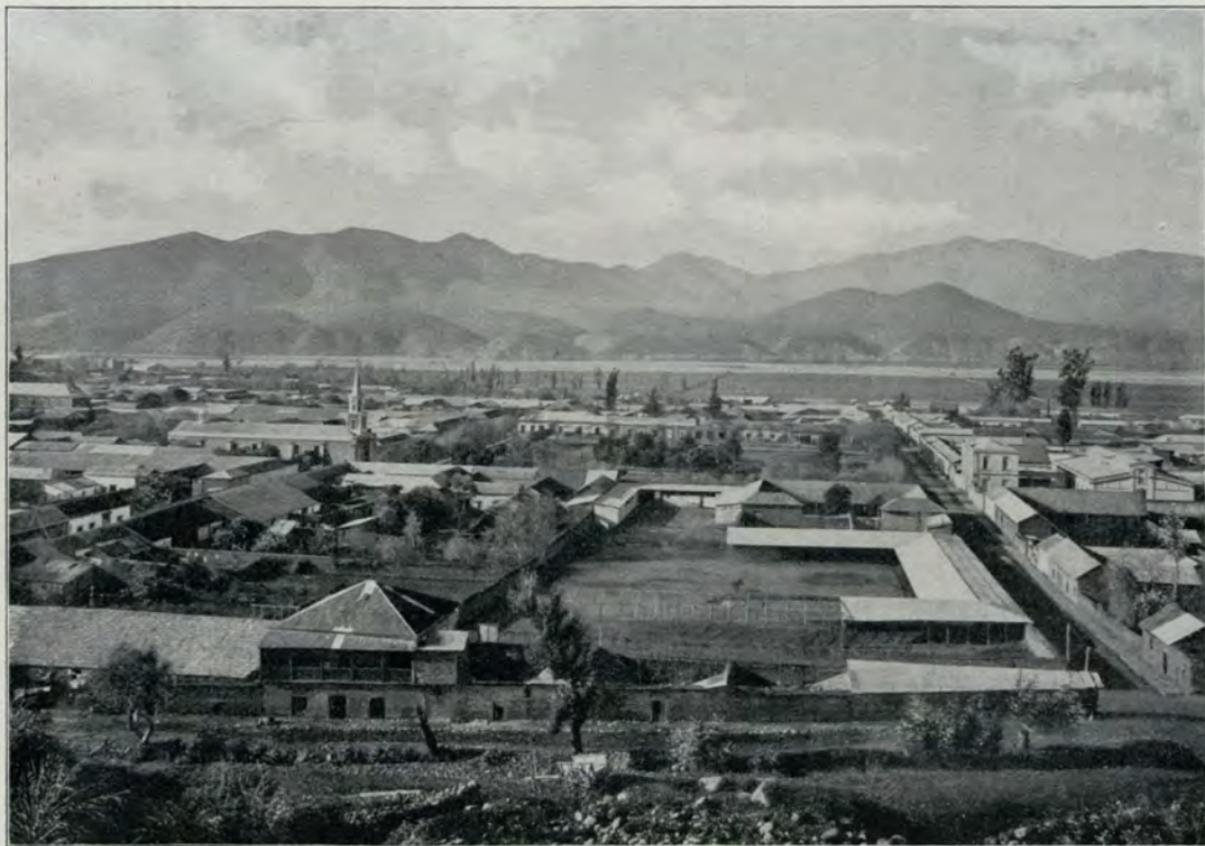
Chahuál (*Puya coarctata*)
und Quisco (*Cereus chilensis*).
Strandvegetation bei Zapallar.



Verf. phot.

Quiscos (*Cereus coquimbano*).

Am Boden *Bahia ambrosioides* und *Heliotropium stenophyllum*. Frühlingslandschaft bei Coquimbo.





Verf. phot.

Ein malerischer Winkel in Ovalle.
Vorfeststimmung zum Dieziocho.



Verf. phot.

In der Salpeterwüste Tarapacá.

Die nach Salpeter umgebrodene Umgebung der Oficina San José.



Verf. phot.

Pisagua, der nördlichste Salpeterhafen.



Verf. phot.

Ein Blick auf die Oasenstadt Tacna.

4493